

Theodor Koch-Grünberg

ZWEI JAHRE BEI DEN INDIANERN NORDWEST-BRASILIENS

VERLAG STRECKER UND SCHROEDER STUTTGART


LIVRARIA EDANEE
S. PAULO: RUA SÃO BENTO, 93
SANTOS: RUA FREI GASPAR, 39



THEODOR KOCH-GRÜNBERG

*

ZWEI JAHRE BEI DEN INDIANERN NORDWEST-BRASILIENS

Viertes und fünftes Tausend



1 9 2 3

STRECKER UND SCHRÖDER
VERLAG IN STUTTGART

Dieses Buch wurde gedruckt bei Strecker und Schröder in Stuttgart / Die Einbandzeichnung ist von Hermann Blank / Die übrigen Zeichnungen sind von Hanns Anker, Hermann Dengler, Wilhelm von den Steinen, dem Verfasser und den Indianern

ZWEI JAHRE BEI DEN INDIANERN
NORDWEST-BRASILIENS



Meiner Frau



Vorwort

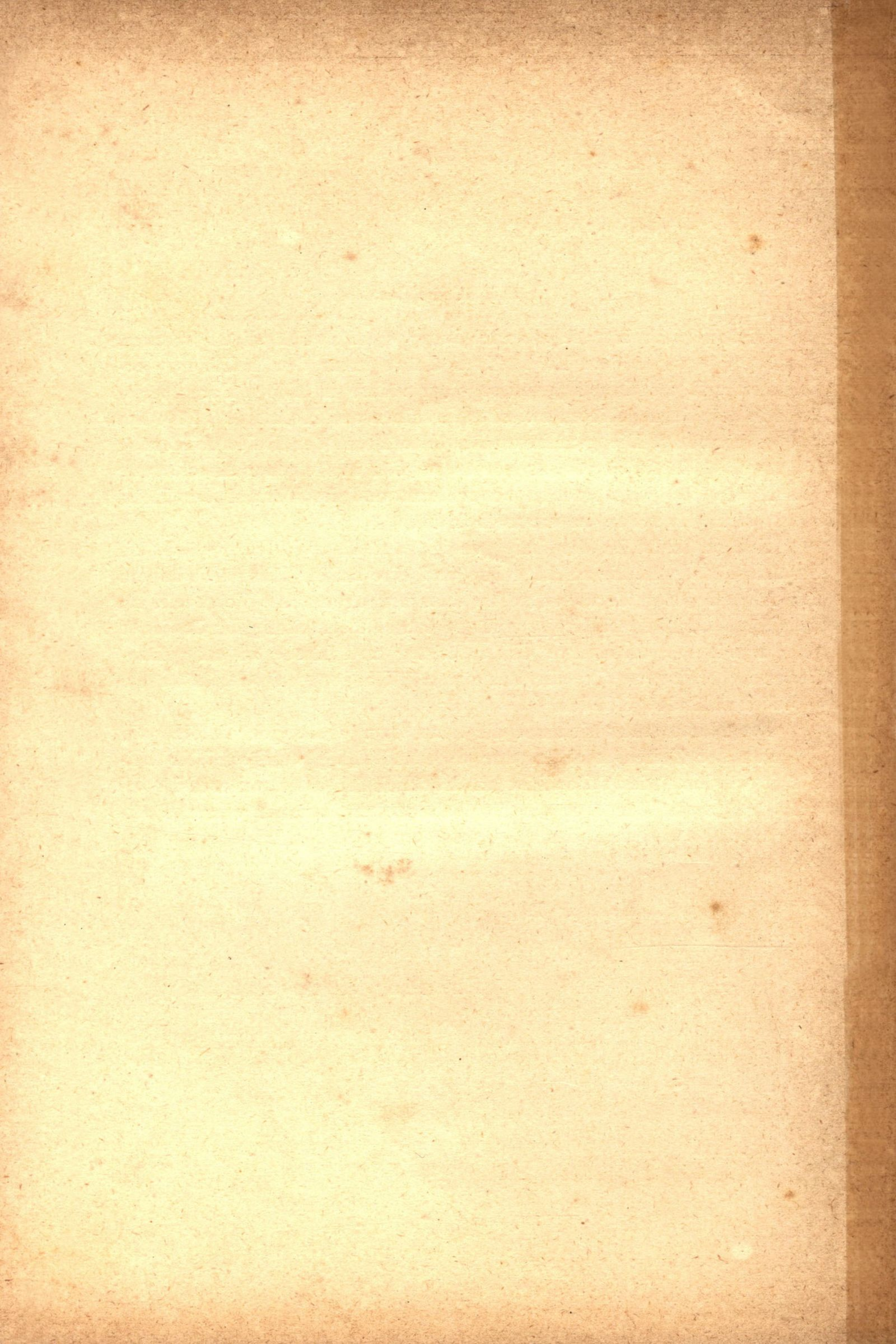
Dieses Buch ist die Überarbeitung eines zweibändigen Werkes, das 1909/10 unter dem Titel „Zwei Jahre unter den Indianern“ erschienen und die Hauptergebnisse einer völkerkundlichen Forschungsreise in den Grenzgebieten zwischen Brasilien und Kolumbien, 1903 bis 1905, behandelt. Die gemeinverständliche Form der Reiseschilderung ist gewählt, damit der Leser gewissermaßen aus eigener Anschauung das Leben der Eingeborenen kennenlernt und im Verlauf der Reise selbst seine Erfahrungen sammeln kann.

Nur zu leicht ist der Laie geneigt, auf die „Wilden“ verächtlich herabzusehen, weil sie nackt gehen und eine andere Hautfarbe haben. Die folgenden Schilderungen sollen dazu beitragen, diese Vorurteile zu beseitigen und weitere Kreise einer gerechten Beurteilung der Indianer näherzubringen. Ohne ihre Unterstützung und Treue in oft gefährlichen Lebenslagen wäre die Reise unmöglich gewesen oder hätte ein plötzliches Ende gefunden.

Die Karte stützt sich auf die neuesten Forschungen. Infolge der Ungunst der Zeiten konnten nur verhältnismäßig wenige Bilder beigefügt werden. Dieses Buch ist ausdrücklich für einen weiteren Leserkreis bestimmt. Wer über die hier behandelten Indianer wissenschaftlich arbeiten will, muß deshalb zur ersten reich illustrierten Auflage greifen.

Stuttgart, Februar 1921.

Theodor Koch-Grünberg



Inhaltsverzeichnis

Kapitel		Seite
	Vorwort	VII
	Verzeichnis der Tafeln, Textabbildungen und Karte	IX
I	Auf dem Rio Negro bis Trindade	1
II	Durch die Stromschnellen des Rio Negro	12
III	Bei den Baniwa-Stämmen am Rio Issana	19
IV	Zu den Huhuteni- und Siusi-Indianern	30
V	In Cururu-cuara	38
VI	Tanzfest in Ätiaru	52
VII	Jagdwaffen und Jagd am Aiary	58
VIII	Die Kaua-Indianer und ihre Maskentänze	67
IX	Über Land zum Caiary-Uaupes	88
X	Krankheit, Tod, Begräbnis, Hochzeit bei den Siusi-Indianern	97
XI	Zurück nach São Felippe	123
XII	Auf dem Rio Curicuriary	135
XIII	Bei den Tukano- und Desana-Indianern	154
XIV	Bei den Tuyuka- und Bara-Indianern	195
XV	An der Pary-Cachoeira und zurück nach São Felippe	215
XVI	Bis Yauareté	226
XVII	Fischfang und Fischereigerät	243
XVIII	Es gibt keine Hölle für die Cachoeirafahrer	258
XIX	Ins Quellgebiet des Caiary-Uaupes. Die Umaua	273
XX	Die Kobeua-Indianer und ihre Maskentänze	298
XXI	Feldbau und Industrie	333
	1. Anbau und Verarbeitung der Maniok	333
	2. Flechten und Weben	338
	3. Töpferei	344
	4. Hausschmuck	349
XXII	Zum Rio Negro und nach São Felippe	352
XXIII	Nochmals ins Quellgebiet des Tiquié	360
XXIV	Bei den Indianern am Rio Apaporis	368
XXV	Zum Amazonenstrom und heimwärts	396
	Erklärung fremder Ausdrücke	406
	Namen- und Sachregister	407

Verzeichnis der Tafeln, Textabbildungen und Karte

Tafeln

Nr.		Seite
I	Weihnachtslager	1
II	Maloka der Kaua-Indianer. Rio Aiary	32
III	Innenraum einer Maloka	80
IV	Umzug der Maskentänzer. Rio Aiary	112

Nr.		Seite
V	Signaltrommel der Tukano-Indianer. Rio Tiquié	144
VI	Tuyuka-Indianer in vollem Tanzschmuck. Rio Tiquié	176
VII	Tukano-Indianer mit Tanzschild und Rassellanze. Rio Tiquié	208
VIII	Yurupary-Fall. Rio Caiary-Uaupes	240
IX	Hianakoto-Indianer mit Bastgürteln. Rio Macaya	288
X	1. Kobeua-Indianerin mit Säugling in der Tragbinde 2. Kobeua-Kind im Hängestühlchen. Rio Caiary-Uaupes 3. Siusi-Knaben. Rio Aiary	320
XI	Makuna-Indianer mit Giftlanzen. Yabahana-Indianer mit Blasrohr und Giftpfeilköcher. Rio Apaporis	384
XII	Maskentänzer der Opaina-Indianer. Rio Apaporis	400

Zeichnung auf der Buchdecke, Vorderseite: Maskentanz des Waldgeistes Makukö bei den Kobeua-Indianern. Rio Cuduiary; Rückseite: Wassertopf mit Bemalung. Rio Issana.

Zeichnung auf dem Titelblatt: Yurupary-Tänzer der Tuyuka-Indianer mit großer Flöte und Schmuckkamm. Unter die Hüftschnur sind Zweige mit wohlriechenden Blättern geklemmt. Rie Tiquié.

Abbildungen

Nr.		Seite
	Bodenmuster einer Tonschale. Rio Issana	XII
1	Flußdampfer auf dem Rio Negro. Bleistiftzeichnung eines Miriti-Indianers. Rio Tiquié. (Aus: Koch-Grünberg, Anfänge der Kunst im Urwald. Berlin-Stuttgart. Taf. 44, Fig. b.)	1
2	Christliche Kapelle aus der Missionszeit. Schwarze Malerei auf einem Tanzstab der Koroa-Indianer. Rio Cuduiary	11
3	Randmuster einer Tonschale. Rio Issana	12
4	Arara. Schwarze Malerei auf einem Tongefäß. Rio Issana	18
5	Tongefäße, zwei Wassertöpfe und eine Schale, mit roter Bemalung. Rio Issana. Etwa 1/9 nat. Gr.	19
6	Backherd der Katapolitani-Indianer mit Ritzmustern. Rio Issana. Etwa 1/30 nat. Gr.	29
7	Kaua-Indianer, mit Bogen und Fischpfeil schießend. Rio Aiary	30
8	Bodenmuster einer Tonschale. Rio Issana	37
9	Neubaugerüst einer Maloka (Gemeindehaus) der Indianer am Rio Aiary und Rio Caiari-Uaupes	38
10	Großer Topf für Kaschiri (berauschendes Getränk), mit Lianen umschnürt. Rio Aiary. Etwa 1/12 nat. Gr.	51
11	Tanzfest in einer Maloka. Durch den offenen Eingang des an der Vorderwand buntbemalten Hauses sieht man im Innern tanzende Indianer mit Galafederschmuck und bemaltem Oberkörper. Der vordere Tänzer trägt in der Hand einen bemalten Tanzstab, mit dem er anscheinend auf den Boden stampft. Außen rechts vom Haus erblicken wir eine Frau mit bemaltem Oberkörper, links zwei weitere Festteilnehmer, von denen der eine zum Zeichen des Beginns des Tanzes mit einem Stock wider die Hauswand schlägt. Bleistiftzeichnung eines Kobeua-Indianers. Rio Cuduiary. (Aus: Koch-Grünberg, Anfänge der Kunst, Taf. 43, Fig. a.)	52
12	Tabakpresse der Kaua-Indianer. Rio Aiary. 1/8 nat. Größe	57
13	Kaua-Indianer, mit dem Blasrohr schießend. Zwischen den Beinen hält er den Köcher. Rio Aiary	58
14	Bogen- und Pfeilhaltung bei den Indianern Nordwest-Brasiliens	66

Nr. Seite

15 Maskentänzer. Von links nach rechts: Papagei mit Tanzstock, Eule (Maskenkopf), Jaguar mit Heulrohr in Resonanztopf. Bleistiftzeichnung eines Kaua-Indianers. Rio Aiary 67
16 Handhabung des Brummkreisels. Rio Aiary. Etwa 2/5 nat. Gr. 87
17 Giftpfeile für Bogen, links der Umaua- und Kobeua-Indianer; rechts der Siusi-Indianer. Etwa 1/5 nat. Gr. 88
18 Sitzschemel vom Rio Caiary-Uaupes. Schwarze Bemalung auf rotem Grund. Etwa 1/10 nat. Gr. 96
19 Ritzzeichnung auf einer Zauberrassel der Kobeua-Indianer. Rio Caiary-Uaupes 97
20 Bodenmuster einer Tonschale. Rio Issana 122
21 Blasrohre. Links: Blasrohr und Wischstock vom Issana-Aiary; rechts: Blasrohr aus dem Yapura-Gebiet. Etwa 1/4 nat. Gr. 123
22 Felszeichnung vom Rio Aiary: Geflechtsmuster. (Aus: Koch-Grünberg, Südamerikanische Felszeichnungen. Berlin-Stuttgart 1907. Taf. 4, Fig. a.) 134
23 Taubenfalle. Links: Falle, zum Fang gespannt; rechts: Taube in der Falle. Rio Caiary-Uaupes und Rio Curicuriary 135
24 Wandmalerei an einer Tukano-Maloka. Rio Tiquié 153
25 Lappenbaum. Rio Caiary-Uaupes 154
26 Signaltrommel der Tukano-Indianer. Rio Tiquié. Etwa 1/25 nat. Gr. . . . 194
27 Yurupary-Fest bei den Tuyuka-Indianern. Die Waldfrüchte werden unter Musik eingebracht. Rio Tiquié 195
28 Schnupfgeräte der Indianer am oberen Tiquie und Rio Apaporis. 1/3 nat. Gr. 214
29 Yurupary-Tänzer der Tuyuka-Indianer mit Trompete und Schmuckkamm. Rio Tiquié 215
30 Tongefäß für den Zaubertrank Kaapi mit Kredenzkalabassen. Rio Tiquié. 1/7 nat. Gr. 225
31 Indianer betrachten Photographien. Rio Caiary-Uaupes 226
32 Tube aus Palmnuß für dunkelrote Carayuru-Farbe zur Körperbemalung. Rio Tiquié. 2/3 nat. Gr. 242
33 Fischfang. In der Mitte eine Kakuri-Falle, auf die verschiedenartige Fische zuschwimmen. Links Fischer im Kanu mit dreieckigem Silberschmuck auf der Brust, der mit künstlichem Köder einen Tucunaré angelt; rechts ein anderer Fischer im Kanu, der während des Angelns von zwei Wespen überfallen und gestochen wird. Blut rinnt herab. Entsetzt schaut er sich nach seinen Plagegeistern um und kratzt sich an dem verletzten Knie. Neben ihm steht ein Knabe im Wasser (das von dem Zeichner als selbstverständlich weggelassen ist) und wirft einen gefangenen Fisch ins Boot, während er einen anderen Fisch in der Hand hält. Am Boot hängt das Ruder mit breitem, rundem Blatt. In beiden Booten sieht man die Ruderbänke. Bleistiftzeichnung eines Kobeua-Indianers. Rio Cuduiary. (Aus: Koch-Grünberg, Anfänge der Kunst, Taf. 45.) 243
34 Fischfalle Kakuri. Links: Vorderansicht; rechts: Seitenansicht. Oberer Rio Negro und Nebenflüsse 257
35 Mehrfarbige Pfostenmalereien, Riesenschlangen, in der Desana-Maloka Matapy. Rio Caiary-Uaupes 258
36 Mehrfarbige Pfostenmalerei, Riesenschlange, in der Uanana-Maloka Caruru. Rio Caiary-Uaupes 272
37 Hianakoto-Indianer bemalen ihre Gürtelbinden 273
38 Der Verfasser, in der Hängematte sitzend. Bleistiftzeichnung eines Koroa-Indianers. Rio Cuduiary. (Aus: Koch-Grünberg, Anfänge der Kunst, Taf. 42, Fig. a I.) 297

Nr. Seite

39 Maskentanz der Aracu-Fische bei den Kobeua-Indianern. Rio Cuduiary. 298

40 Maskentänzer. Links: Schmetterling mit Trinkkalabasse, wider deren Rand er mit einem Stäbchen klopft; rechts: Waldgeist Makukö mit Blasrohr (Tanzstab), Köcher und Affenfigur. Bleistiftzeichnung eines Kobeua-Indianers. Rio Cuduiary. (Aus: Koch-Grünberg, Anfänge der Kunst, Taf. 52 Fig. a. und c.) 332

41 Randmuster einer Tonschale. Rio Issana 333

42 Großer Topf für Kaschiri. Rio Aiary. Etwa 1/12 nat. Gr. 337

43 Randmuster einer Tonschale. Rio Issana 338

44 Webstuhl zum Herstellen der dichten Hängematten. Oberer Rio Negro und Nebenflüsse 343

45 Randmuster einer Tonschale. Rio Issana 344

46 Wassertopf und Kalabasse auf Ständern. Rio Aiary und Rio Caiary-Uaupes. Etwa 1/7 nat. Gr. 348

47 Pfostenmalereien in Häusern der Uanana und Uaiana, den Torso eines Mannes mit Galafederschmuck und Körperbemalung darstellend. Die Farben sind weiß und gelb auf dunkelrotem Grunde. Rio Caiary-Uaupes. 349

48 Vogelfigur, Tauchervogel Carara, aus Maiskolben und Maisblättern; Hausschmuck. Rio Caiary-Uaupes 351

49 Felszeichnung an der Stromschnelle von Caruru. Rio Caiary-Uaupes. (Aus: Koch-Grünberg, Südamerikanische Felszeichnungen, Taf. 20, Fig. b.) 352

50 Maskentänzer, Dämonenpaar Kohäkö und Kohäko. Bleistiftzeichnung eines Kobeua-Indianers. Rio Cuduiary 359

51 Links: Häuptlingsstab mit Federschmuck. Rio Tiquié; rechts: Rassellanze der Desana-Indianer. Rio Tiquie. 1/14 nat. Gr. 360

52 Tukano-Indianer mit roter Gesichtsbemalung. Rio Tiquié 367

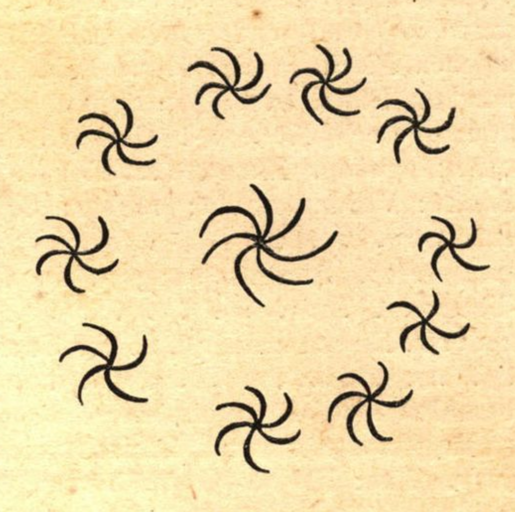
53 Maloka, Gemeindehaus, der Indianer am Rio Apaporis in Maniokpflanzung unter Pupunyapalmen 368

54 Tanzmaske, böser Dämon, der Opaina-Indianer. Rio Apaporis. Etwa 1/8 nat. Gr. 395

55 Giftlanzen der Indianer am Rio Apaporis. Etwa 1/4 nat. Gr. 396

56 Signalinstrument aus Ton mit roter Bemalung. Rio Apaporis. Etwa 1/6 nat. Gr. 405

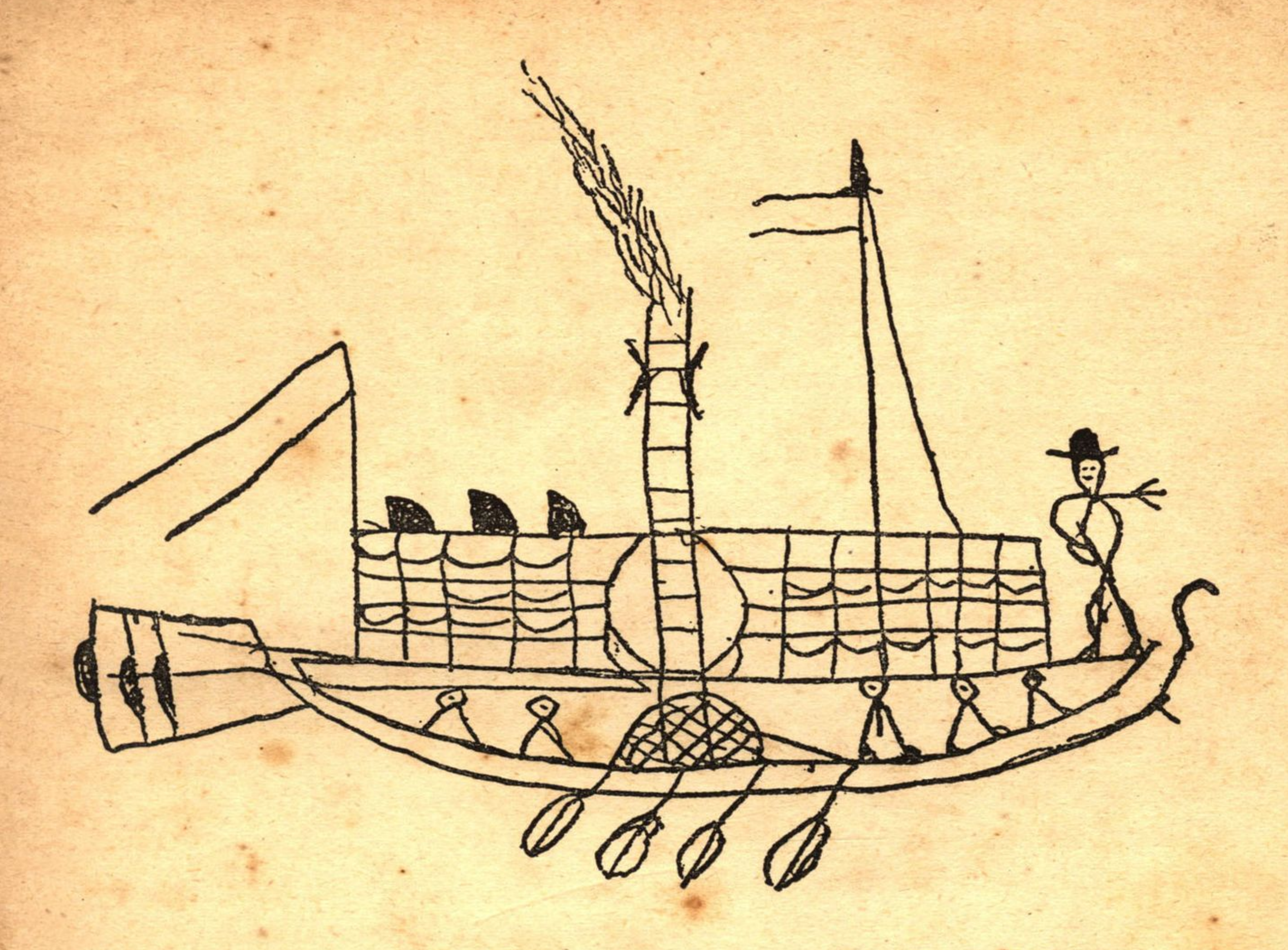
Karte: Reisewege von Theodor Koch-Grünberg in Nordwest-Brasilien 1903—1905





Weihnachtslager





Menschen sind die Menschenkinder
Aller Zeiten, aller Zonen,
Ob sie unter Birkenbüschen,
Ob sie unter Palmen wohnen.

F. W. Weber, Dreizehnlinden.

I. Kapitel

Auf dem Rio Negro bis Trindade

Einen ganzen Monat schon bin ich in Manaos, der für den Kautschukhandel bedeutendsten Stadt des inneren Amazonasgebietes. Hart an der Grenze des Unbekannten, am Rande des ewigen Urwaldes gelegen, bildet sie ein eigenartiges Gemisch von Zivilisation und Wildheit, von Großstadt und Indianerdorf.

Für den 27. Juni (1903) war die Abfahrt des Rio Negro-Dampfers festgesetzt, der mich bei dem hohen Wasserstande bis Trindade unterhalb der großen Stromschnellen bringen soll. Von einem auf den anderen Tag wird, treu der sprichwörtlichen brasilianischen „paciencia", die Reise verschoben. Endlich am 30. Juni wird es Ernst. Das Schiffchen hat die Ausfahrtsflagge aufgezogen. Um fünf Uhr abends

soll es losgehen — es wird den anderen Morgen zwischen vier und fünf Uhr.

Der Gouverneur des Staates Amazonas hat mich mit den besten Empfehlungen an alle Behörden des Rio Negro-Gebietes ausgestattet. Meine Ausrüstung habe ich in Manaos sehr vervollständigt und als Diener einen jungen Brasilianer gewonnen, Sohn deutscher Eltern, namens Otto Schmidt aus Victoria in Espiritu Santo. So sind alle Vorbedingungen erfüllt.

Unser alter Radkasten „Solimões“ gehört dem großen Handelshaus Araujo Rozas & Co. in Manaos, das den Handel im Rio Negro-Gebiet fast ausschließlich beherrscht. Er ist mit Fracht überladen und geht sehr tief, was bei seiner Altersschwäche wenig vertrauenerweckend ist. Wir Passagiere sind eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft: Eingeborene Brasilianer und Venezolaner, Spanier und Portugiesen, ein Korse und ein Syrer vom Libanon, Handelsleute vom oberen Fluß, die sich ein paar Wochen in Manaos aufgehalten haben, um Geschäfte abzuschließen und nebenbei etwas „Großstadtluft“ zu atmen. Sie führen eine Menge Waren mit sich als Lohn für die Arbeiter in der kommenden Kautschukernte. Das Oberdeck, das zugleich die I. Kajüte verkörpert, ist bei diesen kleinen Flußdampfern überdacht, aber nach den Seiten offen und dient zugleich als Speise-, Rauch- und Schlafraum. Nachts hängt hier eine Hängematte neben der andern; denn in den dumpfen Kabinen zu schlafen, ist kein Genuß. Sie sind für einige Frauen und Kinder und das Handgepäck der Passagiere bestimmt. Moskiten gibt es am Rio Negro nur wenige, und wenn man nachts auch einmal vom Regen überrascht wird, man gewöhnt sich bald daran, kriecht unter die warme Decke und schläft weiter trotz Sturm und Ungewitter. Während wir in Manaos schon mitten in der Trockenheit waren, haben wir bereits eine Tagereise flußaufwärts merkwürdigerweise eine ganz andere Jahreszeit und fast jede Nacht, häufig auch am Tage heftige Regengüsse, bisweilen echte wütende Tropenunwetter, von denen man sich in Europa keine rechte Vorstellung machen kann; ein unheimliches und zugleich großartiges Schauspiel. Die dichten Wände der Ufervegetation sind in der finsteren Nacht von ununterbrochenen Blitzen grell beleuchtet. Schmetternde Donnerschläge lassen das Schiff erzittern und finden ihren lange anhaltenden Widerhall in den Gründen des Urwaldes; dazu tobt der Sturm, und ein Regen gießt herab, den man eigentlich nicht mehr „Regen“ nach unseren zahmen Begriffen nennen kann: der Himmel bricht zusammen.

Das Essen auf unserem Dampfer ist erträglich, doch spielen „Carne secca“ (getrocknetes Salzfleisch) und geräucherter Pirarucu-Fisch in verschiedener Form der Zubereitung eine große — nach dreitägiger Fahrt die einzige — Rolle. Die Fleischtöpfe von Manaos liegen hinter uns.

Auch das „Zwischendeck“, d. h. das Hinterdeck unter uns, ist stark besetzt. Überall liegen die Leute in den kreuzweise übereinander gespannten Hängematten, auf dem Gepäck und am Boden umher, in friedlicher Nachbarschaft des Proviantochsen. Unter ihnen befindet sich ein halbes Dutzend Indianer, Baré und Baniwa vom oberen Rio Negro, Bedienstete der Kajütpassagiere. Täglich treibe ich mit ihnen Sprachstudien bis zur gegenseitigen Ermüdung, ich glaube, zum Entsetzen der meisten Passagiere, die lieber Tag und Nacht Hasard spielen.

Die Fahrt auf dem unteren Rio Negro bietet viel Abwechslung, schon wegen der zahlreichen Ansiedlungen, die teils die hellen Häuschen der wenigen weißen Anwohner zeigen, teils die braunen Palmstrohhütten der mehr oder weniger zivilisierten Indianerbevölkerung, die am ganzen Fluß überwiegt. Oft liegen wir stundenlang an kleinen Plätzen still, um Holz einzunehmen zur Heizung des Dampfkessels. Malerische Palmengruppen unterbrechen bisweilen die schöne Hochwaldvegetation der Ufer; hohe Wände aus rötlichem Sandstein wechseln mit längeren Strecken flachen Landes, die das Hochwasser überschwemmt hat. Besonders das nördliche Ufer ist niedrig und der Überschwemmung ausgesetzt, weshalb sich auch auf dem südlichen höheren Ufer fast alle Niederlassungen befinden. Ohne bemerkenswerte Strömung, wie ein riesiger See, breitet sich die dunkle Flut aus. Zahlreiche Inseln verbergen das andere Ufer. Die Tierwelt ist außerordentlich arm; wenn das Wild sich von den Ufern zurückzieht, und die Fische sich in dem überschwemmten Walde verlieren, sind die Bewohner bisweilen ernstlichen Nahrungssorgen ausgesetzt.

Am frühen Morgen des 3. Juli laufen wir Moura an, die erste größere Ortschaft seit Manaos. Im Halbdunkel unterscheiden wir einige Häuschen und Hütten, in Reih und Glied am Ufer aufmarschiert. Wir befinden uns hier an klassischer Stelle. Gegenüber mündet der westliche Arm des geheimnisvollen Rio Yauapery, des Schlupfwinkels der „Indios bravos“, der „anthropophagos“, vor denen einst sogar Manaos gezittert haben soll. Im Jahre 1875 überfielen sie plötzlich in zwölf großen Kanus die Ortschaft Moura. Sie zwangen die Bewohner, sich auf eine Insel im Strome zu flüchten, wo sie sie mehrere Tage lang belagerten und mit Pfeilen beschossen, was diese mit Kugeln aus ihren

Feuerwaffen erwiderten, bis endlich ein beherzter Mann einige Soldaten von Manaos holte, die die Indianer wieder in ihre Wälder jagten.

Bald oberhalb Moura passieren wir das Delta des Rio Branco, des größten linken Nebenflusses. Scharf hebt sich das helle Wasser des „weißen Flusses“ von dem dunkeln des Rio Negro ab und soll noch über 100 km neben diesem herfließen, ohne sich mit ihm zu vermischen.

Am 4. Juli liegen wir einige Stunden vor Barcellos, der Hauptstadt des mittleren Rio Negro. Seit 1756 — Manaos war damals noch ein unbedeutendes Indianernest — war Barcellos, das ehemalige Indianerdorf Mariua, die Hauptstadt der ganzen „Capitania Rio Negro“ und hatte mehrere tausend Einwohner. Jetzt zählt es deren kaum ein paar hundert und macht mit seinen halbverfallenen Häusern einen verwahrlosten, öden Eindruck. Die Bewohner sind bleich, hohlwangig, vom Fieber zerrüttet. Von den Beamten in Manaos geht niemand gern dorthin. Auch wir geben dem Friedhof unseren Tribut, einen Baréindianer, der auf der Reise im Zwischendeck gestorben ist. Zwei Kameraden tragen ihn in der Hängematte zur letzten Ruhestätte, die anderen folgen im Gänsemarsch. Schon dreimal hat der Dampfer getutet, und keiner der Leidtragenden kommt zurück. Schließlich muß der Kapitän sie durch Matrosen auf dem Gottesacker zusammenlesen lassen. Sie haben zuviel auf die Auferstehung des Toten getrunken.

Barcellos liegt am Beginn eines riesigen Flußbeckens, dessen größte Breite 5 bis 6 Legoas, etwa 35 000 m, betragen soll. Der Rio Negro ist hier bedeutend breiter als der Amazonenstrom unter demselben Längengrade. Nur wenige Inseln durchsetzen den Fluß. Das südliche Ufer erhebt sich in steilen Granitwänden.

Am Nachmittag des 6. Juli kommen wir in Santa Izabel an, dem für den Handel des oberen Stromes wichtigsten Punkte des Rio Negro. Der Ort besteht aus wenigen mit Wellblech gedeckten Häuschen und einigen Indianerhütten, die, zerstreut und halb im Waldesgrün versteckt, auf dem südlichen Ufer und auf einer fast baumlosen Insel liegen. Im Hafen sehen wir neben schlanken Einbäumen einige große, plumpe Lastboote, die bisweilen 15 000 kg fassen und dazu dienen, die Waren über die bösen Stromschnellen des oberen Rio Negro zu schaffen.

In Santa Izabel herrscht fast während des ganzen Jahres zu bestimmten Zeiten ein reger Verkehr. Es ist die Endstation der Dampfer, die nur bei sehr hohem Wasserstande bis Trindade, an den Fuß der großen Stromschnellen, fahren können. Hier ist, abgesehen von den wenigen Weißen, schon alles indianisch, merkwürdig häßliche Typen. Die „Lingoa geral“ (Gemeinsprache), dieses aus dem alten

Tupi geschaffene Kunstprodukt der Missionare, das sich im Laufe der Zeit über einen großen Teil des Amazonasgebietes ausgebreitet hat, dient hier schon als unentbehrliches Verkehrsmittel.

Am anderen Morgen fahren wir weiter. Die Lastboote haben einen Teil der Fracht übernommen und werden an der Seite des Dampfers angebunden oder in das Schlepptau genommen, wo sie bei jeder Veränderung des Steuerruders weit herumschlenkern. Die Besatzung dieser Boote besteht nur aus Indianern. Einige neue Passagiere sind hinzugekommen, unter ihnen Salvador Garrido aus São Felippe, der Herr eines Lastbootes, und Ricardo Vicente Cluny, Superintendente[1] von São Gabriel, der Hauptstadt des oberen Rio Negro, an den ich offizielle Empfehlungen habe; ein günstiger Zufall.

Gleich hinter der Niederlassung braust die erste Stromschnelle Tapuru-cuara (Raupenloch), wie sie in der Lingoa geral heißt, und gibt uns einen kleinen Begriff von dem, was unser stromaufwärts harrt, aber nur einen ganz kleinen. Wir haben zu wenig Dampf und können sie nicht nehmen. Der Dampfer steht zeitweise still, obwohl wir mit aller Kraft fahren. Rechts vom Schiff ragen gewaltige Felsen aus dem schäumenden Wasser hervor. Wir geraten in Gefahr, auf sie aufgetrieben zu werden. Allseits große Aufregung und viel Geschrei, besonders auf den nachschleppenden Booten, die von der Brandung heftig hin und her geschleudert werden. Zweiundeinehalbe Stunde stehen wir so auf demselben Fleck und kommen trotz aller Anstrengung nicht weiter. Der Dampf geht aus, und unser alter Kasten gleitet zurück. Mehr Dampf wird angesetzt, ein neuer Anlauf genommen, und endlich gelingt es. Wir überwinden den toten Punkt und fahren langsam an den gefährlichen Felsen vorbei in ruhigeres Wasser.

Oberhalb Tapuru-cuara wird der Fluß viel schmäler und hat fortgesetzt starke Strömung, die sich an den vorspringenden Granitfelsen des rechten Ufers bricht und zahlreiche Strudel bildet. Wir sind in die Gebirgsregion eingetreten. Gegen Mittag kommen voraus im Westen auf dem rechten Ufer kegelförmige Berge in Sicht, eine ganze Kette, Serra de Jacami. Wir passieren die Ansiedlung Boa Vista. Ein hübsches Wohnhaus von ganz zivilisiertem Aussehen, einige bescheidenere Häuschen und Hütten, reizend unter schlanken Palmen und hohen Laubbäumen auf felsigem, sanft ansteigendem Ufer gelegen, rechtfertigen den Namen. Mit Sonnenuntergang legen wir uns angesichts des Gebirges für die Nacht an einem Baume fest, dessen

---

[1] Der „Superintendente" entspricht etwa unserem „Landrat".

Krone das Hochwasser erreicht hat. Wir haben nur einen Lotsen, der zwölf Stunden ununterbrochen Dienst tut, und die Fahrt in den engen Kanälen zwischen den Felsen, die bisweilen nur wenig unter Wasser liegen, bietet mancherlei Gefahren.

In den nächsten Tagen passieren wir mehrere kleinere Stromschnellen und nähern uns dem Curicuriary-Gebirge, das sich auf dem rechten Ufer nahe der Mündung des gleichnamigen Nebenflusses in majestätischer Massigkeit bis zu 1000 m erhebt und mit seinen kahlen, schroff abfallenden Felskuppen aus rötlichem Gestein einen herrlichen Anblick gewährt. Von diesem Gebirge erzählt man sich wunderbare Geschichten. Auf dem Gipfel des höchsten Berges breite sich ein großer See aus, und auf ihm sei ein steinernes Boot aus uralter Zeit. An einer anderen Stelle finde man ein hohes Steintor und dahinter Felsen in Gestalt von allen möglichen Tieren. Indianerlügen und Übertreibungen, die „Lust zu fabulieren“, die gerade in dieser Tropenwelt die üppigsten Blüten zeitigt. Vor einigen Jahren habe eine schwache Erderschütterung stattgefunden, und ein Teil des Gebirges sei abgestürzt.

In den dortigen Wäldern streifen zahlreiche wilde Maku, die teilweise noch in der Steinzeit leben sollen. Bisweilen erscheinen sie am Ufer des Rio Negro, um europäische Kleinigkeiten gegen Jagdbeute einzutauschen.

Kurz oberhalb der Mündung des Curicuriary liegt die Niederlassung Trindade, unser vorläufiges Reiseziel, wo wir am 10. Juli ankommen. Sie ist das Besitztum des Portugiesen José Antonio dos Reis, der am ganzen Rio Negro unter seinem Spitznamen Salabardot bekannt ist, und besteht aus einem halben Dutzend Häuschen und Indianerhütten und einer Kapelle, die einzustürzen droht. Die Ameisen haben sie untergraben. Hinter der Ansiedlung erstreckt sich bis zum Urwald eine künstliche Savanne, auf der zahlreiches Vieh weidet. Die Vegetation darauf sieht ganz europäisch aus, rote Malven und blaue Blümchen, ähnlich unserer „Männertreu“. Und doch ist es anders. Die Luft, die Beleuchtung stimmt nicht dazu, und das frische Grün unserer Fluren fehlt.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, die wir jedoch auch in Europa beobachten können, daß an Stellen, wo der Wald abgerodet wird, sofort eine ganz andere, sich stets gleichbleibende Vegetation emporschießt, deren Samen bis dahin im Boden schlummerten. Charakteristisch für derartige Grasflächen, aber weniger erfreulich sind unzählige, winzig kleine rote Milben, deren Stich höchst unangenehm juckende Pusteln hervorruft.

Eine Landungsbrücke führt zum Fluß. Daneben steht ein etwas primitives Lagerhaus. Das Ufer wimmelt von Indianern, der Hafen von Lastbooten und Kanus, die auf den Dampfer warten, der ihre Herren und die Waren bringen soll. Zu meiner Freude treffe ich hier einen halben Landsmann, einen Engländer deutscher Abkunft, Alfred Stockman, der über den Casiquiare zum Orinoco fahren will, um die dortigen Wälder auf Kautschuk zu untersuchen. — Während der nächsten vier Wochen teilen wir als gute Kameraden Freud und Leid der Reise.

Hier entwickelt sich sofort eine fieberhafte Tätigkeit. Die Waren werden aus dem Dampfer auf die Boote übergeladen. Eine Unmenge Rum ist dabei, dieser würdige Helfershelfer der sogenannten Zivilisation. Es ist erstaunlich, welche schweren Lasten diese Indianer, wohlgebaute, sehr muskulöse, wenn auch durchschnittlich kleine Leute, auf dem bloßen Rücken schleppen können. Auch wir bringen unser Gepäck einstweilen in einem der Häuser unter bis zur Ankunft des Bootes, das uns der Superintendente von São Gabriel versprochen hat.

Nach zwei Tagen fährt der Dampfer nach Manaos zurück, und wir nehmen damit für längere Zeit gewissermaßen Abschied von der zivilisierten Welt. Nachmittags setzen sich auch die plumpen Lastboote, von den kräftigen Indianergestalten taktmäßig gerudert, stromaufwärts in Bewegung. Meine Freunde haben mich noch wiederholt eingeladen, sie auf ihren Besitzungen zu besuchen, und mir jede Hilfe zugesichert.

Diese Lastboote haben je nach ihrer Größe zehn bis sechzehn Ruderer, die, auf einem erhöhten Verdeck am Bug stehend, das Fahrzeug an ruhigeren Stellen mit langstieligen Paddelrudern fortbewegen. Das Heck bedeckt die mehrere Meter lange Tolda, ein aus Latten und mehreren Lagen Palmblätter festgefügtes Sonnendach. Am äußersten Ende des Bootes, das Querholz des mächtigen Steuerruders mit fester Hand haltend, waltet der Pilot seines verantwortungsreichen Amtes, der Tüchtigste der Mannschaft, der jeden Stein in den oft sehr engen Kanälen der Stromschnellen kennen muß, und von dessen Können und Kaltblütigkeit häufig das Leben aller Insassen abhängt.

Bei stärkerer Strömung wird das Fahrzeug mit Haken am Ufergebüsch weitergezogen und mit gabelförmig auslaufenden Stangen fortgestoßen. In den Stromschnellen aber dient vor allem die Espia, ein armdickes, etwa 50 m langes Tau, das aus den sehr widerstandsfähigen Fasern der Piassabapalme (Attalea funifera Mart.) geflochten ist. Die Herstellung solcher Taue, die sich zu diesem Dienst besonders eignen, da sie auf dem Wasser schwimmen und nicht faulen, bildet einen einträglichen Erwerbs-

zweig der zahmen Indianer des oberen Rio Negro. Auch Besen werden aus diesen Fasern gemacht. In den Stromschnellen fährt die Bedienungsmannschaft der Espia im leichten Kanu voraus, schlingt das Tau fest um einen Uferbaum und kehrt mit dem anderen Ende zum Lastboot zurück. Die Ruderer des Bootes holen nun das Tau ein und ziehen so das Fahrzeug stromaufwärts. Das Kanu ist währenddessen an der Seite des Lastbootes befestigt und nimmt das Tau auf, das sorgfältig in regelmäßigen Windungen aufgeschichtet wird, damit es sich nicht verwirrt. Oben angekommen, wiederholt sich dieselbe Sache. Bisweilen werden vier bis fünf solcher Taue zusammengebunden. In den größeren Stromschnellen, besonders an Abstürzen, wird das Lastboot entladen und mit großer Mühe und Zeitverlust vorsichtig weiterbugsiert und über die Felsen geschoben, wobei man noch von Glück sagen kann, wenn das Fahrzeug nicht von den heftigen Wogen wider die zackigen Klippen geschleudert wird und zerschellt. Daher kommt es, daß eine solche Reise nur sehr langsam vonstatten geht, und daß man z. B. zum Durchfahren der Stromschnellen des Rio Negro flußaufwärts eine Woche braucht, während man dieselbe Strecke bei der Talfahrt in einem Tage zurücklegt.

Die Wartezeit bis zur Ankunft unseres Bootes wird mit Studien an den zahlreichen Indianern ausgefüllt. In Jucaby, einer kleinen Ansiedlung nahe der Mündung des Curicuriary, wohin ich am 14. Juli einen Abstecher im Kanu mache, lerne ich auch die Sprache der Maku kennen. Der Besitzer des Platzes unterhält mit diesen Waldnomaden einen freundschaftlichen Verkehr und zieht sie vielfach zu der Arbeit in seinen Kautschukwäldern heran, läßt sie Piassaba-Fasern holen, die am Curicuriary häufig vorkommen, oder beschäftigt sie als Jäger oder Fischer. Man stellt mir einen kleinen alten Kerl vor, gerade keine Schönheit seines Geschlechts, mit verkniffenem Gesicht, auffallend dicken Stirnwülsten, schief gestellten, schielenden Augen und struppigem Haar. Er ist nur 1,52 m hoch und hat sehr dunkle Hautfarbe. Schon an den ersten Wörtern, die ich abfrage, erkenne ich zu meiner Freude, daß ich es mit einer ganz neuen Sprache zu tun habe, und zwar nicht mit irgendeinem unbekannten Dialekt einer der großen Sprachgruppen, sondern mit einem Idiom, das nirgends in Südamerika eine Verwandtschaft hat. Die Sprache weist eine Menge nasaler und gutturaler Laute auf und ist sehr undeutlich, besonders in den Wortendungen. Die Wörter werden zum Teil, wohl infolge der vielen konsonantischen Endungen, kurz abgehackt gesprochen, bald scheu hervorgestoßen, bald zögernd verhalten, tierisch, wie das ganze Wesen dieser niedrigstehenden Waldbewohner ist. Nur

bei scharfem Hinhören und mehrmaliger Wiederholung kann ich die merkwürdigen Laute festhalten. Über die Lebensverhältnisse dieser Maku erfahre ich von dem Indianer selbst, der auch die Lingoa geral spricht, und von den Ansiedlern manche interessanten Einzelheiten. Man faßt unter dem Namen „Maku“ eine Menge Horden zusammen, die das rechte Ufer des Rio Negro in einer Ausdehnung von fünf Längengraden besetzt halten und verschiedene Dialekte sprechen. Unstet und flüchtig, ohne feste Wohnsitze, streift der Maku durch die Wälder, verachtet und verfolgt von dem höherstehenden Nachbar, dem er als Sklave in Haus- und Feldarbeit dienen muß, und von dem er bisweilen für europäische Waren an die Weißen verhandelt wird. Ein Makujunge gilt eine einläufige Vorderladeflinte und weniger. So kommt es, daß man in fast allen Ansiedlungen des oberen Rio Negro Makusklaven antrifft, die wegen ihrer angeborenen Intelligenz und ihrer ausgezeichneten Jägereigenschaften sehr geschätzt sind. Ihr falsches, lügnerisches Wesen, ihr diebischer Sinn und ihr Hang zur Trunksucht sind freilich die Kehrseiten der Medaille. Die wilden Maku führen Bogen mit verschiedenen Arten Pfeile, darunter Giftpfeile mit Spitzen aus hartem Palmholz, Blasrohre mit Giftpfeilchen und Keulen; die Stämme des Innern sollen noch Steinbeile im Gebrauch haben. Das Kanu kennen sie nicht, sondern passieren die Flüsse schwimmend oder durch Untiefen watend.

Am 19. Juli kommt endlich das Boot, das mir der Superintendente von São Gabriel geschickt hat, aber in der Nacht löst es sich auf geheimnisvolle Weise vom Ufer und treibt mit der starken Strömung weit flußabwärts. Erst nach drei Tagen wird es zurückgebracht. So muß ich auch noch die „festa da trindade“, das „Fest der Dreifaltigkeit“, über mich ergehen lassen, das eine Menge Indianer und Mischlinge von nah und fern in Trindade vereinigt. Trotz des fadenscheinigen christlichen Mäntelchens, trotz Heiligenbilder und im höchsten Diskant schreiend vorgetragener Lobgesänge ist es ein echt heidnisches Fest. Denn am Rio Negro gibt es zwar viele Kapellen, aber keinen einzigen Priester, und so feiert das „christliche“ Volk die Heiligenfeste nach seinem Geschmack, d. h. mit ausgiebigem Lärm und Strömen von Schnaps.

Salabardot, der Gastgeber, der „imperador da festa“, weilt zur Zeit in seiner Heimat Portugal, aber seine energische Gattin, eine Mestizin, Donna Antonia, macht vortrefflich die Honneurs und kommandiert die Leute mit Stentorstimme, so daß der „juiz do mastro“, der eigentliche Festordner und Zeremonienmeister, ein harmloser, zer-

lumpter Indianer, neben ihr nur eine klägliche Rolle spielt. Der „juiz do mastro“ hat die Vorbereitungen zum Fest zu besorgen und die Masten aufzurichten, an deren Spitzen Bananen und Orangen als Geschenke gehängt werden; daher auch sein Name. Die ganze Komödie dauert acht Tage und kostet den Gastgeber einige tausend Mark. Alle Tage finden Prozessionen statt mit wehenden Fahnen, auf die geschmacklose Heiligenbilder gemalt sind, unter dem Lärm der Trommeln und Flöten und anderer Radauinstrumente. In helle Festgewänder gekleidete braune Schönen tragen die kleinen Heiligenfiguren. Unaufhörlich knattern Freudenschüsse und zischen Raketen im Sonnenschein.

Am Abend des 22. Juli erstrahlt ganz Trindade in feenhafter Beleuchtung. Alle Wege sind illuminiert. Da die Lampen nicht ausreichen, tun auch mit Petroleum gefüllte halbe Orangenschalen gute Dienste. Wir sind von Donna Antonia zu Tisch gebeten. Nachdem alle Gäste, sämtliche Diener und Dienerinnen und alle Ruderknechte der im Hafen liegenden Boote mit Kaffee, Tee, Marmelade, süßem Gebäck und dünnen Maniokfladen reichlich bewirtet sind, schreitet man zum Tanz, der in einer großen überdeckten Halle am Hause stattfindet. Walzer wechselt mit Polka und Galopp nach den Klängen einer Ziehharmonika. Man unterhält sich anscheinend gut, wenn auch die Konversation zwischen Tänzer und Tänzerin gleich Null ist. Vielleicht ist man noch nicht recht aufgetaut und fühlt Scheu vor den Fremden. Zwischendurch werden Zigaretten und ausgezeichneter Portwein gereicht, viel besserer, als ich seinerzeit in Oporto für schweres Geld getrunken habe. Erst als einheimische Tänze an die Reihe kommen, werden die braunen Leutchen lebhafter. So tanzen sie eine originelle „Ronda“. Zunächst machen zwei Trommler und Vortänzer einen Rundgang, trommelnd und eintönig singend. Immer mehr Teilnehmer schließen sich ihnen im Gänsemarsch an, Männer und Weiber, erstere als Begleitung taktmäßig in die Hände klatschend, bis alle Tänzer zuletzt einen großen Kreis bilden. Zuweilen machen die Trommler beim raschen Vorwärtsschreiten eine Linkswendung nach der Mitte zu, der alle folgen. Auf ein Zeichen der Trommler stellen sich alle mit dem Gesicht nach der Mitte hin auf, und nun beginnen die Einzeltänze. Zwei Tänzer treten in den Kreis, tanzen eine Zeitlang durch den Saal voreinander hin und her, während die anderen im Takt dazu trommeln, klatschen und singen. Darauf fassen sie sich, einander zugewendet, mit dem gekrümmten rechten Fuß und versuchen, auf dem linken Beine hüpfend, sich zu drehen. Manche machen ihre Sache schlecht und werden ausgelacht. Die Weiber tanzen nur zu zweien in hüpfenden und drehenden Bewegungen in der Mitte

des Kreises herum. Währenddessen krachen draußen unaufhörlich eine kleine Messingkanone und Flinten, die fast bis zur Mündung geladen sind. Alle diese Tänze haben nur wenig Indianisches und sind wahrscheinlich afrikanischen Ursprungs, ebenso wie einige der dabei verwendeten Instrumente, die Trommeln, mit Schlangenhaut überspannte Holzzylinder, und ein vielfach eingekerbtes Bambusstück, auf dem der Musiker mit einem Holzstab hin und her streicht und kratzende Geräusche hervorruft, die nur höchst unkultivierten Ohren angenehm klingen mögen.

Später gehen wir zum Volk, das in einer Strohhütte tanzt. Ein kleiner Raum, von wenigen schwelenden Öllampen düster beleuchtet; ein wüster Haufe betrunkener und mit heiseren Kehlen grölender Menschen, die in den tollsten Sprüngen tanzen und sich wie die leibhaftigen Teufel gebärden. An den Wänden sitzen halbnackte braune Weiber mit nackten Kinderchen, die zum Teil noch an der Brust liegen und so den Schnaps mit der Muttermilch einsaugen. Dazu der dumpfe Lärm der Trommeln, der Staub, den die Tänzer aufwirbeln, der Qualm der unvermeidlichen Zigaretten, der scharfe Geruch von den Ausdünstungen der vielen Menschen, das Ganze durchtränkt vom Duft des Rums — — —. Ein Bild voll Häßlichkeit und düsterer Romantik. — Wir sind froh, als wir wieder draußen die frische Nachtluft atmen. Noch lange können wir vor dem Lärm nicht zur Ruhe kommen. Hexensabbat überall! Segnungen der Zivilisation!





II. Kapitel

Durch die Stromschnellen des Rio Negro

Am nächsten Morgen fahren wir ab. Mit Mühe passieren wir die ersten Stromschnellen, aber bereits am 25. Juli müssen wir oberhalb Camanaos, einer kleinen Ortschaft auf dem linken Ufer, das Boot mit unserem gesamten Gepäck verlassen, da es ein starkes Leck hat. Vierzehn lange Tage liegen wir hier fest, unter einem elenden, nach allen Seiten offenen Indianerschuppen, der gegen die jeden Tag und fast jede Nacht niedergehenden schweren Wetter mit Sturm nur ganz ungenügenden Schutz gewährt. Der Führer des nach São Gabriel zurückgesandten, lecken Bootes, der uns in wenigen Tagen mit einem besseren Boot abholen wollte, hält sein Versprechen nicht, so daß wir gezwungen sind, uns an den Subprefeito (Polizeipräfekt) unterhalb Camanaos zu wenden. Meine offiziellen Empfehlungen verschaffen uns nach einigen Weitläufigkeiten ein Fahrzeug mit der nötigen Mannschaft.

Am 8. August geht es weiter, über eine Reihe schlimmer Stromschnellen, die je nach dem Wasserstande einen sehr gefährlichen oder ganz harmlosen Charakter haben. Malerisches Felsengewirr zeichnet die Cachoeira das Furnas aus. Auf ihrem schroff abfallenden Ufer bilden übereinandergetürmte Felsblöcke eine tiefe Grotte (furna), die dem Platz den Namen gegeben hat. Nicht weit davon ruht ein riesiger Felsen mit seinem spitzen Ende auf einem anderen, hart an der Grenze der Möglichkeit, wie ein gewaltiger Pilz; ein beängstigender Anblick. Zwei Tage später kommen wir in São Gabriel an, wo wir drei Wochen vorher hätten sein müssen.

São Gabriel, die „Hauptstadt" des oberen Rio Negro, ist heute ein erbärmliches Nest, fast ohne Einwohner. Die Häuser sind zum großen Teil verlassen und liegen in Ruinen. Die einzige Straße ist dicht mit Gras und Unkraut bewachsen, mit Kothaufen bedeckt, ein Tummelplatz des lieben Viehes. Der felsige Boden trägt nur eine dünne Humusschicht und ist wenig fruchtbar, höchstens als Viehweide zu benutzen. Etwas Rindvieh wird gehalten, ein paar magere Schweine, die nachts in den Häuserruinen ihren Unterschlupf finden. Die wenigen Bewohner des Städtchens haben selbst nichts zu essen. Dort herrscht

das umgekehrte Verhältnis als gewöhnlich: die Einwohnerschaft nährt nicht die Durchreisenden, sondern wartet, bis diese ihr Lebensmittel bringen. Doch — São Gabriel ist der Sitz der Regierung, des Superintendenten mit einer Leibwache von fünf Polizeisoldaten, die in einem halbverfallenen Hause, das den stolzen Namen „Quartel“ (Kaserne) führt, tatenlos ihre Tage verbringen.

Die Umgebung des Städtchens ist reizvoll: dicht dabei erhebt sich eine steile Anhöhe, eigentlich ein einziger riesiger Felsblock, der von den Ruinen einer Festung aus alter, besserer Zeit gekrönt ist. Die wie das Innere von üppiger Vegetation überwucherten Umfassungsmauern sind in unregelmäßigem Fünfeck angelegt und noch bis zu den Schießscharten wohl erhalten. Im Innenraum, vom Gestrüpp halb versteckt, liegen an mehreren Stellen alte, plumpe, eiserne Kanonenrohre, vom Rost zerfressen und zerbrochen, die anscheinend aus dem Ende des siebzehnten oder Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stammen und der Grenzwacht gegen die spanischen Besitzungen flußaufwärts den nötigen Nachdruck verleihen sollten.

Die „Fortaleza“ muß früher ein militärischer Punkt erster Ordnung gewesen sein. Nach allen Seiten beherrscht sie, an einer scharfen Biegung des Flusses gelegen, weithin die Umgegend. Die Aussicht von der Höhe ist herrlich: Im Osten, jetzt in der Ferne verschleiert, erblickt man die schroffen Abfälle der Serra de Curicuriary; im Westen hebt sich das sphinxähnlich geformte Cabarygebirge scharf vom Horizont ab. Dahinter erkennt man Höhenzüge des Rio Caiary-Uaupes. Am Fuße des Felsens liegen zerstreut die hellen Häuschen des Ortes. Auf den zahlreichen Inseln im Strom lugen braune Palmstrohhütten aus frischem Grün. Stille Buchten, von malerischen Gruppen der Yauary-Palme eingefaßt, laden ein zu erfrischendem Bad. Oberhalb braust mit riesigem Wogenschwall die Cachoeira da Fortaleza, die bedeutendste und gefährlichste der Stromschnellen des Rio Negro. Dazu herrscht hier oben trotz der Hitze des Äquators eine reine, gesunde Gebirgsluft. — In allem ein herrliches Bild und, sieht man von dem verrotteten Menschenwerk ab, ein herrliches Fleckchen Erde.

Zum Stützpunkt für meine künftigen Unternehmungen kann ich diesen Platz nicht wählen. Die Arbeit in den Kautschukwäldern beginnt jetzt, und in kurzem wird das ganze Nest leer stehen. So will ich der Einladung meiner Freunde vom Dampfer folgen und zunächst Herrn Garrido in São Felippe aufsuchen. Dort werde ich, wie man mir versicherte, die weitestgehende Hilfe finden. Von dort aus hoffe ich auch am besten eine Reise zum Rio Issana unternehmen

zu können, den man mir als Sitz einer Reihe kunstfertiger Indianerstämme gerühmt hat.

In einem größeren Boot, das mir der Superintendente zur Verfügung stellt, beginnt am 18. August abermals die beschwerliche Bergfahrt. Am dritten Tag haben wir alle Stromschnellen hinter uns und machen einen kurzen Halt in São Joaquim, einem Indianerdorf an der Mündung des Caiary-Uaupes, um Ruderer zu wechseln. Auch diese Ortschaft steht unter dem Zeichen der Heiligenfeste; doch gibt es unter der Menge der Festteilnehmer keinen einzigen Betrunkenen, was nicht etwa einer ausnahmsweise nüchternen Gesinnung zu verdanken ist, sondern dem traurigen Umstande, daß die Würze des Festes, der Schnaps, ausgegangen ist, den sie nun von uns haben wollen.

Das ganze Schnellengebiet des Rio Negro, in dessen Mittelpunkt ungefähr São Gabriel liegt, besteht eigentlich aus einer fortgesetzten Stromschnelle, die von den Anwohnern nach den einzelnen Abstürzen und Felsvorsprüngen an beiden Ufern in etwa vierzig verschiedene Schnellen mit besonderen Namen geteilt wird.

Am 22. August passieren wir das Indianerdorf Santa Anna auf dem linken Ufer, eine ehemalige Mission, an die noch die ruinenhafte Kapelle erinnert. Die Bewohner sind alle beim Fest in São Joaquim. Gegen Mittag landen wir an einer langgestreckten Bank aus weißem Sand, hinter der einige helle Häuschen in einer Reihe liegen. Wir sind in São Felippe.

Dank der Intelligenz und der dreißigjährigen rastlosen Tätigkeit eines Mannes bildet São Felippe eine wohltuende Ausnahme in den verlotterten Zuständen des Rio Negro. Don Germano Garrido y Otero, ein geborener Nordspanier, führt hier ein strenges, aber gerechtes Regiment. Das ganze kleine Gemeinwesen mit seinen sauberen, freundlichen Häuschen, die von Germano und seinen beiden ältesten Söhnen mit ihren Familien bewohnt werden, glänzt von Ordnung und Wohlstand. Die vorgelagerte, riesige Sandbank, das weithin sichtbare Wahrzeichen von São Felippe, bietet in ihrer blendenden Reinheit gewissermaßen ein Sinnbild des ganzen Ortes und des Charakters seiner Bewohner. Ich werde hier auf das herzlichste aufgenommen und lerne in Don Germano einen in jeder Beziehung außergewöhnlichen Mann kennen. Er hat sich sein europäisches Wesen und Denken treu bewahrt, und das will viel heißen in diesem Lande, zumal dort an der äußersten Grenze europäischer Gesittung.

Wenn ich hier bei der Schilderung dieses besten meiner brasilianischen Freunde länger verweile, so ist es ein Herzensbedürfnis und

eine Pflicht der Dankbarkeit dem gegenüber, der an dem Gelingen meiner Reisen einen großen Anteil hat. Ich habe kaum je einen Mann in seinem Alter getroffen, der über eine so vielseitige Bildung, eine solche Spannkraft des Körpers und Geistes und jugendliche Begeisterungsfähigkeit verfügt, wie mein alter Freund. Ich habe ihn oft bewundert, wenn er nach schwerer Tagesarbeit bis spät in die Nacht hinein in lebhaftem und anregendem Gespräch aushielt. Ich muß gestehen, er brachte mich oftmals in die größte Verlegenheit, wenn er in einem Atem über das europäische Gleichgewicht, den Nobelpreis, die „gelbe Gefahr“ u. a. diskutierte, wenn er in der alten, neueren und neuesten Geschichte den besten Bescheid wußte und aus den Schlachten der Napoleonischen Kriege genau die Namen der führenden Offiziere und die Stellungen der einzelnen Armeekorps kannte. Über die Weltlage ist er wohl unterrichtet, denn er hält gute Zeitungen, wenn auch die Neuigkeiten infolge des weiten Weges erst einen Monat später nach São Felippe gelangen. Sein größter Stolz ist seine kleine Bibliothek, die nur gute Bücher der verschiedensten Wissenschaften und von Schriftstellern verschiedener Nationalität in spanischer und portugiesischer Übersetzung enthält.

Meinen Studien brachte Don Germano das größte Interesse entgegen und suchte mir stets die Wege zu ebnen. Seine unbeschränkte Gastfreundschaft, seine uneigennützige Hilfe, die nie versagte, seine wahrhaft väterliche Liebe werde ich nie vergessen. Als ich nach meinen zweijährigen Kreuz- und Querfahrten endgültig von dem prächtigen Alten Abschied nahm, da war es ein schwerer Abschied für uns beide.

Zwischen den beiden größten und volkreichsten Nebenflüssen des oberen Rio Negro, dem Caiary-Uaupes und dem Issana, und nur wenige Tagereisen von der venezolanischen Grenze, an einer geraden, ruhigen Flußstrecke hat São Felippe eine vortreffliche beherrschende Lage. Es ist die natürliche Station für die großen venezolanischen Lsatboote, die den Verkehr zwischen San Carlos und Manaos, zwischen Venezuela und Brasilien vermitteln.

Seinen Hauptverdienst aber findet das Haus Garrido, wie so viele andere, im Kautschukhandel. Während der Regenzeit, wenn der Fluß seinen hohen Stand hat und die Schiffahrt bequemer und weniger gefahrdrohend ist, schickt Don Germano allmonatlich ein Lastboot flußabwärts nach Trindade oder Sta. Izabel, um die Waren zu holen, die der Manaosdampfer auf seine Bestellung dorthin gebracht hat, und die dann in São Felippe aufgestapelt werden. Kommt die Trocken-

zeit heran, der „Sommer“, der gewöhnlich vom August bis in den Februar hinein dauert, dann rüstet man sich zur Kautschukernte. Don Germano sendet seine stattlichen Söhne aus, die teils am unteren Caiary mit halbzivilisierten Indianern selbst Kautschuk ausbeuten, teils den oberen Rio Negro bis zur venezolanischen Grenze befahren, um Kautschuk gegen europäische Waren einzutauschen. Sind mehrere tausend Kilo beisammen, so bringt sie ein großes Lastboot zum Manaosdampfer, wo sie von dem Vertreter des Hauses Araujo Rozas & Co. in Empfang genommen und nach dem jeweiligen Preis berechnet werden; eine etwas unsichere Spekulation, da der Preis für den Kautschuk beständig schwankt.

Das fortwährende Hin- und Herfahren in den großen Ruderbooten und die Ausbeutung der Kautschukwälder erfordern natürlich das ganze Jahr hindurch eine Menge Arbeitskräfte, die für São Felippe in erster Linie der untere Issana stellt. Die dortigen Indianer stehen, ebenso wie ein guter Teil der Indianer des unteren Caiary, zum Hause Garrido in einer Art von Schuldsklavenverhältnis, das am ganzen Rio Negro von den weißen Grundbesitzern und Händlern gegenüber den Eingeborenen angewendet wird.

Der Weiße liefert dem Indianer so viele Waren, wie er haben will, auf Vorschuß und berechnet sie je nach seiner Ehrlichkeit mit entsprechend hohen Preisen. Der Schuldner muß nun die oft sehr großen Summen abarbeiten, entweder durch Lieferung von Maniokgrütze und anderen Landesprodukten oder durch Arbeit in den Kautschukwäldern. Bisweilen wird er auch monatelang in der nächsten Umgebung des Herrn als Jäger oder Fischer verwendet. Bei der Abrechnung wird es stets so eingerichtet, daß der Indianer nicht aus der Schuld herauskommt. Selbst wenn er seine ganze Schuld getilgt hat, erhält er wieder so viele neue Waren auf Vorschuß, daß er immer in Abhängigkeit bleibt. Dieses System der Schuldsklaverei ist im höchsten Maße unmoralisch. Gewissenlose Händler und Ansiedler machen es sich häufig zunutze und beuten die armen Indianer in unverantwortlicher Weise aus.

Don Germano sucht mit aller Macht diesem Unwesen zu steuern und die Indianer vor ihren Ausbeutern zu schützen. Sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn zeigt sich gerade in seiner Stellung zu seinen zahlreichen Untergebenen. Er behandelt seine Indianer mit patriarchalischer Strenge, aber doch mit Güte, wie ein Vater seine Kinder. Die Indianer wissen, daß sie von ihm nie mißbraucht oder übervorteilt werden. Sie wissen, daß er ihr Freund ist, und suchen bei ihm Schutz vor den Übergriffen anderer.



Maloka der Kaua-Indianer. Rio Aiary



Die Abhängigkeit der Indianer von einzelnen großen Herren kann für den Reisenden eine Kette von Verzögerungen werden. Auch für viel Geld und gute Worte kann man oft am Rio Negro keine Boote und Ruderer bekommen, da die Bewohner entweder auf Arbeit abwesend sind, wie in der Kautschukzeit, oder doch beständig ihren Herren zur Verfügung stehen müssen. Nur die Freundschaft mit letzteren öffnet einem meistens die Wege.

In meinem Entschluß, zunächst den Rio Issana und die anwohnenden kunstfertigen Stämme der Aruakgruppe zu untersuchen, werde ich von Don Germano bestärkt. Es trifft sich günstig, da sein Sohn Salvador, mit dem ich schon auf dem Dampfer Solimões Freundschaft geschlossen habe, in den ersten Tagen des September den Issana ein gutes Stück aufwärts fahren soll, um Maniokgrütze aufzukaufen und Indianer für die bevorstehende Arbeit in den Kautschukwäldern zu holen. Unsere Abreise wird jedoch sehr verzögert. Unangenehme Zwischenfälle versetzen die Indianer der ganzen Umgegend in Aufregung. Der Kommandant der brasilianischen Grenzstation Cucuhy, acht Tagereisen oberhalb São Felippe, ein simpler Leutnant mit fünf Mann, treibt einen schwunghaften Handel mit Venezuela. Er läßt Waren in Transit von drüben kommen und schmuggelt sie über die Grenze. Als Ruderer für seine Boote hat er durch seine Soldaten — es sind gerade nicht die besten, die in diese entlegenen Grenzstationen gesteckt werden — am unteren Issana Inhianer mit Gewalt und unter argen Mißhandlungen ausheben lassen. Freilich sind sie ihm bald wieder entlaufen, aber die Nachricht von diesen Gewalttätigkeiten hat sich rasch am ganzen Fluß verbreitet und die Bewohner weithin bewogen, ihre Dörfer zu verlassen und sich in die Wälder zu flüchten. An eine Reise zum Issana ist unter diesen Umständen vorläufig nicht zu denken.

Meine unfreiwillige Wartezeit verstreicht nicht unbenutzt. Ich kann meine Kenntnisse in der Lingoa geral, diesem einzigen Verkehrsmittel auch mit entfernter wohnenden Stämmen, befestigen und in aller Ruhe photographische und sprachliche Aufnahmen machen, wodurch ich eine gute Grundlage für meine späteren Unternehmungen gewinne. Abgesehen von den zahlreichen Hausbediensteten, die verschiedenen Stämmen angehören, herrscht in São Felippe ein starker Verkehr von Indianern des Issana und des Caiary-Uaupes. Don Germano stellt mir alles bereitwilligst zur Verfügung und läßt oft Leute von weither kommen, um mir dienlich zu sein.

Eines Tages bringt ein Massenbesuch der Wanderameise die kleine Ansiedlung in komische Aufregung. Ein dichter Zug dieser energischen

Tierchen kommt vom Walde her und richtet sich gerade auf die Häuser. Einen großen Schuppen, unter dem Bauholz und Piassabataue lagern, haben sie bereits in Besitz genommen; die Termiten verlassen entsetzt ihre Schlupfwinkel. Wir befürchten schon, daß sie auch den Wohnhäusern einen unliebsamen Besuch abstatten würden, denn kein Hindernis hält sie auf ihrem Wege auf, aber sie scheinen sich eines Besseren zu besinnen und wenden sich in einem großen Bogen wieder dem Walde zu. Eine solche Einwanderung ist bisweilen so arg, daß selbst die Menschen zeitweise das Feld räumen, d. h. ihre Häuser verlassen müssen, solange die Reinigungsarbeit dieser fleißigen Tiere dauert. Alles Ungeziefer, Schaben, Termiten, Skorpione, Tausendfüße, selbst Schlangen werden erbarmungslos von ihnen vertilgt. Auf meinen späteren Reisen sah ich mich mehrfach gezwungen, das Waldlager mitten in der Nacht abzubrechen und an das andere Ufer zu fahren, um ihren schmerzhaften Bissen zu entgehen. In verhältnismäßig kurzer Zeit sollen diese Ameisen auf ihrem unaufhaltsamen Zuge große Strecken zurücklegen.





III. Kapitel

Bei den Baniwa-Stämmen am Rio Issana

Inzwischen haben sich die Gemüter etwas beruhigt, der saubere Kommandant hat sich nach seiner Grenze zurückgezogen, und am Mittag des 28. September fahren wir endlich ab. Unser Fahrzeug ist ein kleines Lastboot mit festem Sonnendach, das einige tausend Kilo Last faßt und als Besatzung sechs Ruderer und den Steuermann hat. Führer des Bootes ist Salvador. Sein jüngerer Bruder Hildebrando begleitet ihn; Schmidt und ich sind die Passagiere. Zwei Indianer fahren im leichten Kanu voraus und haben für Jagd und Fischfang zu sorgen. Zunächst geht es in nördlicher Richtung durch einen Flußarm, der vom rechten Ufer und zwei langgestreckten Inseln gebildet wird. Nachmittags lenken wir in den breiten Issana ein, der noch dunkleres Wasser als der Rio Negro hat und, aus NW kommend, während seines ganzen Laufes im wesentlichen seine Richtung beibehält.

Am nächsten Morgen passieren wir die Mündung des Cubate, eines kleinen Nebenflusses zur Rechten, der dadurch eine gewisse Bedeutung hat, daß an ihm Anizetto, der Heiland der Issana-Indianer, wohnt. Dieser Anizetto ist ein Vagabund, ein Hermaphrodit, wie Germano sagt, Gott weiß, von welchem Stamm. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren trat er am Issana als Messias auf und gab sich als einen zweiten Jesus Christus aus. Es entstand eine große Bewegung unter den Indianern, die auf ihn schwuren. Viele scharten sich um ihn. Er heilte Kranke durch Beblasen und Bestreichen und besuchte die Dörfer unter großen Zeremonien. Seinen Anhängern sagte er, sie brauchten nicht mehr in den Pflanzungen zu arbeiten, da alles von selbst wachsen würde, wenn er die Felder segne. Von weither kamen Leute, um ihn zu befragen. Sie brachten ihm alles, was sie hatten, feierten nur noch Feste auf Feste und tanzten Tage und Nächte lang. Eine Strafexpedition, die man von Manaos aus gegen diese Bewegung schickte,

schlug fehl. Ein Nationalgardist wurde dabei von den Indianern erschossen. Einer anderen Strafexpedition gelang es, Anizetto zu fangen. Er wurde nach Manaos geschafft und mußte beim Bau einer Kirche über ein Jahr lang Zwangsarbeit tun. Dann erklärte man ihn für unzurechnungsfähig und harmlos, da er sich blödsinnig stellte, und entließ ihn wieder in die Heimat. Heute ist er nicht mehr gefährlich, aber er hat auch jetzt noch große Macht bei den Issana-Indianern, die fest an ihn glauben, so daß man durch ihn viel erreichen kann. Sein Dorf am Cubate ist eine Art Retiro, in dem er Indianer verschiedener Stämme und Gegenden, sogar vom Caiary-Uaupes, um sich vereinigt hat, Lumpen wie er, die meist etwas auf dem Gewissen haben und es für nötig finden, die Öffentlichkeit zu fliehen. Während der Hochflut dieser Bewegung ermordeten Huhuteni, Parteigänger Anizettos, aus einem Stamm, der noch heute am mittleren Issana und seinem Nebenfluß Aiary einen etwas zweifelhaften Ruf genießt, eine Indianerfamilie von sieben Personen. Sie hieben sie mit ihren Waldmessern in Stücke. Vielleicht war es ein alter Familienzwist, ein Akt der Blutrache.

Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war am oberen Rio Negro ein venezolanischer Indianer namens Venancio als Messias aufgetreten, dessen Tätigkeit sich von der des Anizetto in nichts unterschied. Er hatte, wie uns ein alter Bericht erzählt, „die Geschicklichkeit gehabt, die Eingeborenen glauben zu machen, er wäre ein zweiter Christus und ein Gesandter des Weltschöpfers“. „Er hatte seine Anhänger geprügelt, und man hatte sich um ihn herum gruppiert, um sich dem Trunke, Ausschweifungen und wilden Tänzen“ hinzugeben. So waren nach und nach viele Indianer „ihm und seinem tollen Wesen zugefallen; und da solche Zusammenrottungen keineswegs ohne Bedeutung sind, so hatte man einen jungen Offizier mit einigen Soldaten dorthin geschickt. Dieser war nicht ohne Ungestüm und Grausamkeiten verfahren und hatte zwar den Christus und seine Schar, aber auch manches andere kleine Dorf oder Ansiedlung auseinandergejagt, womit die dortige Kultur ihren Anfang genommen hatte.“ — „Um dieselbe Zeit erschien ein Deserteur, Bazilio Melgueiro, der sich einen neuen Christus nannte und die Szenen des Venancio erneuerte. Die Indianer ließen die Arbeit liegen und ergaben sich einem zügellosen Faulenzerleben.“

Im Jahre 1880 gab sich am mittleren Caiary-Uaupes ein Zauberarzt aus dem Stamme der Arapaso für den Heiland aus. Er nannte sich Vicente Christo und führte Zwiegespräche mit den Geistern der

Verstorbenen und mit „Tupana", dem Christengott. Seine Anhänger ließ er um das Kreuz tanzen. Er behauptete, der Vertreter des Tupana zu sein und — der Vater der Missionäre, die Gott erst auf seine Bitte hin an den Caiary gesandt habe. (!) — Durch die Macht seiner Persönlichkeit fanatisierte er die Indianer am ganzen Fluß und hatte einen großen Zulauf. Bald aber mißbrauchte er seine Gewalt. Er riet seinen Anhängern, alle Weisen zu verjagen, da sie das indianische Volk betrögen. Am Rio Negro war man entsetzt und fürchtete schon einen Aufstand der Indianer. Da bemächtigten sich einige beherzte Kautschuksammler des „Messias", ließen ihm eine tüchtige Tracht Prügel geben und warfen ihn mehrere Tage in das Gefängnis zu Barcellos. Damit waren sein Ansehen und seine Macht dahin, und seine Jünger verliefen sich. Bis in die neueste Zeit aber hat dieser Christo am Caiary Nachfolger gehabt.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Messiasbewegung gerade in dieser Gegend immer wieder aufflackert. Offenbar haben wir es hier mit einer altindianischen Sage in christlichem Gewand zu tun, die besonders den Aruakstämmen eigentümlich ist und von einzelnen ebenso schlauen wie gewissenlosen Zauberärzten zu ihrem Vorteil ausgenutzt wird. In der ganzen Welt finden wir Analogien dieses Glaubens an einen Heiland, vielleicht den wiederkehrenden Stammesheros, der sein Volk von dem Joch der Unterdrücker befreien wird.

Am zweiten Tage unserer Reise machen wir einen kurzen Halt an einigen Felsen auf dem rechten Ufer, die interessante und wohlerhaltene Ritzungen tragen. Außer einigen deutlich erkennbaren Abbildungen von Vögeln und Fischen finden sich hier in einer Reihe angeordnet drei seltsame Figuren, in denen die Indianer Krabben sehen. Auf mehreren Felsen bemerkt man runde, polierte Gruben und lanzettförmige, glatte Rillen, Steinaxtschliffe aus alter Zeit, die fast stets in Gesellschaft der Felsbilder anzutreffen sind. Hier ist die größte Enge des Stromes.

Die Uferszenerie des unteren Issana ist außerordentlich einförmig. Fast in gerader Horizontale, wie eine ununterbrochene, dichte Wand, schneidet der dunkle Hochwald gegen den Himmel ab. Das Tierleben tritt ganz zurück, kaum daß man durch einen Schwarm grüner Papageien und ein paar leuchtender Arara, die mit heiserem Geschrei vorüberfliegen, an die Tropen erinnert wird. In kurzen Stößen flattert der komische Tukan (Pfefferfresser) hinter seinem unförmigen Schnabel her. Hier und da taucht, durch die Ruderschläge aufgeschreckt, ein neugieriger Delphin mit halbem Leib aus dem Wasser und treibt nahe

beim Boot laut prustend sein neckisches Spiel, unbekümmert um die Menschen, die er nicht zu fürchten hat, da sein Tod ihnen nichts nützen kann. Unsere Jäger müssen oft weit in die kleinen Nebenbäche hineinfahren, um ein Stück Vogelwild oder einige Fische zu erbeuten. Der Issana ist in seinem unteren Lauf ein „Hungerfluß“, ein „rio faminto“, wie der Brasilianer sagt, und die Anwohner haben häufig selbst nichts zu essen, zumal sie oft monatelang im Dienste der weißen Ansiedler des Rio Negro stehen und dadurch ihre Pflanzungen vernachlässigen. Die Strömung ist durchweg reißend, besonders an vorspringenden Felsecken, wo sich die Wasser brechen. Unsere Ruderer haben schwere Arbeit.

Wir machen starke Tagereisen, da Salvador die verlorene Zeit wenigstens teilweise wieder einholen will. Zudem ist der Fluß schon sehr gefallen, und er muß befürchten, sein schweres Boot nicht mehr über die Stromschnellen bringen zu können. Die zähe Ausdauer der Indianer ist zu bewundern. Mit nur einstündiger Mittagspause arbeiten sie täglich durchschnittlich achtzehn Stunden in stoischem Gleichmut.

Erst spät abends, wenn die Sonne längst hinter den dunklen Uferwald getaucht ist, machen wir halt und schlagen das Lager auf einer der riesigen Sandbänke auf, die der sinkende Fluß bloßgelegt hat. Schnell haben die Indianer Pfähle in den weichen Sand gerammt, die Hängematten werden angeknüpft, und mit wohligem Behagen streckt man die durch das lange, ruhige Sitzen im Boot steif gewordenen Glieder in der Nachtluft.

Sie haben ihren eigenen Reiz, diese Äquatorialnächte unter freiem Himmel, besonders in der schönen Jahreszeit, wenn man keine störenden Regen zu befürchten braucht. Gleich funkelnden Diamanten leuchten die zahllosen Sterne durch die klare Luft herab und werfen lange glitzernde Streifen auf die Wellen des Flusses. Im Südwesten erstrahlt das herrliche Sternbild des Skorpion, das die Indianer wegen seiner kühnen Windungen „die große Schlange“ nennen. Das gleichmäßige Zirpen der Zikaden, das melancholische Konzert der Frösche führt uns allmählich in das Reich der Träume, bis kurz nach Mitternacht der Ruf des Führers ertönt und zur Weiterfahrt mahnt. Der Vollmond ist emporgestiegen und zeigt uns mit seinem hellen Schein den Weg.

Von Zeit zu Zeit, wenn wir an Häusern vorbeikommen, entlockt ein Ruderer einer großen Seemuschel dumpfe Töne, die lebhaft an das Heulen einer Dampfsirene erinnern. Man glaubt fast, sich auf einem Dampfer zu befinden, wozu freilich der taktmäßige Ruderschlag

der Indianer nicht passen will. Das wohlbekannte Zeichen soll die Bewohner beruhigen und ihnen Kunde geben, daß ihr Herr naht.

Die nicht unbedeutende Bevölkerung des unteren Issana verteilt sich auf einzelne Häuser oder kleine Dörfer, meistens frühere Missionsstationen. Sie liegen stets an hohen Orten in der Nähe eines Nebenflüßchens, dessen fruchtbare Ufer den Anbau lohnen. Terra firme nennt der Brasilianer dieses nutzbringende Land im Gegensatz zu dem Igapó, dem unbrauchbaren Überschwemmungswald. Die Wohnungen sind die der ärmeren Brasilianer, Palmstrohhütten mit Lehmfachwerk.

Die Indianer des unteren Issana werden gewöhnlich Baniwa oder Karutana genannt. Es sind durchschnittlich mittelgroße Gestalten mit kräftig entwickelter Muskulatur und von charakteristischem Typus. Wie alle Aruakstämme des Issana, sind sie geschickt in mancherlei Kunstfertigkeiten, und ihre mit geschmackvollen alten Mustern verzierten Töpfe und Flechtarbeiten können selbst höheren Ansprüchen genügen. Der europäische Einfluß ist nicht so durchgreifend gewesen, wie man bei dem langen Verkehr mit den Weißen annehmen sollte, und ihre Haushaltung und ganze Lebensweise ist, abgesehen von einigen europäischen Kulturerrungenschaften, echt indianisch geblieben. Die Männer tragen gewöhnlich Hose und Hemd, die Weiber Röcke und bisweilen Leibchen aus billigem Kattun. Neben ihrem Idiom sprechen die Karutana fast durchweg fließend Lingoa geral, aber nur wenige portugiesisch. Sie sind dem Namen nach Christen und feiern die Heiligentage mit vielem Lärm, mit vielem Schnaps — wenn sie ihn bekommen können — und ohne Verständnis, wie die zivilisierten Indianer des Rio Negro.

Auf der ganzen Fahrt begegnen wir den Spuren des edlen Grenzkommandanten. Fast alle Häuser sind verlassen. Auch aus den größeren Ortschaften Sta. Anna und Carmo, den Zentren der Karutanabevölkerung, sind alle Bewohner geflohen. Carmo liegt malerisch auf einer steilen Felsecke am Fuß einer niedrigen Kuppe. Schlanke Pupunyapalmen (Guilielma speciosa), deren goldgelbe Früchte ein vortreffliches Nahrungsmittel liefern, breiten wie zum Schutze ihrer schönen Wedel über die stillen, braunen Häuschen.

Der Ortsvorsteher von Carmo, der alte Raphaëlo, ein Vertrauensmann Don Germanos, ist der „Inspektor“ des unteren Issana. Derartige Inspektoren werden von der Regierung an Flüssen eingesetzt, die vorwiegend von Indianern bewohnt sind. Der Superintendente in São Gabriel ernennt zu diesem Amt Eingeborene, die alten Häuptlingsfamilien angehören oder sonstwie bei ihren Stammesgenossen in

Ansehen stehen und etwas portugiesisch sprechen. Sie haben — dem Namen nach — in ihrem Bezirk amtliche Gewalt und müssen z. B. vom Staat empfohlenen Personen gegen angemessene Bezahlung Ruderer stellen.

In einzelnen Ansiedlungen ist ein Bewohner als Wache zurückgeblieben, bereit, ebenfalls auszureißen und die anderen zu warnen, wenn Gefahr naht. Der Fluß ist wie ausgestorben. Nur selten begegnen wir einem Fischerboot, das sich scheu am Ufergebüsch hin drückt und im nächsten Nebenbach verschwindet. Einigemal bringt man uns gegen Munition, Tabak und andere Herrlichkeiten Lebensmittel in schön gemusterten, flachen Körben. Ängstlich erkundigen sich die armen Kerle nach dem Kommandanten und seiner Bande.

Am 3. Oktober passieren wir links die Mündung des Umassa-Igarapé, eines ansehnlichen Baches, der die alte Grenze zwischen den Karutana und den stromaufwärts folgenden Stämmen bildet. Zwischen beiden Abteilungen, die sich heute sprachlich nur wenig voneinander unterscheiden, besteht von alters her eine gewisse Feindschaft. Sie halten sich gegenseitig für große Giftmischer, geschickt in der Herstellung des Marakaïmbara, jenes geheimnisvollen Zaubergiftes, dem jeder Todesfall zugeschrieben wird.

Die heftige Strömung, die uns schon an der Felsecke von Carmo und anderen Stellen zu schaffen gemacht hat, artet jetzt in einzelne Schnellen aus, die von den Ausläufern niederer Kuppen gebildet werden.

Ein häßliches Andenken erhielt ich hier von einem handlangen Tausendfuß, der sich in meinem Schlafanzug angesiedelt hatte und mich in den Unterarm biß. Die Stelle schwoll sofort an, und ich hatte heftige Schmerzen bis in die Fingerspitzen und die linke Brustseite, die mehrere Stunden anhielten. Noch einen Monat später litt ich an der eiternden Wunde.

Nach einer scharfen Krümmung, während der man die schöngeformte Serra de Tunuhy bald voraus, bald im Rücken hat, führt eine lange, gerade Strecke in fast nördlicher Richtung unmittelbar auf das malerische Gebirge zu, das den Fluß abzuschließen scheint. Noch vier Stunden strammer Fahrt auf ruhigem Wasser, und wir landen am Morgen des 6. Oktober am Fuße des Gebirges, am Ausgange des tosendeu Kataraktes, im unteren Hafen des gleichnamigen Indianerdorfes.

Ein halsbrechender Pfad führt auf ein niedriges Felsplateau, das dem eigentlichen Gebirge vorgelagert ist und durch starke Einengung des Flusses die Stromschnelle bildet. Hier liegt die Ortschaft Tunuhy,

ein nach indianischen Begriffen großes Dorf von vierzehn bewohnbaren Lehmhütten, die in zwei sauberen Straßen angeordnet sind. Alles ist öde und verlassen; die Bewohner sind entflohen aus Furcht vor den bösen Soldaten.

Wir finden mit unserem Gepäck Unterkunft in einem der leerstehenden Häuser, das voll schön bemalter Töpfe steckt, herrlicher Erzeugnisse des hiesigen Kunstfleißes, aber auch von Flöhen, winzig kleinen Feuerameisen und anderem Ungeziefer wimmelt. Auf die Kunde von unserer Ankunft eilen einige Indianer aus ihrem Schlupfwinkel herbei, um uns beim Passieren der Stromschnelle zu helfen, aber es ist schon zu spät. Der Fluß ist zu sehr gesunken, und nach mehrstündigen übermenschlichen Anstrengungen, das schwere Boot über die spitzen Felsen am linken Ufer emporzuziehen, gibt Salvador den Versuch auf und beschließt, das Boot hier zu lassen und im leichten Kanu weiterzufahren.

Von der Höhe der zunächst gelegenen Kuppe des Gebirges, die mit lichtem Wald bewachsen ist, hat man eine herrliche Fernsicht. Flußabwärts überblickt man den mächtigen Strom bis zu seiner großen Krümmung und kann seinen Lauf noch weithin verfolgen an dem Einschnitt in der gleichmäßigen Ebene der Urwaldwipfel. Im Süden ragen einzelne Berge in grotesken Gestalten empor, Wasserscheiden zwischen dem Issana und dem Caiary-Uaupes. Im Osten verläuft in weiter, blauer Ferne eine langgestreckte Kette, und von Nordosten her grüßen die beiden schroffen Felsspitzen von Cucuhy herüber, die natürlichen Marksteine zwischen Brasilien und Venezuela.

Am 8. Oktober fahren unsere Freunde weiter zum Cuiary, einem ansehnlichen Nebenfluß des Issana, der kurz oberhalb Tunuhy zur Linken mündet. Salvador hat noch gut für uns gesorgt. Die Tunuhyleute, denen er uns empfohlen hat, stellen zwei Ruderer und Boote, und der Inspektor Antonio, der etwas unterhalb der Schnelle an einem Nebenbach wohnt, hat den Auftrag erhalten, uns weiterzuhelfen. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, zunächst den Aiary zu erforschen, einen rechten Nebenfluß des Issana, der von wenig berührten Stämmen verhältnismäßig stark bevölkert sein soll und noch von keinem wissenschaftlichen Reisenden besucht worden ist.

Ich mache den Flüchtlingen meinen Gegenbesuch. Timotheo, einer meiner neuen Ruderer, die sofort ihren Dienst bei mir angetreten haben, bringt mich zu ihrem Zufluchtsort. Der andere, Ignacio, ist schon vorausgeeilt, um mich anzumelden. Mit Tauschwaren habe ich mich reichlich versehen, Tabak, kleinen Messern, Angelhaken, Streich-

hölzern, Spiegeln, Perlen und anderem Tand, Kostbarkeiten für die Indianer. Der kleine Bach, durch den wir fahren, ist ganz zugefallen, so daß nur schmale Durchgänge bleiben. An einigen Stellen hat man der Natur nachgeholfen und mit Baumstämmen und Ästegewirr eine Art Verhau geschaffen. Wir landen endlich an dem ganz versumpften Hafen mitten im Walde, wo einige schlanke Kanus liegen, und gelangen auf einem vielfach gewundenen echten Indianerpfad zu einer großen Maniokpflanzung mit drei erbärmlichen, ad hoc errichteten Palmstrohhütten, dem Retiro der Tunuhyleute.

Ein unbeschreiblicher Indianerkram ist darunter aufgestapelt: Kisten, Koffer, Tongefäße, Körbe, Feuerwaffen, Blasrohre und so vieles andere in buntem Wirrwarr. Mein Ignacio ist schon da und schaukelt sich in der Hängematte, ohne von mir Notiz zu nehmen. Die übrige Bewohnerschaft hält sich anfangs scheu im Hintergrund. Eine junge Frau, die einen Säugling an der Brust trägt, zieht sich eine Jacke an. Es sind durchweg häßliche Typen, viele mit einer scheußlichen Hautkrankheit behaftet, die am ganzen Issana stark auftritt. Eine alte Hexe ist davon im Gesicht ganz schwarz. Ich setze mich auf eine Hängematte, die mir ein halbblinder Jüngling anbietet, und bekümmere mich eine Zeitlang nicht weiter um die Gesellschaft, die in den Ecken hockt und eifrig flüsternd über den fremden Weißen ihre Glossen macht. Dann schenke ich nach erprobter Methode dem kleinen Wurm eine dicke blaue Perle, die allgemeines Entzücken hervorruft und dem Kinde sofort um den Hals gehängt wird, und das Eis ist gebrochen. Der Handel beginnt. Ich stöbere in den Hütten umher und bringe eine kleine, aber wertvolle Sammlung zusammen, fein gearbeitete Wassertöpfe und Schalen, die mit roten Mäandermustern bemalt sind (Abb. S. 19), flache Körbe, die ähnliche Muster in Schwarz tragen, ein riesiges, 3 m langes Blasrohr und die dazugehörigen Giftpfeilchen, die in einem in hübschen Mustern geflochtenen Köcher stecken, einige kleine Töpfchen mit dem verderblichen Curaregift und andere schöne Sachen, die mir alle anstandslos gegen europäische Kleinigkeiten überlassen werden. Die guten Leutchen wollen sich vor Lachen ausschütten über diesen sonderbaren Handel. Sie halten mich offenbar für ein wenig verrückt, da wohl noch nie ein Weißer zu ihnen gekommen ist, der solchen Kram begehrte und nach ihrer Meinung viel zu teuer bezahlte.

Die Unterhaltung geht ganz flott, da alle Indianer in Tunuhy die Lingoa geral beherrschen und sogar im Verkehr unter sich fast ausschließlich anwenden, so daß ihr einheimisches Idiom allmählich

der Vergessenheit geweiht ist und schon jetzt von der jüngeren Generation nur noch teilweise verstanden wird. Vor dem Kommandanten haben sie eine Heidenangst. Seine Schändlichkeiten scheinen sich im Verhältnis zur Entfernung vom Tatorte im Munde der Indianer bis ins Ungemessene vergrößert zu haben. Erst gegen Sonnenuntergang trenne ich mich von meinen neuen Freunden und trete mit meinen beiden Ruderern, schwer beladen, den Heimweg an, um Schmidt, der in Tunuhy bei dem Gepäck zurückgeblieben ist, von seiner Einsamkeit zu erlösen.

Am andern Tag ist die ganze Gesellschaft schon früh bei uns und bringt eine ganze Hauseinrichtung mit, die ich ihnen gern abkaufe.

Diese sogenannten Baniwa von Tunuhy und einigen Niederlassungen flußaufwärts sprechen heute außer der Lingoa geral einen Aruakdialekt, der in vielen Wörtern mit dem Karutana des unteren Issana identisch ist. In früheren Zeiten hätten sie eine andere, sehr häßliche Sprache, ähnlich wie die Maku, gesprochen und seien wie diese ohne feste Wohnsitze im Walde umhergestreift, bis sie von den von Nordosten her eindringenden Baniwa (Aruakstämmen) Kultur und Sprache annahmen. Noch heute werden sie von ihren westlichen Nachbarn, den Siusi, die hauptsächlich die Nebenflüsse Cuiary und Aiary bevölkern und den reinsten Aruak-Typus darstellen, etwas über die Achsel angesehen und, wie von den Karutana, für arge Giftmischer gehalten. Bei den Siusi heißen sie Katapolitani.

Trotz ihrer christlichen Namen sind sie in ihrem ganzen Denken und in ihrer Lebensweise echte Indianer geblieben. Von der christlichen Religion, die ihnen schon seit Generationen nicht mehr gelehrt wird, wissen sie nichts und feiern nur noch einige Heiligentage, besonders das Fest des heiligen Antonius, des Schutzpatrons des Flusses, neben ihren altheidnischen Festen mit Tänzen und Saufgelagen. Die entstellende Hautkrankheit, die angeborene wilde Häßlichkeit ihrer Gesichtszüge und die europäischen Lumpen, mit denen sie sich behängen, dies alles verleiht den im übrigen wohlproportionierten Körpern dieser Indianer ein degeneriertes Aussehen.

Nachmittags — wir liegen gerade in der Hängematte und halten Siesta — treten plötzlich mit freundlichem Gruß vier Indianer durch die Hintertür, ein wohlbeleibter Alter und drei junge Burschen. Es ist der Inspektor Diogo vom Bezirk oberhalb Tunuhy. Sie sind gekommen, um Salvador beim Passieren der Schnellen zu helfen, haben aber schon unterwegs erfahren, daß es zu spät sei. Erstaunt, uns hier zu treffen, halten sie mich anfangs für den Kommandanten, schließen

aber bald mit uns Freundschaft, nachdem wir sie aufgeklärt und mit einem Schnaps und Zigaretten bewirtet haben. Eifrigst erkundigen sie sich, ob und wann der Kommandant käme. Wir beruhigen sie und machen ihnen alle möglichen Versprechungen, wenn sie uns bemalte Töpfe und andere Sachen brächten. Mit ein paar Kleinigkeiten, Geschenken für Frauen und Kinderchen, ziehen sie schließlich zufrieden heimwärts.

Am anderen Morgen trifft Inspektor Antonio ein. Fast hätte er mich das Leben gekostet. Ich klettere zwischen den Felsen umher, um wilde Tauben zu schießen, die dort zahlreich nisten, als gerade die Indianerboote unter mir in den Hafen einfahren. In der Freude meines Herzens wage ich mich zu weit vor und stürze eine gute Strecke ab, wobei der eine Flintenhahn auf- und zuschnappt und der Schuß sich glücklicherweise nach oben entlädt, ohne mich zu verletzen. Abgesehen von einigen zerschundenen Fingern und Gliederschmerzen geht die Sache noch gut ab, nur komme ich etwas mitgenommen bei den Indianern an, die aber die Fassung vorzüglich bewahren. Als ich auf Antonio zutrete, um ihn zu begrüßen, kehrt er sich sogar von mir ab und zieht rasch ein sauberes, blendendweißes Hemd über seinen nackten Oberkörper, viel sauberer als das meinige!

Er ist ein würdevoller älterer Herr und spricht ein wenig portugiesisch, eignet sich daher sehr gut für meine Zwecke. Nach längerer Beratung mit meinen beiden Ruderern, und nachdem ich ihm eine gute Belohnung zugesichert habe, willigt er ein, uns bis zu dem größten Dorfe der Siusi am Aiary zu bringen, eine Reise von etwa zehn Tagen.

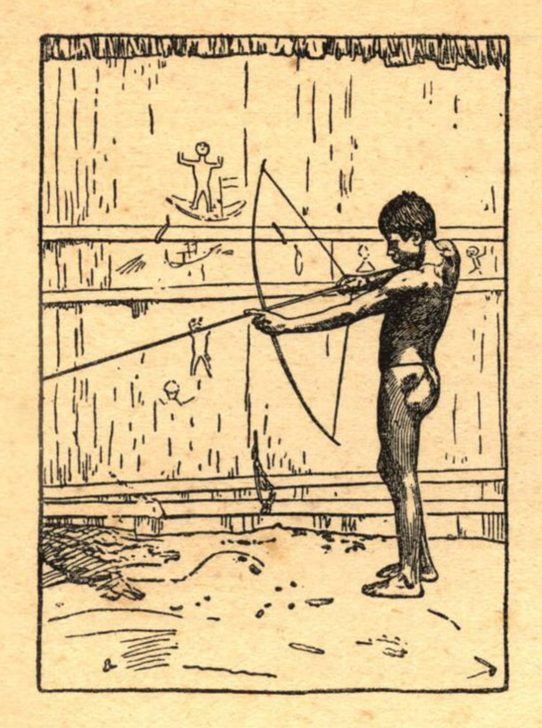
Gegen Mittag stellt sich wirklich Diogo ein mit einer Bande von einigen dreißig Siusi von der Ortschaft Tucumarapecuma und anderen Niederlassungen am oberen Fluß in einem Dutzend mit Hausrat schwer beladener Kanus. Die Männer sind mit Hemd und Hose bekleidet, die Weiber meist halbnackt und, wie die nackten Kinder, am ganzen Körper mit roten Tupfen bemalt, ein Mittel gegen Schnupfen und andere Krankheiten, die die Reise mit sich bringt. Sie verkaufen uns eine Menge Ethnographica. Ihre herrlich gemusterten Töpfe, Schalen und Körbe zeichnen sich durch besonders feine Arbeit aus. Große, flache Siebe, die zum Durchsieben der trockenen Maniokmasse dienen, sind ebenfalls in roten und schwarzen geometrischen Mustern geflochten. Gegen einige Stücke Kattun und Seife für die Weiber, Munition für die Männer erhalten wir den ganzen Kram. Der Handel geht flott und geregelt. Jede Partei ist zufrieden. Jn einer knappen Stunde ist alles erledigt, und die Leute fahren weiter. Schneidig bringen sie

ihre Boote durch die brausende Stromschnelle. Sie wollen zum Rio Negro, um während des Sommers in den Kautschukwäldern zu arbeiten. Mancher wird nicht wiederkehren! —

Antonio besitzt auch in Tunuhy ein Haus, das er jedoch nur zur Zeit der Feste bezieht. Ich lasse hier die ethnographische Sammlung zurück, die schon stattlich angewachsen ist, wenn auch der Herr Inspektor meint, in seinem Hause seien die Sachen nicht sicher, „vielleicht kommt der Kommandant und brennt die ganze Ortschaft nieder!"

Kurz vor unserer Abreise trifft eine Familie Ipeka-Indianer ein, ein schöner, schlanker Mann mit feingeschnittenen Zügen, der einen merkwürdigen Strohzylinder auf dem schwarzen Haar trägt, seine noch jugendliche Gattin und fünf stramme Jungen wie die Orgelpfeifen. Sie befinden sich auf der Heimreise zum oberen Issana, wo dieser Aruakstamm oberhalb der großen Katarakte eine Reihe von Dörfern bewohnt. Mit Hilfe Antonios gelingt es mir, die beiden ältesten Söhne als Ruderer zu verpflichten. Ihr Vater nimmt einige schwere Kisten bis zur Mündung des Aiary mit und entlastet unsere tiefgehenden Boote. Damit ist die letzte Schwierigkeit gelöst, und in der Frühe des 12. Oktober fahren wir in zwei mit fünf Ruderern bemannten Booten ab.





IV. Kapitel

Zu den Huhuteni- und Siusi-Indianern

Abgesehen von einigen kleineren Schnellen, die jedoch nur bei niedrigem Wasserstande bemerkbar sind, fließt der Strom oberhalb der Tunuhy-Cachoeira ruhig dahin. Trotzdem kommen wir infolge unserer schwerbeladenen Fahrzeuge nur langsam vorwärts.

Bis zur Mündung des ansehnlichen Cuiary, die wir nachmittags erreichen, begleitet das langgestreckte, nicht sehr hohe Tunuhygebirge, nahe herantretend, den Fluß und gibt ihm eine fast südliche Richtung. Eine kurze Strecke verläuft es noch entlang dem Cuiary. Dieser an Stromschnellen reiche Nebenfluß, der dasselbe schwarze Wasser wie der Hauptstrom führt, hat seine Quellen in Colombia. Er ist in seiner ganzen Ausdehnung von Aruakstämmen bewohnt, die zwar verschiedene Hordennamen führen, aber, abgesehen von unwesentlichen dialektischen Abweichungen, dieselbe Sprache sprechen wie die Katapolitani.

Nachmittags kommen wir an zwei weiteren Niederlassungen der Katapolitani auf dem rechten Ufer vorüber und verbringen die Nacht in São José, dem aus drei Häusern bestehenden Besitztum des Inspektors Diogo. Von dem dicken alten Herrn werden wir freundlich aufgenommen. Er sucht sofort mit uns Geschäfte zu machen, aber wir vertrösten ihn bis zur Rückkehr. Am nächsten Morgen treffen wir auf der Weiterfahrt einige Boote mit halbnackten Siusi vom Aiary, die auf dem Wege in den Kautschukwald sind. Auch sie glauben anfangs, den Kommandanten vor sich zu haben, und zittern vor Angst. Sie führen ihre ganze Habe mit sich. Für eine Schachtel Streichhölzer und zwei Nähnadeln verkaufen sie uns eine Last geräucherter Fische.

Mit der Niederlassung São Marcellino, die kurz oberhalb São José auf dem rechten Ufer liegt, hört das Gebiet der Katapolitani auf. Es kommt nun eine menschenleere Strecke von zwei Tagen Fahrt, auf der ein paar verlassene Häuser und Wüstungen die frühere Besiedlung anzeigen. Lichter Trockenwald, aus dem nur wenige hohe Laubbäume hervorragen, tritt an Stelle des feuchten Hochwaldes; mächtige Bänke aus weißem Sande ersetzen die Felsen, die oberhalb

Tunuhy zahlreich zutage treten und die Schiffahrt gefährden. Die Jagd wird reichhaltiger. An den schmalen Zuflüssen im Schutze des Waldes gehen der plumpe Tapir und der kleine Rothirsch zur Tränke. In dichten Schwärmen kreisen fette Tauchervögel in der Luft; große schwarz-weiße Enten, Störche verschiedener Art und weiße Reiher zeigen die Nähe von Seen an, und hier und da brummt im Unterholz ein Hokkohuhn, dessen schmackhaftes Fleisch einen hervorragenden Platz auf der tropischen Speisekarte verdient.

Ein sonderbares Jagderlebnis, das mich bei ungläubigen Gemütern vielleicht in den Verdacht des Jägerlateiners bringen wird, bereitet uns viel Vergnügen. Meine Indianer fangen mit den Händen an einer seichten Stelle einen riesigen Sorubimfisch, eine Art Wels, von etwa 10 kg Gewicht, der eine große Cabessudoschildkröte lebend in seinem breiten Maule trägt. Sie hat sich fest in das Maul des Fisches verkrallt und hätte ihn sicher getötet. Leider entkommt sie, als die Leute den willkommenen Fang in das Boot heben.

Der Cabessudo, eine Wasserschildkröte, die wegen ihres dicken Kopfes den Namen führt und eine Spezialität des Issana und seiner Nebenflüsse ist, wird von den Indianern auf höchst grausame Weise zubereitet. Sie legen das Tier mit dem Rücken auf ein starkes Feuer, wo es sich langsam zu Tode zappelt. Erst dann wird es ausgeworfen und zerlegt. Das Fleisch löst sich dadurch leichter von der Schale ab. Bisweilen schlagen sie dem lebenden Tier ein Loch in den Rückenschild, entfernen die Eingeweide und braten es ganz in der Schale.

In der Nähe der Mündung des Aiary bildet der Issana ein Netz von zahlreichen Seen, die wegen ihres Fischreichtums am ganzen Fluß berühmt sind. Zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes kommen die Indianer von weit her und beziehen mit ihrem ganzen Haushalt auf den großen Sandbänken fliegende Lager, um hier ihren reichlichen Lebensunterhalt zu finden. Am See Cuetani, so erzählen die Siusi, stand vor alten Zeiten ein großes Haus der Fische, das jetzt für die Menschen unsichtbar geworden ist.

Mitten in dem flachen und versumpften Seengebiet steigt das rechte Ufer plötzlich zu gewaltiger Höhe empor, der weithin leuchtenden Barreira de Yui (Froschgatter). Sie besteht aus feinem, weißem Sand, durch den oben einzelne dunkle Felsen schauen. Am Fuße finden sich Nester des bläulichen Tones, aus dem die Indianerinnen ihre schönen Gefäße formen. Mühsam klettern wir, durch den nachstürzenden Sand watend, zur Höhe, die mit vereinzelten niedrigen Bäumen bestanden ist. Zahlreiche breite Spuren zeigen an, daß hier Jaguare

ihr Wesen treiben. Diese Campinas, wie der Brasilianer die vegetationsarmen Sandfelder nennt, erstrecken sich weit flußabwärts und bis zum oberen Aiary und gewähren den Indianern bequeme Verkehrswege.

Am 16. Oktober kommen wir zur ersten Niederlassung der Siusi, einer Hütte brasilianischen Stils, durch eine Längswand in zwei Räume geteilt. Sie steht ganz leer, nur ein riesiger, mit feinen Lianenstreifen umflochtener Topf und ein langer Holztrog, die zur Bereitung des beliebten Kaschiri, eines leicht alkoholischen Getränkes, dienen, fristen hier ein einsames Dasein. Die Bewohner sind im Kautschukwald. Nachmittags gelangen wir zur Mündung des Aiary und verbringen gegenüber im Sumpfwalde eine scheußliche Regennacht.

Am nächsten Morgen trenne ich mich von Schmidt, der hier die Ipekafamilie und unser übriges Gepäck erwarten soll, und fahre mit Antonio und Timotheo einstweilen allein weiter, den Aiary aufwärts. Nach wenigen Stunden Fahrt kommen wir an der Mündung seines linken Nebenflusses Quiary vorüber, der fast so groß wie der Hauptfluß ist, aber nach Aussage meiner Leute wegen seiner versumpften, unfruchtbaren Ufer keine Anwohner hat. Die ersten Reisetage lassen sich schlecht an. Wir haben viel Regen, ein naßkaltes, häßliches Wetter, und kämpfen mühsam gegen die starke Strömung, die uns an jeder schärferen Ecke zwingt, zum anderen Ufer zu kreuzen. So geht viel Zeit verloren.

Der untere Aiary hat eine schwache Bevölkerung, Siusi und Huhuteni. Wir treffen nur wenige Wohnungen, teils am Flusse selbst, teils an kleinen Bächen und Seen gelegen, Palmstrohhütten ohne Abteilungen mit fast auf die Erde reichendem Dach. Sie sind bis auf einige alte Kochtöpfe und anderen unnützen Kram ausgeräumt, die Bewohner auf Kautschukarbeit abwesend. Auf einer Sandbank finden wir einen halbverhungerten Köter, der als echter Indianerhund vor meinem Anblick scheu ausreißt und sich erst mit uns anfreundet, als ihm Antonio in seiner Sprache: „Tsinuuatsepinu!" („Hund, komm her!") zuruft. Leider müssen wir ihn zurücklassen, um unser überladenes Boot nicht noch mehr zu beschweren und nicht noch einen hungrigen Gast mehr bei Tisch zu haben.

Am 18. Oktober abends hören wir plötzlich flußaufwärts Hundegebell und kommen am anderen Morgen früh zu einem stillen Bach, an dem, wie Antonio vom Hörensagen weiß, eine Niederlassung der Huhuteni liegen soll. Wir fahren hinein und finden wirklich auf dem ansteigenden Ufer eine Hütte und zwei Küchenschuppen inmitten einer Bananenpflanzung.

Von einem Fußpfad aus, der in den Wald führt, bellen uns drei Hunde wütend an. Sonst ist niemand da, aber die Wohnung ist voll Hausgerät, sogar die Waffen sind zurückgelassen, nur die Hängematten fehlen. Ich schicke Timotheo auf dem Fußpfad in den Wald den Flüchtlingen nach und stöbere mit Antonio in der Hütte umher. Sie enthält nichts besonders Schönes und Interessantes. Die Töpfe sind fast alle unbemalt. Ein schlecht gearbeiteter Köcher ohne Giftpfeilchen, einige kleine, verräucherte Körbchen mit gerösteten Pfefferfrüchten hängen von einem Gerüst herab; an der Wand lehnen Blasrohre, Bogen, Pfeile mit Eisenspitzen und sogar ein paar Vorderlader. Antonio ruft wiederholt in seinem liebenswürdigsten Tone: „Pinuadese! pinukaku piauaine!" („Kommt doch herbei! Sprecht doch mit uns!"), aber nur das Echo antwortet ihm. Endlich kommt Timotheo zurück, unverrichteter Dinge. Er hat weit im Wald einen alten Indianer getroffen, der ausruhend am Wege saß. Er rief ihn in seiner Sprache an, aber jener raffte sich auf und entfloh entsetzt. Wie sich später herausstellte, hatten uns die Leute am Abend vorher sprechen hören und waren eiligst in den Wald geflohen, da sie mich für den Kommandanten hielten, dessen Ruf bis zu ihnen gedrungen war. Schmidt fand wenige Tage später den Bach durch Verhaue gesperrt.

Die Ufer des unteren Aiary zeigen wenig Abwechslung. Man freut sich schon, wenn einmal die Öffnung eines Sees oder eines kleinen Zuflusses das ewige Einerlei unterbricht. Hier und da ragen aus dem Dunkel der Laubbäume stattliche Miriti-Palmen (Mauritia flexuosa) empor oder Gruppen von Carana-i, dünnstämmigen Fächerpalmen.

An weithin sichtbaren Stellen, besonders hohen Sandbänken, lasse ich aufklärende Schreiben an „Kariuatinga", „den weißen Fremden", zurück, wie die Indianer meinen Schmidt wegen seiner weißblonden Haare nennen. Das Briefchen wird, mit einigen Blättern als Schutz darüber, in einen in den Sand gerammten Stock geklemmt. Der wie ein Spiegel glänzende Deckel einer Konservenbüchse dient bisweilen als Merkzeichen für diese primitive Urwaldpost.

Am 20. Oktober treffen wir an einer Lagune eine Hütte mit fünf Feuerstellen und bald darauf an einem rechten Zuflüßchen ein großes, wohlgebautes Sippenhaus, eine M a l o k a, wie man in Nordbrasilien sagt, die erste ursprüngliche Indianerwohnung auf dieser Reise. In beiden Häusern fehlen die Bewohner, aber wiederum ist der ganze Hausrat zurückgeblieben. Die Frontseite der Maloka ist bis Manneshöhe mit breiten Rindenstücken verkleidet, die mit zahlreichen rohen Kohlezeichnungen, Darstellungen von Menschen und Tieren, Ornamenten

und anderem, bedeckt sind. Auch hier hat offenbar kürzlich eine Kneiperei stattgefunden. Ein Holztrog und mehrere große, umflochtene Töpfe stehen noch inmitten des weiten Raumes und im Kreise herum einige niedrige Sitzschemel, als wenn man soeben erst die Tafel aufgehoben hätte. Ich nehme ein Bündel großer Pfeile mit, deren vergiftete Holzspitzen zum Schutze des Trägers in einem feingeflochtenen Futteral stecken. Als Gegengabe lasse ich zwei Schachteln Streichhölzer zurück. Vier, die ich anfangs geben wollte, seien zuviel, sagt Antonio. Unten am Hafen liegt im Wasser eine Anzahl dicker, bis $1^1/_2$ m langer Flötenpfeifen aus Palmholz, Yapurutu in der Baniwasprache; aber sie sind schon zerplatzt und des Mitnehmens nicht wert.

Auf der Weiterfahrt treffen wir die heimkehrenden Bewohner der Maloka, einen kräftigen jungen Mann, zwei Weiber und ein halbes Dutzend Kinder, in drei hochbeladenen Kanus. Sie kommen von einem Tanzfest in Cururu-cuara (Krötenloch), dem größten Dorf der Siusi, eine Tagereise flußaufwärts. Der Mann, ein prachtvoll gewachsener Mensch, ist nackt bis auf die Schambinde, ein schmales Stück Zeug europäischer Herkunft, das zwischen den Beinen durchgezogen und vorn und hinten unter die Hüftschnur geklemmt wird. Die Weiber tragen kurze Kattunröcke. Ihre Gesichter sind glänzend rot überstrichen, ihre Oberkörper mit schwarzen Tupfen bemalt, Zeichen des verflossenen Festes. Die Kinder erfreuen sich noch ihrer natürlichen Nacktheit. Auf einen ermunternden Zuruf Antonios kommen die Leute zutraulich näher, und bald ist eine flotte Unterhaltung im Gange, da sich das Katapolitani von dem Siusi, das diese Huhuteni sprechen, kaum unterscheidet. Antonio gibt genaue Auskunft über das Woher und Wohin und den Zweck der Reise. Er betont verschiedene Male, wie „matsiatene", „vortrefflich", ich sei, und wie viele schöne Sachen ich mit mir führe, was anscheinend einen guten Eindruck macht. Die Fremden begleiten seine Ausführungen mit vielen höflich-erstaunten: „Oho ka! oho ka — —!" und wiederholen einzelne wichtige Worte in anerkennendem Ton. Auch eine Art „Friedenspfeife" geht um. Der junge Mann reicht meinen Ruderern seinen Zigarettenstummel, ein wenig Tabak in roten Baumbast gewickelt, und diese geben ihn nach ein paar Zügen wieder zurück. Wir erfahren einige Neuigkeiten. In Cururu-cuara wohne Mandu, der Häuptling der Siusi, der gut portugiesisch spreche. Dort seien viele Leute.

Der Huhuteni willigt rasch ein, uns zu begleiten, und steigt in mein Boot. Mehrere Schnüre blauer und weißer Glasperlen, die er um den Hals trägt, steckt er beim Abschied von den Seinen sorg-

fältig in ein kleines Säckchen und läßt sie zurück. Seine Hängematte, Maniokfladen und Maniokgrütze nimmt er mit. Mit Eilzugsgeschwindigkeit geht es weiter. Freilich kann ich mich nun gar nicht mehr rühren, denn das Boot geht kaum zwei Finger breit über Wasser, und bei der geringsten Bewegung zur Seite schlagen die Wellen von rechts und links herein. Gegen Abend kommen wir wiederum zu einer Maloka der Huhuteni auf dem linken Ufer. Im Hafen liegen vier kleine Einbäume, drei weitere sind auf dem Land in Arbeit. Ein Fußpfad führt landeinwärts.

Wir senden Chico (Francisco), wie Antonio unseren Huhuteni nennt, voraus, uns anzumelden, und folgen im Gänsemarsch. Der zivilisierte Herr Inspektor sagt, als wir uns zum Besuche rüsten: „Oh, jetzt habe ich ein so schmutziges Hemd an!“ Ich tröste ihn, mein Hemd sei noch viel schmutziger als das seinige, und zudem wüßten die Leute ja davon nichts, da sie selbst nackt gingen. Gegen die bösen Hunde haben wir uns, wie es üblich ist, wenn man eine Indianerwohnung besucht, mit festen Stöcken bewaffnet. Die Maloka liegt auf einer Lichtung, ein ebenso großes, sauberes Haus wie das vorige. Von dem Hausherrn, der sich durch stark gewelltes Haar auszeichnet, werden wir freundlich aufgenommen. Ich habe ihn etwas unter dem Wert taxiert, denn zur Feier des Empfanges trägt er Hemd und Hose, die Hausfrau eine weiße Jacke. Sonst geht alles mehr oder weniger nackt. Für mich wird sofort eine Hängematte angebunden, Antonio nimmt auf einem alten Kistchen Platz, Timotheo auf einem niedrigen Schemel, und die Unterhaltung beginnt. Antonio als Impresario und Sprecher setzt wiederum den Leuten den Zweck meines Hierseins auseinander, so gut er es selbst weiß, und malt meine Vorzüge in den rosigsten Farben. Für Perlen, Messer und andere Herrlichkeiten wolle ich bemalte Töpfe, gemusterte Körbe und sonstigen Hausrat einhandeln, was natürlich wieder allgemeines erstauntes Lachen hervorruft. Ich mache bei der ganzen Unterhaltung, die in „Baniwa“ geführt wird, den stummen Zuschauer und fühle mich als angestauntes Wundertier.

Offenbar ist jetzt nur eine Familie anwesend, doch scheint das große Haus gewöhnlich von viel mehr Personen bewohnt zu sein. Ich bemerke viele schöne Ethnographica. Besonders erfreuen mich fein gemusterte flache Körbe, die ich nach meinen bisherigen Erfahrungen hier nicht mehr vermutet habe. Ein angefangener Korb läßt deutlich die Art der Arbeit erkennen. In dem Hause herrscht eine arge Hitze. Wir nehmen deshalb Abschied und fahren zur gegenüberliegenden

Sandbank, um dort die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, sehr zu unserem Schaden, denn bald nach Mitternacht bricht ein furchtbares, lange anhaltendes Unwetter los und treibt uns unter das Zelttuch, mit dem die auf dem Sande aufgestapelte Last bedeckt ist. So verbringen wir, zusammengekauert und zitternd vor Frost, die lange Nacht. Erst gegen acht Uhr morgens kommt Chico mit einem jungen Mann von drüben und holt uns ab.

Unser Wirt hat diesmal vernünftigerweise die lästige Kleidung abgelegt und zeigt sich in seiner nackten Schönheit. Zum Willkommen bietet uns die Frau eine große Kalabasse voll Schibé, in Wasser aufgelöste Maniokgrütze. Die hübsche, stramme Haustochter, die bis auf ein kurzes Röckchen und bunte Perlenschnüre um die Handgelenke nackt geht, bäckt uns gegen etwas Tabak einen großen Maniokfladen. Ich habe mir einige kleine Tauschwaren mitgenommen, man ist aber nicht sehr geneigt zum Handel. Verschiedene Gegenstände, die ich gern erworben hätte, gehören anderen Leuten, die noch in Cururu-cuara beim Fest sind. Fremdes Eigentum wird streng geachtet. Nie verkauft einer auch nur eine Kleinigkeit, die einen anderen Besitzer hat, ohne dessen Wissen und Zustimmung, nie nimmt einer die Bezahlung für einen anderen an.

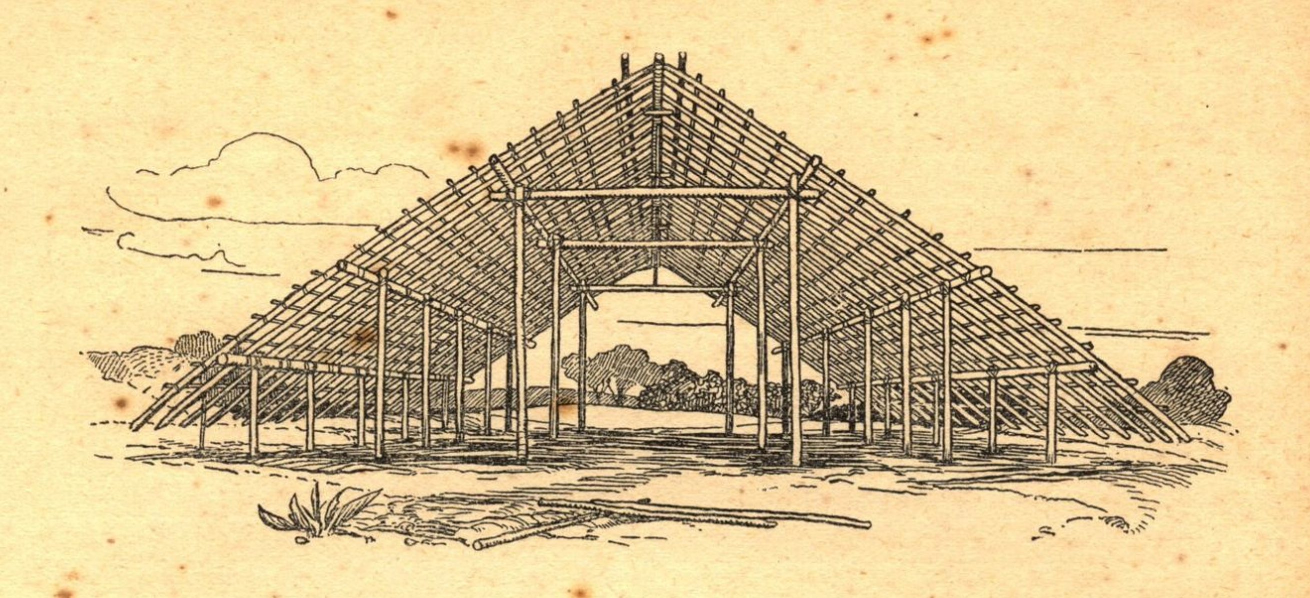
Wiederum lange Unterhaltung in Baniwa. Die Wörter werden sehr rasch, die Silben sehr kurz ausgesprochen. Der Ton ist singend und gewissermaßen liebenswürdig. Ungemein störend wirken auf die Dauer die häufigen Wiederholungen und vielen höflichen „Oho ka“ des Zuhörers. Ich bin wieder der Gegenstand der Unterhaltung, wie ich aus ihren ungenierten Blicken und dem fröhlichen Lachen deutlich erkennen kann. Die Hausfrau nimmt aus ihrer Hängematte in einer Ecke, wo sie mit einem kleinen kranken Kinde liegt, eifrig am Gespräch teil. In einer anderen Hängematte ruht teilnahmlos, von Zeit zu Zeit leise hustend, ein uraltes Großmütterchen.

Zehn Uhr, und der Regen läßt noch immer nicht nach. So führen wir hier ein beschauliches Dasein, schaukeln uns in der Hängematte, rauchen eine Zigarette nach der anderen und unterhalten uns, so gut es gehen will, in einem Kauderwelsch von portugiesisch, Lingoa geral und Baniwa. Chico beginnt mit umherliegendem Material ein hübsches, rotweißes Korbmuster zu flechten. Die Flechterei besorgen nur die Männer, wie die Töpferei ein ausschließliches Monopol der Frauen ist. Bald wird er der Arbeit überdrüssig, setzt sich an das Feuer und plaudert mit den anderen. Zwischendurch laust die Hausfrau an der Hintertür emsig einen kleinen Jungen. Der Vater versucht

indessen, das kranke Kleine in der Hängematte zu beruhigen, das kläglich nach der „nana“ (Mama) schreit. Draußen rauscht einförmig der Regen.

Erst gegen Mittag hellt sich das Wetter einigermaßen auf, und wir können weiterfahren. Bald darauf kommen wir an einem raschströmenden, linken Zufluß vorüber, dem ansehnlichen Uirauasu-Parana, an dem eine große Maloka der Kaua-Indianer liegt. Der Fluß hat hier eine verhältnismäßig starke Bevölkerung. Gegen vier Uhr machen wir eine kurze Rast in der großen, neuen Maloka Dzoroali-numana der Huhuteni auf dem rechten Ufer, wo wir nur drei Bewohner, Mann, Weib und Kind, festlich bemalt, antreffen. Eine knappe halbe Stunde Fahrt bringt uns zum Ätiaru, einem kleinen Zufluß zur Linken. Hier findet sich ein weiteres Haus der Huhuteni, dem wir jetzt aus Mangel an Zeit keinen Besuch abstatten können. Erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit kommen wir im Hafen von Cururu-cuara an.





V. Kapitel

In Cururu-cuara

Es scheint noch recht fidel herzugehen. Der Lärm vieler Stimmen schallt zum Hafen herab. Einige nackte Jungen laufen die Böschung hinunter. Ein total Betrunkener kommt daher getorkelt, laut „branco, branco!“ („Weißer, Weißer!“) rufend. Es ist der Zauberarzt des Dorfes. Er faßt mich bei der Hand und geleitet mich zum Festhause, oder besser gesagt, er führt sich an mir und läßt mir am Eingang den Vortritt. Viel nacktes Volk ist in dem großen Raume anwesend, darunter, so scheint es, zahlreicher Besuch. Man begrüßt mich freundlich und läßt mich auf einer Hängematte Platz nehmen. Antonio sagt sein Sprüchlein her und findet wie immer dankbare Zuhörer. Die Kneiperei ist noch in vollem Gange. Viele große Töpfe stehen da, gefüllt mit dem edlen Naß. Ein bildschöner nackter Indianer mit wahrhaft klassischen Gesichtszügen, der Bruder des abwesenden Häuptlings, macht den Gastgeber. Einige alte Herren haben des Guten schon zuviel getan und liegen mit verglasten Augen in der Hängematte. Ich empfehle mich bald wieder, um den versäumten Schlaf der vorigen Nacht nachzuholen.

Unter einigen Bäumen, nahe beim Boot, haben wir unser Lager aufgeschlagen. Vom Kaschiri-Hause dringen noch lange lebhaftes Gespräch und einzelne Juchzer der Betrunkenen herüber. Die Kröten des Cururu-cuara (Krötenlochs), des gegenüberliegenden kleinen Sees, der dem Dorf den Namen gegeben hat, lassen dazu ihr eintöniges Konzert hören.

Am anderen Morgen räumt man uns eine elende, nur wenig über

mannshohe Hütte ein, in der wir mit unserem Gepäck kaum Platz finden.

Cururu-cuara oder Dorataua-numana, wie der Ort in der Siusi-Sprache heißt, besteht aus zwei großen, neuen Sippenhäusern, die in einer Front liegen. Das eine Haus ist noch unfertig. Es fehlt die Bedeckung der Vorderseite. Vor einiger Zeit ist das Dorf durch Kinder, die mit Feuer gespielt haben, ein Raub der Flammen geworden. Die einzelnen Familien wohnen in provisorischen Hütten.

Es wird weiter gesoffen. Ich gehe bald wieder zum Festhause und nehme am Gelage teil. Der schwerbetrunkene Wirt schwankt zwischen den Kaschiri-Töpfen und seinen Gästen hin und her und bringt jedem einzelnen der Reihe nach die große Kalabasse, die er immer wieder von neuem füllt. Viele sind schon abgefallen. Mein Chico schnarcht lang ausgestreckt auf einer Lattenbank; in einer Hängematte liegen zwei Schlafende eng umschlungen. Trotz der allgemeinen Bezechtheit herrscht noch ein gewisser Komment. Der Gastgeber überreicht die Kalabasse mit aufmunterndem „Aha!", worauf der Gast, der sie in Empfang nimmt, „Ho!" erwidert. Hat er sie, meistens ohne abzusetzen, geleert, so gibt er sie mit einem „Aha" dem Wirt zurück, und dieser quittiert mit „Ho!". Auch ich trinke ansehnliche Quantitäten von dem braunen Zeug, das säuerlich prickelnd schmeckt, mit einer leichten Erinnerung an Weißbier.

Höchst unappetitlich wie sein Aussehen ist auch die Zubereitung dieses am ganzen oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen und in vielen anderen Gegenden des tropischen Südamerika so beliebten Getränkes. Stark angebrannte Maniokfladen werden zerkleinert in einen Holztrog geworfen und mit frischem Wasser angesetzt. Um die Gärung zu beschleunigen, werden von den Weibern oder bei manchen Stämmen auch von den Männern Maniokfladen gekaut und hinzugetan. Blätter eines gewissen Baumes, bisweilen auch Zuckerrohrsaft, liefern berauschende Ingredienzien. Das Ganze kneten die Weiber sorgfältig durch. Darauf wird der Trog mit frischen Bananenblättern oder mit Matten dicht verdeckt und steht in der warmen Maloka neben dem Herdfeuer, das die ganze Nacht hindurch unterhalten wird. Am nächsten Tage kann das Gebräu als süßliches, harmloses Payauru getrunken werden. Eigentliches Kaschiri wird es erst nach zweitägiger Gärung und enthält dann genug Alkohol, um sich darin einen tüchtigen Rausch zu holen. Die braune, breiartige Masse wird zu diesem Zweck von der Frau, die, abgesehen von dem Kauen, das Monopol der Kaschiri-Bereitung hat, durch ein großes Korbsieb gepreßt, das auf einem

dreieckigen Holzgestell ruht. Die immer noch dicke Brühe läuft in den daruntersteheuden Topf, aus dem sie die Gastgeberin oder ihr Gatte mit der Kalabasse kredenzt. Bisweilen wird die frisch angesetzte Masse in dem Holztroge oder einem größeren Topfe oder auch nur in Bananenblätter gewickelt wochenlang aufbewahrt, um bei Gelegenheit, mit Wasser durchgesiebt, ihre Verwendung zu finden. Die fest verschlossenen Töpfe sind häufig mit einem Netz von Schlingpflanzen umflochten, damit sie durch die Gärung nicht zersprengt werden (Abb. S. 51). Außer der Maniok werden auch Knollenfrüchte, süße Bataten, Mais und verschiedene Palmfrüchte zur Kaschiri-Bereitung verwendet. Besonders die goldgelben Früchte der Pupunya-Palme liefern ein sehr schmackhaftes Getränk.

Das Kaschiri in Cururu-cuara ist sehr nachlässig durchgepreßt. Man muß es beim Trinken noch einmal durch die Zähne sieben und spuckt dann den im Munde zurückbleibenden Satz ungeniert zu Boden. Die schmierigen Hände wischt man an den Hauspfosten ab, die deutliche Spuren häufiger Benutzung zeigen.

Der Zauberarzt ist wieder am meisten betrunken. Ich benutze die günstige Gelegenheit und handele ihm einen großen Teil seines Zauberapparates ab. Es ist verschiedener fremder Import darunter. Zwei fein geflochtene, zylindrische Körbchen von ganz anderem Typus als dem hier gebräuchlichen stammen vom Norden her, wahrscheinlich von Stämmen des Inirida oder Guaviare; ebenso eine Halskette mit zwei riesigen Zähnen des großen Alligators, der in den Gewässern des Issana nicht vorkommt, dagegen im Orinoco und seinen Nebenflüssen um so häufiger ist. Diesen Zähnen werden bei vielen Stämmen Südamerikas gewisse magische Kräfte zugeschrieben. Auch zwei Stückchen durchsichtigen Harzes gehören zu seinem Handwerkszeug. Er reibt sie zwischen den Händen und läßt mich daran riechen, ebenso wie er es bei seinen Krankenkuren macht. Mit einem großen Bergkristall, der auch von weit her sein soll, tut er noch wichtiger und will ihn um keinen Preis hergeben. Ich habe den Stein schon halb und halb erworben, da verschwindet er wieder auf geheimnisvolle Weise. Nachher, als mein Freund nüchtern geworden ist, tut ihm der ganze Handel leid, und er will ihn rückgängig machen, aber es ist zu spät.

Gegen Mittag kommt Häuptling Mandu von der Arbeit; endlich einer, mit dem man vernünftig reden kann. Er ist ein Mann in den besten Jahren mit ernstem, vertrauenerweckendem Gesicht und offenbar sehr intelligent. Sein Portugiesisch ist zwar nicht hervorragend,

genügt aber neben der Lingoa geral, die er gut beherrscht, zur Verständigung. Er verspricht mir sofort, ein größeres Boot und Leute zur Weiterfahrt zu besorgen und mir überhaupt in allen Stücken behilflich zu sein. Mandu hat sich in seiner Jugend längere Zeit in den Ansiedlungen der Weißen am Rio Negro aufgehalten und ist sich seines feineren Tones wohl bewußt. Außerdem hat Antonio, der selbst vor mir einen gewaltigen Respekt hat, mich ihm als eine hochoffizielle Persönlichkeit hingestellt, die im Auftrage des Governadors in Manaos reise, von dessen Existenz Mandu eine dunkle Ahnung hat.

Er entstammt, wie er selbst mir mit Stolz erklärt, einer uralten Häuptlingsfamilie und betrachtet sich als den Oberhäuptling über alle Anwohner des Aiary. Vor alter Zeit seien seine Vorfahren vom oberen Issana zum Aiary gekommen und hätten die Huhuteni, die damals noch unstet durch die Wälder streiften, unterworfen und seßhaft gemacht. Diese vergaßen allmählich ihr eigenes, „sehr häßliches“ Idiom und nahmen dafür die wohlklingende Sprache der Sieger an, aber ihre grobknochigen Gesichter mit den stark vortretenden Jochbeinen, dem breiten Mund, der engen Augenspalte und den etwas schief gestellten Augen sind noch heute sofort von den fein geschnittenen, fast europäischen Zügen der Siusi zu unterscheiden. Mandu bezeichnet sich und seine zwei Brüder als reinblütige Oaliperi-dakeni, wie sich die Siusi in ihrer eigenen Sprache nennen. Die übrige Bevölkerung des Aiary ist ein Gemisch aus verschiedenen Stämmen, da auch Ehen mit Weibern vom nahen Caiary-Uaupes, besonders mit den benachbarten Uanana, nicht zu den Seltenheiten gehören.

Die Häuptlingswürde ist erblich und geht vom Vater auf den Sohn über, aber mit dem oft recht weiten Umwege über die Brüder des Vaters. Mandus Vater, ein harmloser Greis, lebt noch in Cururucuara. Er hat seinerzeit zugunsten seines erstgeborenen Sohnes, eines älteren Bruders Mandus, freiwillig sein Amt niedergelegt, da er die Regierungsgeschäfte nicht mehr besorgen konnte, wie mir Mandu mit etwas anderen Worten erklärt. Als der älteste Sohn nach einiger Zeit starb, wurde Mandu Häuptling, obwohl jener einen erwachsenen Sohn hinterlassen hat. Stirbt auch Mandu, so folgen ihm seine beiden Brüder im Amte, immer dem Alter nach, und erst nach des jüngsten Bruders Tode kann der Sohn des ältesten Bruders Häuptling werden.

Die Machtbefugnisse eines solchen Häuptlings sind gering und beschränken sich gewöhnlich auf die Dorfgemeinschaft, der er angehört und als Ältester vorsteht. Er hat hauptsächlich eine repräsentative

Stellung, empfängt die Fremden und leitet die Verhandlungen mit ihnen als Vertreter des ganzen Dorfes, dessen Wünsche er vermittelt. Bei allen Beratungen innerhalb der Dorfgemeinschaft, zu denen er Versammlungen einberufen kann, führt er den Vorsitz. Zu allen Angelegenheiten, die das ganze Dorf betreffen, gemeinsamen Jagd- und Fischzügen, Bau der Maloka, Fehden mit anderen Stämmen, die aber jetzt kaum mehr vorkommen, kann er seine Leute zusammenkommen lassen und jedem einzelnen seinen Platz anweisen. Von Zeit zu Zeit läßt er das Haus ausbessern, den Dorfplatz reinigen und die Wege instand setzen. Bei Tanzfesten präsidiert er als Vortänzer und Tanzordner. Verläßt er das Dorf für längere Zeit, so übergibt er seinem ältesten Bruder die Vertretung seines Amtes in einer längeren, monotonen, häufig von Klagezeremonien unterbrochenen Abschiedsrede. Bei Streitigkeiten unter den Dorfgenossen, die höchst selten sind, schlichtet der Häuptling mit ermahnenden Worten: „Das ist nicht gut, laßt den Lärm!“ Strafen kann er nicht. Die Herrschaft über die anderen Stämme des Aiary, Huhuteni und Kaua, ist heutzutage fast nur noch nominell, doch wurde Mandu in allen Dörfern, die ich später mit ihm besuchte, als Häuptling empfangen und geehrt. Man könnte dieses Häuptlingssystem in seinen Befugnissen am besten mit dem Amte unserer Dorfschulzen vergleichen; der Gemeinderat hier ist dort die Gemeinschaft der verheirateten Männer.

Das größere der beiden Sippenhäuser in Cururu-cuara wird vom Häuptling, seinen beiden Brüdern Gregorio und Chico, dem Zauberarzt und einem gewissen Ignacio mit ihren Familien bewohnt. Das andere Haus gehört dem verheirateten Sohn des verstorbenen Häuptlings. Der Besitzer der kleinen Hütte, die uns zur Wohnung angewiesen ist, ein junger Siusi mit Frau und drei kleinen Kindern, ist zu ihm gezogen. Im ganzen beträgt die Bevölkerung etwa vierzig Seelen. Alle übrigen Dörfer am Aiary bestehen nur aus einem großen Gemeindehaus, der Maloka.

Die Maloka liegt immer auf hohen, der jährlichen Überschwemmung nicht ausgesetzten Uferstellen, in unmittelbarer Nähe eines Nebenbaches, der fruchtbaren Boden für die ausgedehnten Pflanzungen einer jeden einzelnen Familie und gesundes Trinkwasser gewährt. Vor dem Hause, dessen Front stets nach dem Fluß hin gerichtet ist, erstreckt sich ein weiter, freier Platz, der sehr sauber gehalten wird. Häufig liegt hier ein Baumstamm, auf dem sich die Männer in der kühleren Abendzeit zu einem Plauderstündchen niederlassen. Der Dorfplatz ist umrahmt von einem kleinen Hain breitblätteriger Bananen und hoher Pupunha-

palmen, deren Früchte von den Frauen zu allen möglichen Leckerbissen verarbeitet werden. Diese Palme gehört zu den wichtigsten Nutzpflanzen des Indianers, der sie mittels Schößlinge fortpflanzt, da der steinharte Samenkern die Fortpflanzung nicht mehr ermöglicht, ja bisweilen gänzlich verschwunden ist, was auf eine jahrhundertelange Kultur schließen läßt. Hinter dem Hause trennt nur ein schmaler Streifen gerodeten Landes, bisweilen auch eine Maniok-, Mais- oder Zuckerrohrpflanzung die menschliche Wohnstätte von dem Urwalde.

Die Bewohner einer solchen Maloka gehören meistens im weiteren Sinne einer Familie an; häufig ist es nur ein älteres Paar mit seinen erwachsenen Söhnen und ihren Familien. Da aber die Frau nie aus dem eigenen Stamm genommen wird, so trifft man gewöhnlich unter den Weibern einer Maloka Angehörige mehrerer Stämme mit verschiedenen Sprachen. Der Familienälteste ist in diesem Falle zugleich der Orts- oder Gemeindevorsteher.

Die Konstruktion dieser Malokas bleibt sich überall, abgesehen von Unterschieden in den Größenverhältnissen, gleich und ist die folgende: Der Grundriß ist oblong bis quadratisch. Sechs Hauptstrebepfeiler, zu je zwei oben durch einen Querbalken verbunden, tragen das allmählich ansteigende, hohe Dach, das fast bis zur Erde herabreicht und durch das Gitterwerk der langen Dachsparren gebildet wird. Von der Mitte eines jeden Querbalkens aus geht ein Vertikalpfosten in die Höhe, auf dessen häufig gabelförmigem, oberem Ende der Dachfirst ruht, der außerdem noch von mehreren, gewöhnlich vier, kurzen Horizontalbalken gestützt wird. Zwei Reihen von je fünf oder sechs kleineren Strebepfeilern stehen näher den sehr niedrigen Seitenwänden. Die gleich hohen Strebepfeiler werden untereinander und mit den Dachsparren durch je einen Horizontalbalken verbunden. An der Frontseite steht das Dach weit über und bietet dadurch einen gewissen Schutz vor dem Regen (Abb. S. 38).

Der Längsraum in der Mitte des Hauses bleibt als Durchgang und Verkehrsraum, als Festsaal und Tanzplatz frei. In den Seitenräumen befinden sich die Wohnstätten der einzelnen Familien, die meistens durch niedrige Mattenwände voneinander getrennt sind. Mannigfache Hausgeräte liegen hier umher; braune Palmfaserhängematten ziehen sich von Pfosten zu Pfosten; kohlende Holzkloben, zwischen einigen Steinen sternförmig zusammengelegt, bilden den häuslichen Herd, dessen Feuer selten erlischt. Ein allen Bewohnern der Maloka gemeinsamer Herd mit großer, runder Tonplatte dient zur Herstellung der Maniokfladen und zum Rösten der Maniokgrütze, der

Hauptnahrung der Indianer. Bisweilen fehlt auch nicht die primitive hölzerne Zuckerrohrpresse des brasilianischen Ansiedlers. An den beiden kaum einen Meter hohen Seitenwänden laufen gewöhnlich mannshohe Gerüste aus Palmlatten entlang, wo Körbe und anderer Hausrat untergebracht werden. Andere Körbe, für den Handel bestimmt, hängen hoch im Giebel des Hauses. In der Bekleidung des Daches, die aus mehreren schindelartigen Lagen Fächerblätter der Carana-Palme besteht, stecken die wohlgeglätteten, nicht sehr langen Bogen und ungefiederten Pfeile, die häufig schon europäische Eisenspitzen mit Widerhaken, bei den wenig berührten Stämmen aber noch Spitzen aus harten Affenknochen tragen und neben großen und kleinen Handnetzen zum Fischfang verwendet werden. Bündel längerer, ebenfalls ungefiederter Rohrpfeile mit vergifteten Holzspitzen, die außer wenigen Feuerwaffen zur Jagd auf größeres Wild dienen, lehnen an der hinteren Giebelwand, daneben mächtige Blasrohre, die Hauptjagdwaffe dieser Indianer, in deren Handhabung schon die Knaben eine große Gewandtheit zeigen. Von einem Gerüst hängen zierlich geflochtene Köcher herab, die die todbringenden Giftpfeilchen bergen.

Der Eingang und der ihm gerade gegenüberliegende Ausgang des Hauses sind hoch und breit. Den Verschluß bildet eine Art Falltür, die von oben nach unten klappt und während der Nacht geschlossen bleibt. Sie besteht aus zwei aufeinander gepaßten und durch Lianen miteinander verbundenen Gittern aus Palmlatten, zwischen die eine dichte Blätterfüllung gelegt ist. Bei Tagesanbruch wird die Tür aufgeklappt und an einem vom Giebel herabhängenden Strick oder einer Liane, die unten in eine Schlinge ausläuft, befestigt.

Gestelle aus rechtwinklig sich kreuzenden Stangen bilden die Grundlage für die niedrigen Seitenwände und die beiden Giebelwände. Sie werden außen mit mehreren Schichten Caranablätter bedeckt, auf die Palmlatten horizontal gelegt und mit aller Kraft angedrückt werden. Das Ganze wird mit Lianen fest zusammengebunden, so daß eine wasserdichte Decke entsteht. Auch jedes Palmblatt der Dachbekleidung wird sorgfältig mit Liane an den Horizontalsparren befestigt. Bisweilen sind die Giebelwände mit großen Matten aus den herrlichen Wedeln der Inajapalme bedeckt, deren Fiedern einmaschig miteinander verflochten sind. Bei vielen Malokas ist die Frontseite bis über Mannshöhe mit aufrechtstehenden, auseinandergebreiteten Rindenstücken belegt. Ein Rauchfang fehlt; der Rauch entweicht durch die lockere Palmstrohbekleidung des oberen Teiles der beiden Giebelwände. Jeder, auch der kleinste Teil des Hauses führt seinen besonderen Namen. Dem ganzen

Bau, der Wind und Wetter erfolgreich Trotz bietet, obwohl die aus mächtigen Baumstämmen hergestellten, wohlgeglätteten, zylindrischen Pfosten und Querbalken ohne alle Beschläge und Nägel nur durch Bänder von Schlingpflanzen zusammengehalten werden, gebührt volle Bewunderung. Die Malokas zeigen häufig ansehnliche Dimensionen. So ist das Häuptlingshaus in Cururu-cuara 18,60 m lang, 16,80 m breit und 7 m hoch (Taf. II und III).

Das Innere der Maloka ist meistens sauber gehalten. Der festgestampfte Boden wird von den Bewohnern, denen Reinlichkeit eine Hauptlebensbedingung ist, öfters gefegt. In der Regel überläßt man dieses schmutzige Geschäft, wie viele andere unangenehme Sachen, den alten Weibern, die sich ihrer Arbeit mit großem Eifer hingeben. Leider wirbelt ihr großer Reiserbesen Wolken von Staub auf, denn sie kehren trocken und sprengen erst nachher. Der Kehricht aus dem Hause wird am Rande des Dorfplatzes in den Wald geschüttet, wo er sich häufig zu einem niedrigen Wall anhäuft. Zu gewissen Geschäften geht der Indianer weit in den Wald hinein.

Der Bau der Maloka bleibt allein den Männern überlassen. Jeder von ihnen übernimmt nach den Anweisungen des Häuptlings einen bestimmten Teil der Arbeit. Bei Arbeiten in größerer Höhe vom Erdboden bedient man sich einer primitiven Leiter, zwei dünner Baumstämme, die durch einen horizontalen Stamm miteinander verbunden sind.

Die Zahl der Bewohner ist sehr verschieden und schwankt zwischen zehn und an hundert Seelen, die in diesem einen großen Raum einträchtig beisammen leben. Monatelang habe ich in solchen großen Häusern gewohnt, aber nie hörte ich unter normalen Verhältnissen Zank und Streit, und der hohen Sittlichkeit der Bewohner kann ich nur das beste Zeugnis ausstellen.

Das Leben in einem dieser großen Gemeindehäuser spielt sich an gewöhnlichen Tagen mit idyllischer Gleichmäßigkeit ab. Schon lange vor Tagesanbruch sind die Bewohner wach und unterhalten sich von Hängematte zu Hängematte quer durch den ganzen Raum hin mit rücksichtsloser Stimme. Beim ersten Morgengrauen, gegen fünf Uhr, gehen alle zum Baden im nahen Fluß. Bald rufen die Frauen zum ersten Frühstück. Eine jede setzt in einem großen Tontopf die aufgewärmten Reste des gestrigen Mahls, zerkochtes und stark gepfeffertes Fischgericht oder Wildbret, und eine flache Korbwanne mit Maniokfladen in die Mitte des Hauses. Nun verlassen auch die Männer die Hängematte, die sie nach dem Bad wieder aufgesucht haben, hocken

sich in einem Kreis um die Genüsse herum und erheben die Hände zu dem lecker bereiteten Mahl. Nach dem Essen spült sich jeder mit frischem Wasser den Mund aus und wäscht sich die Hände, um den Nachtisch in Empfang zu nehmen. Große Kalabassen gehen reihum, gefüllt mit erfrischender und zugleich nahrhafter Maniokbrühe. Nach den Männern essen die Weiber, wie es dort Sitte und Anstand gebieten. Dann geht alles seinen Beschäftigungen nach, die Männer auf Jagd und Fischfang, die Frauen zur Arbeit in den Pflanzungen, und friedliche Stille herrscht im ganzen Dorf. Nur ein paar Alte sind zurückgeblieben und schaukeln sich untätig in der Hängematte. Vom Hafen her ertönt von Zeit zu Zeit der gedämpfte Lärm einiger Kinder, die dort im Wasser herumplätschern, oder aus dem Gipfel eines Baumes am Waldesrande der heisere Schrei eines zahmen Papageis.

Steigt die Sonne höher, und wird die Hitze für die Arbeit im Freien unerträglich, so kehren die Frauen allmählich vom Felde zurück, gebückt daherkeuchend unter der schweren Last der mit Maniokwurzeln wohlgefüllten großen Tragkörbe, die ihnen an einem über die Stirn gelegten Bastbande auf dem Rücken hängen. Das kleinste Kind, das die sorgliche Pflege der Mutter noch nicht entbehren kann, reitet lose umschlungen auf ihrer Hüfte oder ruht in der breiten Tragbinde aus rotem Bast schlummernd an der Brust der Mutter, die das zarte Köpfchen mit einem Bananenblatt oder einem kleinen Sieb vor den grellen Sonnenstrahlen schützt.

Sofort nach ihrer Heimkehr gehen die fleißigen Frauen an die Verarbeitung der mitgebrachten Vorräte. Bald kommen auch die Männer zurück mit der Beute, die ihnen die fischreichen Gewässer gewähren. Die Fische werden von den Frauen mit viel Pfeffer zum Abendbrot gekocht, das gegen sechs Uhr stattfindet. Die Szenen vom Morgen wiederholen sich. Dann sitzt man noch ein Weilchen bei einer Zigarette zusammen und erzählt sich Jagderlebnisse und andere Geschichten. Kurz nach Sonnenuntergang sucht die ganze Bürgerschaft ihre Lagerstätten auf.

Die Industrie ist in Cururu-cuara sehr gering. Nur die wenigen Weiber, die vom Issana stammen, verstehen es, hübsch bemalte Töpfe und Schalen und Maniok-Reibebretter zu verfertigen. Obgleich ich sofort bei meiner Ankunft derartige Sachen bestellt habe, fällt es doch niemand ein, mehr davon herzustellen, als sie gerade für den Hausgebrauch nötig haben. Die Leute sind überhaupt keine Freunde von überflüssiger Arbeit. Die Männer gehen lieber auf die Jagd oder zechen Kaschiri, und die jungen Burschen kann ich nur mit allen

möglichen Versprechungen dazu bringen, mir einige schön gemusterte Körbe zu flechten.

Die Bretter zum Reiben der Maniokwurzeln sind mehr oder weniger rechteckig und tragen in die leicht konkave Oberfläche als Zähne eingelassen spitze Steinchen, die häufig in denselben hübschen Grecquemustern angeordnet sind, wie sie die Weiber auf die Töpfe und Schalen malen. Die Reibebretter werden nur von Issanaweibern, besonders Karutana und Katapolitani, hergestellt, und finden durch die regen Handelsbeziehungen der Stämme dieser Gebiete eine weite Verbreitung bis an die Zuflüsse des Yapura. Die Steine zu den Reibebrettern, Granit oder Quarzit, stammen von der Stromschnelle von Tunuhy oder aus den Schnellengebieten des oberen Issana und Aiary.

Beim Maniokreiben sitzt die Frau am Boden und hält das Brett auf dem Schoß. Im Takte der Arbeit stößt sie den Atem ruckweise zischend durch die Zähne und zieht die Luft wieder schnaufend ein.

Auch in der Verfertigung der bemalten Töpfe und Schalen sind die Issanaweiber Meisterinnen, während ähnliche Erzeugnisse der anderen Stämme, z. B. der Huhuteni und Kaua, daneben recht dürftig aussehen. Die schönsten gemusterten Körbe und Blasrohrköcher kommen vom Cuiary. Die Bewohner des Aiary verfertigen hauptsächlich Kanus. Bei der Aufwärtsfahrt haben wir mehrere Werften passiert.

Die Leute von Cururu-cuara zeigen geringe Handelslust Kaum bringt mir jemand etwas freiwillig zum Verkauf. Fast alles muß ich mir in den Häusern zusammenstöbern. In einer dunklen Ecke finde ich zu meiner großen Freude auf einem Gerüst ganz verstaubt zwei herrliche Tanzmaskenanzüge, die bis auf wenige Mängel wohlerhalten sind. Die Körper sind aus weißem Baststoff gearbeitet und mit bunten Mustern bemalt; Ärmel aus rotem Baststoff stecken in den Armlöchern; lange, gelbe Baststreifen hängen von den Ärmeln und den Maskenkörpern herab. Die eine Maske stellt den Schmetterling, makalu, die andere eine Spannerraupe, akoro, dar, wie mir Mandu erklärt. Sie stammen von den Kaua, die flußaufwärts einige große Malokas bewohnen. Dort sollen noch mehr solcher Maskenanzüge zu finden sein. Mein Entschluß ist rasch gefaßt. Sofort nach Schmidts Ankunft wollen wir den Aiary soweit wie möglich aufwärts fahren, um diese interessante ethnographische Entdeckung weiter zu verfolgen.

Eines Tages kommen die Jäger mit einem Tapir zurück. Gregorio, Mandus Bruder, hat ihn mit seiner alten Donnerbüchse geschossen, die zum Teil mit Faserschnüren zusammengebunden ist. Unter dem

Jubel der ganzen Bevölkerung wird er am Hafen im Flusse ausgeworfen und zerlegt. Es ist ein starkes Tier. Der Häuptling nimmt die Verteilung vor und sendet auch Stücke an die benachbarten Malokas. Wir erhalten für etwas Pulver ein gutes Rippenstück. In beiden Häusern werden große Roste errichtet, um das Fleisch über langsamem Feuer zu braten und zu konservieren. Ein Teil von der Beute wird von den Weibern gekocht und in dem Häuptlingshause verzehrt. Meine Leute werden dazu eingeladen, bekommen aber getrennt von den übrigen gedeckt. Inmitten des Hauses hockt der Häuptling mit dem männlichen Teil der Bevölkerung um einige Töpfe und Schüsseln. Jeder langt mit den Fingern in den einen Topf, holt ein Stück Fleisch heraus, taucht es in einen anderen Topf mit starker Pfefferbrühe, darauf in Maniokgrütze und verspeist es. Ein Schluck Fleischbrühe aus einer Schale, die reihum geht, spült alles hinunter. Der Zauberarzt sitzt merkwürdigerweise ganz allein, abgesondert von den übrigen und holt sich nur von Zeit zu Zeit zu seinem Maniokfladen einen Brocken Fleisch aus dem Topfe meiner Leute.

Nachdem die Männer gespeist haben, setzen sich die Weiber um die Töpfe und essen, was die Männer übriggelassen haben; aber sie haben wahrscheinlich schon beim Kochen ihr Teil vorweg genommen, denn ihre Mahlzeit ist unverhältnismäßig kurz.

In den nächsten Tagen kommt viel Besuch. Man sollte meinen, die Leute hätten den Braten gerochen. Mandu stellt sie mir alle vor und sucht möglichst viel Ehre mit mir einzulegen. Meine kleine Hütte ist voll Menschen, die alles bewundern, aber nichts entwenden. Es herrscht ein unglaublicher Lärm unter diesem munteren Völkchen, das stets zum Lachen und Scherzen geneigt ist. Selbst wenn sie sich bisweilen in harmlos anständiger Weise über mich lustig machen, kann ich ihnen nicht böse sein; halten sie doch alles, was ich tue, und was sie nicht verstehen, für überspannt. Ich lasse alle meine Künste spielen. Am meisten Interesse und lauten Jubel bei jung und alt erregt ein Buch mit großen, bunten Bildern von Tieren der Alten und Neuen Welt. Ich erkläre Mandu die Bilder auf portugiesisch und Lingoa geral, so gut ich es kann, und er übersetzt es seinen Stammesgenossen ins Siusi. Jede Tierpfote, jede Kralle wird eingehend besprochen, jeder fremde Name von allen Anwesenden im Chorus wiederholt. Besondere Freude ruft das Nilpferd hervor mit seinem häßlichen Gesicht und seinem komischen Namen „Hippopotamo“, ebenso das Nashorn und die großen Affen Orang-Utan und Gorilla. Sind wir mit dem Bilderbuche fertig, so heißt es: „Zeige das große Schießgewehr, zeige das kleine Schießgewehr,

blase die Trompete!" Mandu kommandiert, und ich gehorche. Ich erkläre ihnen meine Jagdflinte mit den großen, schweren Schrotpatronen, gebe vor dem Haus unter dem Kreischen der Weiber rasch nacheinander sechs Schüsse mit dem Revolver ab; ich blase auf dem Jagdhörnchen, zeige ihnen die Uhr, die — „ticke-tacke" — Tag und Nacht wacht, und endlich das kleine Metermaß, das von selbst in sein Haus schnurrt. Ich versuche sogar, ihnen die photographische Kamera zu erklären, und finde merkwürdig rasches Verständnis dafür. Bald erkennen sie das umgekehrte Bild auf der Mattscheibe. Besonders Mandu ist gar nicht mehr unter dem schwarzen Tuch wegzubringen und äußert eine kindliche Freude, wenn er einen Hund oder die Jungen auf der Mattscheibe vorüberlaufen sieht. Beim Photographieren leistet er mir treffliche Dienste, holt die Leute zur Aufnahme herbei und bringt sie mit einigen energischen Worten und freundschaftlichen Püffen in die richtige Stellung. Auch abends, wenn ich die Platten unter dem schwarzen Zelt entwickele, habe ich immer ein dankbares Publikum, das sich während meiner geheimnisvollen Arbeit nur flüsternd zu unterhalten wagt. Jede fertige Platte, die ich herausbringe, wird gebührend bewundert und belacht, und das Negativbild meistens sofort erkannt.

Trotz ihrer Begeisterung für alle diese unerhörten Neuheiten benehmen sich die Indianer weit gesitteter als unsere Großstädter bei ähnlichen Gelegenheiten. Kein Stoßen und Drängeln findet statt; kein häßlicher Zank um den besseren Platz stört die Gemütlichkeit. Alles verläuft nach einer gewissen Ordnung und Regel. Die Gegenstände gehen von Hand zu Hand und kehren stets auf demselben Wege zu mir zurück. Selbst wenn der erste Empfänger inzwischen beiseite gegangen ist, läuft man ihm nach und überreicht ihm den Gegenstand, damit er ihn wieder in meine Hände legt.

Auch bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten und den gastlichen Bewirtungen in einer fremden Maloka fiel mir diese Eintracht angenehm auf. Nie habe ich auf meinen späteren Reisen das Gegenteil beobachtet. Jeden Leckerbissen, den ich meinen Ruderern gab, teilten sie brüderlich miteinander.

Mehrere Leute sind mit der häßlichen Hautkrankheit behaftet. Der ganze Körper ist mit schwarzen und weißen Flecken bedeckt, die besonders an Händen und Füßen auftreten. Junge Leute, bei denen die Krankheit noch im Entstehen begriffen ist, haben weißliche Flecke mit zackigem Rande. Diese vergrößern sich allmählich, fließen ineinander und sondern einen Schorf ab, der, unter die Speisen gemischt,

die Krankheit übertragen soll. Der Zauberarzt und seine Frau sind an manchen Körperstellen schwarz wie Mohren, an anderen heller als ich. Die schwarzen Stellen fühlen sich hart und rauh an, die weißen sind glatt und etwas runzelig und haben das Aussehen von Brandnarben. Eine Frau bringt mir ihren Sohn, einen Jungen von etwa zwölf Jahren, zur Kur. Er hat von dieser ekelhaften Krankheit förmliche Geschwüre am Körper. Die Krankheit scheint erblich zu sein, jedoch erst von einem gewissen Alter an aufzutreten. Der Zauberarzt hat drei reizende, wohlgebildete und anscheinend völlig gesunde Kinderchen. Auf das sonstige Wohlbefinden soll dieses Leiden keinen Einfluß haben. Ein Heilmittel kennen die Indianer nicht. Sie sehen die Ursache der Krankheit, die wohl der Örtlichkeit und der Lebensweise zuzuschreiben ist, in dem Genuß gewisser Fische, z. B. des Pirarara. Es ist nicht unmöglich, daß dies letztere einen gewissen Anteil an der Entstehung hat, da das Fett dieses Fisches eine besondere Kraft zu haben scheint, das Pigment zu ändern. Dem zahmen roten Arara reißen die Indianer die grünlichen Federn an den Ansätzen der Flügel aus und bestreichen die Stellen mit dem Fett des Pirarara oder einer gewissen Kröte. Die neuen Federn werden herrlich orangegelb und behalten diese Farbe für immer, auch wenn sie später mehrmals wechseln, da sie von Zeit zu Zeit ausgerupft werden, um beim Tanzschmuck Verwendung zu finden.

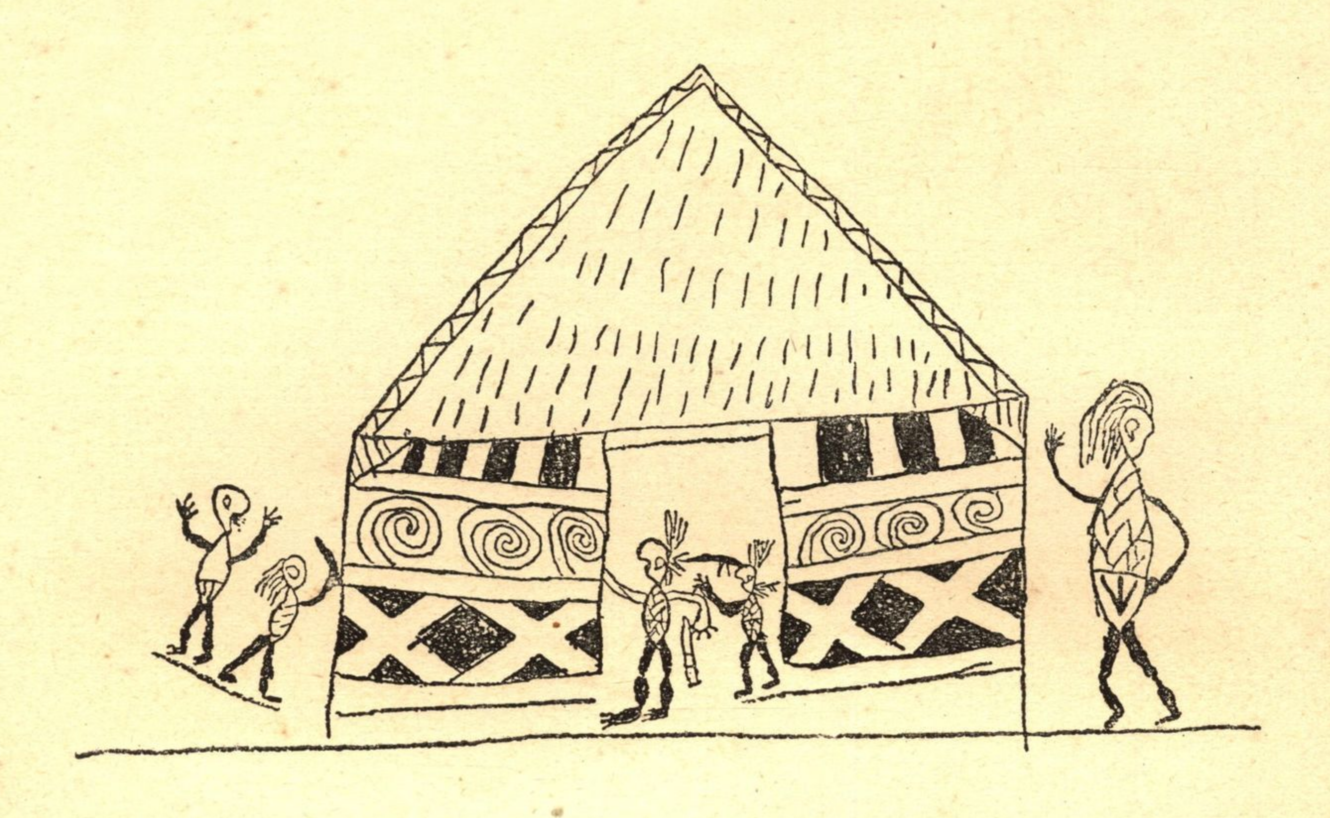
Augenleiden sind häufig bei den kleinen Kindern, die auf der Erde im Staub und in der Asche des Herdfeuers umherkriechen. Die Eltern konsultieren mich öfters als Augenarzt. Ich gebe ihnen aus meiner Reiseapotheke ein Augenwasser, das mir bei einer heftigen Augenentzündung nach der Regennacht an der Mündung des Aiary gute Dienste getan hat. Antonio hat den Indianern, wie von allem, so auch von diesem wundertätigen Mittel berichtet.

Auch der Häuptling nimmt gern meine ärztliche Hilfe in Anspruch. Einmal hat er eine geschwollene Backe mit Zahnweh, das andere Mal starkes Herzklopfen und allgemeinen Katzenjammer vom vielen Kaschiritrinken. Als Universalheilmittel erhält er einen Angosturabittern, was ihm jedenfalls nichts schadet, aber seine Leiden anscheinend nicht hebt, denn er kommt immer wieder.

Mit meinem biederen Inspektor Antonio gibt es eines Tages einen komischen Zwischenfall. Ich habe mir in unserer elenden Bude ein tüchtiges Loch in den Kopf gestoßen, das stark blutet. Auf meine Anweisung hin wäscht Mandu die Wunde aus und bestreut sie mit Jodoform. Im Scherz streue ich Antonio etwas von dem scharf-

riechenden Pulver auf die Hand. Er bekommt plötzlich große Angst, rennt eilends in den Wald hinein und wird eine Zeitlang nicht gesehen. Bei seiner Rückkehr erzählt er mir, „das Gift habe ihm furchtbare ‚kaka' (Durchfall) verursacht". Als Entgelt für diesen Schabernack besprenge ich meine drei Kerle mit Patschuli, so daß sie duften wie ein Parfümerieladen. Sofort bittet sich Antonio, der fromme Christ, ein Fläschchen davon aus, um sich am Feste seines Schutzpatrons damit zu salben.





VI. Kapitel

Tanzfest in Ätiaru

Am 26. Oktober kommt Schmidt an. Er hat unterwegs eine Siusifamilie getroffen, die auf der Heimreise nach Cururu-cuara begriffen war und einen Teil der Last in ihr Boot nahm. Nachmittags fahren wir mit der ganzen Bewohnerschaft und zahlreichen Gästen aus der Umgegend, darunter Uanana vom Caiary-Uaupes, zu einem Tanzfest nach Ätiaru, der nächsten Huhuteni-Maloka flußabwärts. An zweihundert Menschen, von den ältesten Leuten bis zu den kleinsten Kindern, sind hier versammelt. Alle haben sich zur Feier des Tages den ganzen Körper mit dem blauschwarzen Saft der Genipapofrucht bemalt und das Gesicht mit feinen, roten Mustern verziert. Viele, besonders die Leute vom Caiary, trugen reichen Silberschmuck um den Hals, teils einfache Münzen, teils dreieckige, glatte Stücke, die durch Klopfen und Schleifen aus Silbermünzen hergestellt und wegen ihrer Gestalt von den Siusi makalu, Schmetterling, genannt werden.

Bei Sonnenuntergang, gegen sechs Uhr, beginnen die Tänze. Zwei Männer, bunte Federkronen auf dem Kopf und Klappern aus Fruchtschalen um den rechten Fußknöchel gebunden, tanzen im raschen Marschschritt vor dem Festhause hin und her. Die eine Hand haben sie auf der Schulter des Nebenmannes liegen, mit der anderen Hand halten sie die großen Yapurutu, 1—$1^1/_2$ m lange Flöten aus dem

Holz der Paschiubapalme (Iriartea exorrhiza), denen sie eine einförmige, aber melodische Weise entlocken. Diese Flöten geben je nach ihrer Länge hellere oder dumpfere Töne von sich, die sich noch durch stärkeres oder leichteres Blasen variieren lassen. Jedes Paar ist aufeinander gestimmt. Währenddessen sitzen zwei andere Yapurutubläser, ebenso geschmückt wie die beiden Tänzer, aber ohne Klappern, auf einem Baumstamm links vom Eingang des Hauses und begleiten den Tanz mit ihren Instrumenten. So geht es wohl ein dutzendmal hin und her, dann treten die beiden Tänzer in das Haus ein und schreiten auch hier noch einigemal im mittleren Längsraum auf und ab, jeden zweiten Schritt mit den Klappern betonend. Zwei Weiber haben sie in ihre Mitte genommen, indem sie mit dem freien Arm ihren Hals umschlingen. Eifrig trippelnd suchen die bemalten Schönen sich den weit ausgreifenden Schritten ihrer Tänzer anzupassen, deren Hüften sie umfaßt halten. Mit einem anhaltenden Fortissimo der großen Flöten schließt diese Nummer. Die darauf folgende Pause wird mit Musik ausgefüllt. Auf einer langen Bank im Hause sitzen einige Jünglinge und blasen kurze Akkorde in raschem Tempo auf Panpfeifen, die genau die Form der altgriechischen Syrinx haben. Am Schluß singen sie in eintöniger Weise: „A-ha-a-a!", stoßen einen lauten Juchzer aus und pfeifen gellend durch die Zähne. Zwischendurch wird Kaschiri gereicht.

Die fremden Gäste, Siusi und Uanana, bleiben draußen auf dem großen, freien Platz, wo schon Stöcke eingerammt und Hängematten für Weiber und Kinder aufgehängt sind. Zahlreiche Feuerchen brennen daneben zum Schutz gegen die kühle Vollmondnacht. Im Hause tanzen die Kaua des nahen Uirauasu-Parana, ein Alter mit fünfzehn Jünglingen und Knaben, eine Runde. Zunächst stellen sie sich, der Alte als Vortänzer in der Mitte, in einer geraden Linie auf und schreiten so mehrmals vor- und rückwärts. Dann ordnen sie sich im Kreise hintereinander, indem sie die linke Hand auf die rechte Schulter des Vordermannes legen. In der rechten Hand halten alle Teilnehmer die mit Ritzmustern verzierte und mit Federn behängte Kürbisrassel, die neben der Fußklapper dazu dient, das Aufstampfen des rechten Fußes zu begleiten und den strengen Rhythmus des Tanzes noch mehr hervorzuheben. An den Enden der wenig offenen Runde haben sich den Tänzern einige halbwüchsige Jungen angeschlossen, die zwar noch etwas regellos umherspringen, aber ihre kleinen Rasseln schon tapfer im Takte schwingen und es den Älteren in allen Stücken gleichzutun suchen. Inzwischen haben die Fremden eine Unmenge Inga-

Schoten[1], ihr Gastgeschenk, vor dem Eingang des Hauses in einem hohen Haufen aufgestapelt und eine Art Puppe aus bunten Lappen daraufgepflanzt. Ein Mann steht daneben und entlockt während des ganzen Vorganges einer Querflöte dumpfe Töne.

Die Tänzer, die Weiber und Mädchen zwischen sich genommen haben, tanzen nun aus dem Hause heraus und einigemal um den Ingahaufen herum. In endloser Wiederholung ertönt der rhythmische Gesang der Männer.

Dann kehren sie in das Haus zurück und tanzen noch einige Runden ohne Weiber. Schließlich stellen sie sich wie zu Anfang in einer Reihe auf, das Gesicht dem Kaschiritrog zugewendet, und rufen zweimal „He-he-e-e-e!“ Ein lauter Juchzer, ein gellender Pfiff durch die Zähne; das linke Bein wird vorgesetzt, der Oberkörper zurückgeworfen; noch ein letztes starkes Rasseln mit den Kürbisrasseln, und die Tänzer gehen auseinander.

Draußen haben unterdessen die fremden Gäste den Ingahaufen niedergerissen und die Puppe weggenommen. Einige Weiber tragen einen Teil der Früchte in großen Tragkörben in das Haus, wo sie mit lautem Jubel empfangen werden. Sie überbringen die Gastgeschenke. Um den Rest der Inga werden wieder verschiedene Tänze aufgeführt, zunächst von zwei Yapurutubläsern mit zwei Mädchen in der Mitte, wie am Anfang des Festes. Dann kommen vier Jünglinge, die zu zwei und zwei in raschem Tempo die Früchte umkreisen und mit anerkennenswerter Lungenkraft auf ihren Panpfeifen blasen. Endlich tanzt Mandu mit seinen Leuten den Uaneui, eine Runde, bei der die Tänzer seitlich hintereinander schreiten. Die linke Hand ruht auf der rechten Schulter des Vordermannes, die rechte Hand hält am geschnitzten Handgriff die Uana, den hohlgebrannten und mit bunten Mustern bemalten Stab aus leichtem Cecropiaholz, mit dem sie taktmäßig auf den Boden stampfen. Der verschiedene Durchmesser der Zylinder bewirkt die Verschiedenheit der Töne.

Auch an diesem Tanze nehmen nach einiger Zeit Weiber teil. Sie schreiten etwas außerhalb des Kreises, da ihre rechte Hand auf der linken Schulter des Partners liegt. Einige führen Kinder an der freien Hand oder lassen die Kleinen auf der linken Hüfte reiten, andere tragen Säuglinge in der Bastbinde. Die Kinder schlafen zum Teil während des Tanzes trotz des Lärmes. Ein Weib schreit lange

---

[1] Inga dulcis. Eine Leguminosenart mit langen Schoten. Die schwarzen, bohnenähnlichen Samen sind in eine weiße, schwammige Masse gebettet, die einen zuckersüßen Saft enthält, der von den Indianern sehr geschätzt wird.

anhaltend in gellendem Ton als Begleitung zu dem feierlichen, getragenen Gesang der Männer.

Nach jeder Tour laufen reichgeschmückte Jünglinge im Gänsemarsch mit eingeknickten Knien zu den durstigen Tänzern und kredenzen ihnen große Kalabassen voll Kaschiri, die sie aus dem Trog im Hause schöpfen. Sie singen dazu in aufmunterndem Tone: „Tsa-ha-ha-ha-! tsa-a-a-!“, worauf die anderen mit schallendem „He-he-he-!“ erwidern. Allmählich wird alle Inga in das Haus getragen und unter lautem Beifallsgeschrei der Umsitzenden im Kreise der Tänzer niedergeworfen.

So geht es fort die ganze Nacht in stetem Wechsel der Tänze; ein unbeschreiblicher Lärm. Ich liege zusammengekrümmt in einer kurzen und schmalen Hängematte und schaue zu. Bisweilen kommt einer und bringt mir die Kaschirikalabasse oder bettelt mich um Tabak an, den ich selbst nicht mehr habe. Viele sind schon stark betrunken, aber kein Streit findet statt. Alle sind von bestrickender Liebenswürdigkeit zueinander und gegen mich, ein Herz und eine Seele. Den großen Raum erhellen nur wenige flackernde Feuerchen. Auf einem Gestell am Ausgang liegen etwas abwärts gerichtet, damit sie weiter brennen, einige Fackeln aus harzigem Holz, die der Hausherr von Zeit zu Zeit versorgt. Die Nebenräume sind voll von Hängematten, die kreuz und quer und mehrfach übereinander hängen. In einigen liegen Weiber mit Säuglingen, die bisweilen erwachen und mit lautem Zetergeschrei am allgemeinen Spektakel teilnehmen.

In einer Ecke bekommt ein junger Mann im Kaschirirausch Schreikrämpfe. Er wird von einigen kräftigen Mädchen und dem Zauberarzte der Uanana, einem hübschen Kerl mit wildem Gesicht, am Boden festgehalten. Der Zauberarzt sucht ihn zu heilen. Mit einer Kürbisrassel in der linken Hand beständig rasselnd, hockt er vor dem Kranken nieder. Aus einer großen Zigarre in der rechten Hand nimmt er von Zeit zu Zeit einige Züge und bepustet den ganzen Körper des Patienten mit Tabaksqualm, besonders den Kopf, den er zwischen seinen beiden Händen hält. Dann streicht er in langsamen, gleichmäßigen Strichen die Krankheitsmaterie von dem Leibe des Kranken ab und streut sie hinter sich in die Luft, indem er kräftig dahinter her bläst. Zwischendurch läßt er einen eintönigen Gesang hören. Der Kranke beruhigt sich zusehends und schläft schließlich ein. Trotz des unaufhörlichen Lärmes und der Kühle, die gegen Morgen eintritt, schlafen auch wir endlich. Vielleicht tut auch der reichliche Kaschirigenuß etwas dazu.

Am nächsten Tage fahre ich mit meinen Leuten frühzeitig nach

Cururu-cuara zurück, während die übrigen weiter feiern oder ihren Rausch ausschlafen. Erst am späten Abend kommen sie nach, einige besonders Trunkfeste sogar erst am anderen Morgen.

Unsere treuen Katapolitani kehren reich belohnt in die Heimat zurück. Sie nehmen die Sammlung mit, die ich hier eingetauscht habe, um sie ebenfalls im Hause Antonios in Tunuhy bis zu unserer Rückkehr aufzubewahren.

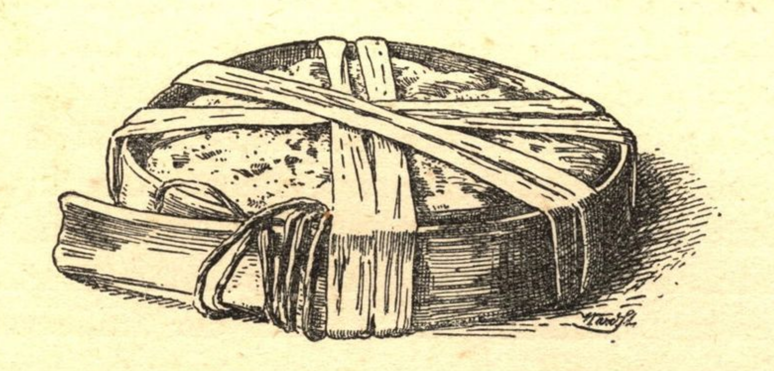
Wir leben uns immer mehr ein in Cururu-cuara. Schmidt ist infolge seines nie versiegenden Humors bald der Liebling des ganzen Dorfes, besonders der Kinder und jungen Leute. Er spielt mit ihnen auf dem großen Dorfplatz „Haschen, Bockspringen" und andere schöne Spiele und hat dabei bereitwillige und gelehrige Schüler. Nach Sonnenuntergang, wenn ich unter dem photographischen Dunkelkammerzelt schwitze, veranstaltet Kariuatinga gewöhnlich große Vorstellung mit einzelnen Glanznummern, die er nicht oft genug wiederholen kann. Er singt brasilianische und deutsche Lieder und gibt sogar unter allgemeiner Anerkennung die Tänze und Gesänge der Indianer zum besten, natürlich mit ganz unverstandenem Text, den er sich mit ähnlich klingenden brasilianischen Worten mundgerecht gemacht hat. Wenn ich dann gar unter meinem schwarzen Zelt mitsinge, kennt der Jubel unserer Zuhörer keine Grenzen. Es ist sehr gemütlich in Cururu-cuara!

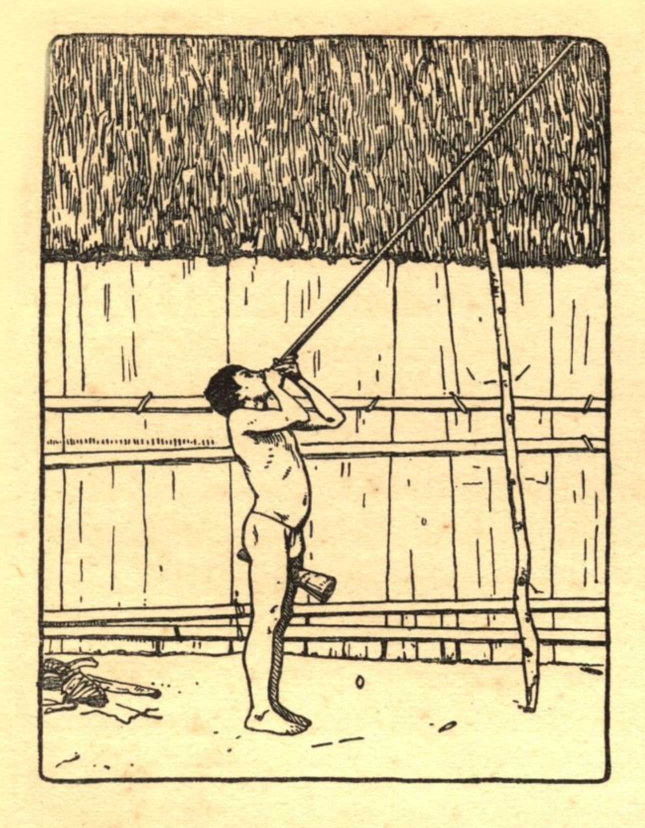
Weniger angenehm sind die Sandflöhe, von denen die Hütte wimmelt. Diese winzig kleinen Bestien nehmen besonders die Zehen als Angriffspunkte, wobei sie solche Stellen bevorzugen, die schon einmal angestochen sind. Unter leichtem Jucken bohren sich die Weibchen nach der Befruchtung in die Haut und erreichen dort in wenigen Tagen die Größe einer Erbse. Mit einem zugespitzten Stäbchen aus Palmholz muß man dann das ganze Tier vorsichtig entfernen, damit nicht Teile davon zurückbleiben und heftige Entzündungen hervorrufen.

Die Bewohner von Cururu-cuara bieten alles auf, um uns den Aufenthalt behaglich zu machen. Gegen kleine Entgelte, Glasperlen, Angelhaken u. a., versorgen sie uns täglich mit Speise und Trank. Hühner europäischer Abkunft, die sie in großer Zahl halten, verkaufen sie uns anstandslos. Sie selbst essen weder Hühner noch Eier.

Das Kaschiri geht gar nicht aus. Wir sind zu einem „zwanglosen Herrenbierabend" im Hause des Thronfolgers eingeladen. Auf den langen, niedrigen, kunstlos aus einem Stück gearbeiteten Bänken, die in den Malokas am Aiary zu beiden Seiten des Eingangs für die Gäste aufgestellt sind, sitzen die Männer und erzählen sich Jagd-

geschichten und andere Erlebnisse. Der Hausherr und Gastgeber hockt in der Mitte am Boden. Drei Jungen gehen mit gefüllten Kalabassen emsig von einem zum anderen. Das Kaschiri ist erst eintägig, leichtes Payauru. Niemand ist betrunken, obwohl fleißig gezecht wird. Im Hintergrunde hocken die Weiber, schwatzend und lachend oder leise eine Weise singend, eine Tanzweise vom Caiary, wie uns Mandu erklärt; in den Hängematten schlafen die Kinderchen. Ich habe zur besseren Beleuchtung mein Windlicht hergeliehen, das an einem Hauspfosten aufgehängt ist. Den Häuptling haben Schmidt und ich in die Mitte genommen. Er macht mir die höchsten Lobeserhebungen, die ich ebenso erwidere: Wir seien so nette Leute, gehörten jetzt ganz hier zur Bevölkerung. Ich erkläre ihm dagegen, ich sei noch nirgends so wohl aufgenommen worden wie hier; die Leute hier seien alle so gut; wenn ich zum Governador zurückkäme, wolle ich ihm davon und von dem vorzüglichen Häuptling berichten. Ich muß ihm immer wieder erzählen, wie weit mein Vaterland entfernt sei, und wie kalt es dort sei; daß dort im Winter das Wasser hart wie Stein würde, was ihn alles sehr interessiert und wundert. Auch einige fremde Gäste sind da, Huhuteni aus Ätiaru und ein Mann von dem Nebenbach, dessen Anwohner mich für den Kommandanten gehalten hatten und in den Wald geflohen waren, wie Mandu im Bewußtsein seines feineren Taktes laut lachend erzählt. Chico schildert mit lebhaften Gebärden, wie er ein Hokkohuhn geschossen habe: man sieht den Pfeil förmlich aus dem Blasrohr fliegen; der Erzähler macht mit dem Zeigefinger eine rasche Bewegung schräg nach oben und hält mit einem Ruck an: der Vogel ist getroffen. Dann wartet er eine Weile; die oben gebliebene Hand mit dem ausgestreckten Finger fällt nach unten: der Vogel stürzt, von dem Gift getötet, zur Erde.





VII. Kapitel

Jagdwaffen und Jagd am Aiary

Neben der Fischerei, die den hauptsächlichsten Bestandteil der animalischen Kost liefert, tritt die Jagd sehr zurück. Sie wird mehr als Sport betrieben und auch zu dem Zweck, in die etwas monotonen Genüsse der Tafel gelegentlich eine Abwechslung zu bringen. Trotzdem zeigen die Jagdgeräte eine sorgfältige, bisweilen geschmackvolle Ausführung. Der Indianer weiß sie meisterhaft zu handhaben. Er gibt sich der Jagd mit aller Leidenschaft hin und ist äußerst geschickt beim Aufspüren und Verfolgen des Wildes. Er kennt genau die Lebensgewohnheiten der Tiere und versteht es, sie durch täuschende Nachahmung ihrer Laute anzulocken. Die geringste Spur, die dem Auge eines Europäers entgeht, ja häufig nur sein ausgeprägter Geruchssinn bieten ihm natürliche Wegweiser. Mit unermüdlicher Ausdauer, geräuschlos wie eine Katze, schleicht der Indianer stundenlang durch den verworrenen Urwald dem Wilde nach, bis er es erreicht und mit sicherer Hand erlegt. Seine Jagdtrophäen, Zähne und Federn der erbeuteten Tiere, trägt er stolz als Schmuck bei festlichen Gelegenheiten.

Die Hauptjagdwaffe der Indianer Nordwestbrasiliens für Vögel und kleinere Vierfüßler, besonders solche, die sich auf Bäumen bewegen, ist das Blasrohr.

Die Stämme des Issana und seiner Zuflüsse gebrauchen ein Blasrohr, das in der Hauptsache aus zwei Teilen besteht und auf folgende Weise hergestellt wird. Ein 2,80—3 m langes Rohr einer Arundinaria, deren Halm vom Wurzelstock aus vier und mehr Meter kerzengerade und ohne Knoten ansteigt, bevor er Ästchen ansetzt, trocknet man vorsichtig, damit es sich nicht verzieht, am Feuer und in der Sonne. Um das zylindrische, innen und außen vollständig glatte Rohr vor Beschädigungen zu schützen, wird es auf der Außenseite leicht mit schwarzem Wachs bestrichen, mit feinen Baststreifen umwickelt und der ganzen Länge nach in das Stämmchen einer Paschiuba-Palme geschoben, aus dem man das Mark entfernt hat. Beide Teile müssen

genau ineinander passen und werden durch die Bastumwicklung wohl gedichtet. Damit das Futteral nicht aufplatzt, wird am oberen Ende ein Ring leicht eingekerbt und mit Faserschnur umwickelt. Das 6—8 cm lange Mundstück, das dem unteren Ende aufgesetzt wird, ist aus rotem Holz verfertigt und hat etwa die Form eines abgestumpften Kegels. Diese Art Blasrohr hat in der ganzen Länge den gleichen Durchmesser, etwa 2½ cm, und ein Kaliber von 11—13 mm. Als Visier werden, 80—90 cm vom Mundstück entfernt, entweder ein einfacher Wulst aus schwarzem Wachs oder zwei Schneidezähne eines Nagetieres dicht nebeneinander mittels desselben Materials aufgeklebt (Abb. S. 123).

Neben diesem Blasrohr ist noch ein anderes im Gebrauch, das von dieser gewöhnlichen Art nicht unerheblich abweicht. Statt des ausgehöhlten Paschiuba-Stämmchens dient als Rohrfutteral das junge Stämmchen eines gewissen Baumes, das der Länge nach in zwei gleiche Hälften gespalten wird. Aus jeder Hälfte wird eine glatte Längsrinne derartig herausgeschabt, daß beide Teile, um das Rohr gelegt, dieses vollständig umschließen. Das Ganze wird mit schwarzem Wachs überstrichen und mit dunkelbraunen, glänzenden Rindenstreifen in etwas übereinander liegenden Spiralen umwickelt.

Die Arundinaria, deren Halm den Hauptbestandteil dieser Blasrohre bildet, kommt nur in bestimmten Gegenden vor, und die Indianer machen öfters weite Reisen, um sich diese wichtigen Halme zu verschaffen.

Zum Auswischen des Blasrohrs benutzt man einen langen, sehr gleichmäßig gearbeiteten, wohlgeglätteten Stab aus schwerem, schwarzem Palmholz, um dessen oberes Ende ein Bündel Wurzelfasern befestigt ist, während das untere Ende als Handgriff eine Fadenumwicklung trägt (Abb. S. 123).

Der Köcher zum Aufbewahren der Blasrohrpfeilchen hat im großen und ganzen die Form einer nach der Mitte zu sich verengenden, 42 bis 45 cm langen Röhre, deren oberer Durchmesser etwas größer ist als der untere, und ist gewöhnlich aus feinen Rohrstreifen geflochten. Als Boden ist eine Holzscheibe oder ein Stück Kalabasse eingesetzt und, ebenso wie der untere Teil des Geflechts, auf der Außenseite mit einer dicken Pechschicht überzogen. Der übrige Teil des Köchers ist von einem zweiten, feineren Geflecht umgeben, das in seiner unteren Hälfte dieselben geschmackvollen, schwarzen und roten Mäandermuster zeigt, die diese Indianer auch in ihre Korbwaren einflechten und auf ihre schönen Tongefäße malen. Eine um die Mitte des Köchers geschlungene Schnur dient zum Anhängen.

Die Stämme am Aiary gebrauchen auch Köcher, die an Stelle des feineren Geflechtes bis zum oberen Rande mit Pech überzogen sind.

Die im Querschnitt gewöhnlich viereckigen Giftpfeilchen, deren ein Köcher bis zu zehn und mehr Stück birgt, sind in der Regel aus schwarzem, sshwerem Palmholz, selten aus weißem, leichterem Holz verfertigt und von der Dicke einer starken Stricknadel. Sie haben eine Länge von etwa 40 cm und laufen an dem einen Ende in eine feine Spitze aus, die etwa 4 cm lang mit Gift bestrichen wird und oberhalb dieser Stelle einen leichten ringförmigen Einschnitt trägt. Um das andere Ende ist mit einem dünnen Faden ein Büschel leichter Baumseide (Eriodendron) spindelförmig gewickelt, das die Höhlung des Rohres genau ausfüllt und dadurch dem Hauch des Jägers genügenden Widerstand entgegensetzt. Damit die Pfeilchen im Köcher einen festen Halt haben und ihre Spitzen nicht am Boden zerstoßen, stecken sie in einem lockeren Knäuel gelber Bastfasern. Die Pechschicht, die den unteren Teil des Köchers bedeckt, soll verhüten, daß die vergifteten Spitzen der Pfeilchen durch das Geflecht dringen und den Träger selbst verletzen.

Das allgemein in Nordwestbrasilien verwendete Pfeilgift ist das in der Wissenschaft wohlbekannte Curare, dessen Zubereitung unter gewissen Zeremonien vor sich geht und meistens, besonders vor Europäern, streng geheimgehalten wird.

Nach der Angabe des Häuptlings Mandu ist der Hauptbestandteil des am Issana gebräuchlichen Curare die Rinde einer Schlingpflanze, die am Boden wächst und von den Siusi maukulipi genannt wird. Man trocknet die Rinde am Feuer, kocht sie mit Wasser ab, seiht den Absud durch ein engmaschiges Sieb, so daß alle noch übriggebliebenen festen Bestandteile zurückbleiben, und kocht den Saft so lange ein, bis er schwarzbraun und dicker als Sirup wird. Dazu kommen noch andere Ingredienzien, Giftstoffe und klebrige Pflanzensäfte, die bewirken sollen, daß das Gift besser am Holze haftet.

Die Herstellung ist ein Monopol gewisser Stämme, was wiederum Veranlassung zu weiten Handelsreisen gibt. Das Pfeilgift wird in niedlichen schwarzen Tontöpfchen von nur 5 bis 8 cm Höhe verwahrt, die mit Palmblättern, Baststückchen oder alten Lappen europäischen Zeugstoffes verschlossen werden.

Die Preise, die allgemein für Pfeilgift gezahlt werden, sind verhältnismäßig hoch. Ich sah, wie einer meiner Ruderer, die während der Reise stets Handelsgeschäfte machten, ein großes amerikanisches Messer, das er sich erst kurz vorher mit tagelanger Arbeit sauer verdient hatte, gegen ein winziges Töpfchen mit Curare hingab.

Das Curare trocknet rasch zu einer spröden, glänzend schwarzen Masse ein, kann aber leicht mit Wasser gelöst werden. Auch die Hitze des Feuers macht es weich. Zum Gebrauch taucht man entweder ein ganzes Bündel Pfeilchen in das Gift oder streicht das Gift je nach Bedarf auf die Pfeilspitze.

Unter dem Einfluß der Feuchtigkeit verliert das Curare allmählich seine Kraft. Daher werden auch die Gifttöpfchen sorgfältig verschlossen gehalten und, ebenso wie die Köcher mit den vergifteten Pfeilchen, an dem trockensten Ort in der Hütte aufbewahrt. So behält das Gift jahrelang seine Wirksamkeit.

Die Wirkungen des Curare sind durch zahlreiche Versuche erprobt worden. Dringt es in das Blut ein, so lähmt es sofort die willkürliche Muskelbewegung an der getroffenen Stelle. Mit dem zirkulierenden Blut verbreitet sich das Gift und mit ihm die Lähmung im ganzen Körper, ergreift schließlich die Brustmuskeln, verhindert die Atmungsbewegungen und führt plötzlich einen schmerzlosen Tod durch Ersticken herbei, ohne daß das Bewußtsein geschwunden oder, abgesehen von leichteren Konvulsionen, Tetanuserscheinungen eingetreten wären. Der Tod erfolgt je nach der Stärke des Giftes und der Widerstandsfähigkeit des Tieres in kürzerer oder längerer Zeit, bei Vögeln häufig schon in ein bis zwei Minuten, bei Affen und kleineren Vierfüßlern in fünf bis zehn und bei größeren Tieren, Hirsch, Wildschwein, Jaguar, Tapir, in zehn bis zwanzig Minuten. Wirksame Gegenmittel gegen Curarevergiftung kennt man bis jetzt nicht. Auf den Magen hat das Curare keine besonders schädliche Wirkung, so daß auch die damit getöteten Tiere unbedenklich gegessen werden können. Ja, die Indianer sagen, daß das Gift das Fleisch der Tiere besonders schmackhaft mache.

Wollen die Indianer ein Tier, z. B. einen Affen, nur vorübergehend lähmen und dadurch lebendig fangen, um ihn später als Haustier zu zähmen, so verwenden sie ein stark verdünntes Gift.

Die Handhabung des Blasrohrs erfordert große Gewandtheit und ansehnliche Körperkraft. Am sichersten schießt man, wenn man das Blasrohr vertikal oder nur wenig schräg nach oben hält. Der Schütze preßt mit der rechten Hand das Mundstück fest wider den Mund und umfaßt und stützt zugleich das Rohr mit der Linken, die er unmittelbar an die rechte Hand anschließt; eine Haltung, die bei der Länge und dem großen Gewicht des Blasrohrs einen sicheren Schuß außerordentlich erschwert. Er visiert über das Rohr, das er allmählich aus seiner vertikalen Lage in die Richtung fallen läßt, in der sich das

Wild befindet. Erscheint das Tier im Visier, so treibt er den Pfeil mit kurzem, scharfem Hauch durch das Rohr. Den Köcher hält er dabei gewöhnlich zwischen den Oberschenkeln, um die Geschosse bequem herausziehen zu können (Abb. S. 58).

Ein kräftiger Mann kann den kleinen Pfeil mit solcher Gewalt aus dem Rohr blasen, daß er noch in einer Entfernung von 30 bis 40 m sicher sein Ziel erreicht und seine volle Wirkung ausübt. Öfters habe ich mit den Indianern nach der Scheibe geschossen und mich über ihre Treffsicherheit erstaunt. Auf 20 bis 30 m wurde bei horizontaler Haltung des Blasrohrs eine Banane, gewiß ein kleines Ziel, selten gefehlt. Die Durchschlagskraft ist ziemlich groß. In einer Entfernung von etwa 20 m durchbohrte bei meinen eigenen Versuchen das leichte Geschoß den Deckel eines Zigarrenkistchens.

Die Jagd mit dem Blasrohr ist überaus anregend und fesselnd, besonders die Jagd auf den Hokko. Dieser große Vogel aus der Familie der Baumhühner erinnert in seinem ganzen Aussehen und in seinen Gewohnheiten sehr an unseren Auerhahn und gehört zu dem schmackhaftesten Wildbret im tropischen Südamerika. Seinen Ruf, ein eintöniges Brummen, das mehr von einem Raubtier als von einem Vogel herzurühren scheint, läßt er mit kurzen Unterbrechungen Tag und Nacht hören und verrät dadurch leicht seinen Standort. Der Indianer schleicht sich vor Sonnenaufgang unbemerkt in seine Nähe und schießt beim ersten Morgenlicht das todbringende Pfeilchen auf ihn ab. Der Vogel, meistens am Flügel getroffen, weiß nicht, wie ihm geschieht. Ängstlich wendet er Kopf und Hals hin und her, kann aber nicht entrinnen, da das Gift ihm sofort die Flugkraft nimmt. Bald werden seine Bewegungen matter, und nach kurzer Zeit fällt er tot zu Boden.

Schwieriger wird die Jagd, wenn der Vogel den Jäger vor dem Schuß bemerkt und mit lautem, schwerfälligem Flügelschlag in nicht allzu großer Höhe über dem Erdboden davonflattert, um sich bald wieder niederzulassen. Da gehört schon die Gewandtheit des Indianers dazu, ihm mit dem langen Blasrohr in der Hand durch das verwachsene Unterholz und die schlingenden Lianen zu folgen. Der einmal geschreckte Vogel ist sehr scheu und läßt den Jäger nur schwer näherkommen. Aber der Indianer kennt die Geheimnisse seines Waldes. Wo der Europäer resigniert umkehren würde, da findet er immer noch einen Durchschlupf. Mit zäher Ausdauer verfolgt er den Flüchtling kreuz und quer durch das Gewirr, bis er endlich zu Schuß kommt und das Wildbret erlegt.

Am Tage beschleicht man den Hokko am besten, während er seinen monotonen Ruf ausstößt. Er ist dabei ziemlich taub, ähnlich wie der Auerhahn während des „Schleifens“, so daß man ihn, natürlich in guter Deckung, anspringen kann.

Auch die Jagd auf Affen, die sich in den Wipfeln der riesigen Urwaldbäume in tollen Sprüngen von Ast zu Ast, von Liane zu Liane schwingen, stellt an die Gewandtheit des Jägers die höchsten Ansprüche.

Bisweilen macht sich der Indianer in der Nähe eines Futterplätzes am Erdboden oder im Geäst eines Baumes einen „Jagdschirm“ aus zusammengebogenen Zweigen zurecht, damit er bequem und unbemerkt die Vögel schießen kann, wenn sie zur Atzung kommen. Auf diese Weise erlegt er die gesellig lebenden Vögel, Papageien, Arara, Tauben und das Cujubim (Penelope), einen Hühnervogel, dessen Fleisch zur Zeit der Reife gewisser Palmfrüchte besonders fett und lecker ist.

Die Indianer hatten recht, wenn sie mir öfters erklärten, daß ihr Blasrohr weit vorteilhafter sei als meine Jagdflinte, da es geräuschlos töte und dem Jäger ermögliche, in kurzer Zeit einen ganzen Schwarm Vögel oder eine Schar Affen einen nach dem anderen vom Baume zu schießen, während man mit der Feuerwaffe unter denselben Verhältnissen nur ein Tier, im besten Falle zwei Tiere erlegen könne.

Deshalb ist dem Indianer seine Jagdwaffe, die ihm neben den materiellen Genüssen soviel Reiz gewährt, teuer, und er gibt sie nicht gern weg, ebensowenig wie ein Jäger bei uns sich gern einer guten Flinte entäußert, auf die er eingeschossen ist, und der er so manche Beute verdankt.

Schon die Knaben üben sich eifrig im Schießen mit Blasrohren, die nach Länge und Gewicht ihren geringeren Körperkräften angemessen sind. Als Zielscheiben dienen ihnen Vogelfiguren, aus Maiskolben und ihren Umhüllungsblättern kunstvoll gearbeitet (Abb. S. 351). Sie hängen als Schmuck von den Querbalken des Hauses herab und sind bisweilen mit unvergifteten Blasrohrpfeilen gespickt. Die Kolibri, die zu Hunderten die Blütenbäume umschwirren, schießen die Knaben mit Kugeln aus gekauten Blättern.

Zur Jagd auf größere Vierfüßler, Wildschwein, Tapir, Hirsch, Jaguar usw., dienen große vergiftete Pfeile.

Die bei den Stämmen des Issanagebietes gebräuchlichen Giftpfeile haben eine Länge von 160 bis 165 cm und bestehen aus einem Rohrschaft mit eingefügtem, im Querschnitt rundem Stab aus schwarzem, hartem Palmholz, der ein Fünftel des ganzen Pfeiles mißt und allmählich in eine feine Spitze ausläuft. Eine Umwicklung mit gepichtem Faden

aus den zähen Blattfasern einer Bromeliacee oder mit feinen Baststreifen hält beide Teile fest zusammen. In einer Länge von etwa 11 cm ist die Spitze mit Curare bestrichen und mit fünf ringförmigen Einkerbungen versehen, die wohl bewirken sollen, daß die vergiftete Spitze in der Wunde abbricht, wenn das getroffene Tier durch das Dickicht flieht. Das ungefiederte und ungekerbte Handende ist mit feiner, gepichter Schnur dicht umwickelt.

Zur vollständigen Ausrüstung eines Jägers gehört ein Bündel von sieben Pfeilen, deren Spitzen zum Schutze des Trägers in einem etwa 20 cm langen Blattfutteral stecken, das ungefähr die Form eines abgestumpften Kegels hat und sich aus folgenden einzelnen Teilen zusammensetzt: Über jede Pfeilspitze wird eine zylindrische Hülse aus einem zusammengerollten zähen Blatt oder aus einem Stück Rohr gestülpt. Diese Hülsen werden so mit Bast zusammengebunden, daß sechs von ihnen die siebente umschließen. Die Zwischenräume füllt man mit Pech aus. Um das Ganze werden zähe Blätter gelegt, die durch Bastfäden zusammengehalten werden. Der obere Teil des Futterals wird dicht mit Palmfaserschnur umwickelt und außerdem mit Pech überstrichen, damit die Pfeilspitzen die Hülle nicht durchbohren. Nicht selten wird dieser Pechüberzug zum Schmuck mit roter Farbe eingerieben (Abb. S. 88).

Der Bogen ist durchschnittlich 175 cm lang, aus einem dunkelroten, schweren, wohlgeglätteten Holz. Der mittlere Querschnitt ist mehr oder weniger halbkreisförmig mit konkaver Innenseite. Nach den Enden zu verjüngt sich der Bogen allmählich und läuft schließlich in je eine stark abgesetzte Spitze von kreisrundem Querschnitt aus, die das Abrutschen der Sehne verhindern soll. Diese ist zweisträhnig und wird wie alle Schnüre auf dem nackten Oberschenkel mit der flachen Hand sorgfältig gedreht. Sie besteht gewöhnlich aus den Fasern einer Bromeliacee, bisweilen auch aus den gleichfalls sehr festen Fasern der Tucumpalme (Astrocaryum). Vermittelst einfacher Schleifen wird die Sehne über die Enden des Bogens gehängt.

Will man den Bogen spannen, so stemmt man das untere Ende auf den Erdboden und biegt das Holz, indem man das linke Knie wider die Mitte des Bogens drückt. Darauf nimmt man die obere Schleife ab, dreht die Schnur etwas zusammen, wodurch man sie verkürzt, und hängt sie wieder ein.

Beim Schießen hält der Indianer den Bogen mehr oder weniger senkrecht vor sich, visiert scharf über den Pfeil, zieht die Sehne rasch an und läßt sie mit dem Pfeil fahren (Abb. S. 30). Das Pfeilende hält

er mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, während sich die übrigen drei Finger einfach wider die Handfläche drücken. Der Pfeil liegt links vom Bogen zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand. Der Zeigefinger wird ein wenig über den Pfeil gelegt und gibt ihm die sichere Richtung. Die übrigen Finger halten den Bogen, der sich beim Anziehen der Sehne wider den Ballen der Hand preßt. Der Daumen liegt entweder der Länge nach am Bogen, den er spannen hilft, oder er umfaßt das Holz. Einen Schutz des Handgelenkes gegen den Anprall der Bogensehne gibt es nicht (Abb. S. 66).

Die Jagd auf Tapire und Hirsche wird mit Vorliebe an den Trinkplätzen dieser Tiere ausgeübt, an stillen Waldbächen oder kleinen Lagunen, die der Indianer genau kennt. Dort beschleicht er das wechselnde Wild oder stellt sich schon vor Tagesanbruch oder gegen Abend an, um es aus guter Deckung zu erlegen. Auch der Jaguar lauert dem Wild gern an diesen Plätzen auf und fällt dabei bisweilen dem Jäger zur Beute.

Nicht ohne Gefahr ist die Jagd auf Wildschweine, die in großen Rotten von hundert und mehr Stück auftreten. Man hört das Poltern, Schnauben und Wetzen der Tiere schon weit. Werden sie geschreckt, so stürmen sie mit gesenktem Kopf in gerader Richtung durch den Wald, und wehe dem Jäger, der ihnen in den Weg gerät! Mit ihrem mächtigen Gewaff schlagen sie den Unglücklichen zuschanden. Daher ist es auch gefährlich, mitten aus der Rotte heraus ein Tier zu schießen, weil dann die anderen oft mit gesträubter Borstenmähne den Jäger annehmen, dem nichts weiter übrigbleibt, als so rasch wie möglich einen Baum zu erklettern, wenn er den wütenden Bestien nicht zum Opfer fallen will. Man schießt deshalb die Nachzügler, die ermüdet hinter dem großen Trupp hertrotten.

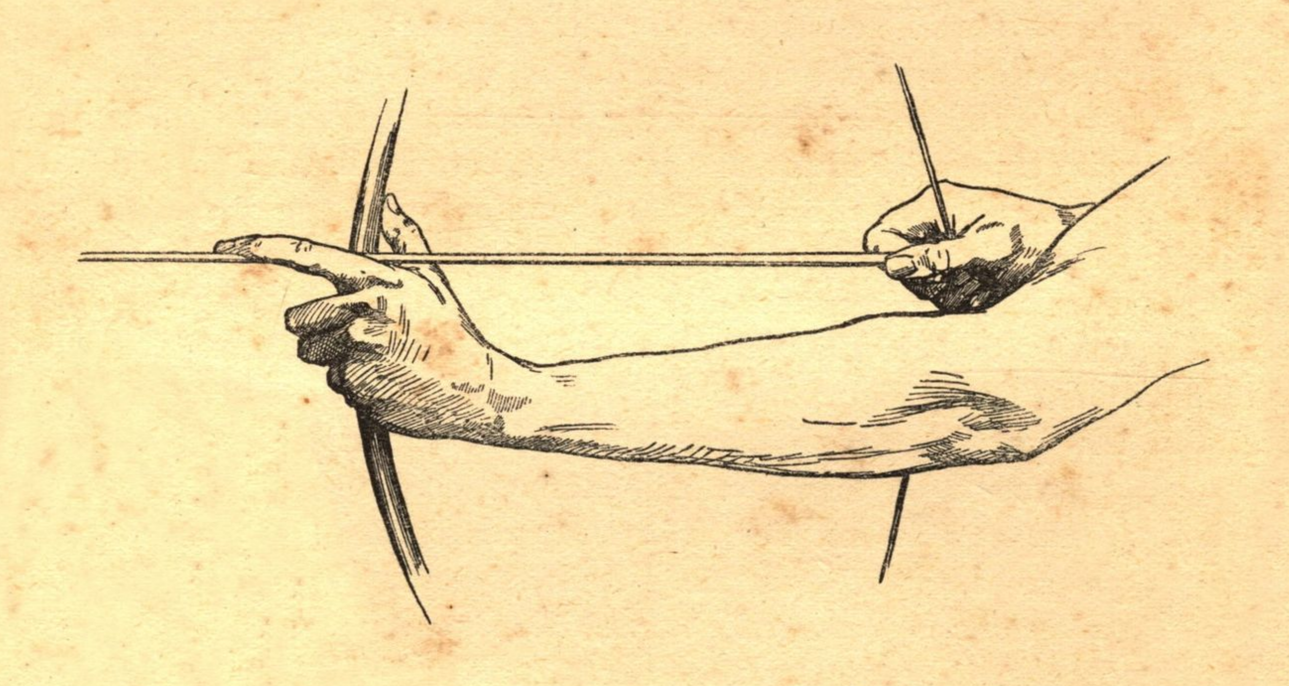
Wenn sich in der Nähe eines Dorfes eine Rotte Wildschweine zeigt, so veranstalten bisweilen alle Männer einen gemeinsamen Jagdzug, zu dem gewöhnlich der Häuptling auffordert. Er verteilt auch die Beute an die verschiedenen Familien. Auch wenn ein einzelner Jäger ein größeres Wild erlegt hat, überläßt er es dem Häuptling zur Verteilung. Was nicht sofort gegessen wird, wird wie beim Fischfang auf dem Rost über langsamem Feuer gebraten und dadurch für Tage, ja Wochen konserviert.

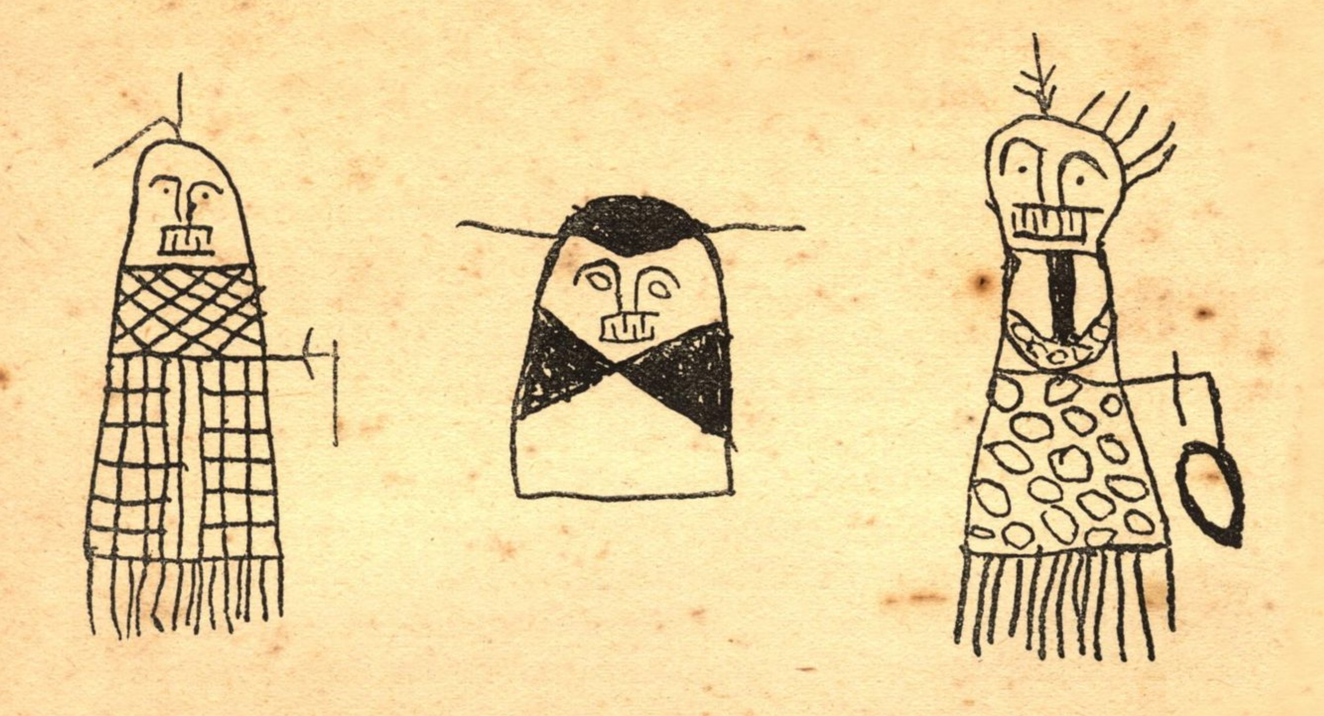
Schon frühzeitig üben sich die Knaben mit kleinen Bogen und Pfeilen, wobei sie, wenn die Mutter es nicht sieht, gern die armen Haushühner zum Ziel nehmen, die schreiend auseinanderlaufen, sobald der junge Schütze naht. Schon dem kleinsten Stammhalter, der noch

an der Mutter Brust ruht, fertigt der stolze Vater oder der Großvater einen winzigen Bogen und Pfeil aus der elastischen Rippe des Palmblattes. Die Pfeilchen sind zugespitzt, tun aber bei der geringen Kraft des eifrigen kleinen Jägers wenig Schaden. Bisweilen sind sie am oberen Ende zur Vorsicht mit einem Knopf aus schwarzem Wachs versehen.

Den großen Jagdtieren, besonders Wildschweinen und Jaguaren, geht der Indianer auch mit Stoßlanzen zu Leibe. Sie bestehen aus einem starken, mannshohen Holzschaft, der am oberen Ende eine breite, lanzettförmige Eisenspitze europäischer Herkunft trägt. Die Jagd erfordert eine sichere Hand und große Kaltblütigkeit.

Die Geschicklichkeit, mit der der Indianer seine einheimischen Waffen handhabt, kommt ihm auch beim Gebrauch der Feuerwaffen zugute. Seine große Intelligenz läßt ihn schnell die Geheimnisse der neuen Waffe erkennen und beherrschen, und bald ist er auch damit ein vollendeter Jäger.





VIII. Kapitel

Die Kaua-Indianer und ihre Maskentänze

Am 2. November nehmen wir vorläufig Abschied von Cururu-cuara, mit dessen Bewohnern wir in der kurzen Zeit gut Freund geworden sind.

Am Abend vorher hatten wir zur Feier des Abschieds das ganze Dorf zur Schokolade eingeladen, die in einem großen Indianertopf gebraut wurde. Alle waren erschienen. Ein junger Kaua, der bereits im Kautschukwald am Rio Negro gearbeitet hat, liefert die Tafelmusik. Auf unserer Ziehharmonika spielt er stundenlang dieselbe eintönige Melodie. Die Pausen füllt Kariuatinga mit seinen beliebten Clownsspäßen aus. Erst spät trennen wir uns, befriedigt von dem genußreichen Abend.

Für die Fahrt flußaufwärts haben wir von einem Huhuteni gegen einen einläufigen Vorderlader eine Montaria erstanden, in der wir mit dem Gepäck reichlich Platz finden, und dazu mit Hilfe Mandus vier kräftige Burschen als Ruderer verpflichtet. Eine Montaria ist ein größeres Boot, das dadurch hergestellt wird, daß man einem Einbaum durch aufgenagelte Seitenplanken ein erhöhtes Bord gibt, wodurch seine Wasserverdrängung und damit seine Tragfähigkeit vermehrt wird. Zur Bequemlichkeit des Reisenden und zum Schutze des Gepäcks ist das Heck gewöhnlich mit einem Geflecht aus Latten und Palmblättern überdacht. Dieses Fahrzeug ist eine europäische Errungenschaft, die sich bei den Indianern dieser Gebiete rasch eingebürgert hat.

Einen eleganten Einbaum, den ich gern als Jagdboot gehabt hätte, wollte mir zwar der Besitzer verkaufen, aber seine Frau weigerte sich, und so zerschlug sich der Handel. Die Frauen haben auch dort viel mitzureden.

Mandu hat sich mir freiwillig als Pilot angeboten; er will „ein bißchen spazierenreisen“, wie er sagt. Sein Ansehen als Häuptling und seine Hilfe als Dolmetscher können für mich nur wertvoll sein. Beim Abschied überträgt er seinem Bruder Gregorio mit vielen eintönig hergeplapperten Worten die Staatsgeschäfte. Auch seinem alten Vater, dem früheren Häuptling, und der Witwe seines verstorbenen Bruders hält er längere Reden offiziellen Charakters.

Nach kaum vierstündiger glatter Fahrt erreichen wir die Siusi-Maloka Dupalipana auf dem rechten Ufer, die an der gleichnamigen ansehnlichen Stromschnelle liegt, und treten damit in das Schnellen-Gebiet des mittleren Aiary ein. Wir bleiben hier bis zum anderen Morgen, teils um Handelsgeschäfte zu machen, teils aus Höflichkeit gegen die Bewohner, alte gute Bekannte von Cururu-cuara und vom Tanzfest in Ätiaru. Die Vorderwand des Hauses ist bis über Mannshöhe mit Rindenstücken bedeckt, auf die mit Kohle oder roter Farbe zahlreiche Figuren von Menschen, Tieren, schwarzen Jaguaren und Vögeln, Geflechtsmuster u. a. gemalt sind. In den einen Hauptpfeiler ist ein schönes Grecque-Muster eingeschnitten und mit weißer Farbe eingerieben.

Hinter der Maloka durchschreitet man auf gut gangbarem Pfad einen schmalen Waldstreifen und gelangt auf eine weite, fast vegetationslose Fläche aus weißem Sand. Der Weg führe so einen Tag weiter, wie mir Mandu erzählt, und ende schließlich, aber versumpft und unpassierbar, am Caiary. Die wenigen weißen Händler, die bis hierher kommen, gingen auf diesem Pfad zur Jagd. Diese großen Sandflächen, die sich bis zur Barreira de Yui und weiterhin bis zum unteren Issana ausdehnen, seien ein Tummelplatz zahlreicher Jaguare, die bei Dupalipana häufig den Fluß durchschwärmen.

Ich verstärke hier meine Mannschaft durch zwei Ruderer, was auch not tut, denn die Strömung des von zahlreichen Felsen eingeengten Flusses wird nun reißend und erfordert die volle Kraft.

Am nächsten Morgen gelangen wir frühzeitig zur Maloka Halapokuliana auf dem linken Ufer. Sie führt ihren Namen nach den großen Campinas aus weißem Sand (halapokuli), die sich auch von hier aus landeinwärts erstrecken. Die Bewohner des Hauses sind abwesend, wir finden aber einige interessante Ethnographica, be-

malte Töpfe und Schalen, Tanzmaskenanzüge und andere schöne Sachen.

Ich nehme mit, was mir gefällt, um es später dem Besitzer, den wir in der nächsten Niederlassung treffen sollen, abzukaufen. Nachmittags kommen wir an den Jaguar-Steinen, dzaui-neïda in der Siusisprache, vorüber, deren große Felsritzungen sich in der Tat mit einiger Phantasie als Zeichnungen von Jaguaren deuten lassen, und erreichen mit Sonnenuntergang den Hafen des berühmten Fußpfades zum Caiary-Uaupes, von dem ich schon in São Felippe gehört habe. Die Siusi-Maloka Pedalinuana liegt ein wenig landeinwärts an einem Bach, den wir, auf einem Baumstamm balancierend, überschreiten müssen.

Am anderen Morgen machen wir dort Besuch. Vor dem peinlich sauber gehaltenen Haus dehnt sich ein weiter, freier Platz aus, der von Bananen und Pupunya-Palmen eingefaßt ist. Eine Öffnung im Walde zeigt den Beginn des Weges an, der in gerader Richtung, abgesehen von den kleinen Windungen, die jeder Indianerpfad hat, nach der Stromschnelle und dem Uanana-Dorf Caruru am Caiary führt. Die Händler benutzen bisweilen diesen Fußpfad, um vom Caiary aus Geschäfte mit den Indianern des Aiary zu machen oder auch umgekehrt. Ihre Boote lassen sie in dem jeweiligen Hafen zurück. Die Indianerstämme beider Flüsse unterhalten auf diesem Wege einen regen Verkehr miteinander, der im Austausch ihrer Kulturerzeugnisse und in wechselseitigen Heiraten seinen Ausdruck findet.

Die freundlichen Bewohner begleiten uns bis zur nächsten Stromschnelle, deren Brausen deutlich zu uns herübertönt, um uns beim Hinüberschaffen des Bootes zu helfen.

Die Fälle Bocoëpana und Hipana, die dicht aufeinanderfolgen, haben ansehnliche Abstürze und erfordern ein zweimaliges Ausladen des ganzen Gepäcks. Das leere Boot muß eine längere Strecke über die Felsen am rechten Ufer geschoben werden. An beiden Katarakten finden wir deutliche Felsritzungen, wie überhaupt der Aiary reich ist an solchen Zeugnissen aus der Vergangenheit, die überall da auftreten, wo Aruakstämme längere Zeit gewohnt haben. Hier sind es meistens Muster, wie sie die Indianer noch heute auf ihren Gerätschaften anbringen (Abb. S. 134), daneben scharfe Steinaxtschliffe, ähnlich denen, die ich am unteren Issana beobachtet habe. Eine große menschliche Figur mit stark hervorgehobenen Geschlechtsteilen wird mir als Bild des Kuai gedeutet, eines Sohnes des Yaperikuli, des Stammvaters der Aruakstämme dieser Gegenden.

Am 5. November kommen wir frühmorgens an dem ansehnlichen linken Zufluß Uarana vorüber, der an seiner Mündung fast ebenso breit ist wie der Aiary an dieser Stelle. Ein Boot mit Kaua begegnet uns, die an diesem Flüßchen landeinwärts eine Maloka haben. Ein anderes Haus, das wir weiter flußaufwärts auf dem rechten Ufer treffen, ist wegen des Todes seines Besitzers verlassen. Von hier aus führt ein zweiter Pfad nach Caruru, der aber jetzt nicht mehr benutzt wird.

Noch eine Reihe kleinerer Stromschnellen müssen wir überwinden, die jedoch nur bei sehr niedrigem Wasserstande der Fahrt Schwierigkeiten bereiten, bis wir am nächsten Morgen die große Yurupary-Cachoeira, Iyäipana in der Siusisprache, erreichen. Sie hat ihren Namen von dem Iyäimi, dem schlimmsten Dämon dieser Aruak, dessen Kopf die Indianer in einer großen, zähnefletschenden Fratze sehen, die sich neben vielen anderen alten Ritzungen auf den Felsen der Stromschnelle findet. In einigen Felsen sind lange, runde Gänge, offenbar im Laufe der Zeit durch das heftig strömende Wasser, ausgehöhlt. Vor vielen, vielen Jahren, so erzählt man sich, sei hier ein Ungeheuer hindurchgekrochen und habe den harten Stein herausgebissen.

Die geräumige Maloka liegt auf dem rechten hohen Ufer. Die Rindenbekleidung der Vorderseite ist mit regelmäßigen Figuren in Schwarz-Weiß-Rot-Gelb bemalt und zeugt von dem Kunstsinn der Bewohner, der sich besonders in der Anfertigung der bunt gemusterten Maskenanzüge ausspricht (Taf. II und IV).

Der Hausrat ist noch fast ganz ursprünglich und weist nur wenige fremde Errungenschaften auf. Die Händler kommen nicht bis hier heraus, und diese Indianer gehen nur selten zum Rio Negro hinab, um in den Kautschukwäldern zu arbeiten, so daß sie gezwungen sind, fast alle ihre europäischen Bedürfnisse, wie Äxte, Messer u. a., durch Zwischenhandel von den unteren Stämmen zu beziehen.

Auf einem Gerüst in der Ecke liegt eine Anzahl neuer Masken; über einem Querbalken hängen zahlreiche lange Peitschen, mit denen sich die Männer bei einem gewissen religiösen Tanz bis auf das Blut geißeln. Einige Jünglinge zeigen mir triumphierend ihre langen „Renommierschmisse“ am Bauch und an den Oberschenkeln. Ich habe diese Peitschen schon im „christlichen“ Tunuhy gefunden.

Mandu setzt den Leuten, von denen wir freundlich aufgenommen werden, meine Wünsche auseinander. Ohne Zögern verkaufen sie mir ihre schönen Masken und versprechen, für Äxte und Messer noch andere zu verfertigen. Sie machen sich auch sofort an die Arbeit, als ich ihnen meine Schätze gezeigt habe.

Einer bringt mir eine große Kalabasse zum Verkauf. Sie ist auf der Außenseite mit geometrischen Mustern bemalt, die aber schon stark verwischt sind, und rührt von den Umaua her, einem Stamme im Quellgebiet des Caiary. Sie trügen breite Rindengürtel fest um den Leib geschnürt, erzählt mir Mandu, der es freilich nur vom Hörensagen weiß.

Am Falle Hipana hat Schmidt leider einen schweren Unfall erlitten und liegt nun krank darnieder. Auf schmalem Waldpfad ist ihm ein Zweig in die Augen geschnellt, die sich heftig entzündet haben und ihn furchtbar schmerzen. Tag und Nacht liegt er, ohne etwas zu sich zu nehmen, in einem dunklen Winkel des Hauses stöhnend in seiner Hängematte, und ich habe ernste Besorgnis um sein Augenlicht. Schließlich, als alle Mittel aus meiner Reiseapotheke nichts helfen, kurieren ihn die Indianer in kurzer Zeit, indem sie ihm den Saft einer gewissen Schlingpflanze in die Augen träufeln, der dort ein kurzes Schmerzempfinden hervorruft, dann angenehm kühlt und bald Linderung schafft.

Infolgedessen habe ich hier die ganze Arbeit allein zu bewältigen, und das ist wirklich keine Kleinigkeit. Alle Augenblicke kommt einer mit einem anderen Wunsch. Hier soll ich einen Handel mit großen Yapurutuflöten machen, dort bringt mir eine Frau zwei riesige Ananas und einen Maniokfladen und erhält dafür vier Schächtelchen Streichhölzer; Mandu will Munition zum Jagen haben; meine Ruderer verlangen Nadeln und Zwirn zum Nähen ihrer Hosen, die sie von mir als Vorausbezahlung erhalten haben und nun in die richtige Form bringen wollen; dieser bettelt mich um Tabak an, jener um ein Heilmittel für sein krankes Kind; von Zeit zu Zeit muß ich den kalten Umschlag um Schmidts Augen erneuern; dazwischen soll ich den Einheimischen das Bilderbuch zeigen, die Gewehre erklären, das Signalhörnchen blasen; die Küche muß besorgt, der Tee bereitet werden; dann wieder wird die Lufttemperatur mit dem Schleuderthermometer gemessen; sprachliche und andere Notizen werden aufgezeichnet, denn alles muß rasch niedergeschrieben werden; die Eindrücke jagen sich an diesem interessanten Platz und schwinden so rasch, wie sie gekommen sind.

Kommt die Nacht heran, so habe ich noch immer keine Ruhe. Wenn die Bewohnerschaft längst im süßen Schlummer liegt, muß ich noch die Platten entwickeln, die ich am Tage aufgenommen habe, und sie später im Fluß wässern.

Es sind herrlich klare Nächte. Ich sitze auf einem von der Flut

umspülten Felsen mitten in der Stromschnelle. Die Wasser kommen und gehen; es ist wie ein Atmen des Stromes. Der Fall brüllt; die Wogen rauschen zu meinen Füßen zwischen den Felsen hin und her — hin und her. Es klingt wie Geisterstimmen. Vielleicht erzählen sie sich von alten Zeiten, als die Vorväter der jetzigen Bewohner diese Zeichen in das harte Gestein gruben, die ihren Nachkommen heute so geheimnisvoll erscheinen. Langsam steigt der Mond hinter mir auf und beleuchtet grell die Teufelsfratze an dem hochragenden Felsen. — Wenn jetzt der Iyäimi in eigener Person zu mir herabstiege, ich würde mich nicht wundern.

Die Bewohner der Maloka gehören ebenfalls dem Stamme der Kaua, Wespen-Indianer, an, die das Hauptkontingent zu der Bevölkerung des Aiary stellen.

Sie sind vorzeiten vom nahen Querary, dem größten linken Nebenflusse des oberen Caiary-Uaupes, eingewandert. Ursprünglich Aruak, wie fast alle Stämme des Querary, wurden sie von den einfallenden Kobeua unterjocht und nahmen die Sprache und manche Sitten von ihnen an. Nach ihrem Exodus zum Aiary kamen diese Kaua wieder mit reinen Aruak, besonders den Siusi, mit denen sie zahlreiche Ehen eingehen, in engste Berührung. So kommt es, daß heute fast nur noch die älteren Leute Kobeua sprechen, während die jüngere Generation wieder zu Aruak geworden ist und unter sich und im Verkehr mit den Nachbarn sich des Siusi bedient oder eines Aruakdialektes, der nur wenig von diesem verschieden ist.

Die Leute von Iyäipana sind unverfälschte Naturkinder von liebenswürdigem Wesen. Der Herr des Hauses aber mit schlauem, von stark gewelltem Haar umrahmtem Fuchsgesicht paßt nicht in diesen ehrlichen Kreis. Er ist ein „Baniwa“ von einem Stamme des Issana und, wie er mir erzählt, längere Zeit in Manaos gewesen. Schmidt behauptet sogar, ihn dort als Soldat gesehen zu haben. Jedenfalls spricht er verhältnismäßig gut portugiesisch, hat aber leider auch einige Laster der Zivilisation angenommen. Seine Redlichkeit läßt, im Gegensatz zu dem treuen Sinn seiner Hausgenossen, viel zu wünschen übrig, wie Schmidt erfahren mußte, dem er später kurz vor unserer Abreise aus seinem Wäschesack einen ganzen Anzug stahl. Nun — er hat einen Krüppelfuß und hinkt daher etwas. Vielleicht ist es der Iyäimi oder sein höllischer Vetter in eigener Person.

Sonst ist Iyäipana ein herrlicher Platz mit idealer Badeeinrichtung. Der Fluß hat im Laufe der Jahrhunderte in den Felsen große, runde Löcher ausgespült. Man setzt oder legt sich in diese

bei dem klaren Wasser saubersten aller Badewannen und läßt die hin und her brausenden Wogen über den Körper strömen. Am Lande stören zahlreiche Insekten ein wenig den Genuß, kleine Wespen, die stechen, ohne gereizt zu sein, schwarze Bienchen, die zwar nicht stechen, aber in Masse auf dem Körper herumkrabbeln, um den Schweiß aufzusaugen, und ein Heer von Stechmücken jeder Art und Größe; aber das nimmt man gern in den Kauf, sonst wäre es zu schön hier.

Inzwischen sind die Leute fleißig bei der Maskenarbeit. Der innere weiße Bast eines gewissen Laubbaumes wird nach Entfernung der äußeren Rinde durch Klopfen mit einem mehrfach eingekerbten Holzklöppel vorsichtig von dem Stamm gelöst, sorgfältig ausgewaschen und in noch feuchtem Zustande in der richtigen Form der betreffenden Tanzfigur mit Nadeln aus Affenknochen über biegsame Stäbe genäht. Wenn die Baststücke in der glühenden Sonne auf den Felsen der Stromschnelle rasch getrocknet sind, werden sie je nach ihrer Bestimmung mit verschiedenen Mustern bemalt. Die schwarze Farbe liefert der von den Kochtöpfen abgeschabte feine Ruß, die rote die Samen des Urucustrauches (Bixa Orellana) und die gelbe ein lehmartiger Ton der Uferwände; die weißen Felder werden aus dem natürlichen blendenden Weiß des Bastes ausgespart. Die Farben mischt man mit dem klebrigen Milchsaft desselben Baumes, von dem der Bast genommen ist, damit sie auf der rauhen Fläche besser haften und nicht ineinanderlaufen. Zum Ziehen der geraden Linien benutzt man Lineale, die aus den Blattstengeln der Miritipalme zurecht geschnitten sind; die gebogenen Linien werden mit Hilfe von Lianen hergestellt. Als Pinsel dienen Holzstäbchen, die an dem einen Ende mit Baumwolle und Pflanzenfasern umwickelt sind. Beim Bemalen schieben die Künstler mehrere Bananenblätter in den Maskenkörper, um eine feste Unterlage zu haben, und zugleich auch, um die Gegenseite nicht zu beschmutzen, da die Farben durch den lockeren Baststoff dringen, wenn die Pinselstäbchen fest aufgedrückt werden. Die bunten geometrischen Figuren deuten häufig die Fell- oder Hautzeichnung des betreffenden Tieres an, das die Maske darstellen soll. Besonders mühsam ist die Bemalung der Jaguarmaske. Kleine rote Kreise bezeichnen das rotgelbe Fell des Tieres, viele schwarze Kreise dazwischen die schwarze Zeichnung des Felles. Der Künstler taucht ein ausgehöhltes Holzstäbchen in die Farbe und drückt es auf dem Baststoff ab. Vorsichtig bläst er vorher in die Höhlung, um die klebrige Haut davor zu entfernen und die Zeichnung nicht zu verderben. Ein anderer Baum liefert den roten Bast zu den Ärmeln, ein anderer den

langen gelben Behang. Den meisten Masken ist ein Gesicht mit fletschenden Zähnen aufgemalt, manche tragen eine Art Zopf aus gelbem Bast (Abb. S. 67 und Taf. IV).

Ich sehe hier verschiedene Kinderspiele wieder, die ich schon in Cururu-cuara beobachtet habe. Die Jungen laufen Stelzen. Stücke hohlen Cecropia-Holzes, oben zur Hälfte abgespalten, haben sie sich mit Stricken an den Beinen befestigt und stolzieren kunstgerecht umher. Großen Jubel und allgemeines Erstaunen erregt es, als ich mir die Hölzer anbinde und über den Dorfplatz und im Haus herumstelze. Sie haben diese Kunst dem Weißen gar nicht zugetraut. Beliebt ist auch das Schießen mit Knallbüchsen, unter dem besonders die armen Hunde zu leiden haben. Dieses Spielzeug besteht aus einem ausgehöhlten Holz und einem glatten Stab. Als Pfropfen dient gekaute Rinde. Überflüssigerweise blasen die Schützen vor dem Laden heftig in das Rohr. Ein Junge jongliert geschickt mit zwei runden Früchten. Kleinere Knaben spielen mit Kreiseln. Es gibt davon zwei Arten: einfache Kreisel und Brummkreisel. Erstere bestehen aus einer runden Scheibe aus schwarzem Bienenwachs oder aus gebranntem Ton, durch die ein Holzstäbchen getrieben ist. Sie werden mit beiden Händen durch Quirlbewegung in Schwung gesetzt, gewöhnlich zwei bis drei zusammen in einem großen flachen Korb, in dem sie munter umhertanzen und sich gegenseitig zum Ergötzen der Kinder umstoßen.

Bei den Brummkreiseln ist die Scheibe durch eine hohle Palmfrucht ersetzt, in die an der Seite zum Hervorbringen des Tones ein Loch gebohrt ist. Beim Gebrauch streifen die Knaben einen aus Palmfaserschnüren zusammengedrehten Ring über den Daumen der linken Hand und ziehen den Kreisel ab mittels einer Schnur, die, von unten beginnend, regelmäßig um den unteren Teil des Stäbchens gewickelt ist und zwischen Ring und Daumenwurzel durchgeht. Der Ring soll das Abrutschen des Kreisels beim Abziehen der Schnur verhindern (Abb. S. 87).

Auch die über einen großen Teil der Erde verbreiteten Fadenspiele, die man in Süddeutschland „Abheben“ nennt, fehlen nicht. Die einzelnen Figuren haben besondere Namen. So gibt es den „Bogen“, den „Mond“, die „Plejaden“, das „Gürteltier“, die „Spinne“ und die „Raupe“, ja sogar das „Tapireingeweide“. Bei der Figur der „Raupe“ wirken alle Finger außer den Daumen mit. Durch Hin- und Herbewegen der Finger soll das Kriechen dieses Tieres dargestellt werden.

Aus schwarzem Wachs wissen die Kinder allerhand niedliche

Figuren von Menschen und Tieren zu modellieren, wobei sie die charakteristischen Merkmale stark hervorheben. Der Jaguar ist kenntlich an dem dicken, runden Kopf, dem langen Schweif und den runden Pfoten. Der Ochse zeigt mächtig geschwungene Hörner. Der Pfefferfresser ist dargestellt, wie man ihn häufig mit unbeholfenem Flug von einem Ufer zum anderen flattern sieht, wohl gekennzeichnet durch den unförmigen Schnabel und die kurzen Flügel.

Ebenso geschickt sind Kinder und Erwachsene im Zeichnen. Da sie gewohnt sind, mit dem Malstäbchen Figuren auf ihrem Körper, ihren Maskenanzügen und Gerätschaften anzubringen, wird es ihnen nicht schwer, den Bleistift regelrecht zu führen und die Zeichnung mit sicherer Hand zu entwerfen. Auch vor verhältnismäßig schwierigen Motiven schrecken diese primitiven Künstler nicht zurück. Ich erhalte zahlreiche Bilder von Menschen und Tieren, von Masken und Maskentänzern; Bilder von verchiedenem Wert und verschiedener Auffassung (Abb. S. 67).

Ein kaum zehnjähriger, sehr intelligenter Siusi-Knabe ist ein gewandter und genauer Zeichner. Auf mein Verlangen entwirft er von mir eine charakteristische Figur. Ich muß dem kleinen Maler förmlich sitzen oder vielmehr stehen. Er betrachtet und befühlt sorgfältig die Pantoffeln, die Strümpfe, die ich wegen der Stechmückenplage über die Hosen gezogen habe, die Hosenträger, unnütze Herrlichkeiten der Zivilisation, die bald den Weg alles Irdischen gegangen sein werden. Er vergißt nicht Schnurrbart und Vollbart. Das Radiergummi, das ich an einer Schnur im Hemdenknopfloch trage, interessiert den jungen Künstler ganz besonders, weil es das Papier immer wieder so schön sauber macht, wenn er etwas falsch gezeichnet hat. In die Hände gibt er mir das von mir unzertrennliche „papera“, wie die Indianer mein Tagebuch nennen, und den Bleistift, Attribute, ohne die sich die guten Leute den verrückten Weißen gar nicht denken können. Er vergißt nichts, ja er zeichnet sogar das, was er nicht sieht und wegen der Kleidung nicht sehen kann.

Die ethnographische Sammlung erhält hier manchen Zuwachs an Hausgerät und Schmuckgegenständen. Die schönsten Halsketten finden wir bei den kleinen Kindern. Die Eltern suchen ihre abgöttische Liebe zu ihren Sprößlingen schon äußerlich dadurch zu kennzeichnen, daß sie sie mit reichem Schmuck behängen. Kugelige Samen, zugeschliffene Stückchen aus der harten Schale verschiedener Palmfrüchte, die schaufelförmigen Blattknochen der Landschildkröte, Menschenhändchen, zierlich geschnitzt aus der Schale desselben Reptils, Zähne

von verschiedenen Tieren, wie Jaguar, Wildschwein, Alligator, Affen u. a., sind neben bunten Glasperlen in geschmackvoller Anordnung auf Palmfaserschnüre gereiht. Ähnliche Ketten aus hohlen Nüssen und Palmfrüchten tragen die kleinen Kinder als Klappern um die Fußknöchel. Zum Durchbohren dient ein zugespitzter Affenknochensplitter, der mit gepichtem Faden an einem Palmholzstab befestigt ist. Quirlen mit beiden Händen ruft rasch das gewünschte Loch hervor. In Ermangelung eines solchen Werkzeuges verwenden die Indianer auch einen gewöhnlichen Fischpfeil mit Eisen- oder Knochenspitze, der ebenso gute Dienste tut. Perlen und anderer Kleinkram werden in zierlichen, aus Palmblatt geflochtenen Schachteln aufbewahrt.

Am 10. November fahre ich mit Mandu und einigen meiner Ruderer flußaufwärts weiter, um der nächsten Maloka einen kurzen Besuch abzustatten. Schmidt, dessen Augen auf dem Wege der Besserung sind, habe ich in der Obhut der Indianer zurückgelassen. Unterwegs schneiden meine Leute b i k i p i, eine Schlingpflanze, ein anderes Augenmittel, und träufeln sich den Saft mittels Blatttrichter in die Augen, um beim Rudern und Jagen besser sehen zu können. Eine scharf vorspringende Ecke am rechten Ufer nennt Mandu: U l i t u k u a n a, weil hier die Tauben (ulitu), wenn sie in großen Schwärmen auf der Wanderschaft sind, Rast machen und Wasser trinken. Ein mächtiger, mitten aus dem Fluß aufragender Felsen heißt: D z a u i y a s c h a g a r o t a. In alter Zeit, so erzählt mir der Häuptling, habe hier ein riesiger Jaguar (dzaui) den Fluß passiert, indem er vom rechten Ufer mit einem Satz auf den Felsen und mit einem zweiten Satz von da an das andere Ufer sprang; eine respektable Leistung von je 25 m, die den berühmten Sprung des heiligen Bernhard sehr in den Schatten stellt. Noch jetzt zeigt man auf dem Felsen die Spuren der Jaguarkrallen.

Kurz nach Mittag kommen wir nach ruhiger Fahrt im Hafen der Maloka an, die auf dem linken Ufer etwas landeinwärts liegt. Im üblichen Gänsemarsch mit Mandu an der Spitze gehen wir hin. Die Indianer haben eine förmliche Scheu davor, nebeneinander zu gehen. Wenn ich einmal im Eifer des Gesprächs — ich habe mir das Hintereinandergehen nachgerade auch schon angewöhnt — neben den Häuptling trete, bleibt er sofort stehen und läßt mir den Vortritt. Als ich in Iyäipana vom Hafen zur Maloka ging und einen Augenblick stehenblieb, um mir einen spitzen Stein von der Fußsohle zu entfernen, machten meine vier Jungen, die hinter mir das schwere Gepäck heraufschleppten, wie auf Kommando auch halt, obwohl der Weg breit genug war, um aneinander vorbeizugehen.

Die langweilige Empfangszeremonie, die ich in allen bewohnten Malokas, die wir bisher besucht haben, über mich ergehen lassen mußte, dauert diesmal viel länger als gewöhnlich und trägt einen viel ernsteren Charakter. Wir treten in das Haus und bleiben stillschweigend dicht hintereinander am Eingang stehen, bis der Hausherr zu uns kommt, Mandu mit einigen kurzen Worten begrüßt und ihm dadurch gleichsam erst die Erlaubnis gibt, zu verweilen. Mandu antwortet ebenso kurz, und nun beginnt zwischen beiden ein langes, rasch und eintönig hergeplappertes Wechselgespräch, in dem einzelne Worte immer wiederkehren. Wir anderen verhalten uns still und teilnahmlos. Zunächst erzählt der Wirt alles, was sich in der Zwischenzeit in seinem Hause ereignet hat, mit steter Wiederholung einzelner Worte. Dann gibt Mandu alle Neuigkeiten aus seiner Heimat zum besten und überbringt Grüße von allen Verwandten und Freunden. Beide sehen sich während dieser Formalitäten grundsätzlich nicht an und verharren völlig regungslos auf einem Fleck. Der eine schaut nach dieser, der andere nach jener Seite, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Bei beiden ist die Stimme weinerlich hoch geschraubt. Es muß viel Trauriges sein, was sie sich zu erzählen haben. Der jugendliche Sohn des Hauswirtes ist vor kurzer Zeit gestorben. Die blauschwarze Genipapo-Bemalung, die die Bewohner der Maloka tragen, stammt von einem Kaschirifest, das wenige Tage vorher zu Ehren des Toten stattgefunden hat. Nach dem Vater kommt der Bruder des Verstorbenen, ein junger, kräftiger Mann von einigen zwanzig Jahren, und endlich die alte Mutter, die ihre halbblinden Augen fast ganz zugekniffen hat. Sie schreit die Worte laut heraus in unsäglichem Jammer um den toten Sohn. Die übrigen Anwesenden, die bei dem Trauerfall nicht unmittelbar beteiligt sind, begrüßen uns nur kurz, indem sie nacheinander an uns herantreten, zuerst die Männer, dann die Weiber. Endlich werden wir zum Sitzen eingeladen, ich nehme auf einer Hängematte, Mandu auf einem niedrigen Schemel Platz, und die Frauen bringen die übliche Bewirtung. Dem gepfefferten Fischgericht ist gekochter Mais zugesetzt. Die Maiskörner werden auch im Kolben am Feuer geröstet und dann abgeknabbert. Wir nehmen von allem etwas, um keine der Geberinnen zu kränken. Nach uns essen die Leute.

Als Nachtisch und Erfrischungsgetränk gibt es Karibé, mit kaltem Wasser angerührte Maniokstärke, und süße Bananenbrühe. Wenn man sich von der Mahlzeit erhebt, sagt man: „Uataitenu(h)aineka uatsuaketa akepa!“, was Mandu übersetzt: „Ich bin fertig (mit dem Essen); der Topf war groß!“

Wir haben es günstig getroffen. In etwa zehn Tagen soll ein großes Maskentanzfest stattfinden, eine Trauerfeier für den Verstorbenen; denn nur bei solchen traurigen Gelegenheiten wird mit Masken getanzt.

Es ist eine verhältnismäßig stark bevölkerte Maloka. Wohl vierzig und mehr Individuen wohnen hier. Sie gehören verschiedenen Stämmen an. Die meisten sind Kaua, unter denen sich einige Siusi und sogar zwei Tariana von einem Aruakstamme des mittleren Caiary-Uaupes niedergelassen haben. Die Weiber stammen in der Mehrzahl von Querary.

Im Laufe des Nachmittags stellte sich die ganze Bewohnerschaft ein. Die Männer legen zunächst ihre Waffen und Gerätschaften beiseite und nehmen dann erst von unserer Anwesenheit Notiz. Wieder finden einige kürzere Begrüßungszeremonien in gewöhnlichem Ton statt. Jeder der Männer bringt Mandu der Reihe nach eine lange, in trockene oder auch noch grüne Blätter der sogenannten „Banana brava" gewickelte Zigarette. Der Häuptling tut daraus einige Züge und gibt sie dann weiter. Der Rauch wird durch die Nase geblasen. Allmählich kommen hübsche Ethnographica zum Vorschein, darunter Perlenschürzchen, die von den Weibern beim Tanz getragen werden und dieselben geschmackvollen Grecque-Muster wie die Ton- und Flechtwaren zeigen.

Um sechs Uhr, bei Eintritt der Dunkelheit, treten einige Männer und Weiber vor Mandu und halten ihm in zeremoniellem Ton eine längere Rede, die von diesem mit einigen höflichen „Oho ka" beantwortet wird. Es ist der Gutenachtgruß der Wirte, der noch einmal kurz nach acht Uhr beim Schlafengehen in etwas anderer Weise wiederholt wird. Eine ähnliche Zeremonie findet um sechs Uhr morgens bei Tagesanbruch statt.

In der Nacht gegen vier Uhr werde ich von Jammerlauten geweckt. Mandu und der Bruder des Verstorbenen hocken dicht bei meiner Hängematte am Boden und klagen in herzzerreißenden Tönen. Zunächst ist es dasselbe eintönige Wechselgespräch wie am vorhergehenden Tage. Allmählich aber folgen die Worte immer rascher aufeinander, der Ton wird immer kläglicher. Beide halten die Hände vor das Gesicht und schluchzen laut zwischen den einzelnen Worten. Schließlich gehen ihre Reden ineinander über und endigen in einem längeren Duett. Die Stimmen erheben sich, von Schluchzen und kläglichem Weinen unterbrochen, in einer Art Akkord zu den höchsten Jammertönen, um dann in demselben Akkord abwärts zu fallen und leise klagend zu enden. Es klingt recht melodisch. Besonders Mandu

hält auf Melodie und Rhythmus, der andere schreit zu laut dazwischen. Nach einer Viertelstunde hört die Klage plötzlich auf, die Hände werden vom Gesicht genommen, und die Trauernden unterhalten sich mit gewöhnlicher Stimme. Tränen sind bei Mandu sicher nicht geflossen. Des Toten Bruder scheint bitterlich geweint zu haben, denn er schneuzt sich zum Schluß kräftig die Nase mit der Hand. Mir selbst ist ganz traurig zumut. Während der Zeremonie schauten sich die Trauernden nicht an, sondern saßen rechtwinklig voneinander abgekehrt. Die übrigen Bewohner nahmen gar keinen Anteil an der Klage, unterhielten sich, lachten laut; einige Jungen lärmten und liefen aus und ein.

Am 12. November fahren wir nach Iyäipana zurück. Der Abschied Mandus von seinen Verwandten ist ebenso traurig wie die Begrüßung bei unserer Ankunft, aber auch ebenso langweilig. Wiederum werden Grüße ausgetauscht an die ganze Verwandtschaft, immer der Reihe nach an jeden einzelnen, mit steter Wiederholung der Grußformel. Mandu sitzt auf einer niedrigen Bank, spielt mit einem Faden und schaut scheinbar teilnahmlos zu Boden. Der andere steht vor ihm, den Rücken ihm halb zugekehrt, und blickt in die Weite.

Trotz der Trauer hat der schlaue Häuptling die Gelegenheit benutzt, einen kleinen Handel zu machen. Er hat einige Körbe Maniokgrütze, einen großen Weibertragkorb und ein zierlich geflochtenes Hängekörbchen gekauft, in dem die Indianer geröstete Pfefferfrüchte, Perlen und sonstige Kleinigkeiten verwahren. Zu meinem Schmerz hat er auch einen eleganten Bogen erworben, den ich gern für die Sammlung gehabt hätte.

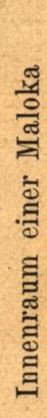
Der Handelstrieb ist bei den Indianern sehr ausgeprägt, wie ich bei meinen Ruderern vielfach beobachtet habe. Die Bezahlung in Tauschwaren von entsprechendem Wert wird ohne Geschrei und Zank vereinbart. Sie erfolgt bisweilen erst Monate nachher, aber mit größter Gewissenhaftigkeit.

In Iyäipana finde ich alles in bester Ordnung. Schmidt ist wieder gesund, die Masken sind fertig, und mit Sonnenuntergang beginnen die Tänze. In den Masken werden teils Tiere dargestellt, wie der Schmetterling, der Herr aller Maskentänze, der schwarze Aasgeier, der Jaguar, Fische, Raupen, Käferlarven u. a., teils böse Dämonen in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Tätigkeiten, Riesen und Zwerge. Auch die Tiermasken stellen Dämonen dar, die einzelne Tierklassen repräsentieren; aber sie sind keine naturalistischen Nachbildungen des betreffenden Tieres, das sie verkörpern, sondern sie

unterscheiden sich kaum von den menschlichen Masken und sind nur durch einzelne besondere Merkmale, Ornamente und Attribute charakterisiert. Nicht immer wird mit derselben Maske derselbe Tanz getanzt. Bisweilen kommt die jeweilige Bedeutung der Maske erst durch den Tanz selbst zum Ausdruck. Die Tänze werden nur von Männern, aber im Beisein der Weiber und Kinder ausgeübt. Die Teilnehmer, deren Körper durch die Maskenanzüge zum größten Teil verhüllt sind, bewegen sich in raschen Schritten mit etwas einknickenden Knien und singen dazu eintönige, jedoch nicht unmelodische Weisen, deren dumpf-traurige Töne zu den zähnefletschenden Fratzengesichtern unheimlich passen. Die meisten Masken tragen eine lange Schwanzfeder des roten Arara auf dem Kopf (Taf. IV).

Die Texte, die dem Aruak und dem Kobeua angehören, sind offenbar uralt und von den Sängern teilweise selbst nicht mehr zu deuten. Viele Wörter sind einfache Gesangeslaute, wie unser „la-la-la" und „rudirallala", andere sollen den Ruf des betreffenden Tieres nachahmen. Auch die charakteristischen Bewegungen der Tiere und die verderblichen Eigenschaften der Dämonen werden in vortrefflicher Pantomime vorgeführt. Um den strengen Rhythmus noch mehr zu betonen, halten einige Tänzer mehr oder weniger lange, mit Bastfahnen verzierte Tanzstöcke in der einen Hand und stoßen sie im Takt auf den Boden. Zum Zeichen, daß der Tanz beginnen soll, klopfen sie mit den Stöcken wider die Hauswand. Am Schluß einer jeden Tour laufen die Tänzer mit hüpfenden Schrittchen zu dem Standort der Masken, die vor der Maloka in einer Reihe auf Stöcken aufgepflanzt sind (Taf. II), springen dort ein paarmal rasch vor und zurück unter mehrmaligem Hin- und Herwiegen und Vor- und Rückwärtswerfen des Oberkörpers, stampfen noch einmal kräftig auf der Stelle auf und demaskieren sich.

Auch dieses Maskenfest ist eine Trauerfeier für einen jungen Mann, der vor wenigen Wochen hier gestorben ist. Dies kommt mir plötzlich zum Bewußtsein. Ich sitze während der Tänze mit Mandu in gemütlicher Unterhaltung auf einer Bank. Mit einem Male steht er auf und sagt zu mir, er wolle mit Casimiro, dem Hausherrn, sprechen. Er wechselt einige kurze Worte mit Marcellino, meinem älteren Ruderer aus Dupalipana, und beide treten zu Casimiro. Es entwickelt sich eine erregte Unterhaltung, die sich allmählich in den Hintergrund des Hauses zieht. Sie schreien mit wilden Gebärden laut durcheinander und deuten aufgeregt nach der Erde. Schon glauben wir, es gäbe eine kleine Rauferei, wie bei uns zu Hause auf der Kirch-



Innenraum einer Maloka



weih, da hocken alle drei im Kreise nieder, halten die Hände vor das Gesicht und jammern schluchzend denselben Klagegesang, den ich wenige Tage vorher flußaufwärts gehört habe. Währenddessen nehmen die Tänze ihren Fortgang. Marcellino wird die Sache zuerst langweilig. Er dreht den Kopf um und schaut den Tänzern zu. Dann kommt er, in seinem Kaschirirausch blöde lachend, auf uns zu getorkelt, umarmt Schmidt und bittet mich um eine „dzäma" (Tabak, Zigarette). So anständig diese Indianer in der Nüchternheit sind, so zudringlich sind sie im angetrunkenen Zustande. Die beiden anderen jammern noch eine Zeitlang weiter, hören dann auch plötzlich auf und unterhalten sich in gewöhnlichem Ton.

Einen anderen Beweis, daß diese Totenklage leere Zeremonie ist, erhalte ich einige Tage später. Am Tage nach dem Tanzfest, das vierundzwanzig Stunden gedauert hat, kommt ein Boot mit bekleideten Indianern. Es ist Joaquim, der Bruder Casimiros, der aus dem Kautschukwald heimkehrt. Die traurige Nachricht, die er mitbringt, daß dort seine Frau und eine Tochter dem bösen Fieber erlegen seien, wird verhältnismäßig gleichgültig aufgenommen. Erst am anderen Morgen um fünf Uhr findet eine unendlich lange offizielle Trauerzeremonie nebst Klagegesang zwischen den Hinterbliebenen um diesen mindestens sechs Wochen zurückliegenden Todesfall statt.

Am 14. November nimmt Mandu von uns Abschied, um nach Cururu-cuara zurückzukehren. Er hat seine selbstgewählte Stellung als Führer und Impresario in trefflicher Weise ausgefüllt. In spätestens drei Wochen verspreche ich wieder bei ihm zu sein.

Wir haben noch viel zu tun mit Photographieren und Sprachaufnahmen, wobei meine verzweifelten Anstrengungen, die schwierigen Kehllaute des Kobeua nachzusprechen, viel belacht werden. Häufig lassen sich die Indianer von mir deutsche Ausdrücke sagen und wundern sich über meine harte „häßliche" Sprache. Bei meinen Sprachaufnahmen kann ich mich mit Vorteil des Siusi oder des ihm nahe verwandten Katapolitani bedienen, von dem ich dank meinem treuen Antonio ein umfangreiches Vokabular angelegt habe. Einige nach unseren Anstandsbegriffen verfängliche Wörter frage ich als gesitteter Kulturmensch meinen Gewährsmann mit leiser Stimme. Wie erstaune ich aber, als mir eine alte Frau, die ein schärferes Gehör als Gesicht hat, die Kobeua-Übersetzung laut über den halben Dorfplatz zuschreit, ohne daß jemand Anstoß daran nimmt.

Am 19. November fahren wir ab zur nächsten Maloka, wo zwei Tage später das Maskenfest seinen Anfang nimmt.

Die Einleitung ist eine wesentlich andere als in Iyaípana. Während dort ein einfacher Umzug aller Masken stattfand, die ihre Attribute in den Händen trugen (Taf. IV), ist es hier eine wilde Szene von hochdramatischer Wirkung. Nachmittags gegen vier Uhr kommen sechs Gestalten, in phantastische Maskenanzüge gehüllt, im Gänsemarsch aus dem Wald und tanzen einigemal in Gruppen zu zweien oder einzeln auf dem Dorfplatz im Geschwindschritt hin und her, beständig eine dumpftraurige Weise singend. Währenddessen tanzen zwei Masken, die sich mit verschränkten Fingern an den Händen halten (Abb. S. 298), im Mittelgang des Hauses singend auf und ab. Plötzlich stürmen die anderen von draußen her mit lautem Geheul zum Eingang, schlagen mit Stöcken und langen Haken heftig wider die Wand und suchen den Eintritt zu erzwingen, der ihnen von den beiden Masken im Hause gewehrt wird. Es sind die bösen Geister, die von der Maloka Besitz nehmen wollen. Während dieser aufregenden, sehr natürlich gespielten Szene stoßen die Mutter und die Witwe des Verstorbenen ein herzzerreißendes Jammergeschrei aus. Der Angriff am Eingang ist abgeschlagen, aber die Geister laufen rasch um das Haus herum und suchen durch den Ausgang einzudringen. Dieselbe Szene wiederholt sich, nur noch wilder, zügelloser. Immer lauter wird das „He-he-he — —!"-Geheul der Angreifer und Verteidiger, immer heftiger der Ansturm. Das Haus erdröhnt von den wuchtigen Schlägen. Dicke Strohbüschel der Wandbekleidung fallen, von den Haken herabgerissen, zu Boden. Die Klage der Weiber schwillt zum höchsten, lautesten Jammer an. Schon dringen die Geister in das Haus. Zwei Masken stehen sich gegenüber und halten unter Gesang einen Querbalken des Daches mit den langen Haken fest. Die anderen tanzen singend, in derselben Ordnung wie draußen, im Hause hin und her. Das laute Klagegeheul der beiden Weiber geht allmählich in den von Schluchzen begleiteten, melodischen Trauergesang über, um endlich leise zu ersterben. Die Zuschauer verhalten sich ruhig. Die Weiber machen ängstliche Gesichter. Zwei Mädchen sind sogar behende auf ein Gerüst geklettert. Nach Beendigung des Tanzes aber lachen und lärmen wieder alle laut durcheinander, auch die beiden Klageweiber, die eben noch, hier und dort am Boden hockend und mit den Händen das Gesicht verhüllend, so bitterlich geweint und geschluchzt haben.

Nach dieser ernsten Einleitung beginnen die harmloseren Tänze, von denen einige besonders charakteristisch sind.

Der Tänzer des schwarzen Aasgeiers hält mit beiden Händen einen Stock wider den Nacken und ahmt durch Hin- und Herschwanken

des Oberkörpers den watschelnden Gang dieses Vogels nach, den seine mächtigen Schwingen in seinem unendlichen Element der Sonne entgegentragen, während er sich auf der Erde mit balancierenden Flügeln nur langsam und unbeholfen fortbewegt.

Der Jaguartänzer hüpft mit stark gebeugtem Oberkörper in katzenartigen Sprüngen wild umher und entlockt einem Rohr, das der besseren Resonanz wegen in einem Topfe festgebunden ist, dumpfe Laute, die entfernt an das Heulen der gefürchteten Bestie erinnern. In dem Topfe befinden sich Steinchen, mit denen der Tänzer von Zeit zu Zeit rasselt. Dann geht er mit raschen, weit ausgreifenden Schritten singend hin und her. Auch der Gesang, der aus mehreren Strophen besteht, sucht in einzelnen stets wiederkehrenden Worten die Naturlaute des Raubtiers nachzuahmen.

Der Tanz der Mistkäfer soll die reinigende Arbeit dieses fleißigen Tierchens darstellen, das aus Kot kleine Kugeln dreht und sie als Nahrung in der Erde vergräbt. Zwei Maskentänzer schreiten nebeneinander Hand in Hand unter Gesang vor- und rückwärts. Sie halten unter den äußeren Armen ihre Tanzstäbe eingeklemmt und wälzen damit einen Stock, der die Kotkugel vorstellt, hin und her.

Der Eulentänzer, der als einziger nur einen Maskenkopf aufgestülpt hat, hält in der linken Hand einen brennenden Span, in der rechten einen Stock. Mit kurzen Schritten springt er auf und ab und klopft wider die Hauspfosten. Er ahmt das Flattern der Eule von Baum zu Baum nach und läßt ihren Ruf: „Pu-pu-pu“, ertönen, der diesem Vogel bei den Kobeua auch den Namen Pupuli eingetragen hat. Der brennende Span soll offenbar die glühenden Augen der Eule andeuten. Dieser Tanz ist durch die eleganten Bewegungen des schlanken nackten Körpers besonders anmutig.

Ein schlimmer Waldgeist ist ein bebarteter Zwerg, den die Kobeua Makukö, die Siusi Huiniri nennen. Er foppt den Jäger, indem er ihm die Beute vor der Nase wegschießt, tötet aber auch gelegentlich Menschen mit seinen Giftpfeilchen. Sein Tanz gibt die Jagd mit dem Blasrohr in trefflicher Pantomime wieder. Er zeigt, wie der Jäger das Wild allmählich beschleicht und endlich zu Schuß kommt. Dabei wirft der Tänzer im geeigneten Augenblick eine aus Baststreifen geknüpfte Affenfigur, die er am linken Arm getragen hat, vor sich hin. Sie stellt den angeschossenen Affen dar, den der Tänzer nun mit dem Blasrohr, seinem langen, mit Baststreifen verzierten Tanzstab, völlig totsticht, wobei er das angstvolle Pfeifen des Tieres naturgetreu nachahmt (Abb. Buchumschlag).

Voll Humor ist die mimische Vorführung einer Alligatorjagd. Man hat die rohe Figur eines Alligators aus Baststoff zusammengewickelt. Drei Masken schlagen das Tier mit Stöcken tot, binden die Beute an eine lange Stange und tragen sie auf den Schultern unter Gesang im Hause herum. Dann hocken sie am Boden nieder, werfen das Wild aus und zerlegen es. Die Weiber bringen Töpfe herbei. Feuer wird scheinbar angezündet und die Fleischstücke zum Kochen in die Töpfe gestopft. Ich werde zum Mitessen eingeladen und hocke mich zu den Jägern, indem ich tue, als ob ich von den Fleischstücken Fetzen mit den Zähnen abrisse. Ich schimpfe und sage, das Fleisch sei „matsi--te", „sehr schlecht", d. h. „hart wie der Teufel", und schneide beim Kauen die fürchterlichsten Grimassen, was allgemeinen Jubel hervorruft. Auch Kariuatinga erhält sein Teil. Schließlich wickeln die Masken den Rest des „Fleisches" wieder um die Stange und tragen sie noch einigemal singend durch das Haus.

Wohl der interessanteste Tanz ist ein Phallustanz, an dem alle Masken unterschiedslos teilnehmen können. Der Akt der Begattung und Befruchtung wird mimisch dargestellt. Trotz der grotesken Bewegungen wird der Tanz sowohl von den Tänzern selbst, als auch von den Zuschauern durchaus ernst aufgefaßt. Er soll im ganzen Dorf, bei allen und allem, Menschen, Tieren und Pflanzen, Fruchtbarkeit bewirken; ein Gedanke voll tiefer sittlicher Bedeutung und frei von jeder Unanständigkeit in unserem Sinn!

„Unanständig", welch verkehrtes Wort hier! Diese nackten Indianer sind so anständig, wie es nur Menschen sein können: sie zanken sich nicht; sie prügeln sich nicht; ihre Sittlichkeit steht auf hoher Stufe, obgleich viele Familien in einem Raum zusammenwohnen; ja, sie scheuen sich sogar, vor Fremden ihre Frauen zu liebkosen.

Während des ganzen Festes wurde Kaschiri gereicht, aber niemand ist betrunken, außer meinem Ruderer Marcellino, der nicht viel vertragen kann. Von Zeit zu Zeit klagt die Alte um ihren jüngst verstorbenen Sohn, ohne daß jemand Notiz davon nimmt. Erst am anderen Mittag findet das Totenfest seinen Abschluß.

Die tiefere Bedeutung aller dieser Maskentänze tritt klar hervor. Es sind Zaubermittel. Der Geist des Toten, dem man wie überall böse, rachsüchtige Eigenschaften zuschreibt, soll durch die Tänze und die fortgesetzte Klage versöhnt werden, damit er nicht wiederkehrt und einen der Hinterbliebenen zu sich holt. Die bösen Dämonen, die vielleicht den Tod des Verwandten verschuldet haben, und vor deren Tücke die Menschen nie sicher sind, sollen von weiterem Unheil ab-

gehalten werden. Die Feinde des Jägers, Makukö und Jaguar, die Schädlinge des Feldes, Raupen, Käferlarven und anderes Ungeziefer, sollen durch mimische Nachahmung ihrer Handlungen magisch beeinflußt und den Menschen günstig gestimmt werden, in gleicher Weise auch die Jagdtiere selbst, so daß reiche Jagd und reiche Ernte werde und Segen und Fruchtbarkeit für alles Wachstum.

So sehen wir diese Maskentänze von denselben Grundmotiven geleitet, wie sie auf der ganzen Welt bei fast allen Maskentänzen religiösen Charakters maßgebend sind: Dämonenvertreibung und Fruchtbarkeitserzeugung.

Dieses letzte Dorf des Aiary gehört gewissermaßen schon zum Caiary-Uaupes, mehr als die Maloka der Yurupary-Cachoeira. Die Kobeuasprache, die in Iyäipana die jüngere Generation schon halb vergessen hat, ist den Hiesigen noch wohlgeläufig. Viele der Bewohner haben am Querary das Licht der Welt erblickt, und von dort her stammen neben den Maskentänzen viele Gerätschaften des Haushalts und des Tanzes, so die aus einem Stück gefertigten, auf der leicht konkaven Sitzplatte mit schwarzen Mustern auf rotem Grund bemalten Schemel (Abb. S. 96), die am übrigen Aiary nur vereinzelt zu finden und gewöhnlich durch ganz roh gearbeitete Schemel aus sehr leichtem Holz ersetzt sind, die buntgemusterten Perlenschürzchen der Weiber und vieles andere. Auf die beiden Mittelpfeiler des Hauses ist eine Figur mit menschlichem Fratzengesicht gemalt, wie es die Masken tragen. Sie soll, wie mir erklärt wird, die Kopie einer Zeichnung darstellen, die sich in vielen Häusern der Kobeua am oberen Caiary fände.

Weder hier noch in Iyäipana gibt es die häßliche Hautkrankheit. Die Leute sehen gesund und kräftig aus, nur ein Junge von etwa zwölf Jahren ist ganz verwachsen; ein Beweis, daß mißgestaltete Kinder nicht immer sofort nach der Geburt umgebracht werden, wie es bei vielen Stämmen Südamerikas Sitte ist. Als wir eines Abends Tee trinken, saugt er die Teeblätter aus und reibt sich damit als Heilmittel den kranken Körper ein.

Neben dem Hause befindet sich eine kleine Tabakpflanzung. Der Tabak wird auf höchst einfache Weise zubereitet. Man pflückt die Blätter vom Stengel ab, dörrt sie langsam auf einem Korbsieb in der Nähe des Herdes, feuchtet sie wieder an und stampft sie im Mörser. Dann formt man sie mittels eines Bandes aus starkem Bast und feinerer Baststreifen zu einem flachrunden Kuchen und trocknet sie in dieser elastischen Presse, die man von Zeit zu Zeit enger zieht, an der Sonne (Abb. S. 57).

De gustibus non est disputandum! Die Indianer verzehren die Läuschen, die in reichlicher Anzahl ihr dichtes Haupthaar bevölkern. Schon in Iyäipana haben wir fast jeden Morgen und Abend mit Vergnügen zugesehen, wenn die Weiber reihenweise hintereinander auf den Felsen hockten und sich gegenseitig den Liebesdienst des Lausens erwiesen. Sie geben sich der Sache mit Eifer und Genuß hin, und ich habe das Empfinden, daß sie die Tierchen in erster Linie nicht als lästige Parasiten betrachten, die man auf jede Weise vertilgen müsse, sondern als Leckerbissen, ganz abgesehen von der aktiven und passiven Befriedigung, die ihnen diese „niedere Jagd" gewährt.

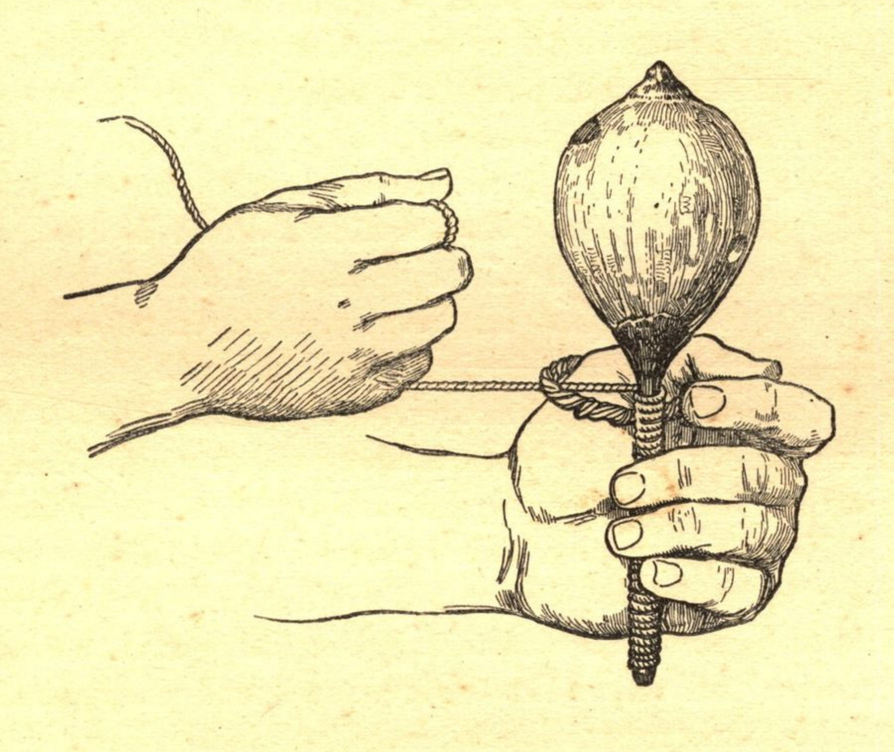
Auch die Piuns, winzige Stechmücken, die leider am ganzen Aiary nicht fehlen, werden von den Indianern verspeist. Häufig sieht man eine Frau hinter ihrem Gatten am Boden sitzen und ihm die kleinen blutstrotzenden Bestien vom Rücken ablesen. Dann preßt sie die Wunde mit den Fingern zusammen und saugt das Gift aus.

Einen anderen indianischen Leckerbissen, der auch unserem europäischen Gaumen recht gut mundet, lerne ich hier zum erstenmal kennen. Es sind große geflügelte Ameisen, die auf der Herdplatte geröstet werden und uns in dieser Wildnis wie feines Weihnachtsgebäck schmecken. Man reißt den mit scharfen Mandibeln bewehrten, dicken Kopf und die Flügelreste, die nach dem Rösten stehengeblieben sind, ab und verspeist nur das fette Abdomen. Kenner verzehren sie auch lebendig. Das Schwärmen dieser Ameisen findet zu Beginn der Regenzeit statt und bedeutet Festtage für das ganze Dorf. Auf die erste Kunde davon eilt groß und klein unter lautem Jubel mit Körben und Töpfen zu dem Bau und sucht möglichst viel von der kostbaren Delikatesse zu erhaschen.

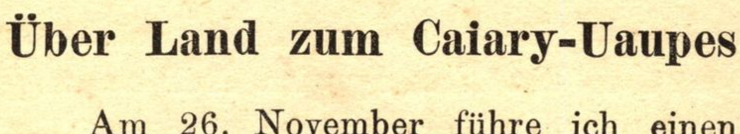
Am 24. November besuchen wir flußaufwärts den Katarakt Katsiripana (Alligator-Haus), dessen dumpfes Getöse in den stillen Nächten deutlich zu uns herübergedrungen ist. Eine Stunde Fahrt bringt uns zu diesem ansehnlichen Wasserfall, der in zwei Stufen von etwa 3 und 7 m Höhe abstürzt. Ein herrlicher Anblick! Überall mächtige Felsen, wohin man schaut. Felsen an beiden Ufern, Felsen mitten im Strom, an denen sich die schäumenden Wogen brechen. So weit man stromaufwärts sehen kann — Felsen und strudelnde Schnellen, vom düsteren Uferwald begrenzt. Wie in einen riesigen Trichter ergießt sich die immer noch ansehnliche Wassermasse — der Fluß ist hier auf 25 bis 20 m eingeengt — in die Tiefe. Hochauf spritzt der weiße Gischt und steigt als feiner Wasserstaub empor. An einer Stelle bilden übereinandergetürmte Felsen eine natürliche Höhle, das

„Katsiripana". Links führt eine primitive Brücke aus Stangen und Schlingpflanzen über das Felsengewirr. Auf einem guten Pfad, der auch zum Durchschleppen der Boote dient, umgeht man am rechten Ufer den Absturz. Auf den Felsen finden sich zahlreiche Figuren von Menschen und Tieren eingeritzt.

Oberhalb dieses Wasserfalles gibt es nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Indianer keine Anwohner mehr. Ein weiteres Vordringen würde ethnographisch nichts Neues bringen. Sicherlich verengert sich der Fluß kurz oberhalb dieser geographischen und ethnographischen Grenze, ähnlich wie andere, und verzweigt sich in einzelne Quellflüßchen, so daß eine Aufwärtsfahrt, ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Wertlosigkeit, nur mit einem kleinen Kanu ohne Gepäck möglich wäre und mir viel Zeitverlust verursachen würde. Damit kann ich nicht rechnen. Das Quellgebiet soll dem Querary nahekommen, was den Verkehr zwischen den Anwohnern beider Flüsse sehr erleichtert.



IX. Kapitel



Über Land zum Caiary-Uaupes

Am 26. November führe ich einen Plan aus, den ich schon mit Mandu in allen Einzelheiten besprochen habe, eine Überlandtour zum Caiary-Uaupes, um einen Teil dieses vielgenannten Flusses schon jetzt kennenzulernen und den nahen Zusammenhang der beiden Flußgebiete genauer festzustellen. Wir benutzen dabei einen Fußpfad, der kurz oberhalb der letzten Maloka seinen Ausgang nimmt. Von seinem Vorhandensein habe ich erst am Aiary gehört. Drei meiner Ruderer begleiten mich. Der alte Kaua-Häuptling und seine Frau schließen sich mir freiwillig an. Schmidt fährt an demselben Tag mit der ganzen wertvollen Ladung nach Cururu-cuara zurück, um mich dort zu erwarten, denn wir wollen erst auf dem unteren Fußpfad von Caruru aus zum Aiary zurückkehren.

Der Weg, ein vielfach verschlungener Indianerpfad, führt zunächst durch Hochwald, dessen niedergestürzte Baumriesen uns manches Hindernis entgegenstellen. Dann schreiten wir auf dem Kamm eines niedrigen Höhenzuges, der Wasserscheide, über Campinas aus weißem Sande und gelangen schließlich, talwärts steigend, durch ein böses Sumpfgebiet zu dem größten rechten Nebenfluß des Rio Negro, gegenüber dem aus zwei Sippenhäusern und einem Neubaugerüst bestehenden Uanana-Dorf Yutica. Der ganze Marsch hat, im Indianergeschwindschritt und die Ruhepausen abgerechnet, nur drei Stunden und zehn Minuten gedauert und im wesentlichen die südsüdwestliche Richtung beibehalten. Der Caiary-Uaupes hat noch hier, obgleich schon weit flußaufwärts, eine ansehnliche Breite von mehreren hundert Metern und erscheint mir riesig im Vergleich zu dem schmalen Waldflüßchen, auf dem ich mich fast zwei Monate lang herumgetrieben habe.

Die Uanana nehmen uns anfangs mit Mißtrauen auf, da von

dieser Seite nie ein Weißer gekommen ist, überzeugen sich aber bald von meinen lauteren Absichten und veranstalten uns zu Ehren sogar ein Kaschiri, zu dem von den umliegenden Malokas viele festlich bemalte Gäste erscheinen. Einige haben rote Blümchen mit der Blüte nach vorn hinter die Ohren gesteckt, andere grüne Zweige zu beiden Seiten unter die Hüftschnur geklemmt, deren Wohlgeruch ein wenig an Maikraut erinnert. Ich habe diesen Schmuck schon bei den Festen am Aiary bemerkt.

Freilich haben die armen Indianer Grund, den Weißen zu mißtrauen, denn seit einem halben Jahr sind am oberen Caiary von Westen her colombianische Kautschuksammler erschienen und bis zu den Uanana-Dörfern herabgekommen, wo sie sich übel aufführten. In allen Malokas, die wir besuchen, vernehmen wir bittere Klagen über diese „Pioniere der Zivilisation“; ein Seitenstück zu dem edlen Kommandanten von Cucuhy, nur in grelleren Farben! —

Die Sprache der Uanana ist gänzlich verschieden von den Aruaksprachen des Issana-Aiary und dem Tukano, der Hauptsprache des Caiary-Uaupes, die ich schon von Leuten Don Germanos in São Felippe kennengelernt habe, näher verwandt. Infolge regen Verkehrs und wechselseitiger Heiraten zwischen den Uanana und den Aruakstämmen des Aiary hat sich allmählich eine Verkehrssprache herausgebildet, mit deren Hilfe sich meine Leute leicht verständigen können. Wo dieser Jargon nicht ausreicht, bedient man sich der Lingoa geral, die vielen geläufig ist.

Leider nehmen es die Bewohner von Yutica nicht so genau mit der Ehrlichkeit. Mehrmals machen sie sich kleiner Diebstähle und Betrügereien schuldig. Beim Tauschhandel bringen sie häufig die Gegenstände, die sie gerade in der Hand halten, beiseite. Besonders einige dralle Mädchen — Wohlbeleibtheit ist bei diesem Stamm überhaupt nicht selten — stehlen wie die Elstern. Auch der Häuptling sucht mich bei einem Handel um ein Paar schön gemusterter Kniebänder zu betrügen, indem er sie rasch gegen schlechtere umtauscht. „Die Leute taugen nichts!“, sagt der ehrliche Nerienene (Hirschzunge), ein Kaua vom Uirauasu-Parana, der treueste meiner Begleiter. Er hat nicht ganz unrecht. Am Aiary ist so etwas nie vorgekommen. Und doch, man kann den Leutchen nicht böse sein. Wenn ich sie auf einer Unredlichkeit ertappe, dann brechen sie in ein unbefangenes Lachen aus und geben jeden Gegenstand, den ich zurückverlange, sofort wieder her. Es sind ja keine Wertgegenstände, um die es sich handelt, aber um die Achtung auch bei meinen eigenen Leuten nicht einzubüßen, darf ich mir nicht die geringsten Übergriffe gefallen lassen.

ein schon lange drohendes Unwetter mit aller Wucht los und nötigt uns, im oberen Hafen der Maloka Matapy Schutz zu suchen; freilich einen sehr zweifelhaften Schutz, denn im Nu sind wir durch den gießenden Tropenregen bis auf die Haut durchnäßt. Meine Leute holen rasch in der nahen Pflanzung Bananenblätter und decken damit das Gepäck. Ich laufe durch den Wald zur Maloka, die auf der steilen Höhe des rechten Ufers herrlich liegt und den Caiary flußabwärts weithin beherrscht. Das schöne, geräumige Haus ist auf der Rindenbekleidung der Vorderwand, ähnlich wie die Maloka Iyäipana, mit bunten Mustern bemalt. Auch die beiden Mittelpfeiler tragen Figuren in bunten Farben. Die Bewohner nehmen mich anfangs zurückhaltend auf. Sie wissen offenbar nicht recht, was sie aus mir machen sollen, und halten mich für einen Colombianer, da ich flußabwärts gekommen bin, ohne daß ich vorher flußaufwärts hier durchkam. Zudem bin ich durch die Hintertüre eingetreten, was dort allgemein als ein grober Verstoß gegen die Etikette angesehen wird. Aber sie sehen wenigstens, daß ich völlig durchnäßt bin und vor Frost zittere. Ich bitte um einen Platz am Feuer, der mir auch freundlich eingeräumt wird. Die Indianer haben sich in den Hintergrund des Hauses zurückgezogen und unterhalten sich flüsternd. Einige bissige Hunde werden von ihren Herren nur mit Mühe davon zurückgehalten, ihre Wut an dem Weißen auszulassen. Nach einiger Zeit — der Regen hat inzwischen aufgehört — kommen meine Leute, wie es sich gehört, durch den Eingang, werden vom Hausherrn feierlich begrüßt und geben bald die gewünschte Aufklärung über meine Herkunft, meine friedlichen Absichten und den Zweck meiner Reise. Jetzt werden wir auch in der herkömmlichen Weise bewirtet, und als Abschiedstrunk gibt es vorzügliches Kaschiri, das sich der unverbesserliche Marcellino nur zu wohl schmecken läßt. Ohne weiteren Zwischenfall erreichen wir gegen Sonnenuntergang Caruru.

Drei Tage bin ich der Gast des liebenswürdigen, noch jugendlichen Häuptlings, der zugleich der Oberhäuptling des ganzen Uanana-Stammes ist. Dank dem Nimbus, der sich allmählich um meine Person gewoben hat, behandelt er mich mit ausgesuchter Höflichkeit und großer Achtung.

Caruru liegt höchst malerisch am Kopf der gleichnamigen Stromschnelle, deren langer, aber allmählicher Absturz gewöhnlich über Land umgangen wird. Der Fluß bricht sich durch hohe felsige Ufer gewaltsam seine Bahn und ist von beiden Seiten durch vorspringende Felsecken stark eingeengt. Das linke Ufer bildet sozusagen eine einzige

riesige Felsplatte, die in mehreren Stufen ansteigt und bei Hochwasser durch einen schmalen Flußarm vom Festland getrennt ist. Auf der vertikalen Fläche einer dieser langgestreckten Felsstufen sind mehrere etwa $1^1/_2$ m hohe Figuren eingeritzt, die Menschen und Fische darzustellen scheinen und, der Verwitterung nach zu urteilen, schon ein ansehnliches Alter haben. In der Nähe der Figuren finden sich auf dem flachen Felsboden zahlreiche längliche und runde Steinbeilschliffe. Diese beiden Arten von Schleifmarken kommen häufig nebeneinander vor. Die runden, schalenähnlichen Marken sind offenbar dadurch entstanden, daß die Indianer an diesen Stellen die flachen Seiten ihrer Steinbeile zugeschliffen und geglättet haben. Die langen, schmalen Furchen, die an beiden Enden spitz zulaufen, sind anscheinend durch das Schleifen der Steinbeilschneiden hervorgerufen.

Unmittelbar am Absturz der Stromschnelle erhebt sich eine Gruppe übereinander getürmter und mit Gebüsch bewachsener Felsen, die mehrere Ritzungen tragen (Abb. S. 352). In einer trefflichen Schlangenfigur, die eine Länge von 1,70 m hat, und deren Kopf und Leib breiter als gewöhnlich aus dem Gestein herausgearbeitet sind, sehen die Indianer die Jararaca, eine der schrecklichsten Giftschlangen Südamerikas.

Von den neun Häusern, aus denen sich Caruru zusammensetzt, liegt die Mehrzahl auf dem linken Ufer. Nur ein älterer Uanana namens João hat sich mit seinem Anhang eine Maloka auf dem hohen rechten Ufer erbaut. Das neue, saubere Haus des Häuptlings, in dem wir Unterkunft finden, liegt ein wenig landeinwärts mit freier Aussicht nach dem Fluß hin. Ein Fußpfad führt zu einer anderen Maloka, die einem jungen Ehepaar gehört. Die übrigen Häuser, kleine Familienwohnungen, darunter eine Hütte brasilianischen Stils mit lehmbeworfenen Wänden, Reste der ehemaligen Franziskaner-Mission, liegen im Walde zerstreut, zum Teil an einem Bach, der kurz unterhalb der Stromschnelle in den Hauptfluß mündet. Das ganze Dorf zählt etwa hundert Einwohner.

Es sind durchweg freundliche und anständige Menschen. Ihr zurückhaltendes Wesen steht im angenehmen Gegensatze zu der Zudringlichkeit der Leute von Yutica. Die Frauen teilen sich in meine Bewirtung und bringen mir abwechselnd morgens und abends den Erfrischungstrank, warme Stärkebrühe, und Maniokfladen, frisch vom Ofen. Fische liefert reichlich die Stromschnelle. Auch gute Ethnographica werden mir zum Kauf angeboten, darunter wohlerhaltene Steinbeilklingen, Reliquien aus Väters Zeiten. Ich bezahle fast alles mit Perlen. Auf meine dicken „bayrischen“ Perlen, deutsche Aus-

schußware, besonders auf die dunkelblauen, sind die Indianer ganz versessen. Sonst verlangen sie nur noch kleine weiße Perlen, mit denen ich mich glücklicherweise in Manaos versehen habe. Meine feinen hellblauen und roten „venezianischen“ Perlen finden gar keine Gnade vor ihren Augen; sie nehmen sie kaum geschenkt. So ist man auch im Urwald der Mode unterworfen.

Unter den Damen des Hauses ist eine Jungfrau mittleren Alters, die aus dem Rahmen ihrer Umgebung entschieden herausfällt. Sie ist längere Jahre als Dienstmädchen in Manaos gewesen und spricht ein wenig portugiesisch. Auf ihre nackten Stammesbrüder sieht sie mir gegenüber mit Verachtung herab und bildet sich nicht wenig darauf ein, sich mit dem Weißen in seiner Sprache unterhalten zu können. Während meiner Anwesenheit hat sie ihren starken Körper und vollen Busen in eine rote Bluse gezwängt. So oft die Reihe an ihr ist, bringt sie mir mein Frühstück, den warmen Maniokfladen, auf einem mit blendendweißem Tüchlein bedeckten Porzellanteller. Und dabei kann ich auf solche zarten Aufmerksamkeiten einer feineren Kultur gar keinen Anspruch machen, sehe ich doch mit meinen schmutzigen und zerrissenen Hosen, mit meinem struppigen Bart, ohne Schuhe und Strümpfe schlimmer aus als ein Vagabund.

Auch auf dieser Tour habe ich meine Bilderbücher als Hauptattraktion mitgenommen. Marcellino erklärt sie, so gut er es versteht. Öfters werde ich zu Hilfe gerufen und muß in Lingoa geral, die alle beherrschen, nähere Auskunft geben. Einige Bilder sind besonders begehrt: wie die „Pischana“ (Katze) vor dem „Yauara“ (Hund) auf einen Baum flüchtet; wie das Mädchen weint, weil ihm der Topf mit Milch hingefallen und zerbrochen ist, und dabei von einem „Kurumi“ (Knaben) mit einem Stück „Menyu“ (Maniokfladen) getröstet wird. Sämtliche deutsche Schornsteinfeger bitte ich um Verzeihung, daß ich sie als „Yurupary“ (böse Geister) bezeichnet habe, aber ich kann diese schreckhaften schwarzen Kerle den Indianern nicht besser verständlich machen. Von den bunten Bildern der vielen, vielen „Surara“ (Soldaten) kommen wir auf Krieg und Kriegsgeschrei zu sprechen. Meine Mensurschmisse halten sie für Kriegsnarben und fragen mich mit ehrfurchtsvollem Schauder, wie viele Feinde ich schon totgeschlagen habe.

Auf die Colombianer ist man auch hier schlecht zu sprechen. Sie hätten Maniokmehl und andere Lebensmittel erhoben, Hühner totgeschossen und nichts bezahlt. Man zeigt mir die Hiebmarken ihrer Waldmesser in den Pfeilern des Hauses. Bei einem Kaschiri,

das uns der Häuptling gibt, führt der dicke João vom anderen Ufer, ein lebhafter und schlauer Indianer, eine dramatische Szene mit mir auf, um mir die Roheit dieser weißen Banditen zu veranschaulichen. Ich stelle den Besitzer des Hauses dar und empfange João am Eingang. Er kommt daher als Colombianer, unseren Vorderlader auf der Schulter — Winchesterbüchsen hätten die Colombianer nicht —, das breite Waldmesser in der Rechten. „Guten Tag!“ — er spricht alle Worte mit rauher, herrischer Stimme. Ich antworte: „Guten Tag, Weißer!“ Er gibt mir die Hand; wir treten ein; er schaut sich überall mit wütenden Blicken um: „Hast du keine Hühner?“ — „Nein, es sind keine da, Herr!“ Er tritt zum Eingang, legt die Flinte an, schießt scheinbar: „Päng-päng-päng“, drei Hühner; am Ausgang wiederholt er dieselbe Szene. Schließlich haut er pantomimisch in die Hauspfosten und zerschlägt die großen Töpfe und Schalen.

Am 3. Dezember nehmen wir Abschied von den guten Leuten, nachdem ich ihnen wiederholt habe versprechen müssen, in einigen Monden mit vielen schönen Waren auf anderem Weg, Caiary aufwärts, hierher zurückzukehren. Diesmal begleitet uns ein junges Uanana-Ehepaar mit seinen zwei prächtigen dicken Buben. Den älteren trägt der Mann auf dem Rücken, den jüngeren die Frau in einer Bastbinde an der Seite. Ihr eigenes Gepäck, Hängematte u. a., etwas Reiseproviant und einige von meinen Sachen hat sie in einem großen Tragkorb untergebracht. Trotz der schweren Last kommen sie rasch vorwärts.

Der Beginn des Pfades ist von gefallenen Baumstämmen und Ästen versperrt und für europäische Augen nicht sichtbar. Wir waten anfangs durch einen scheußlichen Sumpf und steigen dann steil bergan auf einen niedrigen Höhenzug, auf dem wir in östlicher Richtung entlang schreiten. Der Wald, der uns mit zahlreichen Wurzeln den Weg beschwerlich machte, wird durch Campinas aus feinem weißen Sand abgelöst, die den Füßen einige Erholung gewähren. Bald steigen wir wieder abwärts. Das Terrain wird wellig. Schmale Waldstreifen schließen kleine Wasseradern ein, die ihr „schwarzes“ und auffallend kühles Wasser nach Süden dem Caiary zuführen. In schwindelnder Höhe überschreiten wir auf glattem Baumstamm einen ansehnlichen Bach, der zwischen tief eingerissenen Ufern dahinströmt.

Unsere Indianerreihe verteilt sich folgendermaßen: Voran schreitet mein treuer Nerienene, schwer bepackt mit meinem Rucksack, seiner Hängematte und anderen Sachen, in der einen Hand einen Korb mit drei Hühnern, die beständig miteinander in Fehde liegen. Wenn sie sich gar zu schlecht benehmen, werden sie heftig durcheinander-

geschüttelt, worauf sie wieder eine Zeitlang Ruhe halten. Auf der Schulter trägt Nerienene einen zweiläufigen Vorderlader, den ich meinen Leuten als Jagdgewehr überlassen habe. Ich gehe dicht hinter ihm, am Gürtel das Waldmesser und eine kleine Ledertasche mit Tage- und Skizzenbuch, Photographien und sechs Monate alten Briefen aus der Heimat, in der linken Hand den Winchesterkarabiner, in der rechten eine drei Meter lange Tanzlanze, die ich in Yutica erworben habe. Wenn ich einmal über die Wurzeln stolpere, die überall im schmalen Pfad hochstehen, oder über eine Liane, die tückisch meine Füße umstrickt, dann springt der Junge rasch vor, um nicht von der drohenden spitzen Lanze durchbohrt zu werden. Hinter uns, aber in weitem Abstand, kommen Marcellino, der edle Zecher, mit sechs Hühnern und Hähnen, Hängematten, Tanzflöten und anderem Kram beladen; dann ein junger Kaua von Iyäipana, den wir wegen seines dortigen Tanzkostüms „João Makukö" (Hans Waldteufel) getauft haben, mit dem photographischen Apparat, Hängematten, Flöten, einem Kasten mit Federschmuck und dem Kochgeschirr. Den Schluß macht das Uanana-Ehepaar mit Tragkörben und Kindern. So geht es im Indianergeschwindschritt durch dick und dünn.

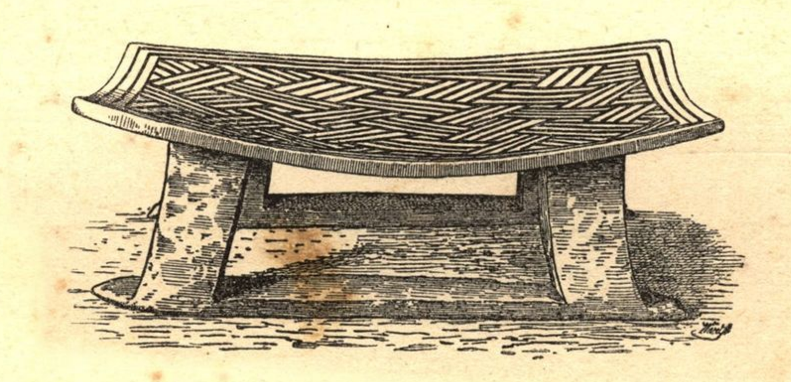
Nach einem Marsch von mehr als zwei Stunden überschreiten wir abermals einen niedrigen Höhenzug, die Wasserscheide, und schlagen nun nordöstliche bis nördliche Richtung ein. Die anderen bleiben allmählich weit hinter uns zurück. Ich frage Nerienene, wie weit es noch bis zu einem guten Lagerplatz sei, den er mir verheißen hat. Sein rechter Zeigefinger weist, langsam aufwärts steigend, nach vorn: „Yasu-yasu-yasu!": Anhöhe, „té — — — — é!" der Zeigefinger fällt: Tal = ein Bach; und so weiter; noch fünf Bäche. Man klettert förmlich an seinen Worten und Gebärden in die Höhe und fällt mit ihnen zu Tal.

Wir setzen den beschwerlichen Marsch noch längere Zeit nach Sonnenuntergang in tiefer Finsternis fort und erreichen endlich den Lagerplatz, zwei primitive Schutzhütten an dem kleinen Fall eines Baches. Hier warten wir auf die anderen. Es wird sieben, es wird acht Uhr; niemand erscheint, obwohl inzwischen der Vollmond hochgestiegen ist und den Weg hell beleuchtet. Ich gebe zwei Schüsse ab; umsonst!

Wir haben nichts zu essen, nicht einmal Maniokgrütze, und der unzuverlässige Marcellino hat meine Hängematte und Decke. Nerienene bietet mir seine für mich viel zu kleine Hängematte an. Ich gebe dem

guten Jungen dafür meine Schlafjacke und das große schwarze Tuch vom photographischen Apparat. Er wickelt sich hinein und schläft auf dem warmen Felsen fest bis zum frühen Morgen. In der weitmaschigen Hängematte und in den schweißdurchnäßten Kleidern ist die Nachtkühle doppelt fühlbar. Ich bin froh, als es endlich Tag wird. Nun stellen sich auch die übrigen ein, an der Spitze Marcellino. Ich mache meinem Ärger in einigen kräftigen Worten Luft, worauf er auf seinen langen Beinen Reißaus nimmt und erst am Aiary wieder zu uns stößt. Ein Marsch von nur fünfundvierzig Minuten auf verhältnismäßig gutem Pfad bringt uns zur Maloka Pedalinuana am Aiary, die ich genau einen Monat vorher besucht habe. Das Haus steht leer. Die Bewohner sind wahrscheinlich zu einem Fest abwesend. In einigen Kanus, die wir im Hafen finden, kommen wir nun rasch vorwärts und gelangen gegen Abend nach Dupalipana, Marcellinos Heim, wo wir vor einem Unwetter Schutz suchen.

Marcellino ist wieder obenauf; er bettelt mich um Tabak an, zeigt sich dann aber als Hausherr von der liebenswürdigsten Seite. Später in Cururu-cuara bei der Auslohnung ist er wieder unverschämt. Ich sage ihm deshalb beim Abschied auf deutsch: „Du bist der größte Lump, der mir je im Leben begegnet ist!“, was er auch zu Schmidts besonderer Freude mit einem kräftigen „Sim! (Ja)“ bestätigt, dem einzigen portugiesischen Wort, das er kennt und diesmal wenigstens passend anwendet.





X. Kapitel

Krankheit, Tod, Begräbnis, Hochzeit bei den Siusi-Indianern

In Cururu-cuara finde ich die Bewohner in großer Aufregung. Ein älterer Siusi der letzten Maloka, der Schmidt und die kostbare Sammlung als Pilot durch alle Fährnisse der Stromschnellen hierher gebracht hat, ist an Lungenentzündung schwer erkrankt. An demselben Mittag findet eine Kur vor dem Hause von Mandus Neffen statt. Der Kranke und ein junger Mann von Cururu-cuara, der an einer leichten Erkältung leidet, liegen in der brennenden Sonnenhitze lang ausgestreckt am Boden; der hiesige Zauberarzt und ein anderer von einer nahen Maloka hocken mit wichtigen Gesichtern vor ihnen. Zunächst läßt der eine die Patienten an einer Schneckenschale riechen, die ein gelbes Pulver enthält. Die Kranken ziehen es stark durch die Nase ein, verfallen in Zuckungen und bald darauf in völlige Bewußtlosigkeit. Während dieser Narkose nehmen die Zauberärzte die übliche Behandlung vor mit Bepusten und Bestreichen des Körpers. Sie saugen den Krankheitsstoff heftig ein, blasen ihn wieder von sich und zerstreuen ihn mit der Hand nach allen Seiten. Von Zeit zu Zeit laufen sie beiseite an das Gebüsch und stöhnen, spucken und rülpsen jämmerlich. Dann kehren sie wieder zu ihren Opfern zurück und wiederholen dieselbe Kur. Sie singen eine eintönige Melodie, eine Art Kanon, bei dem der eine dem anderen stets um einige Takte voraus ist. Der Fremde schwingt dazu energisch die mit Ritzmustern verzierte und oben mit einem Büschel roter Federn geschmückte Zauberrassel über den Kranken hin und her, der Hiesige seinen Zauberstein, jenen großen Bergkristall, den ich seinerzeit nicht erwerben konnte. Beide Ärzte sind von dem Kaschiri, das Mandus Gattin gerade gibt, betrunken und lachen sich bisweilen verständnisinnig an, wie römische Auguren. Allmählich kommen die Kranken wieder zu sich und werden in ihre Hängematten gebracht.

Als ich den „christlichen“ Häuptling frage, was dies alles bedeute, antwortet er mir: „Dummes Zeug! Du weißt es ja!“, und kurz darauf finde ich ihn mit seinem Vater und seinem Bruder Gregorio rot bemalt hinter dem Hause, wo sie sich gegenseitig anpusten, um die Krankheit von sich fernzuhalten!

Als die Krankheit auftrat, malten sich alle Leute des Dorfes mit heilkräftiger Farbe rote Tupfen auf den ganzen Körper. Bei den kleinen Kindern, die doch am leichtesten krank werden und sterben, und bei den Bewohnern des Hauses, in dem der Lungenkranke untergebracht ist, und die dadurch in nähere Berührung mit dem Krankheitsstoffe kommen, wird diese prophylaktische Bemalung längere Zeit beibehalten und jeden Tag erneuert.

Merkwürdigerweise erholt sich der Kranke in den nächsten Tagen so weit, daß er seine Hängematte verlassen kann und mir in der kleinen Hütte, die uns wieder zur Wohnung eingeräumt ist, einen Besuch abstattet. Freilich ist er sehr schwach und bewegt sich nur mühsam am Stock weiter. Er sieht verfallen aus; ganze Büschel seines Haares sind schneeweiß geworden. Seit Beginn seiner Krankheit hat er außer dünner Mehlsuppe nichts zu sich genommen, da die Indianer bei jedem Unwohlsein strengste Diät einhalten.

Am 18. Dezember gegen Sonnenuntergang wird abermals eine Kur ausgeführt, und zwar von Mandus Vater, der in der ganzen Gegend in dem Rufe eines geschickten Zauberarztes steht. Der Alte schüttet dem Patienten, der vor dem Hause auf einem Schemel sitzt, mit heftigem Schwung Schale auf Schale voll eines Gebräus, das er aus einem großen Topf schöpft, über den ganzen Körper, besonders über Kopf und Rücken, den Sitz der Schmerzen. Es ist ein Aufguß aus den stark aromatisch duftenden Blättern eines gewissen Strauches und aus Gräsern, der nachmittags bei einem kleinen Feuer in der Sonne gestanden hat. Nach dieser Prozedur nimmt er den Kopf des Kranken in beide Hände, bestreicht und knetet ihn und pustet ihn mit kurzen, heftigen Stößen an. Dann suchen beide emsig am Boden; auch andere laufen herbei und helfen suchen. Schließlich findet der Zauberarzt fünf kurze, glatte, schwarze Stäbchen. Ich frage, was das sei. Da antwortet der Kranke selbst, diese Stäbchen hätten ihm im Leibe gesteckt und beinahe seinen Tod herbeigeführt. Der Wunderdoktor sieht mich hierauf von der Seite an und — lächelt. Der arme Patient ist nach dieser Gewaltkur, die im Abendtau stattfand, natürlich wieder viel kränker und hustet und stöhnt die halbe Nacht.

Am nächsten Morgen leidet er an starkem Kopfweh. Eine alte

Frau weicht abermals Medizinblätter eine Zeitlang in Wasser ein, schlägt sie in ein Tuch und bindet es ihm als Kompresse um den Kopf. Trotzdem macht die Krankheit rasche Fortschritte, so daß abends nochmals zu einer weit nachdrücklicheren Kur geschritten wird, die Gregorio vornimmt. Der Kranke sitzt wiederum auf einem Schemel, zusammengesunken und halb bewußtlos. Die große Topfschale mit der Medizin steht hinter ihm. Der Arzt nimmt zuerst mehrere Züge aus einer Zigarette und verschluckt den Rauch. Dann knetet er dem Patienten mit beiden Händen den Kopf und die linke Schulter, wo dieser ihm auf seine Frage heftige Schmerzen angibt, stößt den Tabaksqualm wieder hervor und bläst ihn auf die schmerzenden Körperteile, die er mit aller Kraft zusammenpreßt. Zwischendurch streicht er die unsichtbare Materie von dem Leibe des Kranken ab, formt die eine Hand trichterförmig vor dem Munde und bläst den Giftstoff von sich, indem er ihn mit der Hand weiter weht und in die Lüfte zerstreut. So geht es eine Zeitlang abwechselnd fort. Ich habe mich als „Kollege“ dicht dabei gehockt und sehe genau zu. Endlich legt der Arzt die Zigarette beiseite, schöpft eine große Kalabasse voll des Absuds, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hat, nimmt einen Schluck davon in den Mund und prustet ihn auf die kranken Körperteile. Dann schüttet er dem Patienten wie am vorhergehenden Tag das Wasser mit kräftigem Schwung über Kopf und Rücken, bis die Topfschale leer ist, wobei er den Bädern durch heftig hervorgestoßenes „Ha — pff — — —! ha — pff — — —!“ noch größere Wirkung zu geben sucht. Darauf folgt wieder Zusammenpressen des Kopfes und Schulterblatts mit „Ts-ts-ts“-Lauten, Bepusten und Abstreichen der Materie. Von Zeit zu Zeit nimmt der Zauberarzt ein schwarzes Stäbchen vom Boden auf, betrachtet es aufmerksam, bepustet es und legt es sorgfältig beiseite. Diese Stäbchen, ein halbes Dutzend an der Zahl, aus hartem Palmholz geschnitten und wohlgeglättet, hatte er, wie ich deutlich sah, kunstgerecht in der linken Hand verborgen, die die Kalabasse hielt. Beim Überschütten des Wassers oder beim Abstreichen des Krankheitsstoffes praktizierte er sie noch viel kunstgerechter auf die Erde, ohne daß ich es bemerken konnte. Währenddessen halten sich alle Bewohner scheu zurück. Erst nach beendigter Prozedur kommen sie herbeigelaufen, beschauen die Stäbchen, die jener in der Hand hält, mit abergläubischen Gesichtern und machen über die Größe einiger, die besonders heftige Schmerzen bedeuten, kritische Bemerkungen. Schließlich trägt der Zauberarzt die unheilvollen Stäbchen in das Gebüsch, wo er sie anscheinend zerbricht und weit von sich wirft.

Mehrmals habe ich den festen Eindruck gewonnen, daß alle Bewohner, Männer und Weiber, vielleicht außer den Zauberärzten selbst, an den Giftzauber und die Kur glauben. Als Honorar für ihre Tätigkeit erhalten die Zauberärzte Gebrauchsgegenstände, einen Korb, eine Hängematte u. a. Die Behandlung eines kranken Kindes wurde einmal in Cururu-cuara mit einer Porzellanschale bezahlt.

Die darauffolgende Nacht ist fürchterlich. Der arme Kranke stöhnt und röchelt laut und atmet so rasch und pfeifend, daß man jeden Augenblick glaubt, es müsse zu Ende sein. Die ganze Bevölkerung wacht. Von Zeit zu Zeit führt ihn die Alte, seine Schwiegermutter, ins Freie. Einmal fällt er hin, und sie schreit laut jammernd um Beistand nach den Männern. Gegen drei Uhr findet wieder eine Kur statt. Deutlich höre ich das klatschende Saugen und heftige Pusten des Zauberarztes. Nach jedem Kurakt läuft er aus dem Haus heraus abseits an das Gebüsch und hockt dort nieder, wie ich im Mondschein erkennen kann. Er gibt Töne von sich, als wenn er sich erbreche, und bepustet einen Gegenstand in seiner Hand, den er dann beiseite schafft. Kurz darauf vernimmt man einen melodischen, von Schluchzen begleiteten Trauergesang einer jüngeren Frau, der morgens um sieben Uhr wiederholt wird. Der Kranke liegt bewußtlos und halblaut phantasierend in seiner Hängematte. Man hat ihn aufgegeben. Noch in der Nacht hat Mandu Boten in die benachbarten Malokas geschickt, um Freunde und Verwandte zum Begräbnis einzuladen.

Gegen zehn Uhr mache ich einen Besuch bei dem Kranken. Er ist aufgestanden, hält ein großes Stück Zuckerrohr in der Hand und will hinaus, um einen unsichtbaren Feind, den er in seinem hohen Delirium sieht, zu erschlagen. Mandus Neffe sucht vergeblich, ihn zu überwältigen. Ich rede ihm ruhig zu, er solle sich in seine Hängematte legen, da sei es besser, und er geht auch sofort mit mir. Weich und stetig streiche ich ihm eine Zeitlang über den ganzen Körper, worauf er sich wirklich beruhigt und endlich einschläft, was auf die Umstehenden einen großen Eindruck macht. Bald aber fangen die Fieberdelirien von neuem an. Mit seinen trockenen Lippen versucht er eine Tanzmelodie zu pfeifen, was den furchtbaren Ernst des Augenblicks noch erhöht. Wiederum findet ein Klagegesang statt, diesmal in dem Hause des Häuptlings, zwischen einer hiesigen Frau und einem Huhuteni von Ätiaru, einem nahen Verwandten des Sterbenden.

Nachmittags veranstalten drei Zauberärzte, Mandus Vater, sein Bruder Gregorio und der Huhuteni, hinter dem Sterbehaus eine große Beschwörung. Sie sind im Gesicht scheußlich rot bemalt und halten

in der rechten Hand die Zauberrassel, die sie unaufhörlich über einem flachen Korb schwingen, der die Habseligkeiten des Sterbenden enthält. Dazu singen sie mit leiser Stimme eine monotone Weise, die eigentlich nur aus drei Tönen und wenigen Worten besteht, die immer wiederkehren. So treiben sie, dicht um den Korb am Boden hockend, den Geist der Krankheit aus den Sachen heraus. Bisweilen springen sie auf und schütteln die Rasseln heftig nach allen Seiten, um den Geist zu verjagen und von weiterem Unheil abzuhalten. Dies dauert etwa eine Stunde. Dann gehen sie zum Krankenlager, das jetzt durch Gitter aus schmalen Palmlatten abgesperrt ist, und versuchen eine letzte Kur. Doch bald kehren sie hinter das Haus zurück und führen dort dieselbe Szene auf wie vorher, nur weit kürzer, worauf sie sich am Flusse die Bemalung abwaschen.

Die Nacht verläuft womöglich noch unruhiger als die vorige. Ein trübes Wetter hat eingesetzt, recht wie geschaffen zum Sterben. Langsam rauscht der Regen herab. In einem der Häuser klagen wieder einige Weiber, und das Stöhnen und halblaute Phantasieren des Sterbenden bildet dazu eine schaurige Begleitung. — — —

Mandu erzählt mir, ein Gift, das dem Kranken hier oder flußaufwärts durch Zauberei beigebracht worden sei, würde seinen Tod verursachen. Gregorio habe dieses Gift herausgeblasen. Er zeigt es mir. Es sind, soviel ich erkennen kann, harmlose gelbe Hundehaare, in ein schmutziges Läppchen eingewickelt. Schmidt hatte schon Angst, es seien einige von seinen blonden Locken. Der Häuptling zeigt mir auch den Faden, den jener unbekannte Feind zum Einschnüren des Giftbündels benutzt habe. Wie dieses ansehnliche Stück Gift in den Leib des Kranken gekommen ist, weiß er mir selbst nicht zu erklären. Es ist hineingezaubert worden. Das Läppchen mit dem Gift hat Mandu in ein großes Blatt gewickelt und dieses Päckchen außen unter der Dachbekleidung seines Hauses verborgen. Als er es wieder an seinen Platz zurückstecken will, warnt ihn seine Frau und rät ihm, das Gift in den Fluß zu werfen, was er jedoch nicht tut. Ich blase mir wie ein Zauberarzt über die Hände, die das Gift angefaßt haben, um alle schädlichen Einflüsse zu entfernen, worauf Mandu es ebenso macht. Als ein Kind die Stelle betritt, wo wir die unheimliche Sache untersucht haben, schreien die Weiber entsetzt auf und reißen es weg.

Um acht Uhr morgens stimmen Mandus Vater und Neffe eine laute Trauerklage unmittelbar neben der Hängematte des Sterbenden an, der röchelnd daliegt. Es ist dieselbe Zeremonie, wie ich sie bei dem Maskentanzfest in Iyäipana beobachtet habe. Zunächst deuten sie

heftig zur Erde, schütteln dann die Waffen, die sie in den Händen halten, einen Bogen mit Pfeilen und eine lange Lanze mit breiter Eisenspitze, drohend nach einer Richtung und gehen endlich, sich niederhockend und das Gesicht mit der einen Hand verhüllend, in den rhythmischen Klagegesang über.

Kurz nach Mittag — ich bin gerade von der Jagd gekommen und plaudere mit Mandu in seinem Hause — bricht plötzlich lauter Lärm, Geschrei und Weinen los. Der Häuptling ruft: „Er ist tot!", ergreift meine Flinte, die noch geladen neben mir steht, und gibt auf dem Dorfplatz einen Schuß in einen Baum ab. Ich eile rasch zum Trauerhause. Eine wilde Szene! Einige Männer und Weiber hocken dicht bei dem Sterbelager und heulen die Klage. Andere stehen aufrecht und deuten mit aufgeregten Gebärden nach dem Toten, indem sie unaufhörlich schreien: „Warum bist du gestorben? Warum hast du uns verlassen?" Sie stoßen drohende Worte aus gegen den unsichtbaren Feind, der den Tod verschuldet hat, hocken dann ebenfalls nieder und mischen ihre jammernden Stimmen in das Klagegeschrei der übrigen. Allmählich kommen alle herbeigelaufen: Männer, Weiber mit Säuglingen und Kinder. Die Erwachsenen treten nahe heran, immer der Reihe nach. Jeder wartet, bis er einen anderen findet, der die Zeremonie mitmacht. Heftige Worte und Gebärden, Niederhocken und Klagegesang, wie vorher. Stets zu zweien, Mann und Mann, Weib und Weib. Die Weiber, zum Teil mit aufgelösten, wild um das Gesicht hängenden Haaren, hocken voreinander, die eine Hand auf der Schulter der Freundin, mit der anderen das Gesicht verhüllend; die Männer nebeneinander, den einen Arm um den Hals des Freundes geschlungen. Fast alle weinen Ströme von Tränen, nur einige Männer, besonders die Zauberärzte, kneifen die Augen krampfhaft zusammen und reizen sich zu erkünstelten Tränen. Immer, wenn neue Leidtragende ankommen, kehren dieselben Szenen wieder. Hat einer genug geklagt, dann putzt er die Tränen ab, schneuzt sich kräftig die Nase und benimmt sich so, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Plötzlich noch lauteres, heftigeres Geschrei bei dem Totenlager, klatschende Schläge: die Stammesalte stürzt hervor mit wirr um das Gesicht fliegenden Haaren, verfolgt von Mandus Vater, dem alten Zauberarzt, der wild auf sie einschlägt. Er ergreift einen Stock und tut, als wolle er sie totschlagen. Unter lautem Gezeter zerren sie sich hin und her. Wütend schreit der Alte: „Deine Verwandten haben ihn getötet, haben ihn vergiftet! Du bist schlecht! Warum ist er gestorben, der doch viel jünger war als du, der noch soviel arbeiten

konnte und für uns sorgte? Warum bist du nicht gestorben, die du schon so alt und zu nichts mehr nutz bist? Nun ist er gestorben, nun sollst du auch sterben!“ Die anderen machen ängstliche Gesichter, bleiben aber teilnahmlos. Da stürzt Mandus Neffe, der Sohn der Alten, mit einem noch größeren Knüppel auf seinen Großvater los, droht, ihn niederzuschlagen, und schreit: „Laß die Alte, sie ist nicht schuld daran! Sie arbeitet noch soviel für uns. Wenn du sie tötest, haben wir nichts mehr zu essen!“ Erbittert ringen sie. Mit Mühe hält Mandu, der gerade in das Haus tritt, die Wütenden auseinander. Ich glaube schon, es sei etwas nicht in Ordnung, aber es ist leere Zeremonie. Sie lassen voneinander ab. Die Alte zieht sich in eine Ecke in ihre Hängematte zurück, klagt und schimpft noch eine Zeitlang vor sich hin und beruhigt sich dann. Der Zauberarzt setzt sich zu mir, nimmt mir die Zigarette aus dem Munde und raucht sie weiter. Sein Enkel tritt wieder zu der Leiche, schreit, hockt nieder und weint wie vorher.

Nun spielt sich hinter dem Lattenverschlag, der zur Absperrung des Totenlagers dient, eine unheimliche Szene ab. Mandu ist mit einem scharfen Messer zu der Leiche getreten, zerschneidet ein altes Hemd in Streifen und fesselt damit dem Toten unter lautem Stöhnen der Anstrengung Hände und Füße. Weiber und Kinder ziehen sich scheu zurück. Tiefe Stille herrscht im ganzen Haus, nur hinter dem Gitter hervor dringt erregtes Geflüster. Gregorio, der neben mir sitzt und als Zauberarzt mehr sieht als gewöhnliche Sterbliche, deutet plötzlich nach dem Giebel des Hauses, wie wenn dort etwas in der Luft fliege, macht eine Bewegung mit der Hand, als wolle er es verjagen, und bläst dahinter her. Der Totengeist ist entwichen.

Die Einzelklagen dauern den ganzen Nachmittag fort. Ich gehe zum Hafen, wo Mandu mit zwei anderen einen Sarg zimmert. Die Länge des Leichnams hat er mit einem Pfeil gemessen. Er teilt das Kanu, das dem Verstorbenen bei Lebzeiten gehört hat, in dieser Länge und paßt die beiden Stücke gut aufeinander, indem er die Ränder mit dem Waldmesser zurechthaut. In den oberen Teil dieses primitiven Sarges wird ein Loch gebohrt, um dem Totengeiste die zeitweilige Verbindung mit den Gebeinen zu ermöglichen. Man ist wieder ganz vergnügt.

Nach beendigter Arbeit gehen wir zum Trauerhaus zurück. Die Szene ist verändert. Der Tote liegt mit Hemd und Hose bekleidet — im Leben ging er nackt —, das Gesicht verhüllt, lang ausgestreckt, inmitten des Hauses auf dem Lattengitter. Die Arme sind ihm an den Leib geschnürt, die Füße über den Knöcheln gefesselt; auch die Hände, die auf dem Bauche liegen, sind fest zusammengebunden.

Zwischen dem rechten Mittel- und Hinterpfosten des Hauses haben die Männer mit Rudern ein tiefes Grab geschaufelt, an dem noch gearbeitet wird. Mandu enthüllt der Leiche das Gesicht, das den „Baniwa“-Typus mit der scharf gebogenen Nase im Tode besonders deutlich zeigt, und bedeckt es mit einer Art Maske aus Kürbisschale, in die er mit dem Messer Löcher für die Augen und einen Spalt für den Mund geschnitten hat. Auf seine Aufforderung hin hat seine hübsche Tochter nach einigem Widerstreben das starre Totenantlitz mit dunkelroter Farbe überstrichen. Der ganze Leichnam wird nun mit alten Zeugstoffen umhüllt, die mit Schnüren aus Palmfasern fest zugeschnürt werden. Einige Männer betten dieses Mumienbündel in den Kanusarg, legen den Deckel darüber und binden beide Teile mit Stricken zusammen. Dann kauern Mandus Neffe und seine Frau, die die nächsten Leidtragenden zu sein scheinen, da die Frau des Toten schon vor Jahren gestorben ist, neben dem Sarge nieder und singen wieder bitterlich weinend die schluchzende Klage. Auch die Alte läßt einige Jammerlaute aus ihrer Ecke hören. Der Sohn des Toten, ein reizender Junge von etwa zehn Jahren, der heute zwei dünne schwarze Striche über die Augen gemalt trägt, hat seinem Vater eine Axt und einige Kleinigkeiten in den Sarg mitgegeben. Der Hauptnachlaß, der durch die drei Zauberer von allem Schädlichen befreit worden ist, wie Ruder, Bogen und Pfeile, Blasrohr, Köcher, Federschmuck u. a., bleibt ihm als Erbe. Endlich werden die vordere und hintere Öffnung des Sarges mit großen Topfscherben und Stücken einer Herdplatte verschlossen, und, während Mandu hinter dem Hause wieder einen Flintenschuß löst, wird der Sarg von einigen Männern an Stricken in das Grab hinabgelassen. Es folgt eine unbeschreiblich wilde Szene. Die Weiber reißen die Kinder an sich und zum offenen Grab, drücken die Weinenden dort nieder und hocken sich selbst laut jammernd mit den schreienden Säuglingen hin. Von allen Seiten kommen sie herbeigelaufen, kauern um das Grab herum und weinen und schluchzen immer wieder in einem gewissen Rhythmus mit melodischem Tonfall:

„Mein Bruder, mein Bruder,
Du, mein armer Bruder, bist gestorben,
Mein Bruder, mein Bruder!“

Über das offene Grab fliegt eine weiße Motte. Gregorio geht ihr durch das ganze Haus nach und beobachtet aufmerksam, wie sie am Giebel verschwindet. Plötzlich springen alle auf und werfen mit den Händen die Erde in das Grab unter abermaligem schreienden und

schluchzenden Klagegesang. Einige Männer stampfen sie mit dicken Stöcken möglichst fest, der Platz wird sorgfältig geebnet, und in kurzer Zeit erinnert fast nichts mehr daran, daß hier einer den letzten Schlaf schläft. Die Klage am Grabe dauert noch eine Weile fort, wird aber dann mit einemmal abgebrochen. Man geht zur Tagesordnung über, lacht und scherzt. Die Feier ist in der Hauptsache erledigt. Die offizielle Totenklage wird noch zehn Tage lang von Zeit zu Zeit ausgeübt, anfangs sehr regelmäßig, drei- bis viermal, zu bestimmten Stunden am Tage und in der Nacht, und zwar meistens von den nächsten Hinterbliebenen am Grabe, bisweilen auch von Mandu und seinen Angehörigen im Häuptlingshaus. Allmählich aber verstummen die Klagen, und das Alltagsleben tritt wieder in seine Rechte, zumal auch ein mehrtägiges Freudenfest die Bewohner von Cururu-cuara auf andere Gedanken bringt.

Am Abend des Begräbnistages ertönt aus dem Sterbehause die Stimme des Häuptlings in einem halblauten melodischen Gesang, der offenbar aus vielen einzelnen Strophen besteht, denn er wird bisweilen durch Gespräch unterbrochen. Es ist ein Abschluß der Hauptfeier, wie mir Mandu erklärt: Sobald der Tod eintritt, werden alle Töpfe im Sterbehaus ausgeschüttet, alle Lebensmittel vernichtet. Solange der Tote noch über der Erde ist, dürfen die Hinterbliebenen nur Maniokfladen und Pfeffer essen. Kurze Zeit nach dem Begräbnis spricht der Häuptling am Grab eine Art Segen, jenen langen Abendgesang, der ungefähr lautet: „Es ist alles vorbei! Er liegt in seinem Grab! Jetzt könnt ihr wieder alles essen!“ Dann folgt eine endlose Aufzählung aller Früchte und Tiere, die sie jetzt wieder essen dürfen, in einzelnen Absätzen mit steter Wiederholung der einleitenden Worte und sich gleichbleibendem Refrain. Damit ist das kurze Fasten beendet.

In der Nacht läßt eine Eule wiederholt aus dem nahen Uferwald schaurigen Ruf ertönen. Der große Zauberarzt Gregorio tritt mit einer Fackel aus dem Hause und leuchtet nach dem Hafen hinunter. Der Geist des Toten spukt. Auch in der nächsten Nacht kommt Mandu heraus und schaut nach dem Flusse, geht dann um das Haus herum und beobachtet eine Zeitlang aufmerksam den Wald, indem er, um besser sehen zu können, die Fackel hinter sich hält.

Der Totengeist bleibt ein bis zwei Tage in der Nähe des Grabes und geht dann, unsichtbar für die Menschen, in eine andere Welt. Diese andere Welt, das Jenseits der Siusi, liegt am oberen Issana, im Walde auf einem hohen Gebirge, oberhalb des Nebenflusses Pamary. Dort ist die alte Heimat der Siusi, aber heute ist sie für die Menschen

unsichtbar geworden. Dort wohnten die Siusi vor uralten Zeiten. Dort wohnen die Geister der Vorfahren noch heute. Es gibt dort zwei Häuser, Hämapana (Tapirhaus) und Kuliripana (Sorubimhaus), die ebenso gebaut und eingerichtet sind wie am Aiary, aber viel größer und schöner. Dort gibt es viele Leute, große Pflanzungen, viel Wild und Fische und viel Essen. Wenn ein neuer Geist ankommt, wird er von den Vorfahren freundlich aufgenommen, schön bemalt, und es findet ihm zu Ehren ein großes Tanzfest mit Kaschiri statt. Dieses herrliche Land ist nur das Jenseits der Siusi und ihrer Verwandten, der Ipeka, Kuati, Tatu und Tariana, d. h. aller reinen Aruakstämme des Issana und Caiary-Uaupes. Die übrigen Nationen des Caiary, Uanana, Tukano, Desana u. a., so erklärt Mandu, hätten ein anderes Jenseits, von dem er nichts wisse. Als den Siusi nicht stammverwandt mit einem anderen Jenseits bezeichnet er ausdrücklich auch die Katapolitani.

Im Traum macht die Seele des Menschen einen Besuch in der anderen Welt.

Der Sohn erbt, wie wir gesehen haben, die ganze Hinterlassenschaft des Vaters. Ist kein Sohn da, so fällt der Nachlaß an den Bruder des Verstorbenen und die Verwandten.

Erst nach einem Jahr darf der Witwer oder die Witwe eine neue Ehe eingehen.

Am Tage nach dem Begräbnis ist die ganze Bevölkerung von Cururu-cuara wieder mit heilkräftiger, roter Farbe in vereinzelten kunstlosen Strichen bemalt, besonders an den Füßen. Nur die Zauberärzte, die offenbar vermöge ihrer übernatürlichen Kraft den Angriffen der bösen Geister nicht so ausgesetzt sind, tragen diese prophylaktische Bemalung nicht.

Das Drama ist mit allen diesen Zeremonien noch nicht zu Ende. Vor kurzem sind zwei junge Männer in einer Maloka flußabwärts gestorben. Es wird daher beschlossen, dem geheimnisvollen Feind, der diese Todesfälle verschuldet hat, energisch zu Leibe zu gehen. Boten werden bestimmt, die einige Kleidungsstücke der Verstorbenen und das „Gift“, das Gregorio aus dem Leibe der Kranken hervorgezaubert hat, zu einem Stamme weit im Nordosten bringen sollen, der sich durch viele und mächtige Zauberärzte auszeichnet. Sie müßten zu diesem Zwecke, sagt Mandu, bis in das Quellgebiet des Cuiary fahren, von wo aus sie auf weitem Landmarsch einen großen Fluß in „Espanya“ (Venezuela oder Colombia) erreichten, an dem die Pidzari große, runde Häuser bewohnten. Dort wird die Hinterlassen-

schaft der Toten im Kreise der Zauberärzte niedergelegt. Diese untersuchen sie noch einmal genau, machen ihre Beschwörung darüber und verbrennen das „Gift“ feierlich. Mit dem Augenblicke, da es in Asche zerfällt, stirbt der ferne Feind, der den Tod herbeigeführt hat. — Die Pidzari sind zweifellos die Guahibo am Rio Vichada oder Vichara, einem linken Nebenflusse des mittleren Orinoco, deren Zauberärzte einen weiten Ruf genießen.

Das Amt des Zauberarztes vererbt sich bei den Siusi vom Vater auf den Sohn. Eine besondere Probe ist nicht nötig, nur eine gewisse Vorbereitung durch den Vater. Durch seine Beschwörungen zaubert der Alte ein glattes, schwarzes Stäbchen, wie sie der Zauberarzt bei der Krankenkur aus dem Leibe des Patienten holt, vom Himmel herunter und „verschluckt es“. Unter heftigem Stöhnen und Rülpsen gibt er es wieder von sich und zaubert es durch Blasen dem Novizen in alle Teile seines Körpers: Kopf, Brust, Rücken, Bauch, Ober- und Unterarme, Hände, Beine, Füße, indem er ihn dadurch befähigt, die Krankheiten aller dieser Körperteile bei seinen Patienten zu heilen, d. h. diese schwarzen Stäbchen, die das Krankheitsgift vorstellen, wieder aus dem Leibe des Kranken hervorzuzaubern.

So spielt der Zauberarzt im Leben dieser Indianer eine große Rolle. Er ist der Vermittler der Menschen mit den Geistern, sowohl den Geistern der Verstorbenen als auch den bösen Dämonen, die nach ihrem Glauben die ganze Natur bevölkern. Er hat vermöge seiner übernatürlichen Kräfte über die finsteren Mächte eine gewisse Gewalt, die er zum Nutzen, aber auch zum Schaden der gewöhnlichen Sterblichen verwenden kann, und dies verleiht ihm die Macht über seine Mitmenschen.

Die Trauerfeier geht fast unmittelbar in ein Freudenfest über, das eine Menge Gäste in Cururu-cuara vereinigt. Das Kaschiri ist während der ganzen Zeit nicht ausgegangen; Mandus Gattin und seine beiden schönen Töchter sorgen stets für neuen Stoff. Weiber und Kinder tragen schon rote Gesichtsbemalung als Vorzeichen des Festes, die Männer bringen ihren Schmuck und ihre Tanzgeräte in Ordnung.

Am 16. Dezember, fünf Tage nach dem Begräbnis, bei Sonnenaufgang wird das Fest durch den Häuptling mit einer endlosen, eintönig hergeplapperten Rede eröffnet. Er gibt das Tagesprogramm: „Heute wird nichts gearbeitet! Der heutige Tag gehört dem Fest!“ und bestimmt in allen Einzelheiten die Fest-, Tanz- und Kaschiriordnung mit den üblichen langen Wünschen, daß das Fest gut verlaufe. Das genügt aber diesen zeremoniellen Leuten noch nicht. Drei

Stunden später finden im Häuptlingshause abermals lange Gespräche statt zwischen Mandu und Gregorio und darauf zwischen letzterem und dem jüngsten Bruder Chico. Beide Sprecher stehen rechts und links an einem Hauptmittelpfosten und schauen sich wieder grundsätzlich nicht an. Zwischen ihnen, inmitten des Hauses, sind zwei schön bemalte Tonschalen mit Kaschiri aufgestellt, die offenbar besprochen werden.

Für die Kaua des Uirauasu-Parana, die man auch zum Fest erwartet, werden als Bezahlung für irgendeine Leistung zwei große Lasten Kaschiristoff gepackt, die sie nach dem Fest in ihre Heimat mitnehmen sollen. Das säuerlich duftende Zeug, ein zäher braungelber Brei, sieht unbeschreiblich ekelhaft aus. Das Behältnis, das zur Aufnahme des Stoffes dient, besteht aus langen, mit Lianen verbundenen Palmlatten und ist mit Bananenblättern ausgelegt. Bananenblätter werden über die Masse gedeckt, die überstehenden Palmlatten an beiden Enden zusammengebunden und das Ganze nochmals mit Lianen verschnürt, so daß das Bündel in der Form einem Kanu nicht unähnlich ist. Eine entrindete dicke Stange wird der Länge nach darüber befestigt, um die schwere Last bequemer tragen zu können. Dann hocken sich der schon etwas angetrunkene Chico und sein Vater davor und sprechen eine Art Segen darüber, auf daß dem edlen Stoff nichts Böses anhafte.

Gegen Mittag kommen weitere Gäste, Huhuteni von Ätiaru und anderen Malokas, und bald nach ihnen Kaua und Siusi vom oberen Fluß, Verwandte des Verstorbenen, darunter sein Bruder mit Frau und Kind und der alte Häuptling mit seiner Frau, die mich seinerzeit nach Yutica begleitet haben. Nach einer sehr langen Begrüßungszeremonie im Häuptlingshause eilen sie, geführt von dem heftig schreienden und gestikulierenden Chico und seinem Neffen, zum Grab, wo sich wieder eine wilde Trauerszene abspielt. Jeder der Leidtragenden ist bewaffnet. Der eine schwingt ein langes Waldmesser, der andere einen dreizackigen Fischspeer aus Palmholz, der dritte einen Bogen und ein Bündel langer Giftpfeile in der Rechten. Die Trauer um den Toten, die ich schon beendigt glaubte, hebt wieder mit erneuter Kraft an. Wenn man nicht wüßte, daß alles Zeremonie wäre, es könnte einem angst und bange dabei werden.

Auch Mandu klagt diesmal mit, aus Rücksicht auf die Fremden. Die Neuangekommenen bleiben noch eine Zeitlang im verschlossenen Hause, und die Klage will kein Ende nehmen. Endlich kommen auch sie zum Festhaus und nehmen an der allgemeinen Kneiperei teil. Auch

der Bruder des Toten, der wahre Ströme von Tränen vergossen hat, ist wieder ganz lustig und spült seinen Schmerz mit Kaschiri hinunter. Schmidt und ich tun nach Kräften mit. Wir sitzen mit anderen wackeren Zechern auf einer langen niedrigen Bank nebeneinander wie die Papageien auf der Stange; neben mir Mandus Vater, der alte lustige Kerl, mein Spezialfreund. Er hat seinen Arm zärtlich um meinen Hals geschlungen und versichert mir immer wieder, wie „matsiate" („ausgezeichnet") ich sei. In seinem mit ein paar portugiesischen Brocken gemischten Kauderwelsch nennt er mich „Dotoro nukamarara" („mein lieber Freund Doktor"). Alle Augenblicke nimmt er mir die Zigarette weg, tut einige Züge und steckt sie mir wieder in den Mund. Bisweilen aber gibt er sie an den Nachbar weiter. Dann geht sie von Mund zu Mund, um zerkaut und kaschiriduftend in meinen Mund zurückzukehren. Je mehr er trinkt, desto zärtlicher wird mein Freund. Er reibt sein stacheliges Kinn an meinem Gesicht und zupft mich an meinem langen Schnurrbart, der es ihm besonders angetan hat. Ich blase ihm dafür scheinbar meinen Bart an, wie es der Zauberarzt macht, wenn er einem anderen etwas Böses anbläst, was ihn anfangs doch etwas stutzig macht. Von Zeit zu Zeit muntert er mich auf: „Uascha dotoro!" („Wohlan, Doktor!"), und dann machen wir unseren überströmenden Herzen Luft und stoßen das bei Kaschirifesten übliche Freudengeschrei aus, ein zweimaliges „E . . . he . . . hé!" mit lautem Juchzer und gellendem Pfiff durch die Zähne. Es ist wieder einmal sehr gemütlich in Cururu-cuara!

Gegen Abend beginnen die Tänze, die im wesentlichen dieselben sind wie in Ätiaru. Die Tanzstäbe hat man diesmal besonders festlich zugerichtet. Der Handgriff wird hoch überragt von drei Stäbchen, die mit weißen Reiherfedern geschmückt sind und durch zwei quer gebundene Stäbchen oben fächerförmig auseinandergehalten werden. Mandu, als „Herr des Tanzes", trägt auf dem Haupt eine schöne Federkrone aus weißen Reiherfedern, von der ein langer Schweif aus Schwänzen des Pfefferfressers über den Rücken fällt. Leider hat er eine arg zerrissene und schmutzige Hose an. Mit seinem rotbemalten Gesicht, aus dem die scharf gebogene Nase kräftig vorspringt, sieht er wie ein Sioux-Häuptling in den Indianergeschichten aus.

Nach Sonnenuntergang finden die Rundtänze abwechselnd im Hause um die großen Kaschiritöpfe herum oder draußen auf dem freien Dorfplatze statt. Dazwischen tanzen junge Burschen, auf ihren Panpfeifen und langen Yapurutu blasend, ihr Mädchen im Arm im flotten Marschtempo hin und her. Der untere Teil der Yapurutuflöten ist mit

Flocken von weißem Flaum beklebt. Fackeln aus harzigen Holzscheiten erhellen nur notdürftig die tiefe Dunkelheit. Noch immer kommen neue Gäste, und immer wieder erschallt die Totenklage in dem fröhlichen Lärm.

Am nächsten Tage ist natürlich die ganze Festgesellschaft, besonders der männliche Teil, mehr oder weniger betrunken. Man hat die ganze Nacht hindurch gefeiert und setzt nun diesen Lebenswandel fort. Nachmittags kommt noch ein halbes Dutzend Kanus voll Leute, meist Kaua vom Uirauasu-Parana. Sie bringen neuen Stoff mit in sechs großen Töpfen, die mit Bananenblättern wohlverdeckt und mit Lianen verschnürt sind. Ein Gefäß ist so riesig und schwer, daß es sechs kräftige junge Männer nur mit Mühe die Böschung hinaufschleppen. Mit lautem Jubel werden sie begrüßt. Der betrunkene Mandu, der sich kaum auf den Beinen halten kann, empfängt seine Gäste am Hafen und hält trotz seiner Schwachheit die lange Begrüßungszeremonie getreulich ab. Wieder findet als Einleitung eine heftige Totenklage am Grabe statt, die besonders von den Hiesigen in ihrem betrunkenen Elend mit Genuß ausgeführt wird. Dann geht man zum gemütlicheren Teil über. Das Festhaus ist gedrängt voll Menschen. Auf drei Seiten wird von den Weibern eifrig Kaschiri bereitet, von Mandus Frau und Töchtern, von den Huhuteni und von den Kaua des Uirauasu-Parana. Die Kredenzschalen haben enorme Dimensionen. Ein bis zwei Liter des dickflüssigen Gebräus werden in mächtigen Zügen, ohne abzusetzen, hinuntergewürgt.

Die neuen Gäste lassen sich vor dem Hause durch die Frauen und Mädchen hübsche Muster auf den Leib malen, um auch im Äußeren würdig zu bestehen, andere überschmieren den ganzen Körper mit Ausnahme des Gesichts kunstlos mit Genipaposaft. Zunächst wird die Haut mit roter Farbe eingerieben und dann erst der schmutziggraue Saft der Genipapofrucht aufgetragen, der durch die Einwirkung der Luft bald schwarzblau wird und trotz vielen Badens zwei Wochen und länger haftet. In das Gesicht malt sich jeder Tänzer selbst mit Hilfe eines kleinen Spiegels feine rote Muster.

Die Tänze dauern fort. Ich tanze mit den Leuten von Cururucuara einen unendlich langen Uaneui und singe dazu, so gut ich es kann. Auch Schmidt nimmt teil, am ganzen Oberkörper und im Gesicht mit Mustern bemalt. Die Kaua geben einen Makapeti zum besten, die Runde mit den Handrasseln und den Fußklappern. Der alte, dicke Häuptling, der, wie die meisten seiner Stammesgenossen, von der Hautkrankheit fast schwarz ist, gilt als der Herr dieses Tanzes,

aber nur der Oberhäuptling Mandu kann mit Genehmigung aller Männer die Musikinstrumente veräußern. Leider hat einer der jüngeren Leute, der erst vor kurzem von der Kautschukarbeit am Rio Negro zurückgekommen ist, eine kleine Korbflasche mit Rum mitgebracht, mit dem er nun jeden beglückt, so daß die allgemeine Betrunkenheit bald einen bedenklichen Grad erreicht. Viele liegen kreuz und quer in den zahlreichen Hängematten, die alle Nebenräume des großen Hauses erfüllen; denn jeder Gast bringt den notwendigsten Hausrat, Töpfe, Körbe und einige Lebensmittel und auch seine Hängematte mit, um gleich die verschiedenen Räusche ausschlafen zu können. Fast alle trinken bis zur Bewußtlosigkeit, bis sie umfallen und irgendwo liegen bleiben, auch im Kaschirischmutz auf der Erde. Die sonst so bescheidenen und liebenswürdigen Menschen sind gar nicht mehr wiederzuerkennen. Zudringlich wie Zigeuner betteln sie mich um dies und das und besonders um Tabak an, und wenn ich mich einmal in die kleine Hütte zurückziehe, die man uns zur Wohnung angewiesen hat, um mich etwas von dem Hexensabbat auszuruhen, dann kommen sie sofort in Scharen nach und belästigen mich in der unverschämtesten Weise. Mandu zwar hält, wenn auch mit Mühe, seine Würde noch aufrecht, aber er hat leider, auch im nüchternen Zustande, die freigebige Gewohnheit, sooft ich ihm meinen Tabak zu einer Zigarette anbiete, für alle Umstehenden Zigaretten zu drehen. Vergeblich sage ich: „Karupaka-dzäma!“ „Es ist kein Tabak mehr da!“ Sie lassen sich nicht abschrecken und erreichen immer wieder ihren Zweck. Schließlich rauchen Schmidt und ich unsere Zigaretten unten am Hafen fern von dem Getriebe im Schutze der Nacht.

Geraucht wird überhaupt viel in Cururu-cuara, auch von Weibern und Kindern. Der fünfjährige Sohn Gregorios nimmt seinem Vater oft die Zigarette aus der Hand, tut einige Züge und gibt sie ihm wieder zurück, ohne daß der Alte über diese frühreife Selbständigkeit seines hoffnungsvollen Sprößlings irgendwelches Erstaunen zeigt.

Am dritten Festtage kommen einige unerfreuliche Zwischenfälle vor. Als ich morgens das Festhaus betrete, dringt ein junger Mann auf mich ein und schreit laut, ich solle weggehen, sie brauchten hier keinen Weißen. Er will tätlich werden, aber ich knicke ihm die Hände zusammen, so daß er vor mir einen unfreiwilligen Kniefall tut und nur noch aus sicherer Entfernung weiterschimpft. Später sucht er mit Schmidt anzubinden, aber mit dem gleichen Mißerfolg. Die anderen lachen. Er ist derselbe unangenehme Mensch, der beim Tanzfest in Ätiaru Schreikrämpfe bekam und geistig nicht ganz normal zu

sein scheint. Wegen seines „bösen Suffs“ ist er am ganzen Aiary berüchtigt und selbst bei seinen Stammesgenossen sehr unbeliebt.

Nachmittags hat er eine wüste Prügelei mit seiner besseren Hälfte, die sich mit einem dicken Knüppel tapfer wehrt. Die Schläge fallen hageldicht auf Kopf und Leib. Die Streitenden reißen sich an den Haaren hin und her. Der wütenden Frau läuft das Blut stromweise über das Gesicht. Sie erwischt ein großes Waldmesser und hätte ihren Gatten sicher totgeschlagen, wenn ihr nicht ein junger Mann, der dafür von ihr ebenfalls tüchtige Prügel bezieht, die Mordwaffe entwunden hätte. Die anderen schauen aufmerksam zu; nur wenige nehmen für den einen oder den anderen Teil Partei. Die armen Kinderchen schreien. Endlich hat sie ihn unter, prügelt ihn mit ihren kräftigen Fäusten weidlich durch und verläßt als Siegerin das Schlachtfeld. Jedesmal, wenn die Frau mit einem Teil ihrer Habe an ihrem Manne vorbeikommt, der jämmerlich zusammengeduckt auf einer Bank sitzt, gibt sie ihm einige Püffe in den Rücken. Einen großen Kochtopf zerschlägt sie zur allgemeinen Freude auf seinem Kopfe, aber der Elende macht gar keinen Versuch, sich zu wehren. Ohne von ihren Wirten Abschied zu nehmen, fährt sie mit ihrer alten Mutter und ihren Kindern flußabwärts in die Heimat zurück.

Der Häuptling hatte sich während dieser ehelichen Szene klugerweise in die entfernteste Ecke zurückgezogen. Obwohl ich an Raufereien bei „Kirmessen“ gewöhnt bin, so hielt ich es doch für meine Pflicht, Mandu zum Einschreiten aufzufordern, aber er sagte: „Was geht das mich an? Das ist in der ganzen Welt so, wenn die Leute betrunken sind; das ist schon vor alter Zeit so gewesen!“ Und er hatte recht! —

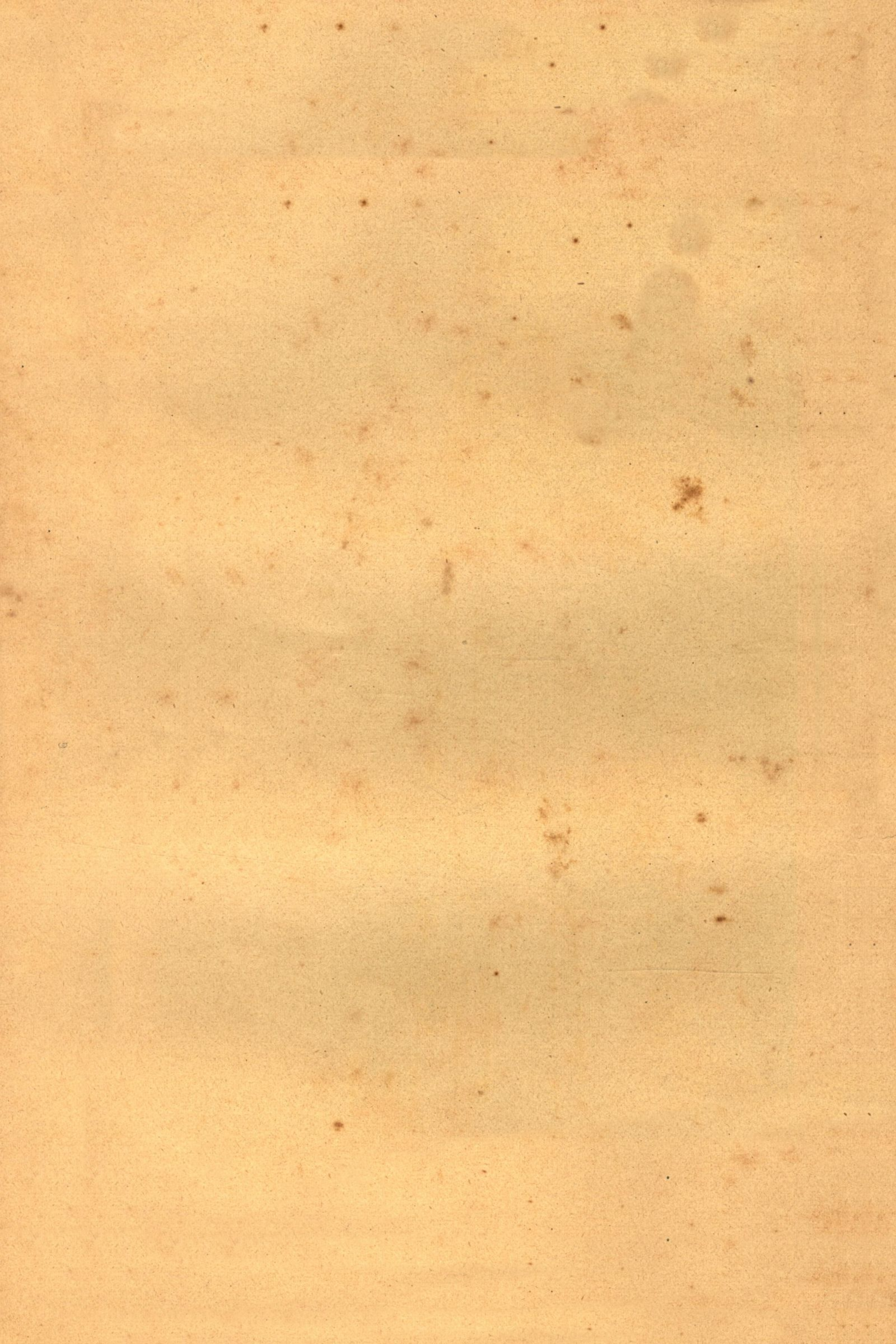
Daß Prügeleien bei Kaschirigelagen nicht ganz zu den Seltenheiten gehören, erfahre ich von Mandus Vater. Er zeigt mir seinen gebrochenen und schlecht geheilten Unterarm. Den habe ihm einer im Streit mit dem Tanzstab zerschlagen.

Die allgemeine Gemütlichkeit leidet durchaus nicht unter diesen Zwischenfällen. Es wird flott weitergetanzt und weitergetrunken. Alle diese Tänze zerfallen, wie ich schon in Ätiaru bemerkt habe, in drei Touren: I. Tanz der Männer. II. Eintreten der Weiber. III. Überreichen des Kaschiri. In den meisten Fällen beendigen die Männer allein den Tanz. Sie stellen sich zum Schluß mit dem Gesicht gegen das Publikum in einer Reihe auf und stoßen die Tanzstäbe unter Jauchzen und Pfeifen mehrmals rasch auf den Boden oder rasseln andauernd mit den Handrasseln. Dann bringen die jungen Burschen

Tafel IV



Umzug der Maskentänzer. Rio Aiary



in großen Kalabassen den erfrischenden Trunk, wobei sie laut: „Tsa — — a — — a!“ oder „Ma — ma — ma — ma — — —!“ oder auch Be — be — be — be — — —!“ rufen. Wenn sich zwei Personen, auch Mann und Frau, gegenseitig die Kalabasse mit Kaschiri überreichen, singen sie dazu einen melodisch einschmeichelnden Wechselgesang mit offenbar improvisiertem Text, eine Art „Schnadahüpfeln“.

An jedem Festtage werden morgens „belegte Brötchen“ gereicht. Auf dem Rost gebackene, teilweise schon sehr alte Fische werden nochmals gekocht — schon wegen der zahlreichen Maden — und dann zusammen mit gerösteten Pfefferfrüchten im hölzernen Mörser, der am Aiary teils zylindrische, teils Trogform hat, zerstoßen. Die Mörserkeule, ein einfacher dicker Stock aus sehr schwerem Holz, ist mit einer Fußklapper geschmückt, damit er, des Festes würdig, auch Lärm macht. Die wenig appetitliche Masse wird auf Stückchen Maniokfladen verteilt, die von den Jungen auf einem großen Sieb herumgereicht werden. Auch wir erhalten unser Teil.

Als alle Töpfe geleert sind, stellen die Kaua auch ihre beiden großen Bündel mit Kaschiristoff zur Verfügung, damit beileibe nichts übrigbleibt.

Am Abend des 19. Dezember kommen — merkwürdig spät — noch einige neue Gäste, Huhuteni, mein früherer Ruderer Chico, der mich nach Cururu-cuara gebracht hat, mit seinem Vater und anderen. Mandu hält mit dem Alten die offizielle Trauerklage am Grabe ab.

Infolge der unmäßigen Trinkerei, wobei selbst die kleinsten Kinder nicht verschont werden, sind die Zauberärzte sehr in Anspruch genommen. Auch der alte Huhuteni wird am Tage nach seiner Ankunft mehrfach konsultiert und führt, obwohl stark angetrunken, die Kur in besonders feierlicher Weise aus. Zuerst nimmt er aus einer großen Zigarette einige Züge und bläst den Rauch langsam von sich, gen Osten und gen Westen, indem er ihn mit feierlichen Handbewegungen gleichsam verteilt. Darauf betrachtet er aufmerksam den Patienten, der offenbar an starkem Katzenjammer leidet, bläst ihm Tabaksqualm langsam und leicht über Kopf, Rücken und Brust und streicht zugleich linde mit der rechten Hand an diesen schmerzenden Körperteilen abwärts. Den Kern der Behandlung bildet die übliche Wasserkur. Als Krankheitsgift findet der Zauberarzt einmal ein Stückchen Holzkohle, das andere Mal einen Fetzen Palmfasern, da er sich zu diesen Kuren nicht hat vorbereiten können.

Endlich, am 20. Dezember, nach fast fünftägiger Dauer, findet das Fest seinen Abschluß. Der Stoff geht aus. „Yalaki karupakapa!“ („Das Kaschiri ist alle!“) sagt Gregorio wehmütig zu mir, und ich

darauf: „Matsia — — — te!“ („Das ist sehr gut!“) Mandu meint, das Fest sei doch sehr schön gewesen, nichts sei vorgefallen — die eheliche Prügelei zählt also nicht mit! — und niemand sei krank geworden. Mit etwas anderen Worten: „’s war halt doch ein schönes Fest, alles wieder voll gewest!“

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang findet nochmals eine laute und anhaltende Klage der Verwandten und Freunde des Verstorbenen am Grabe statt und bald darauf eine lange Abschiedszeremonie zwischen den Leuten der Cururu-cuara und den Gästen, wobei es auffallend lebhaft zugeht. Plötzlich wird diese abgebrochen, der Lärm verstummt, und sämtliche Kaua vom Uirauasu-Parana fahren rasch und ohne Jubelgeschrei, wie es bei diesen Gelegenheiten sonst üblich ist, ab. Niemand von den Wirten gibt ihnen das Geleit. Nur die älteste Tochter Mandus kommt bald nach der Abfahrt der Gäste zum Flusse herabgelaufen, hockt sich nieder und weint laut. Währenddessen hat der Häuptling in seinem Hause mit den Huhuteni eine ernste Unterredung zeremoniellen Charakters, worauf auch diese sich zur Heimfahrt rüsten. Mandu bleibt zurück und stimmt, in seiner Hängematte sitzend, einen von tränenreichem Schluchzen begleiteten, melodischen Klagegesang an. Unten am Hafen verhandeln die Huhuteni mit der weinenden Schönen; ein älterer Siusi vermittelt. Plötzlich rafft das Mädchen einigen Hausrat zusammen, den die Mutter ihr nachgetragen hat, springt in das Boot der Fremden und fährt mit ihnen rasch davon. Mandus Bruder Chico und seine Frau, die auf der hohen Uferböschung neben mir gestanden und der Entwicklung der Dinge mit großem Interesse zugeschaut haben, lachen laut, laufen in das Haus und melden es dem trostlosen Häuptling, der noch kurze Zeit weiterklagt und sich dann auch beruhigt.

Erst jetzt erfahre ich den Zusammenhang dieser mysteriösen Geschichte: Der Trauerfeier für den Toten hat sich, von uns unbemerkt, ein Hochzeitsfest angeschlossen, zu dem zwei Bewerber erschienen, mein Nerienene, der Häuptlingssohn der Kaua, und der Huhuteni Chico, der eigentlich K a m i d a (Ente) heißt. Kamida hat den Sieg davongetragen und die Braut heimgeführt; Nerienene und seine Leute sind mit langer Nase abgezogen. Mandus Tochter schien ungern mitzugehen und nur dem Willen des Vaters zu folgen, denn sie und Nerienene hatten sich sehr lieb. Wie oft haben wir den hübschen, treuherzigen Burschen mit seinem Schätzchen geneckt, und wie gern ließ er sich unsere Scherze gefallen. Noch während des Tanzfestes schäkerten die beiden Liebesleute beständig miteinander und saßen

oft — honni soit qui mal y pense! — nebeneinander auf einer Hängematte. Der Machtspruch Mandus hat diesem Idyll ein rauhes Ende bereitet. Welche Gründe den Häuptling bewogen, dem Herzenswunsche seiner Tochter entgegenzutreten, habe ich nie erfahren können. Auch im Urwald gibt es hartherzige Väter!

Über die Gebräuche, denen das Weib am Aiary von dem Eintritt in die Jungfräulichkeit bis zur Mutterschaft unterworfen ist, erzählt mir Mandu manche Einzelheiten.

Bei der ersten Menstruation wird dem Mädchen von der Mutter das Haupthaar kurz geschnitten und der Rücken mit Genipapofarbe überstrichen. Die Jungfrau sitzt während der Prozedur inmitten des Hauses, im Kreise der „Freundschaft". Jeder von den Freunden nimmt sich einige Büschel Haare, die er sorgfältig verwahrt und später am Kopfputz und anderem Tanzschmuck anbringt. Darauf findet ein großes Kaschirifest statt.

Bis zur zweiten Menstruation darf das Mädchen nur Maniokfladen, Pfeffer und kleine Fische essen. Alle größeren Fische und warmblütigen Tiere sind ihr verboten. Beim Eintritt der zweiten Menstruation singt der Vater früh vor Sonnenaufgang einen ähnlichen langen Gesang mit Aufzählung aller Tiernamen, wie es bei der Totenfeier gebräuchlich ist. Dann wird der Jungfrau ein großer Topf voll Fische und Fleisch von allen möglichen Jagdtieren vorgesetzt, und das Fasten ist beendet. Zur Feier des Tages wird sie mit heilkräftiger, roter Farbe schön bemalt. Kaschiri mit Tanz darf natürlich auch bei dieser Gelegenheit nicht fehlen.

Die Hochzeit ist, wie wir gesehen haben, mit einem mehrtägigen Tanzfest verbunden, das im Hause des Brautvaters veranstaltet wird. Am Schluß der Feier hält dieser dem Schwiegersohn eine längere Rede und übergibt ihm die Tochter als Gattin, womit die Ehe als geschlossen gilt. Der junge Mann steuert zum Hochzeitsfest geräucherte Fische und Wildbret bei, die junge Frau bringt ihren Schwiegereltern Kaschiristoff mit. Sie zieht in das Haus ihres Mannes, das in der Regel auch die Wohnung ihrer Schwiegereltern ist. Die Aussteuer der Tochter Mandus bestand in einigen Töpfen, Körben, wenigen Kattunröcken und der Hängematte. Die zeremonielle Unterredung des Häuptlings mit den Huhuteni war die Übergabe der Braut an den Bräutigam, der darauffolgende Klagegesang der offizielle Abschied von der Tochter. In der fluchtartigen Abfahrt der jungen Eheleute können wir ein Überbleibsel des alten Frauenraubs erkennen.

Während der Schwangerschaft darf die Frau alles essen.

Wenn die Stunde der Geburt herannaht, verlassen alle Männer das Haus. Die Gebärende liegt in der Hängematte in ihrer Wohnungsabteilung, die durch Gitter aus Palmlatten wohl verschlossen ist. Sämtliche Weiber sind bei ihr und helfen bei der Geburt. Die Nabelschnur und die Nachgeburt werden sofort an Ort und Stelle vergraben.

„Wenn nun Zwillinge geboren werden?“ — „Das kommt nicht vor!“ antwortet Mandu; das heißt in seinem Reich habe er es niemals erlebt. Er kenne aber einen Häuptling am Issana, der zwei Söhne auf einmal bekommen hätte, und das sei „sehr gut!“.

Nach der Geburt bleibt die junge Mutter mit dem Säugling fünf Tage lang in ihrer Wohnungsabteilung, von der Außenwelt streng abgeschlossen. Der Mann hält mit ihr getreulich die fünftägige Wochenstube ab. Beide Ehegatten dürfen während dieser Zeit nichts arbeiten, sich nicht waschen und nur Maniokfladen und Pfeffer essen. Jeder Verstoß gegen diese Vorschriften würde dem Neugeborenen schaden. Nach Ablauf der fünf Tage singt der Vater des Mannes den bekannten langen, eintönigen Gesang: „Jetzt könnt ihr wieder baden, jetzt könnt ihr wieder essen!“ mit der Aufzählung aller Fische und Jagdtiere, deren Genuß ihnen nun wieder erlaubt ist. Ein gemeinsames Bad der Eltern und des Kindes beschließt die Zeit der Enthaltsamkeit.

Gestillt wird bis in das zweite Jahr hinein und länger. In Cururucuara sah ich einen kräftigen Jungen von mindestens drei Jahren während des Spielens von seinen Kameraden weglaufen und sich an der Mutterbrust stärken.

Der Großvater, Vater des Vaters, gibt dem Kinde den Namen fünf Tage nach der Geburt. Die meisten dieser Indianernamen beziehen sich auf Tiere und sind oft in ihrer unfreiwilligen Komik viel ansprechender als die christlichen Namen, die diese Indianer bei gelegentlichen Besuchen von weißen Händlern oder bei ihrer Arbeit in den Kautschukwäldern bekommen. So heißt Mandu selbst: Unuli (Reiher), sein Bruder Gregorio: Uatsoli (Aasgeier), sein jüngster Bruder Chico: Paitschi (Frosch). Mandus Vater führt den ominösen Namen: Tsoida (Laus), seine Schwester heißt: Ruibukuri (Ibis), und sein kleiner Sohn, ein unruhiger Springinsfeld, den der Häuptling stolz José Manuel ruft, der aber darauf nie hört, hat den bezeichnenden Namen: Maderi (Eichhorn) erhalten. Bei den Kaua am oberen Aiary bin ich einem „Alligator“: Katsiri, und einem „Mistkäfer“: Ischita begegnet. Unter den Ruderern, die mich später nach São Felippe brachten, fanden sich ein „Ameisenbär“, ein

„Gürteltier“, ja sogar ein „Gürteltierbart“, ein „Jaguarschnurrbart“ und eine „Alligatorschnauze“. Einzelne Namen wiederholen sich häufiger. Bei der Anrede bedienen sich Verwandte mit Vorliebe des vertraulichen: Noli oder Nuli, was eigentlich „mein Schwager“ bedeutet. Atsiali (Mann), womit öfters kleine Jungen gerufen werden, ist kein Personenname, sondern eine Art Liebkosungswort, wie wir zu kleinen Knaben „Männe, Männchen“ sagen.

Während die Indianer ihre christlichen Namen ohne weiteres angeben, zeigen sie stets ein gewisses Widerstreben, wenn ich sie nach ihren einheimischen Namen frage. Gewöhnlich erfahre ich diese erst aus zweitem Munde. Selbst die einheimischen Namen der Dörfer teilt mir Mandu auf meine wiederholten Fragen nur heimlich und zögernd mit. Wahrscheinlich spielt hier, wie auch bei anderen Naturvölkern, die Furcht eine Rolle, der Fremde könne mit dem Namen, als einem Teil des Individuums, eine schädliche Zauberei treiben.

Außer den christlichen Namen der Bewohner erinnert am Aiary nur wenig an das Christentum. Die Porzellanpüppchen, die ich den Frauen und Kindern schenke, werden allgemein „Tupana“ genannt; ein Wort aus der Lingoa geral, mit dem die Missionare „Gott“ bezeichnen. Man hält sie für Figuren von Heiligen, wie man sie noch heute bei den Indianern des Issana aus den Zeiten der Missionen findet.

Diese christlichen Reminiszenzen treten kurz vor unserer Abreise noch deutlicher zutage. Mandu bittet mich, das Kind seines Bruders Chico zu taufen. — Schon Don Germano hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich dieser Aufforderung wahrscheinlich nicht entgehen würde. In diesen Gegenden, wo die Priester seit Jahrzehnten gänzlich fehlen, ist es allgemein üblich, daß die weißen Händler auf Verlangen die Taufe vornehmen. Die Indianer, die selbst einen Teil ihrer Jugend in Missionen verbrachten oder wenigstens durch ihre Väter von der christlichen Lehre eine vage Kunde erhielten, haben zwar die Bedeutung der heiligen Handlung vergessen oder nie gekannt, sehen aber in der Taufe eine Art Zauberhandlung, von der sie sich für das Gedeihen der Kinder viel versprechen. Gern würde ich der Sache aus dem Wege gehen, kann aber den wiederholten Bitten meines bewährten Freundes Mandu nicht widerstehen. Meine Weigerung würde er vielleicht falsch auffassen. Ich ziehe also meine noch verhältnismäßig neue Kakijacke an, die ich nur wenig getragen habe; die von der Caiary-Tour arg mitgenommene, von mir „kunstgerecht“ mit Palmfaserschnur geflickte Hose kann ich leider nicht wieder neu machen, aber ich kämme mir wenigstens mein wüstes Haar

und den struppigen Bart und gehe zum Häuptlingshaus, wo schon die ganze Bewohnerschaft versammelt ist. Die Weiber und Kinder sitzen auf den Bänken oder auf den Hängematten, die Männer, auch der glückliche Vater, stehen umher und wissen offenbar nicht, was sie aus der ganzen Sache machen sollen. Gregorio, der tapfere Zauberarzt, hat sich scheu in eine Ecke zurückgezogen, als wenn er dem Vorgang nicht recht traue. Ich gebe Mandu zu verstehen, daß ich zweier Paten bedürfe. Darob langes Zögern und verlegenes Lächeln ringsum; kein Freiwilliger tritt vor. Schließlich bestimme ich den Häuptling selbst zu dem einen Paten; eine Frau, die stramme Gattin seines Neffen, meldet sich darauf als zweite Patin, und die Feier kann beginnen. Ich habe zwei Kerzen für die Paten und etwas Salz gestiftet. Auch Mandu hat seine Vorbereitungen getroffen. Eine alte Kiste, die innen mit bunten Zeugfetzen ausstaffiert ist, dient als Nische für eine kleine Figur des heiligen Antonius. Ein Caiary-Schemel inmitten des Hauses ist mit einem weißen Tuch bedeckt. Darauf steht ein Porzellanteller mit Flußwasser und neben diesem ein Porzellannäpfchen, das eigentlich das von mir gestiftete Salz enthalten sollte; aber man hat es wohl für zu kostbar gehalten und zum Hausverbrauch beiseitegestellt. Anfangs kann man sich über den Namen nicht einigen. Ich schlage „Barbara“ vor, dann „Antonia“ nach dem Namen meiner kleinen Schwägerin, deren Geburtstag gerade in diesen Tagen wiederkehrt. Man ist endlich einverstanden. Die Paten halten die brennenden Kerzen. Die Patin, die den noch kleinen Täufling, der kläglich weint — mir selbst ist das Weinen näher als das Lachen —, auf dem Arme trägt, kniet auf Mandus Anweisung vor dem Bänkchen nieder. Ich spreche über dem Wasser ein deutsches Vaterunser und taufe das Kind mit portugiesischen Worten auf den Namen „Antonia“. Vorsichtshalber habe ich dem Häuptling vorher erklärt, ich würde das Kind nach der Sitte meiner Heimat taufen, womit er auch zufrieden war, und was er seinen Leuten sofort in ihre Sprache übersetzte. Darauf frage ich ihn: „Ist es fertig?“ — „Nein, Herr Doktor, es fehlt noch eine!“, und man bringt mir ein etwa dreijähriges Mädchen, das sich anfangs heftig sträubt, und das ich mit Mandu und seiner erwachsenen Tochter als Paten auf den Namen „Seliana“ taufe. So verstehe ich es wenigstens aus Mandus portugiesischem Kauderwelsch; eigentlich soll es „Severiana“ heißen. Der Häuptling fragt: „Ist es fertig?“; ich darauf: „Es ist fertig!“, und die Feier ist zu Ende. Ich entschuldige mich noch bei ihm, daß die Taufe so kurz gewesen wäre, aber das sei so in meinem Vaterlande und schließlich dieselbe

Sache. Während der ganzen Feier benahmen sich die Zuschauer musterhaft; als ich aber in meine Hütte zurückgehe, höre ich, daß sie über den Vorgang und besonders über die Art, wie ich das Gebet gesprochen habe, harmlos wie Kinder spotten. Das ist der ganze Erfolg. —

Unser Aufenthalt am Aiary neigt sich seinem Ende zu. Mandu, der es sich nicht nehmen lassen will, seine vornehmen Gäste persönlich nach São Felippe zurückzubringen, macht seine beiden Kanus für die Reise zurecht; wir packen im Schweiße unseres Angesichts.

Zum Andenken werden Schmidt und ich gemessen. Unsere ansehnliche Körpergröße, die überall Aufsehen erregt hat, wird durch Kohlenstriche an einem Hauspfeiler verewigt. Zum Vergleich stellen sich einige Indianer darunter. Der bedeutende Unterschied ruft allgemeines „Pö — — — —!" des Erstaunens hervor.

Der letzte Tag unserer Anwesenheit bringt der ethnographischen Sammlung einen wertvollen Zuwachs. Schon am Rio Negro habe ich von einem geheimnisvollen religiösen Tanz der Indianer gehört, von dem die Weiber strengstens ausgeschlossen seien. Die Männer bliesen dabei auf riesigen Flöten und geißelten sich bis aufs Blut. Die Peitschen, schwanke, mit Baumbast umwickelte Gerten, habe ich schon in Tunuhy und in mehreren Malokas am Aiary angetroffen. Sie hängen gewöhnlich über dem Querbalken, der die beiden Mittelpfosten des Hauses miteinander verbindet, und wurden mir gegen eine geringe Bezahlung anstandslos verkauft. Die Flöten dagegen habe ich bisher nie zu Gesicht bekommen. Man tut sehr geheimnisvoll damit, und wo auch immer ich danach frage, heißt es: „Wir haben keine!" oder: „Der und der hat sie mit fortgenommen!" Endlich, nach längerem Drängen, und nicht ohne daß ich wiederholt den Governador in Manaos ins Treffen führen muß, der alle diese Dinge sehen wolle, gesteht mir Mandu, daß er im Besitze von drei Flöten sei, die er mir gegen ein großes Waldmesser zu überlassen verspricht. Vorher aber müsse er mit João Amaro, dem Sohne seines verstorbenen Bruders, dem künftigen Thronfolger, reden, ob er damit einverstandan sei. Auch bittet er mich, möglichst vorsichtig mit den Flöten zu verfahren, besonders während der Reise, denn seine Frau, die ihn begleiten wolle, dürfe die Instrumente auf keinen Fall sehen.

Abends gegen acht Uhr, als das Dorf in stiller Ruhe liegt, kommt Mandu in unsere Hütte, gibt jedem die Hand und verschwindet wieder, ohne ein Wort zu sagen; ein geheimnisvoller Anfang! Wir sitzen und harren der Dinge, die da kommen sollen. Nach kurzer

Zeit kehrt der Häuptling zurück, betrachtet genau unsere elende Hütte und fordert uns mit flüsternder Stimme auf, die großen Lücken in den Wänden zu verwahren, damit die Weiber den „Koai“, wie er die Flöten nennt, nicht sähen, was auch mit unseren Zelttüchern geschieht. Kaum ist er wieder weg, da erscheint ein halbes Dutzend neugieriger Jungen, auf die als zukünftige Männer und Mittänzer das Verbot keinen Bezug hat. Auch sie unterhalten sich in flüsterndem Ton. Endlich meldet uns Mandu, daß der Koai im Anzug sei. Fackelbewehrt geht er mit João Amaro, der im gewöhnlichen Leben Halidali (Gürteltier) heißt und „Herr“ des Koai-Tanzes ist, zum Hafen und kehrt gleich darauf mit dem Koai zurück. Es sind drei riesige Flöten aus wohlgeglättetem Paschiuba-Palmholz von starkem Durchmesser, sonst nach der Art der Yapurutu gebaut. Sie triefen von Wasser und sind offenbar nicht weit vom Hafen im Fluß aufbewahrt gewesen, damit sie nicht trocken wurden und platzten. Der Häuptling übergibt sie mir in gewisser feierlicher Weise und schließt daran eine kurze Erklärung des Tanzes. Die Jungen kichern, besonders als Halidali beim allzu eifrigen Demonstrieren aus Versehen in eine Flöte bläst, und diese einen leichten dumpfen Ton von sich gibt. Auch Schmidt und ich können bei dem geheimnisvollen Zauber das Lachen kaum verbeißen. Die Flöten werden sorgfältig in eine alte Hose verpackt, und Mandu kündigt uns an, daß er mit dem ersten Hahnenschrei wiederkommen und sie mit Schmidt auf dem Grunde des großen Bootes verstauen wolle, worauf die ganze Gesellschaft wie ein Nachtspuk verschwindet und uns mit den unheimlichen Instrumenten allein läßt. Pünktlich gegen zwei Uhr nachts wird der Koai verladen, und damit ist alles zur Abfahrt bereit.

Der Tanz mit diesen großen Flöten ist das bedeutsamste Fest der indianischen Bevölkerung am ganzen oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen. Auch von den sogenannten christlichen Indianern wird es gefeiert. Am Aiary findet es statt, wenn die Früchte gewisser Palmen reif sind. Es beginnt nachmittags gegen drei Uhr. In feierlichem Zuge, die Flötenbläser an der Spitze, werden die eingeernteten Palmfrüchte in die Maloka gebracht. Alle weiblichen Personen und die kleinen Knaben verlassen bei den ersten fernen Flötentönen das Haus und ziehen sich in ein anderes Haus zurück, dessen Ausgänge verschlossen werden, oder verbergen sich, wo dieses fehlt, im Walde. Gewöhnlich sind es zwei Flöten, die die Musik liefern. Sie sind je nach ihrer Länge verschieden im Ton und genau aufeinander gestimmt. Der Tanz besteht in einfachen Rundgängen, die nach der

Zahl der Flöten von zwei oder drei Männern in raschem Marschtempo ausgeführt werden. Die Tänzer blasen dazu auf ihren Instrumenten, die sie mit der rechten Hand schräg abwärts halten, eine dumpfe, eintönige, jedoch nicht unangenehm klingende Weise. Die linke Hand ruht auf der rechten Schulter des Nebenmannes. Unter dem rechten Arm eingeklemmt tragen sie die lange Peitsche. Nach jeder Runde stellen sie sich nebeneinander auf. Der eine Tänzer nimmt seine Flöte in die linke Hand und bringt seinem Partner, der sein Instrument in die Höhe hält und aus Leibeskräften bläst, mit der Peitsche drei heftige Hiebe über Bauch und Seiten bei, so daß das Blut stromweise aus den klaffenden Wunden fließt. Ein Gesang findet nicht statt. So geht es längere Zeit fort. Der Anblick der blutüberströmten Leiber und der reichliche Genuß von Kaschiri steigern immer mehr die Erregung. Ein Tänzer löst den andern ab, bis alle teilgenommen haben und diese ernste Feier den gewöhnlichen harmlosen Tänzen Platz macht, an denen auch die Weiber sich beteiligen.

Die großen Flöten heißen im Siusi gewöhnlich, wie der ganze Tanz und der Geist, dem zu Ehren er stattfindet: Koai oder Kuai. Es sind, genauer bezeichnet, offene Flötenpfeifen ohne Tonlöcher. Das obere Ende des Flötenzylinders ist mit Bastringen und Pech gedichtet, so daß nur ein enger Kanal freibleibt, der zu einem viereckigen Luftloch führt. Als Lippen sind über einen Teil des Luftlochs Baststücke gebunden. Die Töne werden durch stärkeres oder schwächeres Blasen variiert. Die Flöten von Cururu-cuara haben eine Länge von 90, 100 und 110 cm bei einem Durchmesser von 6—7 cm.

Der Koai, dem dieses blutige Fest gewidmet ist, ist der Sohn des Yaperikuli, des Stammesheros dieser Aruakstämme. Er ist vom oberen Aiary gekommen, von der Stromschnelle Bocoëpana, wo sich noch sein Bild auf einem großen Felsen eingegraben findet. Die Teilnahme an der Feier ist ein Privileg der erwachsenen Männer. Weiber dürfen die Flöten nicht einmal sehen, sonst tötet sie der Koai, das heißt, sie werden mit dem Tode bestraft.

Auf meine Frage, warum der Koai-Tanz stattfinde, antwortet mir Mandu: „Ich weiß es nicht! Unsere Vorfahren haben dies schon vor alter Zeit so getan; daher machen wir es noch heute so.“ Und doch haben wir es hier mit einer Art Kultus zu tun, wenn auch diese tiefere Bedeutung den heutigen Indianern abhanden gekommen zu sein scheint. Die Zeit, die für das Fest gewählt wird, die Kulthandlungen, die dabei vorgenommen werden, und endlich und insbesondere gewisse Einzelheiten in den darauf bezüglichen Mythen, dies alles weist deutlich

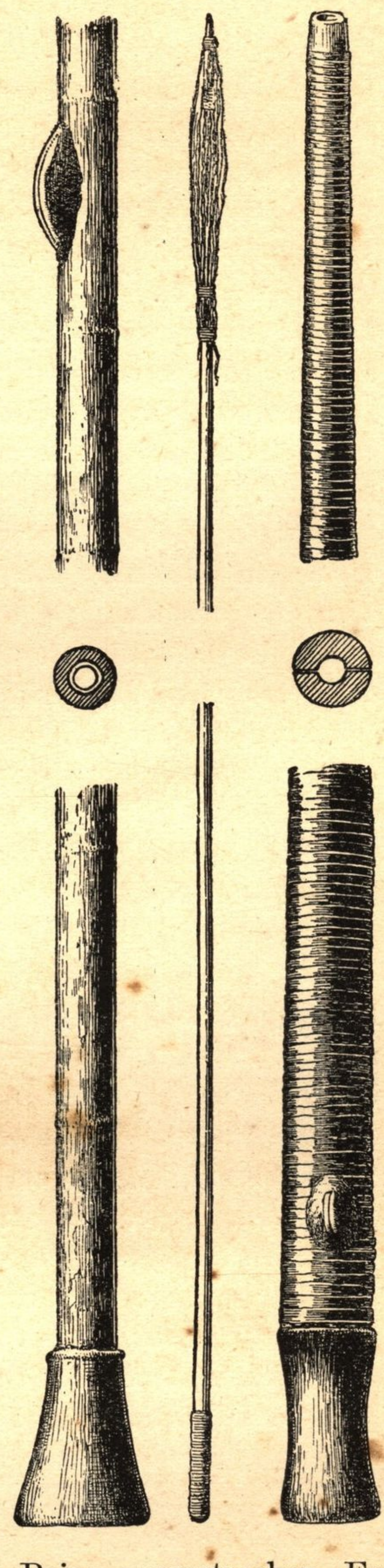
auf eine Beziehung zum Sonnenheros hin, der den Menschen die Waldfrüchte gegeben hat und jährlich reifen läßt. So ist dieses Fest ursprünglich eine Art Dankfest, um den Geist zu befriedigen, und zugleich eine Zauberhandlung, um ihn durch Tänze, Kasteiungen und Geißelung zu beeinflussen und weitere reiche Ernte zu erlangen. Schon der Aufnahme in den Männerbund, dessen Privileg die Ausübung dieses Geheimkultes ist, gehen schmerzhafte Kasteiungen und Geißelungen voraus.

Außer dem Koai, der im Grunde genommen ein guter Geist ist und nur vorwitzigen Weibern und kleinen Jungen gefährlich werden kann, haben die Siusi noch zahlreiche Dämonen, denen mehr oder weniger unheilvolle Eigenschaften zugeschrieben werden. Als ich eines Tages Mandu nach dem Namen und der Bedeutung der Geister fragte, schwieg er eine Zeitlang still und schaute verlegen zu Boden. Dann sprach er einige befehlende Worte zu hinter mir stehenden Personen. Es waren seine beiden Töchter, die inzwischen hinzugetreten waren und nun vom gestrengen Herrn Vater weggejagt wurden. „Die Mädchen", sagte Mandu, „dürfen nichts von den Geistern hören." Der schlimmste Dämon ist der Iyäimi. Als obersten Waldgeist nannte mir der Häuptling den Auakaruna, dessen Name mit auakata (Wald) zusammenhängt. Ein anderer Waldgeist ist der Biuli. Neben diesen aber macht noch eine Unzahl kleinerer Geister den Wald unsicher, die unter dem Namen Auakata minali (Waldbewohner) zusammengefaßt werden.



XI. Kapitel

Zurück nach São Felippe



Am 22. Dezember heißt es Abschied nehmen von Cururu-cuara und seinen uns liebgewordenen, gutmütigen Bewohnern. Der Abschied tut uns leid und ihnen auch; das merkt man deutlich. Wir haben schon ganz zur Bevölkerung gehört. Mitten in der Nacht fangen die Jungen unter großem Lärm meine Hähne und Hühner, die ich vom Caiary mitgebracht habe. Bald nach Tagesanbruch beginnen die Abschiedszeremonien, die den ganzen Vormittag andauern. Mandu hockt in seinem Haus bei seinem Bruder Gregorio und übergibt ihm in langweilig monotoner Rede die Stellvertretung während seiner Abwesenheit. Jede einzelne Person, jeder Gegenstand wird ihm mit immer wiederkehrenden Worten anvertraut. Danach schluchzt Gregorio einen Klagegesang, ähnlich wie Mandu beim Abschied von seiner Tochter und mit ganz ähnlicher Melodie und ähnlichem Rhythmus wie bei der Totenklage. Weniger feierliche Zeremonien finden zwischen der Häuptlingsfamilie, die uns begleiten will, und den Zurückbleibenden statt. Gegen ein Uhr kommen wir endlich fort. Ich fahre mit zwei Ruderern in einem leichten, eleganten Jagdkanu, das ich in Iyäipana für eine Axt erstanden habe. Schmidt befehligt die Montaria, die den größten Teil des Gepäckes faßt und bis unter das Sonnendach vollgestopft ist; denn alle diese Körbe, Töpfe, Säcke mit Maskenanzügen und so viele andere wertvolle Ethnographica wiegen zwar nicht allzuviel, nehmen aber um so mehr Raum weg, so daß mein getreuer Kariuatinga kaum Platz findet, seine langen Beine auszustrecken. Er hat vorläufig nur zwei Ruderer erhalten; flußabwärts sollen noch einige hinzukommen. Mandu steuert. Der Häuptling hat seine ganze

Familie bei sich: seine Frau mit Säugling, seine erwachsene, noch unverheiratete Tochter, eine jüngere Tochter, die eben anfängt erwachsen zu werden, und zwei kleine Söhne. Die Familie fährt in zwei schwer beladenen Kanus, die kaum über Wasser gehen, aber sie kommen verhältnismäßig gut vorwärts, denn auch die Kinder gebrauchen schon emsig ihre kleinen Ruder. Der schlaue Handelsmann Mandu nimmt eine ganze Anzahl riesiger Töpfe und Tonschalen mit, die er den Leuten von Tunuhy verkaufen will, da der Aiary-Ton dem dortigen vorgezogen wird, außerdem Maniokreibebretter, zahlreiche große Körbe mit allen möglichen Lebensmitteln und anderem Kram. Auf dem Ganzen thront ein zylindrischer, aus dünnen Holzstäben verfertigter Käfig, der einem unaufhörlich häßlich schreienden Affen zur engen Wohnung dient. Mein früherer Ruderer, der Katapolitani Timotheo aus Tunuhy, hat das kleine Scheusal seinerzeit in Cururucuara für ein Reibebrett gekauft, aber es ist ihm nachher entlaufen und erst nach der Abfahrt seines neuen Herrn ins Dorf zurückgekehrt. Mandu will den Affen nun seinem rechtmäßigen Besitzer bringen. Leider tut das Vieh dem ehrlichen Häuptling den Schmerz an und entweicht auf Nimmerwiedersehen in den Wald, nachdem es die Stäbe seines Kerkers zerbissen hat. Das kleinere Kanu der Familie Mandu trägt drei schwere Körbe Maniokmehl, die Don Germano verkauft werden sollen.

In Ätiaru, wo wir kurze Rast machen, erhalten wir nur einen Ruderer, einen Kaua, der schon mit mir am oberen Aiary war. Der andere muß bei seiner Mutter bleiben, die inzwischen schwer erkrankt ist. Bei der folgenden Maloka Dzoroalinumana schließt sich uns dafür ein älterer Huhuteni Pedro mit zwei Söhnen an, dessen Kanu ebenfalls mit Töpfen zu Handelszwecken hoch bepackt ist, und bald darauf ein junger Siusi namens Hilario mit seiner Frau, der in dem Ruf eines ausgezeichneten Jägers steht, so daß sich unsere Flotille nun aus sechs Booten zusammensetzt.

Am nächsten Tag können wir den Neuvermählten unseren Besuch abstatten. Auf dem hohen linken Ufer über einigen Felsen, wo wir bei der Aufwärtsreise nur eine frische Pflanzung bemerkt haben, schaut jetzt eine mittelgroße Maloka weit in die Lande. Hier verlebt das junge Paar die Flitterwochen, freilich in Gemeinschaft mit einigen zwanzig Verwandten, Huhuteni und Siusi. Chico-Kamida hat mit seinen Angehörigen die alte Wohnung verlassen, da dort das Land nichts mehr tauge, und sich hier auf luftiger Höhe ein schmuckes Heim geschaffen.

Die Ausnutzung des Bodens oder auch der Tod des Oberhauptes

oder eines anderen angesehenen Gliedes der Familie sind häufig die Gründe, daß Wohnplätze verlassen werden. Eine ganz andere Vegetation wuchert an diesen Stätten menschlicher Arbeit empor und macht solche Plätze zwischen dem riesenhaften Urwaldgewirr auf viele Jahrzehnte hinaus deutlich erkennbar. Diese häufigen Wüstungen erwecken bei manchem flüchtig reisenden Forscher den Glauben, als sei die Bevölkerung früher viel zahlreicher gewesen.

Die junge Frau hat sich schon ganz mit ihrem Schicksal abgefunden und scheint mit ihrem stattlichen Mann ein Herz und eine Seele zu sein. Armer Nerienene, so rasch hat sie dich vergessen!

Wir werden freundlich aufgenommen und mit vorzüglichen frischwarmen Maniokfladen, Fischchen und Pfefferbrühe bewirtet. Eine Anzahl prächtiger Ethnographica, Ton- und Flechtwaren, hat man schon für mich bereitgestellt. Beim Aufbruch am nächsten Morgen hält Mandu seiner Schwester, die ebenfalls hier wohnt, eine offizielle Abschiedsrede, worauf beide nebeneinander am Hafen niederhocken, den einen Arm gegenseitig um den Hals schlingen und einen langen, jämmerlichen Klagegesang hören lassen; eine lächerliche Zeremonie, die mich jedoch lebhaft an manchen tränenreichen Abschied an unseren Bahnhöfen erinnert, und da handelt es sich häufig nur um eine Entfernung von wenigen Stunden!

Gegen Mittag kommen wir zu dem Bach, den die dort wohnenden Huhuteni seinerzeit aus Furcht vor dem Kommandanten versperrt hatten. Ich fahre hinein. Die Indianer haben sich noch nicht die Zeit genommen, den Verhau zu entfernen. Nur mit Mühe dringen wir bis zum Hause vor. Ein kleines Kaschiri hat stattgefunden. Mit den angetrunkenen Bewohnern ist nicht viel anzufangen. Für eine Schachtel Streichhölzer überläßt man mir drei geräucherte Fische, die, um mit Mandu zu reden, „vor alter Zeit" einmal frisch gewesen sein mögen. Der Handel wäre nicht nötig gewesen, denn als ich zum Frühstücksplatz an der Mündung des Baches zurückkehre, hat Hilario inzwischen vortrefflich für unsere Tafel gesorgt. Der untere Aiary ist, ebenso wie das benachbarte Seengebiet des Issana, außerordentlich wild- und fischreich.

Das Nachtlager beziehen wir auf einer der großen Sandbänke, die jetzt bei dem niedrigen Wasserstande überall zutage treten. Zur Feier des Weihnachtsabends habe ich einige Kerzenstümpfchen auf den Zweigen eines weit überhängenden Uferbaumes befestigt. In der herrlichen, sternklaren Nacht scheint unser Christbaum einen doppelt hellen Glanz auszustrahlen. Die Gedanken schweifen zur fernen

Heimat! — — — Mandu, der mit seiner Familie stets etwas abseits lagert, tritt hinzu und fragt mich verwundert, was das bedeute. Ich sage ihm, in meinem Lande feiere man heute ein fröhliches Fest, ein Fest der Kinder, ein Familienfest. Da bringt mir der gute Kerl, der vom Christentum nur einen undeutlichen Schimmer hat, seinen heiligen Antonius, den er auf Reisen immer mit sich nimmt. Wir legen ein weißes Tuch auf einen Klappstuhl und stellen den „Tupana" darauf. Daneben brennt, in einen Baumstumpf gesteckt, eine Kerze. So feiern wir Weihnachten! — — —

Am folgenden Tage gelangen wir zum Issana. Das Wetter ist durchschnittlich recht schlecht. Fast jede Nacht werden wir gegen Morgen, besonders nach Monduntergang, in unserer Ruhe durch heftigen Regen gestört, der häufig stundenlang anhält und sich während des Tages mehrmals wiederholt. Und dabei ist die Trockenzeit noch nicht zu Ende! Kein Wunder, wenn meine Leute zeitweilig stark an Erkältung leiden. Mandus Frau und Kinder sind deshalb stets mit heilkräftigen roten Tupfen bemalt. Pedro sucht immer wieder vergeblich den Regen zu vertreiben. Bald bläst er heftig gegen die heranziehenden Wolken, indem er die rechte Hand trichterförmig wider den Mund hält, bald steht er aufrecht im Boot und fuchtelt mit den Armen und dem breiten Paddelruder in der Luft herum, um die Wolken zu zerstreuen. Öfters werde ich aufgefordert, mein Schleuderthermometer als Zauber gegen den Regen in Bewegung zu setzen.

Infolge des feuchten Wetters kommen Schlangen zum Vorschein. Eines Mittags frühstücken wir unter einigen hohen Bäumen. Ich sehe zufällig in die Höhe und bemerke eine etwa 1 m lange, grüne Schlange, die gerade über unseren Köpfen an einem Ast baumelt. Schmidt schlägt sie mit einer Stange herunter. Es ist eine harmlose Lianenschlange. Eines Nachts erhebt sich lauter Lärm im Lager Mandus. Eine Jararaca ist, angezogen durch das Feuer, von einem Baum herab neben der Hängematte der beiden Kleinen zu Boden gefallen. Sie richtet sich schon zum Sprunge auf, als ihr der Häuptling mit einem Stockschlag noch rechtzeitig den Garaus macht.

Wir reisen gemächlich, schon um Mandus Familienboote nicht zu weit hinter uns zu lassen. Auch meine Jungen haben keine Eile. Jeder Vogel, der vorüberfliegt, jeder Fisch, den ihre scharfen Augen in dem dunklen Wasser bemerken, wird eifrig besprochen. Wenn an felsigen Stellen bei der heftigen Strömung die Flut in Wirbeln aufsprudelt, rufen sie im Scherz: „Mauali, umauali", „Wasserschlange". Der liebste von meinen Genossen ist mir der kleine T a r u (Ameisen-

bär), der bildhübsche Sohn meines in Cururu-cuara verstorbenen Ruderers. Sein liebenswürdiges und anständiges Wesen gewinnt ihm unsere Herzen. Seine rasche Auffassungsgabe ist erstaunlich. Er lernt sogar einige deutsche Worte, und es klingt sehr drollig, wenn er bei Tagesanbruch mit seiner glockenhellen Stimme „Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft" fehlerlos herausschmettert. Schmidt hat ihm diese harten und nicht nur für einen Indianer schwer auszusprechenden Worte in wenigen Tagen beigebracht. Der Junge hält sie wahrscheinlich für einen Morgengruß.

Am 26. Dezember treffen wir auf einer großen Sandbank den dicken Inspektor Diogo, der mit einigen anderen Familien hier fischt. Sie scheinen bis jetzt wenig Glück gehabt zu haben. Zwei magere Fische liegen auf ihrem großen Bratrost, und die Maniokgrütze ist ihnen nahezu ausgegangen. Das Zeug, das sie uns mit Wasser angerührt als Schibé anbieten, schmeckt widerlich erdig und moderig. Ich gebe ihnen Maniokgrütze, Salz und Tabak, wofür Diogo verspricht, gemusterte Körbe zu liefern, was er jedoch später anscheinend vergißt. Der alte Gauner bittet mich um ein Mittel für seine schwachen Augen und um ein Universalmittel gegen den — Tod. Ich kann dem „Christen" nicht begreiflich machen, daß gegen diesen unerbittlichen Herrn noch kein Kraut gewachsen sei.

Eine kurze Strecke unterhalb stoßen wir auf das Lager der Tunuhy-Leute. Ich feuere zur Anmeldung einige Schüsse ab, stoße ein paarmal in das Signalhorn und fahre langsam heran. Mein alter Freund Inspektor Antonio zieht sich rasch zum Empfang die Hosen an, wie ich zu meinem Entzücken bemerke, kommt mir dann feierlich entgegen und begrüßt mich herzlich. Ich erzähle ihm ausführlich von unserer weiten Reise; er meint, ich sei sehr mager geworden usw. usw., was man so schwatzt. Inzwischen kommen auch die übrigen Boote. Neugierig umlagert uns in angemessener Entfernung die ganze Gesellschaft. Auch meine beiden anderen Ruderer, Ignacio und Timotheo, stellen sich freundlich grinsend ein.

Eine häßliche, verlotterte Zigeunerbande! Nun erscheinen sie mir noch häßlicher und verlotterter, nachdem ich die schönen, nackten Gestalten der Aiary-Indianer gesehen habe. Jetzt kommt es mir erst recht zum Bewußtsein, daß diese Katapolitani vorzeiten ein makuähnliches Volk auf sehr niedriger Kulturstufe waren, und daß ihre Seelen nicht in den Privathimmel der aristokratischen Aruak gehören. Sie haben ihren ganzen Haushalt mitgeschleppt, Hühner, zahlreiche böse Hunde und eine Unmenge Kram, und fühlen sich in ihren

elenden Hütten, die ihnen schon seit zwei Wochen als Wohnung dienen, offenbar sehr wohl. Der Wandergeist steckt noch in diesen Nachkommen jener Waldindianer, die einst unstet und flüchtig wie wilde Tiere durch die Wälder streiften.

Auch hier vernachlässigt der zeremonielle Mandu seine Pflicht nicht. In einer der Hütten hält er am folgenden Morgen eine längere Begrüßungsrede und klagt dann mit einer älteren Frau, einer Stammesgenossin, um den in Cururu-cuara Verstorbenen.

Da das Wetter immer schlechter wird und auf ergiebige Jagd oder Fischfang bei der Weiterfahrt nicht mehr zu rechnen ist, so benutze ich die günstige Gelegenheit und kaufe für Pulver, Schrot und viele Glasperlen eine Menge geräucherter Fische und Wildbret aus den reichen Vorräten der Tunuhy-Leute.

Am 30. Dezember kommen wir in Tunuhy an. Antonio, der uns nachgefahren ist, liefert am anderen Morgen meine Sammlung in gutem Zustand ab und bekommt als Lohn für seine Treue eine große Axt.

Es erfordert schwere Arbeit, die vielen zerbrechlichen Töpfe und Schalen über das niedrige, schroffe Felsplateau zu schaffen, auf dem die Ortschaft Tunuhy liegt, aber es ist der einzige Weg, die tosende Stromschnelle zu umgehen, die nur mit leeren Booten passiert werden kann. Einer meiner Ruderer hat beim Ausladen schon das Bündel mit den drei großen Flöten auf dem Rücken, um sie bergauf zu tragen, als eine Frau auf der Höhe des Pfades erscheint. Schleunigst läuft er zurück, versteckt den „Koai“ zu unterst in der Montaria und fährt damit abseits in das Gebüsch. Mit Hilfe eines Katapolitani, der mit seiner Familie hier zurückgeblieben ist und für seine Mühe ein wenig Schrot erhält, werden die größeren Boote ohne Unfall durch die Stromschnelle gebracht. Mit dem leichten Kanu fahren zwei meiner Jungen glatt durch die heftige Brandung.

Neben einem Haus in Tunuhy zeigt man mir einen primitiven Wegweiser, der nur für sehr geübte Augen sichtbar ist. Ein ungleich geknicktes Stäbchen ist so in den Boden gesteckt, daß der rechtwinkelig abstehende kürzere Teil flußaufwärts weist. Eines ähnlichen „Zinkens“ hatten sich meine Leute am Aiary bedient, um unseren Jägern, die zurückgeblieben waren, die Richtung nach der Sandbank anzugeben, auf der wir übernachten wollten.

In allen Dörfern des unteren Issana sind die Bewohner zurückgekehrt und beruhigt. Nur in einer kleinen Niederlassung scheinen die armen Leute die Furcht vor dem Kommandanten noch nicht überwunden zu haben und fliehen erschreckt bei meiner Ankunft.

Eine Nacht verbringen wir im Dorfe Anizettos, das aus sechs geräumigen, aber nachlässig gebauten Hütten, halboffenen Schuppen, besteht. Schmidt, der vorausgefahren ist, wird vom „Messias“ in höchsteigener Person empfangen und kauft ihm ein paar kleine Schildkröten ab. Es ist ein Mann in den mittleren Jahren, von kleiner, häßlicher Gestalt. Sein verschlagenes Gesicht paßt trefflich zu seinem widerlich kriechenden Wesen. Bei meiner Ankunft ist der Kerl verschwunden. Offenbar hält er mich für eine offizielle Persönlichkeit, mit der er nach seinen schlechten Erfahrungen nichts zu tun haben will. Auch die übrige Bewohnerschaft hält sich scheu zurück. Wir beziehen mit unseren Leuten ein leerstehendes Haus. Die Nacht verläuft ohne Zwischenfall. Mandu und Hilario mit ihren Familien sind merkwürdigerweise nicht mit uns gekommen, sondern haben gegenüber auf einer Sandbank übernachtet.

Am nächsten Mittag (8. Januar 1904) kommen wir wohlbehalten in São Felippe an.

Von Don Germano werden wir herzlich aufgenommen. Seit langen Monaten sitzen wir wieder an einem sauber gedeckten Tisch. São Felippe steht unter dem Zeichen der Kautschukernte. Von den erwachsenen Söhnen ist nur unser ehemaliger Reisegefährte Hildebrando bei seinem Vater zurückgeblieben. Alle anderen sind auf Handelsreisen abwesend, um von den Anwohnern des oberen Rio Negro Kautschuk aufzukaufen, oder arbeiten selbst mit ihren Indianern im Kautschukwald. Den edlen Grenzkommandanten hat man zwar auf Veranlassung Don Germanos und anderer Freunde abberufen, aber er treibt sich noch immer an der Grenze herum und setzt dort seinen Unfug fort, zum großen Ärger des alten Herrn. Sein Nachfolger sei ein Schwächling und allzu großer Freund des Alkohols.

Wir beziehen mit Sack und Pack das leerstehende saubere Häuschen Salvadors. Unsere Leute werden in einem Schuppen untergebracht, der zum Aufbewahren von Palmfasertauen, Brettern, Planken und anderem Material für den Bootsbau dient. Ich finde eine ganze Last Briefe vor; Briefe aus der Heimat, die zum Teil schon ein halbes Jahr alt sind.

Unser Koai hätte beinahe wieder Unheil angerichtet. Beim Ausladen läuft die ganze weibliche Bevölkerung zusammen und bewundert neugierig und unter spöttischen Bemerkungen den bunten Kram, den wir bei den „wilden Indianern“ aufgekauft haben. Arglos hebt Schmidt als letztes Stück der Ladung die Flöten auf, um sie in das Haus zu tragen, da springt mein Huhuteni Pedro rasch hinzu, entreißt ihm das

verhängnisvolle Bündel, verstaut es wieder im Boot und fährt damit flußabwärts in einen schmalen Bach, wo er die Flöten unter Wasser versteckt. Später läßt sie Don Germano im Schutze der Nacht durch zwei seiner Indianer holen und sofort transportfähig verpacken. Obwohl er in jeder Beziehung vorurteilsfrei ist, nimmt er doch klugerweise auf den Glauben und die Gebräuche seiner Indianer strenge Rücksicht.

Bis auf den heutigen Tag veranstalten nicht nur die Anwohner des Issana und Caiary-Uaupes, sondern auch die sogenannten „christlichen" Indianer und Mischlinge des oberen Rio Negro von São Felippe bis São Gabriel trotz aller Kapellen und Heiligenfeste von Zeit zu Zeit den blutigen Tanz zu Ehren des Koai, den man am Rio Negro und seinen Nebenflüssen gewöhnlich, aber sehr mit Unrecht mit einem Wort der Lingoa geral nach dem schlimmsten Dämon der alten Tupi-Indianer Yurupary nennt.

Ich hätte die Jüngeren meiner Leute gern länger bei mir behalten, um sie bei meiner geplanten Reise zum Caiary-Uaupes als Ruderer zu benutzen, da es in der Zeit der Kautschukernte schwerhält, Leute zu bekommen. Von Caruru aus wollte ich sie über Land nach Hause schicken. Mehrmals habe ich ihnen während der Fahrt diesen Vorschlag gemacht, fand aber wenig Entgegenkommen und erhielt nur ausweichende Antworten.

Der Indianer gibt dem Weißen auf eine gerade Frage, die ihm lästig ist, selten eine gerade Antwort, sondern sucht mit unbestimmten Ausdrücken, wie „vielleicht", „es kann sein", „wer weiß", ein offenes „Ja" oder „Nein" zu umgehen. Dies mag zum großen Teil in seinem unbeständigen Charakter liegen, der dem Reisenden oft genug Schwierigkeiten bereitet. Sicherlich und nicht zuletzt aber sind auch die schlechten Erfahrungen daran schuld, die er im Verkehr mit gewissenlosen Weißen oder Mischlingen gemacht hat.

Schon am Tage nach unserer Ankunft scheitert mein schöner Plan. Mandu kommt wiederholt zu mir und bittet mich um Maniokmehl, „da seine Kinder Hunger hätten". Der Schlaukopf hat, ohne mir etwas davon zu sagen, alle seine wohlgefüllten Mehlkörbe Don Germano verkauft, und nun soll ich natürlich Ersatz schaffen. Da ist guter Rat teuer! Germano will und kann mir kein Mehl in größerer Menge verkaufen, da er selbst wenig hat und für seine Arbeiter viel braucht. Deshalb sehe ich mich genötigt, die Leute sofort in ihre Heimat zu entlassen, um die vielen hungrigen Mäuler los zu sein. Am anderen Morgen werden sie ausgelohnt, wobei wir jedes einzelnen

oft recht merkwürdige Wünsche, soweit es geht, berücksichtigen. Der kleine Taru erhält unter anderem einen weißen Anzug und ein kokettes Strohhütchen, so daß er wie ein Dandy umherstolziert. Kaum haben Pedro und die Jungen ihren Lohn empfangen, als sie sich, anscheinend auf Mandus Anstiften, heimlich und, ohne Abschied zu nehmen, in drei Kanus auf und davon machen. Sie fürchten wohl, wir würden sie mit Gewalt zurückhalten. Die beiden Familienväter Mandu und Hilario benehmen sich gesitteter. Germano schenkt ihnen eine Korbwanne voll Maniokgrütze. Damit können sie bei einiger Sparsamkeit wenigstens bis zu den ersten Karutanadörfern reichen. Gegen Mittag fahren auch sie ab. Der Issana ist für uns erledigt.

Die Abneigung meiner Leute gegen eine Fahrt auf dem Caiary-Uaupes wird mir erst allmählich klar. Sie fürchten das geheime Zaubergift der dortigen Stämme, ihrer alten Feinde. Noch heute besteht eine gewisse Feindschaft zwischen den Anwohnern dieser beiden Nachbarflüsse, wenn auch die offenen Fehden aufgehört haben. Die Bezeichnung „Rio Uaupes“, die sich gewöhnlich auf unseren Karten findet, ist in den dortigen Gegenden ganz ungebräuchlich. Besonders die Indianer nennen, wenn sie mit Weißen sprechen, den Fluß stets „Caiary“. „Uaupes“ bezeichnet nicht den Fluß, sondern die ihm anwohnenden Stämme und scheint ursprünglich eine üble Bedeutung gehabt zu haben. Die alteingesessenen, höher kultivierten Aruak benannten so die von Süden und Südwesten her einfallenden Wildstämme, wie Tukano, Kobeua u. a., von denen sie allmählich verdrängt und zum Teil aufgesogen wurden. Noch jetzt sehen die Aruak des Issana mit einer gewissen Verachtung auf ihre Nachbarn herab und betrachten den Namen „Uaupes“ als eine Art Schimpfwort, ebenso wie die Indianer des Caiary die Bezeichnung „Uaupes“ nicht gern hören. Sagt man z. B. zu einem Karutana: „Du bist nichts wert, du bist ein Ausreißer!“ usw., so antwortet er gewöhnlich in der Lingoa geral: „Isché ti(ma) uaupé!“ „Ich bin kein Uaupé!“ und setzt sich damit in bewußten Gegensatz zu dem alten Erbfeind dieser Aruak.

Sofort nach der Abfahrt unserer Leute machen wir uns an das Verpacken der Sammlung, und das ist wirklich keine Kleinigkeit. Don Germano stellt uns zwar alles, was er an Kisten und Packmaterial besitzt, zur freien Verfügung, aber er kann nicht mehr geben, als er hat. Vor allem fehlt es an Holzwolle, um die hundert reich bemalten, aber vielfach schlecht gebrannten Töpfe und Schalen so zu verpacken, daß sie eine weite und beschwerliche Reise zu Wasser und zu Lande, ein wiederholtes Aus- und Einladen überstehen können.

Zwar lasse ich durch die Indianer Gras schneiden und an der Sonne trocknen, aber das ist nur ein schwacher Notbehelf und kann die elastische und doch feste Holzwolle nicht ersetzen.

Die Besucher eines Museums, die später die Sammlungen in den Glasschränken anstaunen, ahnen gar nicht, welche Wege diese vielen zerbrechlichen Sachen zurücklegen müssen, ehe sie an Ort und Stelle gelangen. Trauernd nimmt der Forscher Abschied von den Gegenständen, die er mit Liebe zusammengebracht und glücklich durch alle Fährnisse geleitet hat, um sie einem ungewissen Schicksal und ungeschickten, oft rohen Händen zu überlassen.

Das Wetter ist für die Kautschukernte so ungünstig, wie nur irgend möglich. Fast jeden Tag gehen Gewitter mit starken Regengüssen nieder; eine für diese Jahreszeit außergewöhnliche Erscheinung. Infolge der Nässe bilden sich auf den Kleidern Schimmelkulturen, rosten Waffen und Geräte. Alles mögliche Ungeziefer tritt auf. Unmittelbar vor unserem Wohnhause töten die Indianer beim Grasschneiden drei Jararaca-Schlangen. Am 12. Januar tobt gegen ein Uhr nachmittags ein heftiger Gewittersturm. Der Rio Negro geht mit hohen Wellen. Das Thermometer fällt danach auf 22° Celsius, während es sonst um diese Zeit (zwei Uhr nachmittags) durchschnittlich 30° Celsius zeigt. Wir klappern vor Frost. Der Fluß steigt beständig. Der untere Caiary droht seine niedrigen Ufer zu überschwemmen. Die Indianer, die dort mit ihren Familien Kautschuk ausbeuten, leiden an Fieber und Erkältungskrankheiten. Salvador hat noch fast nichts arbeiten können. Auch Francisco, der am 17. Januar von der Grenze kommt, bringt nur wenig Kautschuk mit.

Es ist kein Wunder, daß der alte Herr bisweilen nicht gerade rosiger Laune ist. Zu allem Überfluß kommen eines Tages der Syrer Miguel Pecil, mein Reisegefährte vom Dampfer Solimões, und der Araber Miguel Matuto, den ich in Trindade kennengelernt habe, und berichten von neuen Schändlichkeiten des Grenzkommandanten. Don Germano verhandelt drei volle Tage mit den beiden Herren. Noch spät in der Nacht schallen ihre erregten Stimmen zu uns herüber.

Pecil ist ein lustiger Geselle. Er hat ein bewegtes Leben hinter sich und weiß immer etwas zu erzählen. Wie die meisten Armenier oder Türken, die man überall in Südamerika trifft, hat er ganz klein angefangen. Zuerst ist er mit einem Kasten im Land umhergezogen und hat den Weibern Knöpfe, bunte Bänder, Spiegel und anderen Tand verhandelt. Jetzt besitzt er ein ansehnliches Landgut mit Vieh, drei Tagereisen oberhalb São Felippe gegenüber dem Indianerdorfe

und der früheren Mission São Marcellino, außerdem einen Kautschukwald am unteren Rio Negro und mehrere große Lastboote und gehört zu den einflußreichsten Herren der Gegend.

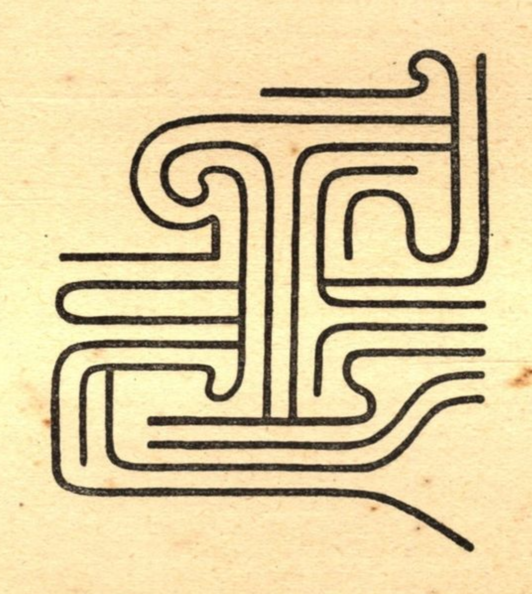
So verläuft auch unser zweiter Aufenthalt in São Felippe recht abwechslungsreich. Jeder Tag bringt etwas anderes. Es herrscht ein beständiges Kommen und Gehen. Am 1. Februar erscheint der neue Grenzkommandant, ein abschreckend häßlicher, dunkelhäutiger Mulatte. Er ist in großer Aufregung und meldet dem alten Herrn, sein Vorgänger sei über Nacht mit sämtlichen Soldaten ausgerückt und fahre in mehreren Booten flußabwärts, angeblich nach Manaos. Er selbst ist ihm im leichten Kanu vorausgeeilt. So liegt die Grenze ganz verlassen, nur ein altes Weib ist zurückgeblieben. Der edle Kommandant ohne Soldaten schreibt in unserem Zimmer lange Berichte an seine vorgesetzte Behörde in Manaos. Selbst Feder, Tinte und Papier scheint ihm sein Freund mitgenommen zu haben. In der Tat fährt drei Tage später der Missetäter am anderen Ufer rasch flußabwärts. Die Kommandantenflagge weht vom Heck seines Bootes.

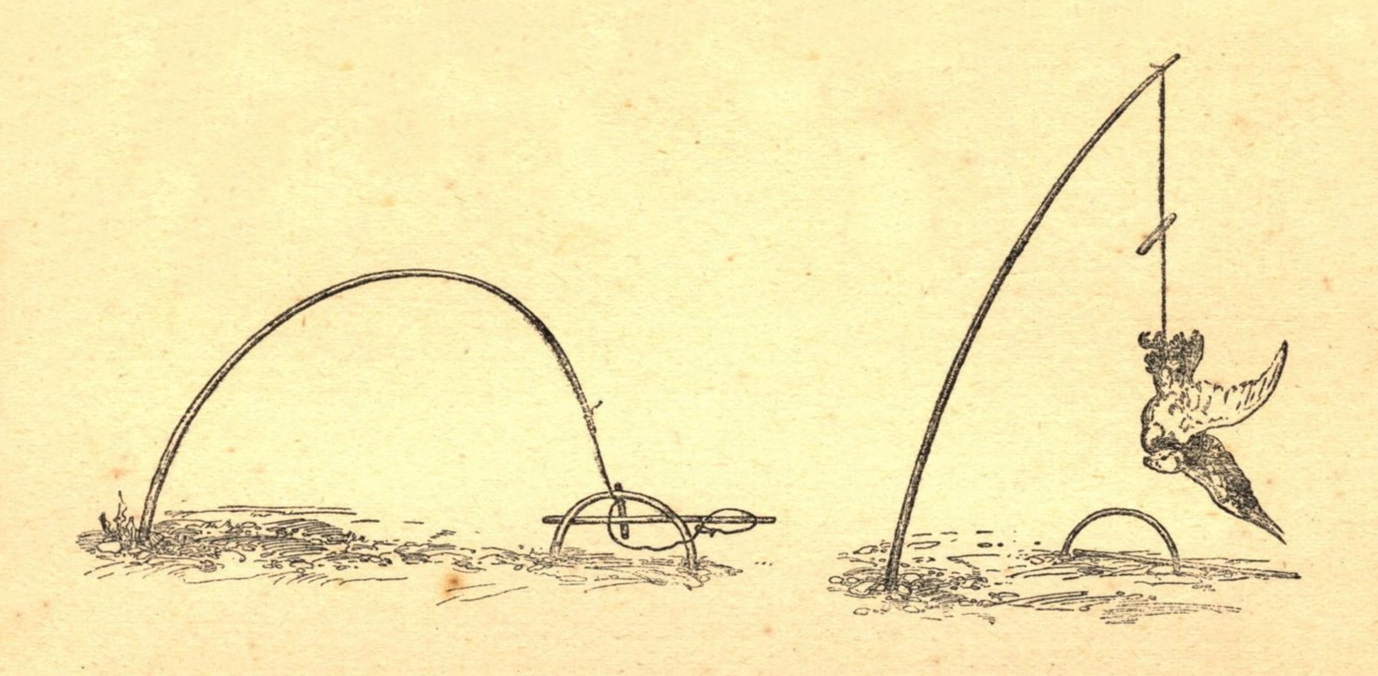
Don Germano hat alle Hände voll zu tun. Der neue Kommandant wird mit guten Ratschlägen und Proviant, den ihm der Alte auf Pump liefert, zur Grenze entlassen. Antonio Garrido, der kaum mit Post und Waren von Tapuru-cuara gekommen ist, wird wiederum mit Kautschuk dorthin geschickt. Er nimmt einen Teil meiner Sammlung mit; das übrige wird in ein Lastboot Pecils verladen, der ebenfalls nach Tapuru-cuara fährt.

Endlich schlägt auch unsere Stunde. Ich will zunächst den Rio Curicuriary und seine primitiven Anwohner, die Maku, kennenlernen und bei dieser Gelegenheit eine Besteigung des herrlichen Gebirges nahe seiner Mündung versuchen. Allein will uns Don Germano mit unserer schweren Montaria nicht fahren lassen, da uns sonst, wie er sagt, „die Cachoeiras fressen“ würden. Deshalb überläßt er uns noch im letzten Augenblick drei seiner Indianer als Ruderer, einen Tukano, der wegen seiner außergewöhnlichen Körpergröße „João Grande“ (Großhans) genannt wird, und zwei Maku, Ignacio und Nasario, Vater und Sohn. Sie hausen schon seit langen Jahren an einem kleinen Bach gegenüber São Felippe und sind Schuldsklaven Germanos. Alle drei können gerade nicht als Zierden ihrer Rasse gelten, weder in körperlicher, noch in moralischer Hinsicht. Von der europäischen „Zivilisation“ haben sie nur die Laster angenommen. Sie sind in der ganzen Umgegend als die schlimmsten Schnapsbrüder bekannt. In nüchternem Zustande und mit einiger Strenge aber sind sie wohl zu

gebrauchen. Ignacio ist wie alle Maku ein vorzüglicher Jäger, João infolge seiner Körperstärke ein ausdauernder Ruderer und ein trefflicher Pilot in den Stromschnellen. Der Minderwertigste der drei ist der junge Nasario, ein stets unzufriedener, unzuverlässiger und fauler Bursche. Wegen seiner auffallend dunklen Hautfarbe, die durch Hautkrankheit noch verstärkt ist, hat man ihm den Beinamen „o preto" (der Schwarze) gegeben.

Die Ansiedler am Rio Negro unterscheiden bei den Maku zwei Typen, die gänzlich voneinander abweichen: „Macus brancos" von sehr heller Hautfarbe, mit feinen, bisweilen europäisch anmutenden Zügen, nicht selten mit schief gestellten Augen, und „Macus pretos" von sehr dunkler Hautfarbe und negerähnlichem Typus mit breiter, abgeplatteter Nase und öfters tierisch ausgebildeten, stark vorstehenden Kiefern. Meine beiden Maku sind von der letzteren Sorte.





XII. Kapitel

Auf dem Rio Curicuriary

Am 7. Februar gegen Mittag fahren wir ab. Nach vier Stunden kommen wir an der Mündung des Caiary-Uaupes vorüber, die durch die Insel Tatu grande (großes Gürteltier) in zwei Arme geteilt wird. Unterhalb der Stromschnelle, die nun folgt, gewinnen wir den ersten Fernblick auf die Serra de Curicuriary mit ihren von der Abendsonne rötlich bestrahlten, schroff abfallenden Kuppen. Deutlich erkennt man, daß ihr eine niedrigere Kette vorgelagert ist. Auf diese führe ein Weg, haben uns die Indianer gesagt; das höhere Gebirge, das weiter im Süden liege, sei unbesteigbar. Wir machen vorübergehend halt an einer kleinen Niederlassung auf dem linken Ufer, wo wir anfangs übernachten wollten; aber hier sind vor kurzem zwei junge Männer gestorben und im Hause begraben. Von dem einen „Sarg" liegt noch ein Stück Kanu da. So sehr hängen diese „christlichen" Indianer an ihren alten Gebräuchen! Meine Leute haben Angst vor dem Zaubergifte Marakaïmbara; deshalb fahren wir weiter und bleiben über Nacht in der Niederlassung Yauacaca, wo eine Schwägerin von João Grande wohnt. Nur Weiber und Kinder sind da; die Männer befinden sich im Kautschukwald. Von flußaufwärts lassen sich dumpfe Flötentöne hören. Im benachbarten Carapana findet ein Yurupary-Tanz statt — es ist die Zeit der Palmfrucht-Reife —, daher auch die vielen Kanus, die wir im Vorüberfahren dort auf der Sandbank bemerkt haben. Die Flötentöne folgen rasch aufeinander in flottem Tempo: „Turutu-tu, turutu-tu." Abwechselnd werden die helleren

und dumpferen Flöten geblasen. Die einzelnen Musikstücke dauern verhältnismäßig lang. Nach jedem Stück findet eine längere Pause statt. So geht es bis spät in die Nacht hinein.

Am nächsten Morgen fahren wir ohne Unfall durch die folgenden Stromschnellen. Zur Rechten erhebt sich das Cabary-Gebirge in seiner Sphinxgestalt, ein Sinnbild dieser Gegend, die so viele Rätsel birgt.

Im Hafen von São Gabriel treffen wir den ehemaligen Grenzkommandanten mit seiner Soldateska, die gerade ihre Boote mit Kisten und Koffern beladen. Zwei Indianer Salvadors, die der Unverbesserliche an der Caiarymündung abgefangen und zum Ruderdienst gepreßt hatte, sind ihm an der ersten Stromschnelle entlaufen.

Ich mache mit Schmidt einen kurzen Besuch bei Superintendente Cluny, aber das ist schon viel zu lange. Als wir zurückkommen, finden wir unsere beiden Alten in bedenklicher Stimmung. Sie haben sich in dem elenden Nest Schnaps zu verschaffen gewußt und viel mehr davon getrunken, als für die Weiterfahrt gut ist. Ignacio ist von einer beängstigenden Redseligkeit. Immer wieder erzählt er mir dasselbe und drückt seine Freude darüber aus, daß er jetzt in seine Heimat, zu seinen Verwandten käme, während er doch sonst gar nicht gern an seine Abstammung von den Maku erinnert wird. Zwar gelangen wir noch glücklich durch die Schnellen von Arapaso und das Furnas, aber schon in der folgenden Stromschnelle bekommen wir viel Wasser ins Boot, da sich Ignacio und João Grande mitten im wilden Wogenschwall um die bessere Fahrstraße streiten. In rasender Fahrt passieren wir die Schnellen von Tapajos, Suasu und Cacury; in dem furchtbaren Strudel von Camanaos aber ereilt uns beinahe unser Schicksal. Meine Leute sind zu betrunken oder vielleicht auch zu schwach, um das schwer beladene Boot in ruhigeres Wasser zu lenken. Daher geraten wir mitten in die hohen Wogen am Fuße des Absturzes, die von allen Seiten in das Boot schlagen. Steuerlos wird es hin- und hergeworfen. Es ist schon halb voll Wasser und kommt nicht wieder hoch. Die nächste Welle, die über Bord geht, muß uns in den Grund bohren, und lebend kommen wir aus diesem Teufelskessel nicht wieder heraus. Da, in der höchsten Not, ergreift Schmidt einen Teller und schöpft verzweifelt Wasser aus, und es gelingt. Wir kommen, wenn auch triefend, durch und in den sicheren Hafen. Auf der Höhe des Ufers stehen Leute von Camanaos und schauen dem interessanten, für sie wohl nicht sehr seltenen Schauspiel zu.

Über unsere nächsten Reisewege erhalten wir hier einige spärliche Angaben: Zwei Tage müsse man den Curicuriary aufwärts fahren, bis

man zu seinem rechten Zufluß Cariua-Igarapé und zum Pfad in das Gebirge käme.

Am anderen Tag lenken wir in den Rio Curicuriary ein, der an seiner Mündung etwa 100 m breit ist, aber sehr tief zu sein scheint und zwischen niedrigen Ufern rasch dahinströmt. Sein klares und wohlschmeckendes Wasser ist viel dunkler als das des Rio Negro. Es erscheint bei reflektiertem Licht vollständig kaffeebraun und behält auch bei durchgehendem Licht im Glas einen bräunlichgelben Ton. Unter heftigen Regengüssen erreichen wir bereits am nächsten Morgen einen ansehnlichen Zufluß zur Rechten, den uns verheißenen Cariua-Igarapé, der ebenfalls „schwarzes" Wasser hat. Nach zweistündigem Kampf gegen seine reißende Strömung kommen wir an einen sehr verwachsenen Nebenbach mit „weißem", d. h. durchsichtigem Wasser, das bei größerer Tiefe einen bläulichen Schimmer hat. Es ist der Tuisica-Igarapé, wie wir später erfahren. Auf seinem linken Ufer, nahe seiner Mündung, führt ein Pfad in südöstlicher Richtung waldeinwärts. Hier schlagen wir unser Lager auf. Ignacio und João, die ich sofort auf Kundschaft ausschicke, kehren gegen Abend zurück mit der Meldung, daß der Pfad gut gangbar sei; sie seien fast bis an den Fuß des Gebirges gekommen

Wir sitzen noch lange beim Feuer zusammen, rauchen eine Zigarette nach der anderen und schwatzen über dies und das. João gibt mir Unterricht im Tukano, seiner fürchterlichen Stammessprache, voll nasaler, gutturaler und ganz undeutlicher Laute. Er nennt mir die Namen aller Tiere, die ihre Stimmen hören lassen. Es ist eine herrliche, sternklare Nacht, wie wir sie seit unserer Abreise von São Felippe nicht mehr gehabt haben. Die ganze Natur scheint sich daran zu erfreuen. Die Zikaden vollführen einen Höllenlärm, der bald wie das Schnurren einer großen Spinnerei, bald wie das Wetzen von Sensen klingt; melancholisch singen die Frösche; nicht weit von uns brummt ein Hokko; vom Gebirge her heult in langgezogenen, dumpfen Lauten ein Jaguar, und in behaglichen Tönen lacht der Urutaui, ein Ziegenmelker, von dem die Indianer eines ihrer hübschen erotischen Märchen zu erzählen wissen.

Kurz nach Mitternacht wird unsere Ruhe wieder gestört. Der offizielle Regen strömt herab und dauert bis gegen Morgen an. Frühzeitig machen wir uns auf den Weg. Die beiden Maku begleiten uns, beladen mit Proviant für zwei Tage, unseren Hängematten und dem großen photographischen Apparat. João, der sich unwohl fühlt, bleibt als Wache beim Boot.

Bald stoßen wir auf zwei alte, sehr primitive Lager der Maku,

„Lager der Waldleute", wie Ignacio sich ausdrückt, da der Name „Maku" für ihn einen unangenehmen Beigeschmack hat. Sie bestehen aus vielen kaum mannshohen Schutzhütten. Drei Stöcke sind pyramidenförmig in die Erde gesteckt und oben mit Lianen zusammengebunden, Zweige und Palmblätter lose darübergelegt. In diesen elenden Unterschlupfen, die den Namen Hütten eigentlich nicht verdienen, haust der Maku mit seiner oft zahlreichen Familie, den Unbilden der Witterung preisgegeben, wie das flüchtige Tier des Waldes. Der Hausrat dieser wilden Maku beschränkt sich auf einige roh gearbeitete Töpfe und Schalen. Sie haben keine Hängematten, sondern schlafen auf einer Unterlage von Blättern am Boden.

Wir überschreiten zweimal den Tuisica und mehrere kleine Rinnsale, die ihm zufließen und teils schwarzes, teils weißes Wasser führen. Welcher Ursache mag die braune Färbung des Wassers zuzuschreiben sein? Manche vermuten, das Wasser färbe sich, wenn es über Sarsaparillewurzeln laufe; und doch traf ich häufig während meiner Reisen Wasseradern, die dicht nebeneinander durch denselben Wald, über denselben Boden strömten, die eine mit schwarzem, die andere mit weißem Wasser. Das schwarze, klare Wasser, sagen die Indianer, sei gesund, das weiße, das beim Stehen einen Satz absondert, bringe Fieber.

Der Pfad verläuft ostwärts und verliert sich schließlich im Walde. Meine Maku erklettern behende wie Affen zwei Bäume und orientieren sich über die Richtung, in der das Gebirge liegt. Zu diesem Zweck suchen sie sich einen hohen Baum aus, in dessen unmittelbarer Nähe mehrere andere Bäume von geringer Höhe und geringerem Stammesumfang stehen, deren Äste näher dem Erdboden ansetzen. Vom niedrigsten Baum steigen sie immer höher und höher, bis sie in der Krone des höchsten Baumes einen Überblick über den Wald gewinnen.

Nach einem Marsch von zwei Stunden kommen wir wieder in das Tälchen des Tuisica, der hier als kleiner Wasserlauf über Felsen sprudelt, und gelangen damit an den Fuß des Gebirges.

Eine ganz andere Vegetation von echt tropischer Wildheit und Üppigkeit nimmt uns auf. Laubbäume von bisher nie gesehener Riesigkeit ragen scheinbar ins Unendliche. An der Basis der kerzengeraden Stämme von gewaltigem Umfang laufen nach allen Seiten hohe wandartige Wurzeln aus, die wir mühsam übersteigen müssen. An schlanken Paschiubapalmen, die sich mit zahlreichen Luftwurzeln an die Erde klammern, klettern breitblätterige Philodendren und andere Schmarotzer in die Höhe. In jeder Ritze der Bäume, an jedem trockenen Aste, überall, wo sie nur ein wenig Nahrung finden können, haben

sich die verschiedenartigsten Orchideen eingenistet. Welche botanischen Schätze mag diese unbekannte Tropenwildnis bergen! — Der Boden, mit moderndem Laub bedeckt, trieft von Nässe. Überall versperren niedergestürzte, faulende Baumriesen den Weg. Nur mit Mühe hauen wir uns, häufig auf dem Leib weiterkriechend, mit dem Waldmesser einen schmalen Pfad durch das Gewirr. Dazu herrscht eine Treibhausschwüle unter dem dichten Blätterdach, das kaum ein Sonnenstrahl durchdringt. Zentnerschwer beengt sie die Brust. Wir steigen steil bergan, die Vegetation bleibt dieselbe. Bald kommen mächtige Felsen, wie von Riesenhand kreuz und quer durcheinander geworfen; dazwischen wuchern hohe Farne. Bis zu den Knien versinkt man in den nassen Moder.

Plötzlich ruft uns die Natur, die hier in ihrer ganzen unendlichen, unbezwingbaren Größe zu uns spricht, ein gebieterisches Halt zu. Wir stehen an einer senkrecht ansteigenden Felsmasse, einem einzigen riesigen Felsblock von mehreren hundert Metern Höhe. Inzwischen ist es Abend geworden. Wir steigen wieder abwärts und beziehen am rauschenden Tuisica, mitten im Tropenwalde unser Nachtlager, schmutzig und naß, wie wir sind. Auch die Hängematten und Decken sind schwer von Nässe. Zahlreiche Moskiten, große und kleine, und der in den nassen Sachen unangenehm fühlbare nächtliche Temperaturwechsel lassen uns nicht recht zur Ruhe kommen.

Am nächsten Tag erneuern wir den Versuch. Es ist ein taufrischer Morgen; dichter Nebel lagert über dem Hochwald und dem Gebirge. Wir halten uns diesmal mehr rechts und klettern in östlicher Richtung am Fuße der letzten Felswand entlang, die schräg aufwärts verläuft. Bald erreichen wir wieder an steilem Abhang das Bett des Tuisica, das hier sehr breit ist. Zur Regenzeit muß er ein wildtosender Gießbach sein; man sieht es an den mächtigen Felsen, die er auf seinem Wege mit sich gerissen hat. Wir steigen in ihm weiter und gelangen endlich zu dem Ursprung unseres treuen Begleiters auf diesem Marsch, wo er als schmale Wasserader in einem engen Kamin von gewaltiger Höhe zerstäubend herabstürzt. An schroffen Felsen klettern wir in die Höhe, wo nur immer ein Riß im Gestein, eine Wurzel, ein Philodendron einen häufig trügerischen Halt bieten.

Eine glatte, weit überhängende Felswand, die selbst für geübte, mit allen sportlichen Hilfsmitteln ausgerüstete Bergsteiger ein schweres und gefährliches Stück Arbeit bieten würde, setzt uns ein Ziel, aber das wunderbare Panorama, das sich hier vor unseren Blicken entrollt, entschädigt uns reichlich für so viel Mühe und Gefahr. In der

klaren Luft — der Nebel hat sich inzwischen gesenkt — schweift der Blick ungehindert scheinbar in unendliche Fernen, frei über den gewaltigen Hochwald, der sich wie ein Meer bis zum blauen Horizont vor uns ausdehnt. Zur Linken in südöstlicher Richtung setzt sich die Serra de Curicuriary in zwei etwas höheren Kuppen fort, die ebenfalls in schroff abfallende, vegetationslose, tafelförmige Felsblöcke ausgehen. Nur die äußerste Kuppe neigt sich an der westlichen Seite, zwar immer noch steil, aber doch mehr allmählich zu Tal und ist auch an dieser Stelle bis oben hin mit Waldvegetation bekleidet, so daß bei ihr noch am leichtesten ein vollkommener Aufstieg zu ermöglichen wäre. Südlich von der Serra de Curicuriary erscheint ein anderes Gebirge mit zwei nicht minder hohen Kuppen, die Tipiaca-uitera, die Heimat Ignacios, die er in jungen Jahren mit seinem Vater verließ, um sein Leben als Knecht der Weißen zu verbringen. Vor uns erstrecken sich zwei bedeutend niedrigere Höhenzüge in einzelnen sanft abfallenden, bewaldeten Hügeln und im Südwesten in weiter, blauer Ferne einige ansehnliche Ketten, Gebirge des Yapura oder darüber hinaus Wasserscheiden zwischen diesem und dem Solimões. Sonst ist kein Wasserlauf, keine andere Lücke zu erkennen, nur Wald in unendlich glatter Fläche. Den Blick nach Norden und Osten auf den Rio Negro versperrt uns die unbezwingbare Felswand, doch können wir mit dem Erreichten schon zufrieden sein, denn die Aussicht ist herrlich, und es weht eine langentbehrte frische Gebirgsluft, die uns die Lungen weitet. Wir sind ungefähr 900 m hoch gekommen; der äußerste Gipfel dieser Kuppe mag noch 100 m höher sein.

Das Wasser des Tuisica ist nicht „weiß“, wie das des Rio Branco oder wie das schmutziggelbe Wasser des Solimões und anderer Flüsse, sondern kristallklar, echtes Gebirgswasser. Es ist an seinem Ursprung reines Himmelswasser. Die Wolken, die Nebel schlagen an den schroffen Abhängen nieder. Auf unserem ganzen Kletterweg entlang der überhängenden Felswand strömte die Feuchtigkeit wie starker Regen auf uns herab. — Daher rührt wohl die Sage von dem großen See, der sich auf dem Gipfel des Curicuriary-Gebirges befinden soll. — Warum aber bleibt das Wasser des Tuisica auf seinem ganzen weiten Laufe „weiß“, d. h. klar, und warum empfängt er aus demselben Walde, den er durchfließt, Wasseradern mit schwarzem Wasser, wie es der Cariua-Igarapé und der Curicuriary selbst haben?

Der Abstieg ist noch scheußlicher als der Aufstieg. Wir verlieren uns mehrmals im dichten Gestrüpp zwischen dem Gewirr riesiger Felsblöcke, die zu natürlichen Grotten und Höhlen übereinander getürmt

sind. Zudem hätte Nasario hier um ein Haar einen entsetzlichen Tod erlitten. Er war auf der Jagd nach einem Hokko vorausgeeilt und hatte schon einmal vorbeigeschossen. Sein Vater war ihm nachgegangen. Plötzlich hören wir ein kurzes Gepolter und gleich darauf fürchterliches Gebrüll und „Aga — aga!", den Schmerzensruf der Indianer. Dann schreit der Alte, wir sollten rasch kommen. Wir springen eilends hin. Alle möglichen Vermutungen fliegen mir durch den Sinn: Tödlicher Sturz vom hohen Baum, Angriff eines Jaguars, einer großen Schlange, Kampf mit wilden Maku! — Nichts von alledem: ein mächtiger Felsblock, auf den er gesprungen war, hat sich gelöst und ihn unter sich begraben. Nur der Kopf mit dem schmerzverzerrten, grauen Gesicht ist noch zu sehen; ein schrecklicher Anblick! Ich denke nicht anders, als der übrige Körper sei zerschmettert, doch da kriecht er schon hervor, heil und ganz bis auf eine leichte Quetschung und Hautabschürfung an der rechten Schulter. Unkraut vergeht nicht! Er war zum Glück in ein Loch gefallen und hat den Felsen, den ein kleiner Baumstamm im Sturze etwas gehemmt hat, mit fast übermenschlicher Kraft gehalten, bis es seinem Vater und Schmidt gelang, den schweren Block von ihm abzuwälzen; sonst wäre er zu Brei zerquetscht worden.

Ignacio schießt endlich den Unglücksvogel, der nachher, am Spieß gebraten, vorzüglich mundet. Es war ein großer Mutum da serra, wie ihn die Brasilianer nennen, mit schwarzem Gefieder, einigen weißen Federn am Bauch und einem Kamm aus schwarzen, gekräuselten Federchen auf dem Kopf. Der Mutum do campo oder de vargem ist kleiner und hat bei einfachem, schwarzem Gefieder nur braune Schwanzspitzen.

Ohne Schwierigkeiten kommen wir wieder im Lager an, da wir am vorhergehenden Tage den Weg durch geknickte Zweige und Hiebmarken an den Baumstämmen wohl gekennzeichnet haben.

Unterwegs holt Ignacio von einer hohen Bacabapalme ein Bündel reifer Früchte herunter, die, blau angelaufen, wie Pflaumen aussehen und an langen, roten, von einem Kolben herabhängenden Stengeln traubenartig sitzen. Sie werden in einer länglichen, mit grünen Blättern ausgelegten Kiepe geborgen, die die Indianer zu diesem Zweck rasch aus zwei Palmblättern herzustellen wissen, indem sie die Fiedern miteinander verflechten. Auch der Tapir liebt die Bacaba, wie wir an frischen Spuren sehen, ebenso das Jacuhuhn, der Pfefferfresser und andere Tiere. Zum Abendessen gibt es als besonderen Genuß Bacababrühe. Die Früchte werden in einem Kochtopf mit Wasser kurze Zeit einem leichten Feuer ausgesetzt und durch Stoßen mit einem ent-

rindeten Stock und Kneten mit den Händen so lange bearbeitet, bis eine weißlich-violette, fette, sehr nahrhafte Brühe entsteht, die abgegossen wird. Mit einem Zusatz von etwas Zucker und Maniokgrütze und mit ein wenig Urwaldphantasie schmeckt sie uns vortrefflich, wie leichte Schokolade, und sieht auch so aus.

Am nächsten Morgen fahren wir den Cariua-Igarapé noch wenige Stunden aufwärts vorbei an einem ansehnlichen Zuflusse zur Rechten mit milchig-weißem Wasser und gelangen bald darauf zu einem malerischen Fall von 4 bis 5 m Höhe in zwei Stufen. Durch einen riesigen, quer überliegenden Felsen hat sich der bis auf 10 m Breite zusammengedrängte, aber anscheinend sehr tiefe Bach im Laufe der Zeit einen breiten Weg gebahnt und stürzt unter dieser natürlichen Bogenbrücke brausend zu Tal. Dicker, gelber Schaum bedeckt in den ruhigen Buchten zu beiden Seiten unterhalb des Falles die dunkle Flut und schiebt sich hoch über unser Boot.

Auf altem, tief ausgetretenem Makupfad umgehen wir den Fall. Oberhalb schwimmen uns wieder Schaumbrocken entgegen, Anzeichen weiterer Stromschnellen. Der Bach soll in großem Bogen von dem Südabhange des Curicuriarygebirges kommen. Noch andere Menschenspuren finden wir hier, mit der Eisenaxt geschlagene Baumstämme und einen frisch ausgehauenen breiten Weg, der zu einer Hütte im Walde führt. Leute von Jucaby oder Camanaos sind kürzlich hier gewesen und haben Bauholz und Piassabafasern geholt. Diese braunen, elastischen Fasern hängen als Rest des von der Witterung zerstörten Gewebes dicht am Stamme herab. Manchmal dienen sie Giftschlangen als Wohnung. Durch Klopfen werden die Fasern von den holzigen Bestandteilen befreit. Auch meine Indianer nehmen dicke Bündel davon mit, um zu Hause Besen daraus zu verfertigen.

Wir fahren nun in den Rio Curicuriary zurück und verfolgen diesen weiter aufwärts, um zu einem Fußpfad zu gelangen, der, wie wir schon in São Felippe gehört haben, zum unteren Caiary-Uaupes führen soll. Die Uaupes-Indianer benutzen ihn häufig, um den bösen Stromschnellen des Rio Negro und den Übergriffen der Weißen in São Gabriel zu entgehen. Auch Flüchtlinge kehren auf diesem Wege in ihre Heimat zurück.

Nur sehr langsam kommen wir gegen die starke Strömung vorwärts, da Nasario jetzt mit Rücksicht auf seine geschundene Schulter einen willkommenen Grund hat zu faulenzen und tagelang untätig im Boot sitzt und Zigaretten raucht. Schmidt übernimmt das Steuerruder.

Von den wilden Maku, denen zuliebe wir überhaupt diese beschwer-

liche Reise unternommen haben, finden wir nur vereinzelte Spuren. An einer Stelle ist ein frisches Termitennest so an den überhängenden Ast eines Baumes gebunden, daß es den Wasserspiegel berührt. Ein schmaler Pfad führt waldeinwärts. Wie mir Ignacio erklärt, dient das kugelige Nest seinen wilden Stammesbrüdern als Köder für Aracufische. Der Schütze verbirgt sich dahinter im Gebüsch. Kommen nun die Fische, um nach dem Leckerbissen zu schnappen, so fallen sie dem sicheren Pfeil zur Beute.

Am 14. Februar treffen wir ein Kanu mit einem bekleideten Indianer und kommen kurz darauf an eine bewohnte Niederlassung, eine saubere Hütte mit schuppenartigem Anbau. Anfangs halte ich die Leute für zahme Maku, aber es stellt sich bald heraus, daß es Tukano sind, Eingewanderte vom nahen Caiary. Auch Besuch ist da. Im Hafen liegen viele Kanus. Bedienstete eines Kautschuksammlers am Rio Negro, ebenfalls Tukano, wollen bei ihren Verwandten Maniokstecklinge holen, um für ihren Herrn eine Pflanzung anzulegen. Die ganze Gesellschaft sieht schon recht zivilisiert aus. Einige halbnackte Weiber ziehen, als wir näher kommen, rasch bunte Zeugjacken an. Die Hütte steckt voll europäischen Gerätes. Außer den am ganzen Caiary gebräuchlichen Tonwaren, bemalten Schemeln, Körben u. a. bemerke ich nicht viel Indianisches.

Nach der Bewirtung entspinnt sich sofort eine lebhafte Unterhaltung, an der sich die Weiber eifrig beteiligen. Der Pfad zum Caiary sei sehr kurz und mit Boot und Gepäck gut zu passieren. Er gehe nicht unmittelbar vom Curicuriary aus, sondern von seinem linken Zufluß Capauary. In vierzehn Tagen könne man im leichten Kanu dorthin gelangen; wir mit unserer schwerfälligen Arche würden wohl drei Wochen dazu brauchen. Die Maku kämen manchmal in Scharen hier durch; sie hätten Furcht vor den Weißen. Bisweilen träten sie an den Stromschnellen aus dem Walde hervor, um gegen europäische Waren beim Durchschleppen der Boote zu helfen. Ihr eigentliches Gebiet sei an den Quellflüssen des Curicuriary, die man in drei Wochen erreichen könne. Die Maku aufzusuchen, sei unmöglich, da sie ohne feste Wohnsitze in den Wäldern umherstreiften.

An den folgenden Tagen passieren wir mit großer Mühe drei Stromschnellen, die einzigen des mittleren Curicuriary. An der einen finde ich Felszeichnungen, die nur leicht auf die Oberfläche des Steines geritzt und offenbar erst wenige Wochen, vielleicht Tage alt sind. Sie stellen in primitiver Ausführung Affen und Menschen dar, daneben Figuren ornamentalen Charakters. Hier wird mir zum erstenmal klar,

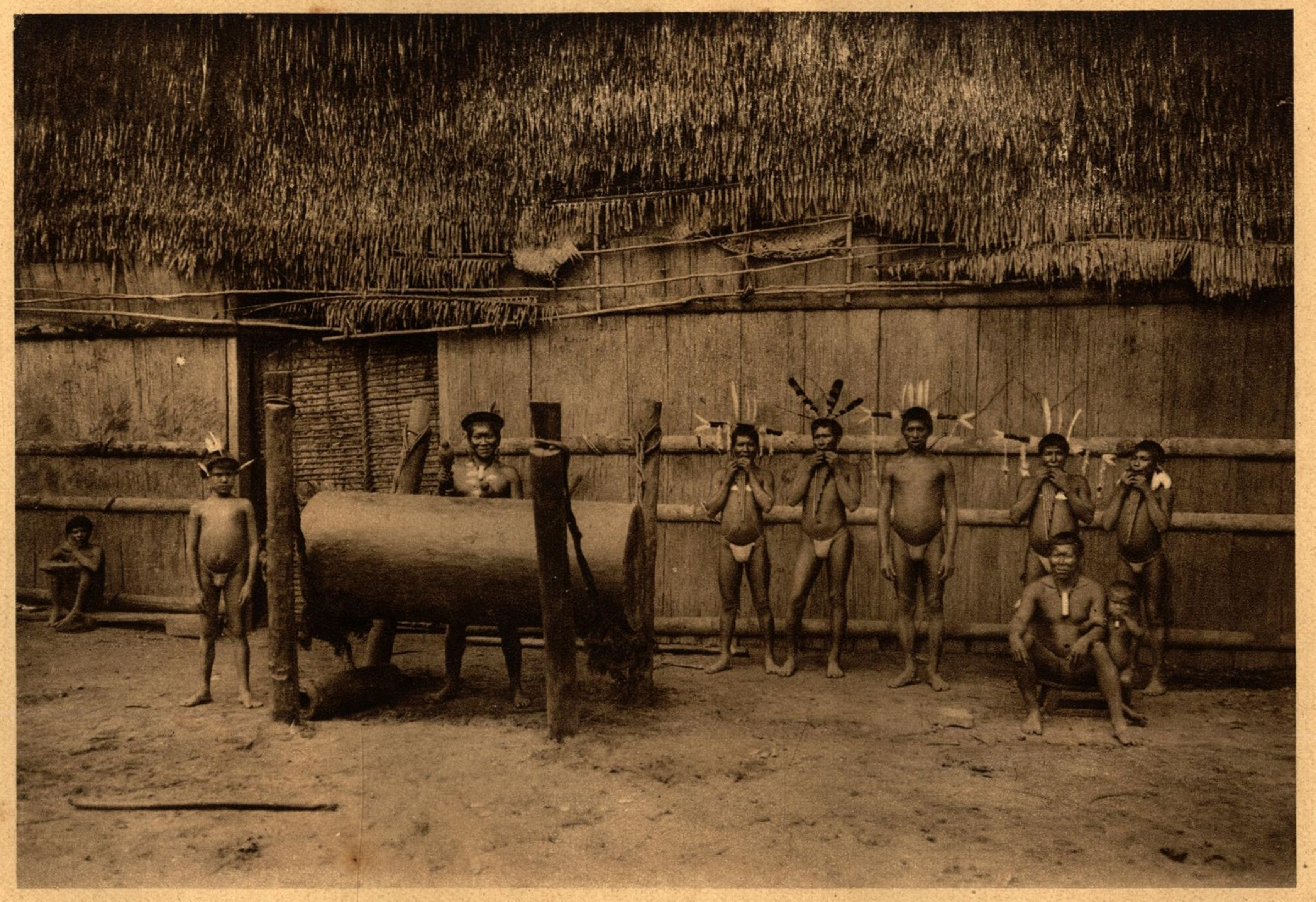
wie diese oft tiefen Gravierungen entstehen. Sie finden sich fast immer an Stromschnellen und Wasserfällen, wo viele flache Felsen umherliegen, und das Durchschleppen der Boote einen längeren Aufenthalt bedingt. Ein Indianer ritzt mit aufgerafftem, spitzem Stein halb unbewußt eine Figur nur leicht auf die glatte Felswand; die Zeichnung hält sich lange auf dem harten Gestein. Ein anderer, der später kommt, zieht, dem Nachahmungstrieb gehorchend, die Umrisse spielend nach, und so fort und fort, bis diese im Laufe der Zeit zu tiefen Rillen werden. Es bedarf dazu gar nicht einmal so langer Zeit.

Dieser Curicuriary ist ein merkwürdiger Fluß. Er scheint immer breiter zu werden, je höher wir kommen. Jedenfalls ist er hier bedeutend breiter als an seiner Mündung. Oberhalb der Stromschnellen fließt er ohne merkliche Strömung dahin. Bald breitet er sich seeartig aus, bald überschwemmt er weithin die niedrigen Ufer, die mit lichtem Wald bestanden sind. Selten unterbrechen kleine Hochwaldpartien die Einförmigkeit. Öfters stoßen wir auf Spuren von Fasersuchern, die an den zahlreichen Piassabapalmen reiche Ausbeute finden. Die Vegetation, die ganze Szenerie des stillen Flusses, der zu beiden Seiten Lagunen abzweigt, erinnert an den Issana unterhalb der Mündung des Aiary, nur fehlen im Curicuriary die großen Sandbänke.

Die Jagd ist spärlich und kann nur gelegentlich während der Fahrt ausgeübt werden, da der weithin überschwemmte Wald das Eindringen verhindert. Hin und wieder turnt eine Bande Uacari-Affen von Baum zu Baum, aber vergeblich versuchen meine Indianer, sie durch Nachahmen ihrer schnalzenden Laute, die wie das Entkorken einer Flasche klingen, anzulocken. Schwärme weißer Reiher bedecken wie riesige weiße Blüten einen hohen Uferbaum und erheben sich scheu, bevor wir auf Schußweite herankommen können. Bisweilen schießt Ignacio vom Boot aus einen Carara, der mit der Flügelhaltung des heraldischen Adlers auf einem Ast sitzt und sich sonnt, seltener einen Hokko oder an den wenigen höheren Uferstellen eine Taube. Der Fischfang liefert gar keine Beute, da die Fische sich in den überschwemmten Wald zerstreut haben. Immer wieder müssen die Fleischkonserven herhalten, die uns schon zuwider sind.

Verschiedenartige Stechmücken, Bienen, Wespen, Bremsen und anderes lästiges Ungeziefer verbittern uns manchen Lagerplatz. Besonders zudringlich sind die uns schon vom Aiary her bekannten „Schweißbienchen“, die mit Vorliebe Augen, Ohren und Nasenlöcher als Angriffspunkte nehmen. Zu Dutzenden sitzen sie auf dem Bissen, den man eben zum Munde führen will, und bekommt man eins zwischen

Tafel V



Signaltrommel der Tukano-Indianer. Rio Tiquié



die Zähne, so hat man einen Geschmack nach ranzigem Haaröl, und der Genuß ist hin. Das Wetter entschädigt uns wenigstens. Wir haben ruhige Nächte und sonnige Tage, in die vereinzelte Gewitter Abkühlung bringen. Zahllose Papageien beleben die sonst so einförmige Landschaft. An keinem Fluß habe ich so viele von den grünen Schreihälsen gesehen und gehört, wie an diesem „Curicuriary“, der seinen Namen „Papageienfluß“ mit Recht führt. Manche Palmstämme sind mit Löchern übersät, von denen eins nicht selten zwei bis drei Nester aufweist.

Am 19. Februar treffen wir verlassene Hütten, Kanus mit nackten Indianern, die bei unserer Annäherung entsetzt fliehen, und am folgenden Tage zwei kleinere bewohnte Malokas, die sich durch nichts von den Malokas am Aiary unterscheiden. Es sind wieder Tukano, Emigranten vom unteren Caiary, die sich in diese Einöde vor Unbilden einer brutalen Zivilisation gerettet haben. Schon in Camanaos wurde uns gesagt, es sei schwierig, hier oben Leute anzutreffen, weil dieser Fluß eine Art Zufluchtsort für Indianer vom Caiary sei, die ihren Herren ausgerissen wären oder sonst irgend etwas auf dem Kerbholz hätten.

In der ersten Maloka ist nur ein kranker Mann anwesend, den ein Stachelrochen am Fußgelenk bis auf den Knochen schwer verwundet hat. Seine junge, für den häßlichen Mann viel zu hübsche Gattin pflegt ihn. Vor einigen Monaten, so erzählt er, sei ein Weißer aus São Gabriel mit einem großen Boot den Fluß heraufgefahren, um mit Gewalt Leute zu holen; daher die Furcht vor den Weißen. Die Hängematte, an die der Kranke gebannt ist, schwankte, so zitterte der arme Kerl vor Angst, als João Grande, den ich vorausgeschickt hatte, ins Haus trat.

Viel Volk treffen wir in der zweiten Maloka. Ein Kaschirifest ist soeben zu Ende gegangen. Auch diese Leute benehmen sich anfangs recht ängstlich, werden aber bald zutraulich, als João sie über unsere Harmlosigkeit aufklärt. Haus und Bewohner zeigen noch wenig europäischen Einfluß. Die meisten Männer sind bis auf die schmale Schambinde nackt, die Weiber nur mit Röcken aus europäischem Kattun bekleidet. Auf meine Frage nach Ethnographica geben sie mir ausweichende Antworten. Auf einem Gestell, das zum Schutze gegen Ameisen, Termiten und andere kleine Zerstörer an einer starken Schnur von einem Querbalken des Daches frei herabhängt, liegen drei aus Palmblättern geflochtene, längliche Kasten, die in ganz Nordwestbrasilien zum Aufbewahren von Tanzschmuck dienen, aber sie gehören

angeblich „anderen Herren“, die auf Arbeit in den Kautschukwäldern am Rio Negro sind. Wir kaufen einigen Proviant und fahren bald weiter.

An mehreren dieser Wohnplätze sah ich zum erstenmal sehr zweckentsprechende Vogelfallen, die am Caiary allgemein im Gebrauch sind und besonders zum Fang von Tauben verwendet werden. Ein starkes Holz wird gebogen und mit beiden Enden fest in den Erdboden gesteckt. In einiger Entfernung davon und im rechten Winkel zu diesem Bogenholz wird eine elastische Gerte im Boden befestigt. Sie trägt am freien Ende eine aus Palmfasern gedrehte Schnur, die in eine Schlinge ausläuft. Im oberen Teil der Schnur ist ein Querhölzchen zu zwei ungleichen Teilen eingeknotet. Man stellt die Falle, indem man die Gerte umbiegt und das Querhölzchen mit dem kürzeren Ende, damit es sich später leichter auslöst, unter das Bogenholz klemmt. Zwischen das andere Ende dieses Sperrhölzchens und die beiden Bügel des Bogenholzes wird horizontal ein Stab geschoben, der das Sperrhölzchen in seiner Lage und dadurch die ganze Falle in der Spannung hält. Auf das eine Ende dieses Horizontalstabes, das bedeutend länger über das Bogenholz herausragt als das andere, wird kunstgerecht und möglichst unbemerkbar, bisweilen auf einem trockenen Blatt, die Schlinge gelegt. Setzt sich nun eine Taube auf dieses längere Ende, so drückt sie den Horizontalstab infolge ihrer Körperschwere abwärts. Dadurch wird das Sperrhölzchen frei, und die Gerte schnellt mit großer Gewalt zurück. Der Vogel aber flattert, an den Beinen gefangen, in der Schlinge (Abb. S. 135).

Beim Taubenfang werden mehrere dieser Fallen an der Außenseite eines niedrigen, runden Zaunes aufgestellt, der aus kreuzweise in den Boden gesteckten Stäbchen besteht. In der Mitte dieses Zaunes wird als Lockspeise Maniokgrütze gestreut. Aus Scheu vor dem Zaun fliegt die Taube nicht direkt zum Futter, sondern läßt sich in einiger Entfernung davon außerhalb des Zaunes nieder, trippelt nach ihrer Gewohnheit heran, hüpft auf den Horizontalstab, um über das Hindernis zu gelangen, und ist gefangen.

Wie mir die Indianer versichern, werden derartige Fallen, natürlich von weitaus stärkerer Konstruktion, auch zum Fang von größeren Vögeln, ja von Vierfüßlern und anderen Tieren verwendet.

Am 21. Februar erreichen wir endlich den kaum 40 m breiten Capauary, der uns zum Caiary führen soll. Er hat ebenso schwarzes Wasser wie der Hauptstrom. Nahe seiner Mündung liegen auf dem felsigen linken Ufer einige Tukano-Hütten, und dann kommen bis zum

Fußpfad keine Anwohner mehr. In den ersten Tagen hält es schwer, geeignete Lagerplätze zu finden, da das Hochwasser die niedrigen Ufer weithin überschwemmt hat. Ein Nachtlager wird mir immer in Erinnerung bleiben. Wir sind den ganzen Tag gefahren, ohne einen Fußbreit trockenen Landes anzutreffen. Ein umgestürzter dicker Baumstamm, der ein wenig aus dem Wasser hervorragt, bietet uns schließlich ein notdürftiges Plätzchen, um ein Feuer anzuzünden. In den Ästen, knapp über dem Wasserspiegel, schaukeln unsere Hängematten.

Das korkzieherartig gewundene, träge Flüßchen verliert sich in einem Netz von Armen und stillen Lagunen, die häufig untereinander in Verbindung stehen, Resten des alten Flußbettes, das sich beständig verändert, indem das Hochwasser die schmalen Landbrücken durchbricht.

Die Fahrt ist unbeschreiblich langweilig. Das geringe Tierleben bietet nur wenig Abwechslung. Streckenweise scheint die ganze Natur in tiefen Schlaf versunken zu sein. Die stumpfsinnigen Carara treten jetzt häufiger auf; ein Zeichen, daß die Trockenzeit zu Ende ist. Dieser Tauchervogel ist der schläfrigste der gefiederten Bewohner des Tropenwaldes. Sofort nach seinem reichlichen Mahle, das ausschließlich aus Fischen besteht, hockt er sich mit eingezogenem Hals auf dem oberen Ast eines Uferbaumes nieder und nimmt den kaum unterbrochenen Schlaf wieder auf. Wird er plötzlich aufgeschreckt, so läßt er sich in das Wasser plumpsen und taucht unter. Er vermag infolge der eigentümlichen Bildung seines Schnabels an zehn Minuten unter Wasser zu bleiben und weiter zu schwimmen und entgeht dadurch häufig seinem Verfolger. Anfangs ließen wir uns durch diese List öfters irreführen und waren sehr enttäuscht, wenn nach einem Schuß unsere Jagdbeute, die wir schon sicher in unseren Händen glaubten, viele Meter flußabwärts wohlbehalten wieder auftauchte. Die Carara, die an Schwarzwasserflüssen leben, sind recht schmackhaft, wenn auch sehr fett. Das weiße Wasser oder vielmehr seine Fische sollen einen üblen Einfluß auf das Fleisch der Carara haben und es tranig und ungenießbar machen. Dasselbe habe ich bei anderen Wasservögeln, besonders den Reiher- und Storcharten, beobachtet.

Öfters lassen sich Brüllaffen hören, deren Geheul auch als Vorbote der nahen Regenzeit gilt. Die Indianer sagen, daß die einzelnen Banden der Brüllaffen unter Häuptlingen organisiert seien, denen sie gehorchten, und die auch die Vorsänger bei ihren Konzerten bildeten. Köstlich ist es, wenn João Grande und Ignacio, die im Bug des Bootes nebeneinander rudern, den „Guariua tuschaua“ (Häuptling der

Brüllaffen) kopieren, der seine Frau zärtlich umschlungen hält und, sich vor- und rückwärts neigend, ein schauerliches Geheul ausstößt. Es gehört gar nicht viel Phantasie dazu, um in den beiden alten, grundhäßlichen Kerlen wirkliche Brüllaffen zu sehen.

Bald aber geht uns der Humor aus. Es regnet Tag für Tag in Strömen. Ignacio wird krank und liegt fiebernd unter dem Bootsdach. Deutlich kann man merken, wie die Langeweile die Leute nervös macht. Wenn im Wald in der Stille der Nacht ein dürrer Ast bricht oder irgendein Tier in das Wasser platscht, oder gar ein Baumriese, vom Zahn der Zeit zernagt, mit donnerähnlichem Krachen, in weitem Umkreis alles vernichtend, zu Boden stürzt, dann sagen die Indianer leise zueinander: „Borero!" Sie fürchten den Borero, einen bösen Dämon der Tukano. In scheußlicher Mißgestalt streift er durch den Wald und dreht den Leuten, die ihm begegnen, die Hälse um.

Am 28. Februar passieren wir über Land den mehrere Meter hohen Absturz von Yutuiru, wie die Tukano diesen Wasserfall nennen. Mit vereinten Kräften schleifen wir die leere Montaria, von der wir das Schutzdach abgenommen haben, die steile, felsige Höhe aufwärts auf den eigentlichen Pfad, den anscheinend schon viele Generationen in dieser Weise benutzt haben; denn die hohen Wurzeln der Bäume sind glatt abgeschliffen. Es ist ein tüchtiges Stück Arbeit. Nur Fuß für Fuß kommen wir mit Hilfe von Rollhölzern vorwärts. João hat das Piassabatau, das an der vordersten Ruderbank befestigt ist, auf der Höhe um einen Baum geschlungen, zieht es immer nach, wenn wir ein Stückchen weiterkommen, und hält mit aller Macht fest, wenn das schwere Boot wieder hinabzugleiten droht. Auf der Hälfte des Weges liegt ein Wrack unserer Vorgänger. Oberhalb des Falles schwimmt im Ufergebüsch ein aus frischem Holz geschnitztes, winziges Kanu, ein Kinderspielzeug. Zwei Tage vor unserer Ankunft, so haben uns die Tukano erzählt, sei eine große Montaria voll Indianer, Männer, Weiber und Kinder, hier durchgekommen, Kobeua vom Querary, die mehrere Monate in den Kautschukwäldern am Rio Negro gearbeitet haben und nun heimwärts reisen.

Noch drei Tage müssen wir die langweilige Fahrt fortsetzen, bis wir endlich am 2. März unter strömendem Regen am Fußpfad zum Caiary ankommen. Zur Abwechslung ist João krank an Rheumatismus und liegt tatenlos in der Hängematte. Während am anderen Morgen Schmidt und die beiden Maku mit dem Transport des Bootes beginnen, verfolge ich den Pfad, der breit, stellenweise aber sehr versumpft ist und Spuren häufiger Benutzung zeigt. Über eine unbedeu-

tende Anhöhe, die Wasserscheide, gelange ich, kräftig ausschreitend, nach fünfzig Minuten zum Hafen des Carana-Igarapé, der sein schwarzes Wasser dem Caiary zuführt. Dort treffe ich eine Bande Tukano-Indianer vom Caiary. Sie sind anfangs erschreckt, als so unerwartet ein mit Flinte bewaffneter Weißer aus dem Walde tritt, beruhigen sich aber sofort, als sie hören, daß ich der „Doktor aus São Felippe, der Freund der Indianer" sei. Sie haben schon davon gehört, daß ich den Issana und Aiary hinaufgefahren und über Land zum Caiary gegangen bin. Wie ein Lauffeuer hat sich die Nachricht von dem verrückten „Kariua", der weder Kautschuksammler, noch Händler sei, nur zum Vergnügen reise und allen möglichen unnützen Kram aufkaufe, über das ganze riesige Gebiet verbreitet. Wir haben uns offenbar gut eingeführt.

Die Leute haben drei Kanus, etwas Lebensmittel und ein wenig Kautschuk bei sich. Sie wollen über den Curicuriary zum Rio Negro fahren, um dort für ihren Herrn zu arbeiten. Ein älterer Mann zeigt mir seinen stark geschwollenen Fuß mit heftig eiternder Wunde und bittet mich um ein Heilmittel. Zwei Monate vorher ist ihm ein Baum darauf gefallen. Trotzdem will er die weite und beschwerliche Reise mitmachen.

In dem sumpfigen Grund nahe dem Ufer ist ein kreisrunder Behälter zum Aufbewahren von Schildkröten errichtet, ein an der oberen Hälfte mit Lianen zusammengeflochtener Zaun aus starken, tief in den Boden gerammten, etwa halbmannshohen Stöcken, die handbreit voneinander stehen.

Einige hohe Bäume beschatten das Grab eines Uaupes-Indianers, eines Flüchtlings, der, wie so viele, an der Mündung des Curicuriary seinem Herrn weggelaufen ist, um zu den Seinen zurückzukehren. Hier, fast schon in der Heimat, hat ihn sein Schicksal erreicht. Er konnte nicht mehr weiter und ist Hungers gestorben.

Mit zwei kräftigen jungen Männern wende ich mich zum Lager zurück. Der Transport des Bootes und Gepäcks geht nun rasch vonstatten. Leider ereignet sich dabei ein Unfall, der leicht böse Folgen hätte haben können. An einer abschüssigen Stelle gleitet das Boot den Leuten aus den Händen und stößt mit aller Wucht wider einen Baum. Ein breiter Riß klafft im Vorderteil, aber die Indianer wissen sich zu helfen. Mit einem alten Hemde Ignacios wird das Leck verstopft und das Boot mit einem Stück Tau und einem Holzknüppel stark geknebelt, so daß nur wenig Wasser eindringt. Auch beladen wir hauptsächlich das Heck.

Unter großem Hallo schleifen nun die Tukano ihre Kanus herüber, wobei ihnen meine Leute redlich helfen. Am nächsten Tage werden die Fremden mit Streichhölzern, Tabak, Perlen und anderem Kleinkram ausgelohnt, ich verbinde dem Alten seine Beinwunde, taufe in aller Eile ein kleines Mädchen auf den Namen „Emilia“, und dann scheiden wir als gute Freunde.

Der Carana-Igarapé ist sehr eng und voll niedergestürzter Baumstämme. Hier und da ist ein dicker Stamm, der jetzt hoch über dem Wasser liegt, mit der Axt frisch durchgeschlagen und zeigt die schwere Arbeit unserer Vorgänger, der Kobeua, die hier mit ihrer großen Montaria bei höherem Wasserstande sich einen Weg gebahnt haben. Bald biegen wir in einen schmalen Arm zur Linken ein, der bisweilen knapp so breit ist wie unser Boot. Mühsam müssen wir das Fahrzeug mit den Rudern weiterstoßen, an den Zweigen und Uferstämmen weiterziehen. Jeden Augenblick sitzen wir an seichten Stellen fest. Wir fahren durch ein mit hohen Schneidegräsern und niedrigem Gebüsch bestandenes Überschwemmungsgebiet. Wäre das Wasser nur ein wenig mehr gesunken, so würden wir mit unserem tiefgehenden Boot nie durchkommen. Endlich verlassen wir den gewundenen Arm und laufen in den nicht viel breiteren Bach ein, der hier sehr stark strömt. Reißend geht es eine Zeitlang abwärts. Scharf müssen die beiden Maku achtgeben und das Fahrzeug häufig noch im letzten Augenblick von einem drohenden Baumstamm oder quer überhängenden Ästegewirr mit dem Ruder abstoßen. Auch der immer noch kranke João hat beim Steuern keine leichte Arbeit. Die Sonne geht unter. Wir verzweifeln schon, noch vor Einbruch der Dunkelheit aus diesem Labyrinth herauszukommen, und befürchten, die Nacht wieder über dem Wasser zubringen zu müssen, was bei den zahllosen großen Moskiten gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des menschlichen Daseins gehören würde. Da öffnet sich vor uns eine kleine Lagune, und wir gelangen zu der auf ansteigendem Ufer liegenden Maloka der Tukano, die uns ihre Stammesbrüder verheißen haben. Die tolle Fahrt ist zu Ende, ein würdiger Abschluß dieser abenteuerlichen Tour zum Curicuriary. Es ist ein lange entbehrter Genuß, wieder unter menschlichem Dach zu schlafen, gegen Nachtregen geschützt.

Unterhalb der Maloka verzweigt sich der Carana-Igarapé in zahlreiche Kanäle und langgestreckte Lagunen und mündet schließlich in einen Arm des Caiary-Uaupes. Am 6. März nach vierstündiger Fahrt begrüßen wir die gewaltige Wassermasse dieses größten Nebenflusses des oberen Rio Negro. Der freie Ausblick über den herrlichen Strom

tut uns wohl. Erleichtert atmen wir auf wie einer, der nach langer Haft der Freiheit wiedergegeben ist.

Der Caiary hat an dieser Stelle eine Breite von mindestens 600 m und dunkelgrünes Wasser. Beide Ufer sind mit schönem Hochwald bestanden, dessen Baumkronen von dichten Schlinggewächsen laubenartig überwachsen sind, während an den Stämmen zahlreiche Orchideen und andere Schmarotzer nisten. Am linken Ufer lugen die braunen Malokas der Indianer aus dem Grün hervor.

Wir durchkreuzen die schwache Strömung des Flusses und besuchen die Maloka Cururu, um Lebensmittel zu kaufen. Der Besitzer, ein Tariana vom mittleren Fluß, der hier mit anderen Indianern Kautschuk ausbeutet, ist nicht anwesend. Wir treffen nur einige nackte und festlich bemalte Tukano-Jünglinge, die mit gedunsenen Gesichtern in der Hängematte faulenzen und auf der Panpfeife blasen. Viele Flöten liegen umher. Inmitten des Hauses stehen ein Kaschiritrog und mehrere große Kaschiritöpfe; aber sie sind leider leer. Wir erhalten nichts, keine Hühner, keine Fische, keine Maniokfladen, und müssen wieder zu Konserven unsere Zuflucht nehmen, die schon auf die Neige gehen. Meine Leute sind krank und unzufrieden; sie wollen nach Hause. Eigentlich kann ich es ihnen nicht verdenken; denn sie haben sich ursprünglich nur für zehn bis zwölf Tage verpflichtet, und nun dauert diese Reise bereits einen Monat. Wir fahren deshalb an das rechte Ufer zurück zur Niederlassung Porto Alegre, wo ein Weißer namens Albino wohnen soll.

Der Platz besteht aus zwei primitiven Häusern brasilianischen Stils mit Strohdach und lehmbeworfenen Wänden. Das eine, dessen vorspringendes Dach eine Art Veranda bildet, dient als Wohnhaus, das andere, nach dem Holzkreuz auf dem Giebel zu urteilen, als Kapelle. Albino, ein hellfarbiger Mestize, empfängt uns freundlich am Hafen. Anfangs hat er uns für Colombianer gehalten, die auch hier in üblem Rufe stehen. Wie er erzählt, hat er sich für alle Fälle in Waffenbereitschaft gesetzt, seine Winchesterbüchse geladen und die nahe wohnenden Indianer benachrichtigt. Er ist angenehm überrascht, als er uns erkennt, die er schon flüchtig in São Felippe gesehen hat. Auch seine Frau stellt er uns vor, eine sehr häßliche Tukano, und seine drei niedlichen Kinderchen, einen Jungen und zwei Mädchen. Das kleinste Kind hat leider die krankhafte Gewohnheit des Erdessens, die unter den Indianerkindern vielfach verbreitet ist. Es leidet offenbar an Leibweh, und sein Schreien stört uns nachts den Schlummer.

Albino verliert sehr bei näherem Bekanntwerden. Er ist ein

„pobre diabo“, wie der Brasilianer sagt; ein Wort mit verächtlicher Nebenbedeutung, das im Deutschen keine genaue Entsprechung hat: ein „armer Teufel“, sowohl in materieller, als auch in geistiger Beziehung. Er ist ein typischer Lügner. In seinen Erzählungen mischen sich beständig Wahrheit und Dichtung, und es hält schwer, die Spreu von dem Weizen zu scheiden. Welches Thema wir auch immer anschlagen, — alles kennt er, überall ist er gewesen. Er erzählt von großen Reisen, die er gemacht, von furchtbaren Abenteuern, die er bestanden hat. Vieles erscheint uns unglaubwürdig und stellt sich später als Lüge heraus.

Er hat angeblich schon den Tiquié bis an seine Quellen befahren. Dort treffe man die Andira-Indianer (Fledermaus-Indianer), eine Art Maku. Ohne feste Wohnsitze streiften diese nur des Nachts umher; bei Tage aber schliefen sie sehr fest, mit Händen und Füßen an Baumästen hängend, wie Fledermäuse, und seien so leicht zu fangen.

Von den Colombianern erzählt er neue Schandtaten, die sich weit im Quellgebiet des Caiary zugetragen haben sollen. Sie wären dort mit den Umaua, einem sonst als friedlich bekannten Stamme, in blutigen Streit geraten.

Öfters erhalten wir Besuch von Indianern der umliegenden Malokas, die Bilderbücher und Photographien betrachten wollen. Der Häuptling der nur wenig flußaufwärts gelegenen Tukano-Maloka Santarem, der wie ein behäbiger Dorfschulze aussieht, kommt mit Frau und Kind und bringt uns frischwarme Maniokfladen und goldgelbe Pupunya-Früchte. Der Tariana von Cururu bessert mit seinen Leuten unser Boot aus. Beständig sind wir von Neugierigen umlagert, die besonders über meine Sprachkenntnisse immer wieder in Erstaunen ausbrechen, da das Siusi, das ich vom Aiary her noch einigermaßen verstehe, in vielen Wörtern mit dem Tariana identisch ist. So wäre Porto Alegre, abgesehen von den zahllosen Stechmücken, für uns ein ganz unterhaltender Platz, wenn uns nicht manchmal der Hunger plagte. Es ist beinahe so, wie einst in São Gabriel. Albino und seine Frau tun fast nichts für die Bewirtung ihrer Gäste. Sie haben anscheinend selbst nichts. Mehrmals rettet Ignacio die Situation und versorgt uns mit großen Fischen, die dieser gewandte Maku mit einer zugespitzten Stange, einem ad hoc gemachten Fischspeer, im nahen Bach erlegt; aber der größte Teil davon verschwindet auf Nimmerwiedersehen in Frau Albinos Küche. Es ist höchste Zeit, daß wir weiterkommen.

Schon während der langweiligen Fahrt auf dem Capauary habe ich den Beschluß gefaßt, vom Caiary aus nicht direkt nach São Felippe

zurückzukehren, zumal die Curicuriary-Tour ethnographisch ziemlich ergebnislos verlaufen ist, sondern den Tiquié soweit wie möglich zu befahren. Aus den phantastischen Erzählungen Albinos und den Angaben der Indianer habe ich wenigstens so viel heraus gehört, daß dieser Fluß von mehreren Stämmen stark besiedelt ist und mir ein reiches Arbeitsfeld bieten wird. Da ich für diese Reise nicht genügend ausgerüstet bin, so fährt Schmidt mit meinen bisherigen und sieben neuen Ruderern in einem eleganten Kanu, einem wahren Rennboot, nach São Felippe, um dort Tauschwaren und photographische Platten zu holen, vielleicht auch die inzwischen angekommene Post. Ich will einstweilen allein vorausfahren.





XIII. Kapitel

Bei den Tukano- und Desana-Indianern

Am Morgen des 11. März fahre ich ab, dem Tiquié entgegen. Ich habe nur drei Ruderer bekommen können, die sämtlich dem großen Stamme der Tukano angehören: Battista, den Schwager Albinos, Augustino, einen älteren Mann, als Pilot und einen schlanken, bis auf die Schambinde nackten Jüngling vom Cabary-Igarapé, einem Zufluß des mittleren Tiquié, namens Mandu, der eines Tages mit seinen Angehörigen auf der Durchreise in Porto Alegre vorsprach und von Albino für mich gemietet wurde.

Wir machen einen kurzen Besuch in dem gegenüberliegenden Nanarapecuma (Ananasspitze), Battistas Heimatort, wo dieser seine Hängematte und Maniokfladen als Reisezehrung holen will. Das Dorf, eine frühere Mission, setzt sich aus zwei brasilianischen Wohnhütten und einer geräumigen Maloka zusammen. Zurzeit scheint nur Battistas Familie anwesend zu sein, seine Mutter, seine junge Frau und einige hübsche Kinderchen. Die Weiber sind gerade bei der Töpferei. Ein paar wohlgeformte Töpfe aus frischem Ton stehen zum Trocknen in einer Ecke der Wohnung nahe dem Herdfeuer.

Die Nacht verbringen wir in Agutiroca (Aguti-Haus), einer eben-

falls von Tukano bewohnten Maloka von sechs Feuerstellen auf dem hohen rechten Ufer. Wir werden in Abwesenheit der Männer von einer älteren, sehr energischen Dame empfangen. Während sie sich mit uns unterhält, kommt ein etwa dreijähriger, kräftiger Knabe aus der Schar seiner Gespielen herbeigesprungen, nimmt ihr die Zigarette aus der Hand, tut einige Züge daraus und gibt sie ihr zurück. Darauf macht er es sich auf ihrem Schoß bequem und saugt eifrig aus ihrer Brust den erfrischenden und nährenden Trank. Keinen Augenblick hat die Frau dabei ihre Rede unterbrochen.

Auf der Weiterfahrt kommen wir an einem „Lappenbaum“ vorüber. Am linken Ufer ragt ein uralter, einst niedergestürzter und gänzlich der Rinde entkleideter Baumstamm aus dem Wasser. Er ist der Sitz eines alten, weiblichen Zauberarztes, so erklärt mir Battista. Jeder Indianer, der hier flußaufwärts vorbeifährt, läßt dem Geist eine mehr oder minder wertvolle Gabe zurück, um sich eine gute Reise zu sichern. Es hängen da: eine zerrissene Hängematte, ein Körbchen mit einem Stück Maniokfladen darin, ein Affenfell, mehrere Fische, ein Paket brasilianischen Tabaks, das sich bei näherer Untersuchung als leer erweist, einige verschnürte Bündel unbekannten Inhalts, Blätter aus feinem, rotem Baumbast, die von den Indianern als Zigarettenumhüllung verwendet werden, ein altes Hemd, sogar ein rundes Termitennest und anderes mehr. Auch wir spenden unseren Tribut in Gestalt einiger Zitronen und Waldfrüchte, um uns den Geist günstig zu stimmen (Abb. S. 154).

Gegenüber der Mündung des Tiquié, die wir gegen zehn Uhr erreichen, hat sich ein junger Brasilianer angesiedelt. Wir frühstücken in seinem noch unfertigen Blockhaus, das er sich von einer Anzahl Indianer erbauen läßt. Abilio, so heißt er, stammt aus dem fernen Matto Grosso. Er hat in Cuyaba das Gymnasium und in Rio de Janeiro die Kriegsschule besucht. Seine Verwandten sitzen als Herren auf den großen Viehwirtschaften um Cuyaba. So haben wir manchen gemeinsamen Bekannten, da ich mich (1899) mehrere Wochen in der Hauptstadt Matto Grossos aufgehalten habe.

Der Rio Tiquié, der uns nun aufnimmt, kommt aus Westen und hat schwarzes Wasser. Wenige Stunden oberhalb seiner Mündung, wo er eine Breite von etwa 150 m hat, fließt ihm von Süden her der ansehnliche Ira-Parana zu, der der schwarzbraunen Farbe seines Wassers seinen Namen „Honigfluß“ verdankt. Sein Unterlauf sei unbewohnt; in seinem Quellgebiet aber treffe man neben anderen Stämmen viele Maku, die zum Teil seßhaft seien, und weiter im Süden

die Yahuana und Miranya. Nach etwa dreißig Tagen Kanufahrt komme man an einen Pfad, der in einem Tag zu einem Zufluß des Yapura führe, oder auch „Yupura", wie die Indianer vielfach diesen großen Nebenfluß des Amazonenstromes nennen. Die Yahuana und Miranya seien schon Yapura-Bewohner.

Wir verlassen öfters den Hauptfluß, dessen starke Strömung unseren geringen Kräften große Schwierigkeiten bereitet, und fahren durch die schmalen Arme, in die sich der untere Tiquié verzweigt, um seine vielen Windungen abzuschneiden. Der Tiquié zeigt den Typus aller Flüsse zwischen dem Rio Negro unterhalb der Einmündung des Caiary-Uaupes und dem Yapura. Sein unteres Flußgebiet ist bis auf wenige höhere Stellen Flachland. Aus den Überschwemmungen, die bei Hochwasser beide Ufer heimsuchen, haben sich im Laufe der Zeit zahlreiche Seen gebildet, die mit dem Hauptfluß durch schmale Zugänge in Verbindung bleiben und von kleinen Wasseradern gespeist werden. Alle diese Seen und die Zuflüsse des unteren Tiquié haben schwarzes Wasser und führen zum Teil davon ihre Namen, so der „Blutsee", der „Rotwasserbach" und andere. Die Vegetation zeigt den echten tropischen Sumpfwald, wie man ihn sich nur in der kühnsten Phantasie vorstellen kann. Überall sieht man mangrovenartige Laubbäume, unter deren gebogenen Stützwurzeln zur Not ein Kanu durchfahren kann, mit langen Stacheln bewehrte Yauary-Palmen, hohe Miriti-Palmen mit ihren mächtigen Blätterkronen und die mannigfachsten Epiphyten, die der von Wasserdampf geschwängerten Luft ihr Schmarotzerdasein verdanken. Alles ist von Schlingpflanzen zu einem unentwirrbaren Chaos verstrickt. Tagsüber haben wir unter Wolken von Stechmücken zu leiden, die morgens und abends von großen Bremsen abgelöst werden.

Wir übernachten in vereinzelten Malokas, die jetzt zur Zeit der Kautschukernte leer stehen und von Sandflöhen wimmeln, oder unter offenen Schuppen von Kautschuksammlern. Der untere Tiquié ist verhältnismäßig reich an Kautschuk minderer Qualität, der nicht von Weißen, sondern nur von Indianern in primitiver Weise und mit geringem Ertrage ausgebeutet wird.

Von Zeit zu Zeit begegnen wir Kanus mit nackten Insassen, die rasch an uns vorüberfahren oder auch, wenn es Bekannte sind, meine Leute in längeren Gesprächen festhalten. Ihre Ladung, ein wenig Kautschuk und Lebensmittel, Maniokgrütze, Bananen, Ananas und lebende Hühner, ist für Abilio bestimmt.

Am 14. März kommen wir frühmorgens zu einem rechten Neben-

fluß, an dem wir eine bewohnte Ansiedlung zu finden hoffen. Mühsam bahnen wir uns einen Weg durch das Ästegewirr, da die Indianer nur einen schmalen Durchschlupf für kleine Kanus freigelassen haben. Weiter oberhalb kräht ein Hahn, Battista wirft sich in Besuchstoilette, d. h. er setzt seinen alten Filzhut auf, das sicherste Zeichen, daß die Ansiedlung nahe ist. Ein kräftiger Alter erwartet uns am Hafen. Zur Feier unserer Ankunft hat er ein unglaublich zerrissenes und schmutziges Hemd angezogen. Etwas abseits, inmitten einer großen Maniok-Pflanzung steht ein kleines Haus, viel zu klein für so viele Bewohner, sieben Männer, ebenso viele Weiber und zehn Kinder. Die zwei Räume, in die das Haus durch niedrige Scheidewände geteilt ist, hängen voll Hängematten. Bei den Kuraua, die hier wohnen, sind mehrere Miriti-Indianer vom mittleren Tiquié mit ihren Familien zu Besuch, auffallend große, herkulisch gebaute Männer mit klobigen Gesichtern, die infolge starker Entwicklung der Stirnwülste einen finsteren Ausdruck aufweisen. Die Kuraua, die sich in ihrer Sprache Yohoroa nennen, sind aus Yukirarapecuma (Salzspitze), dem Hauptsitze dieses kleinen Stammes am mittleren Caiary, hierher eingewandert.

Die Unterhaltung findet in der Tukanosprache statt, die am ganzen Tiquié als Verkehrssprache gilt. Zudem sprechen die Miriti oder Neenoa, wie sie sich selbst nennen, heute nur noch Tukano, und die Kuraua einen Dialekt, der nur wenig davon abweicht. Die Neenoa hätten früher eine sehr häßliche Sprache gehabt, „häßlich wie Maku".

Ein solches zeremonielles Zwiegespräch ist nach unseren Begriffen äußerst langweilig anzuhören. Der eine stößt einzelne kurze Worte rasch hervor; der andere wiederholt immer das letzte Wort, wobei er häufig „ha, e, aha" und andere Laute hinzufügt. Öfters wiederholen beide mehrmals wechselweise ein Wort und lassen es mit vielen höflichen „ha, e, aha, nötäui, nötäpi, nötapa, nötäui(ne), nötäpano, nötäpena" usw. in unzähligen Variationen leise verklingen. Dabei wird nur mit halblauter, gleichgültiger Stimme und langen Pausen gesprochen. Die Sprechenden schauen sich wie am Aiary nicht an, sondern blicken zu Boden oder zur Seite.

Battista und Augustino kehren von hier aus zurück, nachdem sie mir drei neue Ruderer besorgt haben, mit denen ich sogleich die Reise fortsetze. Am nächsten Morgen erreichen wir an einem größeren linken Nebenbach ein von Desana bewohntes Haus.

Die Desana des Tiquié sind vom benachbarten Papury, dem zweitgrößten rechten Nebenflusse des Caiary, eingewandert, wo noch heute die Hauptmasse des Stammes sitzt. Am Tiquié bewohnen sie mindestens

ein Dutzend Malokas mit zweihundert bis dreihundert Seelen. Bei den alteingesessenen Tukano gelten sie noch jetzt als Eindringlinge, was sich in der Lingoa-geral-Bezeichnung Papury-uara (Papury-Bewohner) ausspricht, die ihnen die Tukano gern beilegen. Von ihren Nachbarn werden die Desana etwas über die Achsel angesehen. Sie sollen der einzige Stamm sein, der Ehen mit Maku eingeht, was z. B. die Tukano streng vermeiden. Überhaupt haben sie im Äußeren etwas „Makuähnliches". Manche halten sie geradezu für Mischlinge zwischen Maku und anderen Stämmen. Ich möchte dies nicht annehmen, da sie eine eigene, vom Tukano sehr verschiedene, wenn auch zu derselben Gruppe gehörende Sprache sprechen. Zu den Tukano des Tiquié stehen die Desana in einer Art von freundschaftlichem Untertanenverhältnis; aber zwischen beiden Stämmen herrscht ein gewisser Antagonismus, wie ich mehrfach beobachtet habe. Bei Begegnungen auf dem Fluß fahren beide Teile meistens ohne Gruß aneinander vorüber. Eines Tages, als ich mit Desana-Ruderern im Walde frühstückte, kam ein Boot mit Tukano an. Nur mein Tukano Mandu ging zum Hafen und führte mit seinen Stammesgenossen ein längeres Gespräch. Die Desana begrüßten die Fremden nicht einmal, geschweige denn, daß sie sie zu ihrem Frühstück einluden, wie es sonst üblich ist.

Somatisch unterscheiden sich die Desana sehr von den anderen Stämmen des Tiquié. Ihr Körper ist bei weitem nicht so gut proportioniert und wohlgebildet, sondern von plumpem Knochengerüst. Charakteristisch sind die bedeutende Kopfhöhe, das gewölbte Hinterhaupt und das struppige Haar. Die durchschnittlich häßlichen, ovalen Gesichter fallen auf durch starke Stirnwülste, vorspringende Backenknochen, rohe Stumpfnasen mit dicker Spitze und schlitzförmige, etwas schräggestellte Augen.

Sie nennen sich selbst Wina. Der Name Desana ist einer Aruaksprache entnommen; denn die Tariana, die ein reines Glied der Aruakgruppe darstellen, nennen diesen Stamm in ihrer Sprache Dätsana.

Die Desana, bei denen wir Unterkunft gefunden haben, sind offenbar wohlsituierte Leute. Wir werden reichlich bewirtet. Über einem Querbalken des Hauses hängen ganze Lasten reifer Maiskolben. Ein großer hellgrüner Papagei mit gelben Federn im Schwanze krabbelt darauf herum und knabbert daran, wird aber jedesmal von den Weibern unter lautem „Tsu — tsu — tsu — tsu — — —!" oder „Sch — sch!", wie bei uns, verjagt. An einem Hauspfosten hängt ein dickes Bündel Tanzklappern, geflochtene Bänder mit anhängenden halbierten, harten,

braunen Fruchtschalen, wie sie am Aiary von den Tänzern um den rechten Fußknöchel getragen werden. Auf einem Lattengestell stehen zwei Federschmuckkasten. Aber alle diese schönen Sachen scheinen einem Abwesenden zu gehören und nicht verkauft zu werden. Wenigstens steht man meinen Handelsgelüsten sehr kühl gegenüber. Ein langer Kerl mit finsterem, häßlichem Gesicht, der mich überhaupt nicht begrüßt hat, sondern die ganze Zeit, mich argwöhnisch betrachtend, in der Hängematte liegt, hat den berühmten Schmuck der Uaupes-Indianer, einen feingeschliffenen und an dem einen Ende durchbohrten Quarzzylinder, um den Hals hängen. Als ich ihn frage, ob er ihn mir verkaufen wolle, antwortet er nur sehr lakonisch, aber mit Nachdruck: „Nein!“ Ein Alter will für einen Quarzschmuck und drei Fußklappern eine Flinte haben! Nach langem Hin- und Herreden erstehe ich drei Klappern — viel zu teuer — für ein großes Waldmesser. Bei den Verhandlungen tut sich eine alte Frau sehr hervor und überschreit schnatternd die Männer. Auch hier sehe ich ein zwei- bis dreijähriges Mädchen an der Mutterbrust trinken.

Zum Abschied muß ich Kinder taufen, zwei Mädchen. Das eine das schon recht groß ist, weint und sträubt sich heftig. Ich taufe es auf den Namen Antonia, den ich wiederum selbst vorschlage; den anderen Namen, den mir die Indianer sagten, habe ich falsch verstanden und dann vergessen; jedenfalls war er sehr sonderbar.

Am nächsten Tage bringen mich drei Desana zum Urubu-Lago, wo wir gegen Abend ankommen. Wir fahren bis an das Ende des langgestreckten Sees, steigen eine Anhöhe aus gelbem Lehm hinan durch niedrigen Wald und gelangen über einen freien Dorfplatz zu einer unfertigen, an der Vorder- und Rückseite offenen Maloka.

Von einem dicken älteren Herrn namens Marco werden wir freundlich empfangen. Er setzt sich bald zu mir und erzählt mir in Lingoa geral, die er vollkommen beherrscht, seine Lebens- und Leidensgeschichte. Sein verstorbener Vater sei Häuptling von Taracua gewesen, einem jetzt eingegangenen, großen Dorf der Tukano, einer früheren Mission, die etwas oberhalb der Mündung des Tiquié auf dem rechten Ufer des Caiary lag. Er selbst habe eine große Maloka in Cururu am unteren Tiquié gehabt, aber eines Tages sei der frühere Superintendente von São Gabriel mit seinen bösen „Surara“ (Soldaten) gekommen, habe seine schöne Maloka mit allem Hausgerät niedergebrannt und die Bewohner mißhandelt. Er zeigt mir eine breite Narbe über seiner Oberlippe, die von einem Säbelhieb herrührt. Seine Frau hat davon eine Narbe über der einen Hand. Marco flüchtete

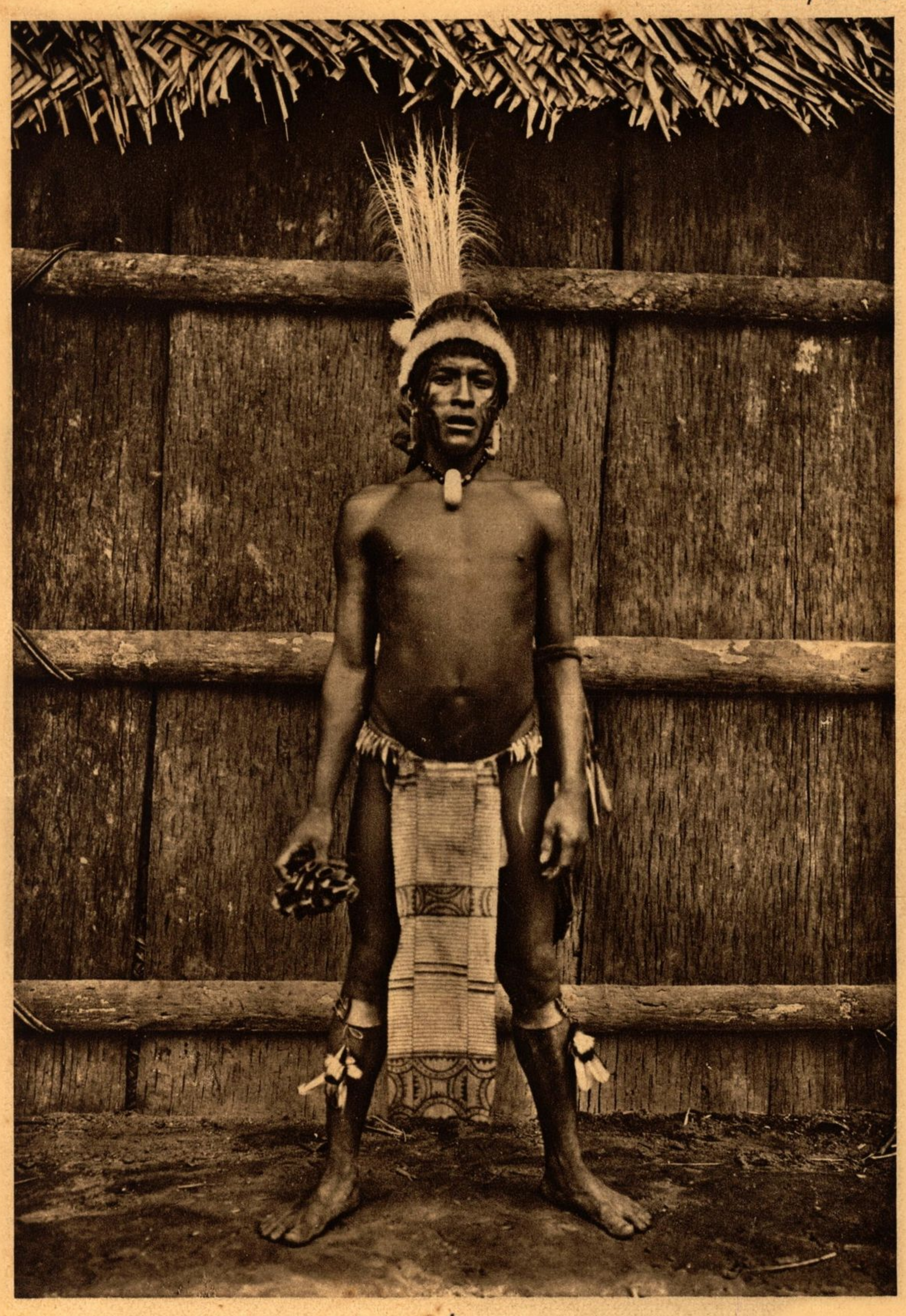
sich mit seinen Angehörigen zum Urubu-Lago unter den Schutz der Neenoa, denen diese neue Maloka gehört. Hinter der Maloka hausen er und seine erwachsenen Söhne mit ihren Familien eng zusammengepfercht in einigen provisorischen Hütten.

Im Laufe der Unterhaltung zählt er mir alle Orte, die ich am Tiquié passieren müsse, und alle Stämme, die ihn bewohnen, in seiner Sprache auf. Von sich sagte er stolz, indem er sich auf die Brust schlägt: „Isché tukano — dachsé, tukano mira — dachsea!“ „Ich bin ein Tukano, wir sind Tukano!“ Auch am Papury säßen viele und volkreiche Stämme: „Mira — mira — mira!“ („Leute — Leute — Leute!“) Alle Stämme des Tiquié seien gut, nur die Maku taugten nichts.

Ich will hier Schmidt erwarten. Marco errichtet mit seinen Söhnen in einer Ecke der Maloka ein Gerüst, auf dem er mein Gepäck aufstapelt, zum Schutze gegen die Blattschneide-Ameisen, vor deren scharfen Kiefern kein Leder sicher ist. Während der nächsten zwei Wochen verlebe ich hier allein mit den Indianern friedliche und genußreiche Tage. Bald bin ich mit diesen prächtigen, unverdorbenen Menschen so vertraut, als wenn wir uns schon seit Jahren kennten. Große Freude mache ich ihnen, wenn ich erkläre, daß ich nun ganz zu den „Urubu-ipaua-uara“ (Urubu-Lago-Bewohnern) gehöre.

Jeden Abend sitzen wir zusammen und treiben wissenschaftliche Studien. Ich erzähle ihnen von den Stämmen am fernen Xingu, die ich 1899 kennengelernt habe, und sie geben mir ethnographische Einzelheiten über die Anwohner des Caiary und seiner Nebenflüsse. Später hocken wir uns vor die Maloka, auf den weißen Sand des Dorfplatzes, um die frische Nachtluft zu genießen, und nun kommt die Astronomie an die Reihe. Der neue Mond wird mit Jubel begrüßt. Sie zeigen und benennen mir die an dem klaren Himmel wunderbar leuchtenden Sternbilder, in denen ihre Phantasie Menschen und Tiere, häufig Gestalten ihrer Sage, und nach der Ähnlichkeit Gegenstände des täglichen Lebens sieht. Was ich so durch praktischen Unterricht lerne, wird bei Tag aus dem Gedächtnis wiederholt und durch Zeichnungen in den Sand und mit dem Bleistift in das Skizzenbuch in richtiger lokaler Anordnung der einzelnen Konstellationen erläutert und gefestigt.

Die Sterne haben für den Indianer, abgesehen davon, daß sie mit seinen Mythen eng zusammenhängen, ein ganz besonderes, praktisches Interesse. Sie gelten ihm als Zeitmesser, als Wegweiser; nach der Stellung der einzelnen Sternbilder zueinander berechnet er die



Tuyuka-Indianer in vollem Tanzschmuck. Rio Tiquié



Jahreszeiten, bestimmt er die Arbeit in seinen Pflanzungen. Daher freut es ihn auch, wenn man dieses Interesse teilt. Bin ich in diesen Stunden der Schüler, so kann ich ihnen wieder imponieren, wenn ich die „Muhipu“ (Sonne) herunterhole, d. h. ihnen die Haut mit einem Vergrößerungsglas verbrenne. Man kann aber auch die Wissenschaft übertreiben. Eines Nachts gegen vier Uhr weckt mich ein junger Mann, einer meiner eifrigsten Lehrer, aus süßem Schlummer: Ich solle einmal hinausgehen, der „Bolaka“ (Morgenstern) sei so schön zu sehen!

Größere Schwierigkeiten habe ich bei der Sprachaufnahme, deren Zweck sie nicht einsehen. Ich muß alle Wörter gleichsam spielend aus ihnen herausholen, dann macht es ihnen selbst Spaß, und ich erhalte das, was ich haben will. Über die Pronomina können wir uns gar nicht einigen, trotz ihrer Bereitwilligkeit und Engelsgeduld; sie verstehen mich einfach nicht. Hier spricht kein Mensch auch nur eine Silbe Portugiesisch und nur wenige die Lingoa geral. Als ich Marco nach den Verben „gebären“ und „geboren werden“ frage, antwortet er mir zu meinem Erstaunen ganz leise und mit einem verlegenen Seitenblick auf die Weiber. Es ist gewiß ein feiner Anstandsbegriff, daß der Mann sich scheut, über eine Handlung zu sprechen, die nur die Frau angeht, und bei der die Anwesenheit der Männer ausgeschlossen ist. Gar nicht prüde sind sie dagegen bei Wörtern, die wir allenfalls nur verblümt auszusprechen wagen. Ja, es bereitet ihnen offenbar einen naiven Genuß, mich wiederholt nach dergleichen in meiner Sprache zu fragen. Meine gute Erziehung sträubt sich bisweilen, ihre neugierigen Fragen zu beantworten, zumal in der Anwesenheit von Damen, die jedoch „gar nichts dabei finden“. Nie habe ich den Eindruck, daß es sich um bewußte Zoten handele.

Auch meinen Namen wollen sie wissen. „Dotoro“, erkläre ich ihnen, sei in meiner Heimat dasselbe wie hier „Payé“ (Zauberarzt). „Koch“ bemühen sie sich vergeblich nachzusprechen. Der dicke Marco bringt schließlich einen heftigen Schnarchlaut zustande, der von allen unter jauchzendem Jubel nachgeahmt wird. Noch lange, nachdem wir uns mit einem freundlichen: „Bis morgen!“ getrennt haben, ertönen diese linguistischen Schnarchkünste aus den verschiedenen Hängematten.

Über meine Herkunft und meine Familienverhältnisse muß ich ihnen genauen Bescheid geben: ob ich „Flußbewohner“ oder „Gebirgsbewohner“ sei, ob ich eine Frau, und wie viele Kinder ich habe. Den Photographien meiner Angehörigen, besonders vier Bildern meiner Braut, bringen sie das größte Interesse entgegen. „Zeige deine Frau!“

so heißt es immer wieder, und ebenso oft kehrt die durch die vier verschiedenen Aufnahmen veranlaßte Frage wieder, ob ich vier Frauen habe, wie es sich für einen so mächtigen und reichen Häuptling geziemt.

Ihre Ehrlichkeit ist verblüffend. Ich könnte alle Koffer offen stehen lassen; sie entwenden nichts. Sogar bedruckte Papierschnitzel, die ich wegwerfe, Stückchen abgetropften Stearins legen sie mir immer wieder sorgfältig auf meinen Klappstuhl.

Viele Indianerinnen heiraten außerordentlich früh. Hier gibt es zwei Frauen, die kaum dem Kindheitsalter entwachsen sind und vielleicht vierzehn bis fünfzehn Jahre zählen. Die eine hat schon zwei Kinder, darunter ein Mädchen von mindestens drei Jahren.

Marco kann als reiner Typus des Tukano-Stammes gelten, dessen charakteristische Merkmale folgende sind: Runder, dicker Kopf, breites Gesicht mit meist gerade gestellten Augen und gutmütigem Gesichtsausdruck, häufig starke Stirnwülste, großer Mund mit vollen Lippen, gerade Nase mit breiten Nasenflügeln, welliges, bisweilen fast gelocktes Haupthaar. Die gewöhnliche Körperhöhe beträgt zwischen 160 und 170 cm. Sehr häufig trifft man bei diesem Stamme wohlbeleibte, breitschulterige Gestalten mit herkulischer Muskelbildung.

Im ganzen scheinen die Bewohner von Urubu-Lago gesunde Leute zu sein, die besonders durch ihre prachtvollen Zähne, einen seltenen Schmuck bei den Indianern, angenehm auffallen. Unter den Kindern befindet sich ein in den Schultern verwachsener Knabe von etwa sechs Jahren; ein anderer ist am ganzen Körper mit weißer Fleckenkrankheit hehaftet; glücklicherweise eine Ausnahme am Tiquié. Auch das Söhnchen eines jungen Neenoa, des eigentlichen Hausbesitzers, ist ein Krüppel. Der eine Fuß ist im Gelenk nach innen gekrümmt. Der Vater bittet mich um ein Heilmittel gegen das Übel. — Was könnte hier ein tüchtiger Missionar mit medizinischen Kenntnissen Segensreiches leisten! — Rührend ist die Zärtlichkeit des Vaters zu dem armen Kinde. Kommt er vom Fischfang heim, so springt er mit dem Kleinen auf dem Arm in der Maloka herum und singt ihm Tanzweisen vor.

Auch einen richtigen Dandy gibt es in Urubu-Lago, einen Jüngling von etwa achtzehn Jahren. Seine Brust ist stets mit Perlenschnüren behängt. Um den Hals trägt er mehrere Bänder aus Perlen und viereckig zugeschliffenen Stückchen aus glänzend schwarzen Palmfruchtschalen und tief auf die Brust herab den reichsten Silberschmuck, so daß es bei jedem Schritt an ihm klingt und klirrt. Bevor er zum

Fischfang geht, kämmt er sich mit Hilfe eines kleinen Spiegels, von denen er mehrere besitzt, sorgfältig die Haare, legt all seinen Schmuck an, bemalt sich das Gesicht mit feinen roten Mustern und vergißt auch nie, seine kleine Flötenpfeife aus Hirschknochen mitzunehmen. Kehrt er, meist mit Beute beladen, heim, so hört man ihn schon von weitem seine schrillen, monotonen Weisen blasen. An jeder Seite hat er einen grünen Zweig unter die Hüftschnur geklemmt, wie ihn die Männer zur Kaschiri-Zeit tragen. — Ein lieber lustiger Narr.

Die Eitelkeit des Dandys wirkt ansteckend. Die jungen Männer und auch mein Mandu wechseln des Tages mehrmals die Gesichtsbemalung und finden immer neue Muster (Abb. S. 367). Die Malstäbchen sind dieselben wie am Aiary, dünne Holzstäbchen, die an dem einen Ende mit einer Faserumwicklung verdickt sind. Die rote Farbe (Bignonia Chica) wird in kleinen Brocken in Säckchen aus rotem Bast oder in kleinen kugeligen Kalabassen aufbewahrt. Auch haben sie eine Art Farbtuben aus glänzend schwarzen Palmfruchtschalen, die häufig mit Ritzmustern verziert sind. An der Seite haben diese Fruchtschalen ein Loch, das zum größten Teil mit Wachs zugeklebt ist, so daß man immer nur wenig Farbe herausschütteln kann (Abb. S. 242). Beim Gebrauch zerreibt man ein Bröckchen Farbe auf dem Knie, dem Oberschenkel oder auf der Seite des Fußes und dreht das mit Speichel angefeuchtete Malstäbchen mehrmals darauf hin und her. Zur Körperbemalung mit Genipapo-Saft bedienen sich die Indianer am Tiquié zylindrischer Rollstempel aus sehr leichtem Holz, in die Muster eingeschnitten sind.

Es ist eine sehr fleißige Bevölkerung. Jeden Morgen, häufig lange vor Sonnenaufgang bei Fackelschein, gehen die Männer zum Fischen und mit Tagesanbruch die Frauen auf die Pflanzungen. Dann bleibe ich ganz allein zurück in dem großen Haus, oder die alte Großmutter leistet mir Gesellschaft und wartet den Enkel, wobei sie, um den kleinen Kerl zu belustigen, dieselben Späßchen macht und dieselben unartikulierten Laute ausstößt, wie es die Großmütter bei uns tun. Sie ist nie untätig und macht sich in mannigfacher Weise nützlich. Nachmittags holt sie in einem großen Tragkorb schwere Lasten Brennholz für die Nacht, ein Geschäft, das sonst den Familienvätern obliegt. Sie jätet fleißig Unkraut auf dem Dorfplatz und kehrt von Zeit zu Zeit die Maloka. Führt sich ein Hund im Haus ungebührlich auf, so schafft sie scheltend den Schmutz weg. Gewöhnlich sitzt sie stillvergnügt in einer Ecke und zieht feine Palmfasern aus.

Man lebt in Urubu-Lago fast nur von Fischen, die in großer

Menge gefangen werden. In der Maloka finden sich nur ein Blasrohr und ein Köcher mit ein paar Giftpfeilchen, mit denen höchst selten einmal ein Hokko oder ein anderer Hühnervogel geschossen wird. Dagegen gibt es mehrere Bogen, viele Fischpfeile, Angeln, Netze verschiedener Größe, aber keine einzige Feuerwaffe. Jeden Mittag geht Marco mit seinen Söhnen in den Wald, um feine Lianen und anderes Material für Reusen und große Fischfallen zu holen.

Hunger braucht man nicht zu leiden. Außer den üblichen beiden gemeinsamen Mahlzeiten, frühmorgens und abends kurz vor Sonnenuntergang, welche Männer und Weiber inmitten der Maloka getrennt voneinander einnehmen, gibt es tagsüber in den einzelnen Familienabteilungen kleinere Extramahlzeiten. Von den Fischen, die der Mann heimbringt, läßt er durch seine Frau einen Teil sofort zubereiten und lädt dann alle anwesenden Männer zu dem improvisierten Mahl. Von jeder Mahlzeit erhalte ich meinen reichlichen Anteil, häufig mehr, als ich bewältigen kann.

Zum erstenmal in meinem Leben esse ich hier Froschschenkel. Die Indianer, die große Liebhaber von Fröschen sind, fangen sie in Menge, spießen sie lebend auf einen Stock und legen sie wenige Minuten in das Feuer, bis alles Schleimige der Haut verkohlt ist. Auch werden sie so, wie sie sind, gekocht. Die Suppe sieht etwas grün aus, schmeckt aber recht kräftig.

Vor der Maloka ist Tabak auf einzelnen Beeten angepflanzt; auch steht da eine einsame Zwiebel, auf die der Dicke nicht wenig stolz ist.

Zwei struppige Hunde, einige Hühner, ein junger, sehr frecher Beutelstar und ein kleiner, brauner Vogel, der ein monotones „Uru“ ausstößt und davon in der Lingoa geral seinen Namen hat, werden als Haustiere gehalten. Als Hühnerhaus dient ein großer umgestülpter Topf, aus dem nahe dem oberen Rand ein viereckiges Stück als Zugang ausgeschnitten ist. Nachts wird ein Holzklotz vor die Öffnung gelegt, zum Schutz gegen die Beutelratte und andere Hühnerräuber. Zu den Haustieren gehören gewissermaßen auch zahlreiche Webervögel, die nahe bei der Maloka ihre kunstreichen Beutelnester an die Wedel einer Pupunyapalme gehängt haben. Dieser reizende Spottvogel sucht immer die Nähe der Menschen auf und findet sich fast bei jeder Ansiedlung am unteren Caiary. Sein neckischer Ruf klingt etwa: „ä-anaku-e“ oder „ä-a-ku-koetiku“.

Auch dieser sonst so angenehme Aufenthalt hat seine Schattenseiten, die Sandflohplage. Unter dem Beileid der ganzen Bevölkerung holt mir ein junger Mann mit Hilfe eines Palmstachels die erbsen-

großen Tierchen unter den Zehennägeln hervor, und ich bin schon so sehr zum Indianer geworden, daß ich, wenn sich irgendwo einer Sandflöhe herausbohrt, schleunigst hinlaufe, mich dazu hocke und aufmerksam zuschaue.

Die Fadenspiele, mit denen sich die jungen Leute in den abendlichen Mußestunden unterhalten, sind im wesentlichen dieselben wie am Aiary. Was dort „Tapireingeweide“ ist, ist hier „Tapir mit vier Beinen“. Dazu kommen noch das „Pfeil-Junge“, die „Beutelratte“, ein „kleiner Vogel“ und andere.

Eines Tages gibt der Hausherr seinen Gästen zu Ehren ein kleines Kaschiri, bei dem es sehr solide hergeht. Drei Knaben und ein junger Mann improvisieren einen Tanz. Sie tanzen eine Art Quadrille in verschiedenen Touren und blasen dazu unaufhörlich auf primitiven Flöten, die sie sich in der Eile zurechtgeschnitten haben. Sie haben sich im Gesicht festlich rot bemalt und an den Hüften mit grünen Zweigen geschmückt, deren wohlriechende Blätter sie auch dem Kaschiri zusetzen. Die rechte Hand ruht auf der linken Schulter des Nebenmannes; die linke hält die Flöte zum Mund und bewegt sie im Takte auf und nieder. Zwei rasche Schritte vorwärts mit wippenden Knien, ein kräftiges Stampfen; so geht es immer hin und her und im Kreis. Dazu blasen sie eine einfache Weise in drei Tönen. Auch um mich tanzen sie rundum und ehren mich nach jeder Tour durch ein lautes Geschrei, in dem die Worte „pechkasa“ (Fremder, Weißer) und „Dotoro“ mehrmals wiederkehren. Marco sitzt mit einigen anderen auf einer Bank und schaut dem Treiben des jungen Volkes zu. In den Pausen singt er mit halblauter, tiefer Stimme melodische Tanzweisen, nur wenige Worte, die sich in leichten Variationen endlos wiederholen.

Eines Tages findet plötzlich eine Klagezeremonie statt. Die alte Großmutter hockt nieder und stimmt, den rechten Ellbogen auf das Knie gestützt und mit der Hand die Augen verhüllend, einen Trauergesang an, in dem sich das Wort „nomio“ (Frau) unzähligemal wiederholt. Der Gesang bewegt sich in demselben Tonfall wie die Totenklagen, die ich so oft am Aiary gehört habe. Die Alte hat die Nachricht bekommen, daß ihre Schwester in Tapuru-cuara am Rio Negro an dem Zaubergift einer Negerfrau gestorben sei. Nach ihrem langen Klagelied ist sie wieder fröhlich wie immer. Die anderen haben sich gar nicht darum gekümmert.

Endlich kommt Schmidt. Ich hatte schon Sorge um ihn und nicht ohne Grund, wie ich jetzt erfahre. Er hat selbst in einem kleinen

Kanu von São Felippe aus die Post in São Gabriel holen müssen und ist trotzdem bereits am 18. März wieder in Porto Alegre bei Albino gewesen. Dort mußte er vier Tage warten und erhielt nur einen Ruderer, der ihn zu Abilio brachte, bei dem er wieder vier Tage Aufenthalt hatte. Auf der Weiterfahrt wäre sein Boot in einem heftigen Gewittersturm beinahe gekentert. Das Schutzdach wurde herabgerissen; sein Karabiner fiel in den tiefen Fluß und konnte erst am nächsten Tage durch Indianer Abilios nach langem Tauchen herausgeholt werden.

Unter meinem Gepäck, das Schmidt mitgebracht hat, befinden sich einige europäische Karnevalsmasken, die Tierköpfe darstellen, Tiger, Affe, Bär und andere. Der dicke Marco setzt sie der Reihe nach auf und schreckt unter den tollsten Sprüngen die Weiber und Kinder, die kreischend und lachend nach allen Seiten auseinanderlaufen.

Nach langem Handeln, langem Überlegen auf der anderen Seite und vielem Dazwischenreden der Weiber kaufe ich von dem Hausherrn einen schönen Brustschmuck aus dreieckigen Silberplättchen, die die Tukano wie die Siusi „Schmetterlinge", in ihrer eigenen Sprache Momonoa nennen. Überhaupt ist der Einfluß der Frau recht bemerkbar. Ich will für die Weiterreise einige geräucherte Fische kaufen, da sagt der Besitzer, das habe seine Frau zu bestimmen, der die Fische gehörten.

Am 30. März kurz vor unserer Abreise gibt es noch eine große Aufregung. Der jüngste Sohn Marcos, ein prächtiger Junge von etwa fünfzehn Jahren, ist nahe beim Hafen, wo wir täglich baden, von einem Stachelrochen in den Fuß geschlagen worden. Der Vater schleppt den Verletzten auf dem Rücken die Anhöhe hinan in das Haus. Der Fuß ist schon stark angeschwollen. Der Schmerz, den ihm die zerrissene und bis auf den Knochen geschlagene Wunde verursacht, scheint fürchterlich zu sein, denn der kräftige Junge weint und schreit laut. Wir waschen die Wunde mit Petroleum aus, das als das beste Mittel für derartige Verletzungen gilt, verbinden sie und legen den armen Kerl in die Hängematte, wo er bald einschläft.

Nach herzlichem Abschied setzen wir mit nur zwei neuen Ruderern unsere Reise fort und gelangen nach wenigen Stunden Fahrt zum Yauyra-Lago. Ein sumpfiger Pfad führt uns in fünfundzwanzig Minuten waldeinwärts zu einer von Desana bewohnten Maloka. Es sind wieder abschreckend häßliche Typen, krumm- und dürrbeinige Kerle mit merkwürdigen breiten, gewölbten Stirnen und schräggestellten Augen. Eine alte, fast erblindete Frau tritt zu jedem von uns Weißen heran und hält uns in raschem, schreiendem Geplapper lange Reden, anscheinend

sehr freundlichen und lobenden Inhalts. Schmidt lacht; ich wahre mit Mühe die Haltung und werfe viele höfliche „E — ehe“ dazwischen. Die zwei Tukano kehren schon von hier aus auf einem kurzen Fußpfad, der beide Malokas miteinander verbindet, in die Heimat zurück. Wir mieten vier Ruderer und gehen rasch zum Hafen, wo wir im Walde Lager beziehen.

Am nächsten Morgen ist schon frühzeitig die ganze Bevölkerung bei uns, an zwanzig Personen ohne die zahlreichen Kinder, wie sich die Desana überhaupt vor den anderen Stämmen durch größere Fruchtbarkeit auszuzeichnen scheinen. Sie bringen uns Reisezehrung, Hühner, vorzügliche große Bananen, eine Last geräucherter Fische und eine Menge frischwarmer Maniokfladen. Einiges muß ich zurückweisen, da wir schon mehr als genug haben und unser Boot nicht überladen dürfen. Auch der Herr der Maloka ist erschienen, ein langer, häßlicher Kerl mit verkniffenen Augen in einem komischen Clownsgesicht, das noch dazu eine typische Clownsbemalung trägt. Es herrscht ein toller Lärm. Alles schreit durcheinander. Besonders um einige Ethnographica kann ich mit einer älteren Dame gar nicht handelseinig werden. Sie verlangt immer etwas anderes dafür, bald dieses, bald jenes. Sie schreit mich an, ich schreie sie an. Sie wirft mir meine Tauschwaren, die sie schon genommen hatte, in das Boot zurück, läuft weg, kommt wieder. Endlich beruhigt sie sich, und wir können abfahren. Noch weit begleitet uns das aufgeregte Geschrei der Weiber, die mir unter den lebhaftesten Gebärden auseinandersetzen, welche Sachen sie für ihre Männer, meine Ruderer, als Bezahlung haben wollen, Herrlichkeiten, die natürlich ihr eigenes Herz begehrt.

Das Boot ist vorne überladen und hat an der Seite ein starkes Leck, durch das bei jedem Ruderschlag das Wasser hoch aufsprudelt. Beständig muß Schmidt es mit einer Kalabasse ausschöpfen, aber wir kommen rasch vorwärts, da die Neuen anhaltend rudern.

Wir fahren wieder durch zahlreiche schmale Arme, in denen wir mit unserem plumpen Boot mehrmals stecken bleiben. An einer solchen Stelle finden wir in die Rinde eines Baumes geritzt eine große männliche Figur mit Federschmuck. Einer unserer Vorgänger hat offenbar die unfreiwillige Muße zu dieser Kunstleistung benutzt.

Auf höherem Ufer treten jetzt vereinzelte Paschiubapalmen auf, und jungfräulich schlanke Assaï ragen mit ihren feinen Wedeln aus dem Walde hervor. Hier und da leuchten aus dem dunklen Laub die roten und gelben Blütenbüschel der Orchideen.

Am 2. April begegnen wir in einem breiten Arm einem Kanu

mit einem älteren Indianer und zwei Knaben. Es ist der Häuptling der früheren Mission Tucano an der gleichnamigen Stromschnelle des mittleren Tiquié. Jetzt hat er sich wenig unterhalb seiner alten Wohnstätte auf dem rechten Ufer eine Maloka erbaut, wo wir die Nacht zubringen. Häuptling Joaquim, ein schöner, schlanker Mann mit fein gebogener Nase und klugen, blitzenden Augen, ist über meine Person genau unterrichtet und behandelt mich mit größter Höflichkeit. Als er hörte, daß ich käme, ist er mir, wie er sagt, sofort entgegengefahren, um sich mir zur Verfügung zu stellen. Er erzählt mir weitere Greuelgeschichten von dem pflicht- und ehrvergessenen Superintendente und seinen rohen Soldaten. Es ist ihm nämlich ergangen wie dem Häuptling Marco in Urubu-Lago. Sein schönes, stark bevölkertes Dorf haben sie ausgeraubt und dann niedergebrannt. Seine Leute zerstreuten sich nach allen Richtungen. Jetzt hat er sich mit wenigen Männern hier angesiedelt, aber die Pflanzung sei noch zu jung und gebe nur wenig Ertrag. Es fehlten Weiber, sie zu bearbeiten, Maniokfladen und Mehl zu bereiten. Auch sein Häuptlingspatent, das ihm seinerzeit „Pai Venancio" verschafft habe, sei mitverbrannt. Von dem P. Venancio[1], dem Vorsteher der Missionen des Tiquié in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, spricht er mit großer Liebe und Ehrerbietung und fragt mich, ob ich nicht dafür sorgen könne, daß wieder ein „Pai" an den Tiqué käme. Er bringt seine berechtigten Klagen in anständiger Weise vor, so daß er mich in tiefer Seele dauert. — In einer Ecke der Maloka zeigt mir Joaquim ein buntes Heiligenhäuschen mit einem hübschen Marienbild, einige Leuchter aus Messing und eine wohltönende Gebetglocke, Reste einstiger Herrlichkeit.

Meine tüchtigen Desana-Ruderer werden mit Tabak, Streichhölzern, kleinen Spiegeln und Angelhaken zufriedengestellt. Joaquim begleitet uns mit drei Mann bis zu einem Zufluß zur Rechten, an dem zwei von Tukano und Desano bewohnte Malokas liegen. Wir halten hier, durch ein heftiges Unwetter gezwungen, eine mehrstündige Rast und erhandeln einige interessante Ethnographica. Schmidt stöbert mit Joaquim, der mich in dieser Beziehung sehr an Häuptling Mandu vom Aiary erinnert, in allen Ecken des Hauses herum. Sie bringen mir ein paar aus feinen Stäbchen und Lianen kunstreich geflochtene runde Schilde, die einen kegelförmigen Nabel haben. Es sind ausschließlich Tanzschilde, die bei größeren Festlichkeiten mittels eines

[1] Fr. Venazio Zilochi vom Orden der Franziskaner, ein Italiener.

schmalen Bandes am linken Unterarm getragen werden. Merkwürdige Musikinstrumente kommen zum Vorschein, aus Ton gebrannt, schwarz glasiert und mit gelb eingeriebenen Ritzmustern verziert. Sie haben ein Loch an der Seite, auf dem bei Tanzfesten, wie auf einer Muschel, dumpf geblasen wird. Auch dienen diese Tuten dazu, auf der Reise Signale zu geben, wenn man sich einer Maloka nähert, damit die Bewohner wissen, daß Freunde kommen.

Nach zweistündiger Fahrt erreichen wir die Tucano-Cachoeira, eine heftige Schnelle, die für die Schiffahrt besonders gefährlich ist. Der Fluß bricht sich an einer scharf vorspringenden Felsecke und wird vorübergehend in eine andere Richtung gelenkt, so daß schwerbeladene Boote dadurch leicht gegen den Felsen geschleudert werden können. Wir übernachten unter einem offenen Schuppen inmitten einer neuen Maniokpflanzung. Etwas oberhalb der Schnelle erstreckt sich auf dem rechten Ufer die Wüstung der Mission Tucano oder Santa Izabel, wie sie in den offiziellen Berichten genannt wird, der ehemaligen Residenz des Paters Venancio.

Am nächsten Tage kommen wir nach Iraïti, der größten Niederlassung der Neenoa, einer riesigen Maloka von vierzehn Feuerstellen. Auch hier haben die Soldaten übel gehaust, geraubt und gebrannt, Männer, Weiber und Kinder mißhandelt, einen Mann erschossen und den alten Häuptling und andere in Ketten gelegt. Einen jungen Mann haben sie sogar in Ketten mit nach São Gabriel geschleppt und fast ohne Speise und Trank gelassen, so daß er dort, abgemagert zum Skelett, angekommen sei. Sie haben ihm nach seiner Beschreibung Fuß- und Handschellen angelegt, mit Ketten, die um Leib und Hals geschlungen waren. In São Gabriel ist es ihm gelungen zu entweichen. Er hat die Eisen durchgefeilt und ist unter großen Mühen über den Curicuriary in seine Heimat zurückgekehrt.

Die ethnographische Sammlung erhält eine große Bereicherung. Ein alter, auf dem einen Auge erblindeter Häuptling verkauft mir einen aus Palmblättern geflochtenen Kasten voll herrlichen Tanzschmucks.

Wir müssen auch hier wieder die Ruderer wechseln. Tags darauf besuchen wir ein kleines Tukanohaus an einem nahen Bach, wo wir ebenfalls gute Handelsgeschäfte machen, und fahren dann ohne Aufenthalt bis nach Sonnenuntergang durch. Auf einer Waldlichtung, wo früher eine Hütte gestanden hat, wollen wir Rast machen, aber der Platz wimmelt von Wanderameisen, die empfindlich beißen. Deshalb schiffen wir uns wieder ein und fahren in der Dunkelheit weiter bis zu einem Nebenbach, auf dessen hohem Ufer der Vater eines meiner

Ruderer eine Pflanzung mit kleiner Hütte besitzt. Man hat uns schon gehört und geleitet uns mit Fackeln die steile Böschung hinan. Es ist der alte, halbblinde Häuptling, der mir in Iraïti die schönen Sachen verkauft hat. Freundlich weist er uns in seiner heißen und rauchigen Hütte bequeme Plätze an. Am folgenden Morgen fährt er im kleinen Kanu mit uns bis zu einem Platz auf dem rechten Ufer, wo sein von den Soldaten zerstörtes Dorf, die frühere Mission Nazareth, gestanden hat. Er will mir noch einmal alles von den bösen Soldaten erzählen, damit ich es aufschreibe und später dem Governador in Manaos berichte. Die Wüstung ist sehr ausgedehnt. Verkohlte Hauspfosten ragen traurig aus dem niedrigen Gestrüpp hervor, das bereits wieder die einstige Stätte christlichen Fleißes überwuchert. Die Soldaten haben hier einen Tukano, der von einem Kaschirifest kam und ahnungslos im Kanu am anderen Ufer vorüberfuhr, mit mehreren Schüssen vom Lande aus schändlich ermordet.

Erst Monate später erfuhr ich Genaueres über die ganze Tragödie. Ein junger Ansiedler aus São Gabriel hatte auf der Reise am unteren Caiary in der Trunkenheit mit einem Tukanohäuptling namens Lorenzo Streit angefangen und war von dessen Makusklaven totgeschlagen worden. Darauf griff man zu einem beliebten Mittel, das schon so viel Unheil angerichtet hat und gewöhnlich den Unschuldigen trifft: der Superintendente veranstaltete eine „Strafexpedition“. Einige Ansiedler vom Rio Negro und unteren Caiary, Weiße und Mischlinge und zwei armenische Händler, schlossen sich ihm an, und die ganze Bande zog plündernd, sengend und mordend den Tiquié aufwärts bis zu diesem Tukanodorf, dessen Vernichtung den Abschluß der Heldentaten dieser Vertreter einer höheren Zivilisation bildete.

Und noch etwas erfuhr ich im weiteren Verlauf der Reise: Mein einäugiger Freund, der liebenswürdige alte Tukanohäuptling, unter dessen Schutze ich so friedlich geschlafen hatte, war jener am unteren Caiary und am Rio Negro berüchtigte und gefürchtete Lorenzo, von dem wir schon in São Gabriel und São Felippe die greulichsten Geschichten gehört hatten. Er hatte angeblich schon acht Weiße ermordet, darunter einen Franzosen mit Weib und Kind, dem er als Führer diente. Wie man sich erzählte, hatte er seinem Opfer Schnurrbart und Vollbart mit der Haut abgezogen, diese am Feuer getrocknet und bei Tanzfesten damit seinen Spott getrieben.

Nachmittags kommen wir an der Mündung des Castanya-Parana vorüber, eines ansehnlichen rechten Nebenflusses, dessen „weißes“, schmutzig-gelbes Wasser schon zwei Stunden vorher neben dem

„schwarzen“ Wasser des Tiqué deutlich sichtbar war. Durch einen „schlechten Makupfad“ von fünf Tagen, den man mit einem leichten Kanu in sieben Tagen erreichen könne, stehe er mit dem Yapura in Verbindung. Oberhalb der Mündung besteht das hohe linke Ufer aus rotem Ton. Der Platz heißt bei den Tukano Pino-peri (Schlangenloch). In alter Zeit habe hier eine riesige, schöngezeichnete Schlange gewohnt. Man sieht noch zwei große Löcher, die sie gewühlt hat. Bald mündet von links der Conory-Igarapé, von dessen Oberlauf ein Fußpfad in drei Tagen zum Papury führe. Der ganze Bach und die Umgegend bis zum Papury sei von Maku bewohnt. Mit Sonnenuntergang kommen wir beim Tukanohäuptling Maximiano an.

Wir erklettern das steile rechte Ufer und schreiten über eine weite, mit Brauneisensteingeröll bedeckte und zum Teil mit hohem Gras bewachsene Lichtung, an deren Ende sich die Maloka, ein Neubau von mächtigen Dimensionen, erhebt. Sie ist schon unter Dach, wird aber noch nicht bewohnt. Giebelwände und innere Einrichtung fehlen. Daneben liegt eine größere Wohnhütte des Häuptlings und etwas abseits eine kleinere Hütte. Maximiano, ein alter, untersetzter Mann mit auffallend starkem Kinnbart, nimmt uns höflich in seiner luftigen Maloka auf. Er trägt Hemd und Hose. Bart und Haupthaar sind fast weiß; eine Seltenheit bei einem Indianer. Er entschuldigt sich sofort, daß er kein Portugiesisch spreche, und nennt mir seinen langen und hochtrabenden Namen: José Maximiano da Silva Francisco. Die Maloka baue er nicht selbst, das müßten die Maku tun, von denen er zahlreiche zur Verfügung habe. Er sei überhaupt der „Herr des Conory-Igarapé“, der wegen seines Reichtums an Maku auch Maku-Igarapé genannt werde.

Früher stand hier die große Mission São José. Noch manches erinnert an diese Zeit. Ein jetzt verwachsener Landungsplatz etwas unterhalb des eigenen Hafens wird von meinen Ruderern „Hafen des Pai Venancio“ genannt. Der Häuptling zeigt mir mitten auf dem freien Platz die Ruine der kleinen Kapelle. Nur noch das angebrannte Gerüst ist stehen geblieben. Das Haus des heiligen Joseph ist eines Tages, als das Gras niederbrannte, ein Raub der Flammen geworden. In der Maloka findet sich wieder ein buntes verschlossenes Häuschen mit dem Bilde des Heiligen. Maximiano fragt mich, was für ein Wochentag sei, wann Ostern sei. Auch unsere Sammlung bereichert er noch kurz vor der Weiterreise durch einige schöne Stücke. Nach einer Stunde Fahrt kommen wir an dem linken Zufluß Cucura-Igarapé vorüber, an dem weit einwärts eine Maloka der Desana liegt. Dort

befindet sich eine große Holztrommel, auf der die Bewohner mit den Tukano an der Pary-Cachoeira, eine starke Tagereise weit, signalisieren. Ein langer Pfad führt über diese Maloka bis zum Papury. Überhaupt gibt es viele Pfade zwischen Tiquié und Papury, da die Anwohner beider Flüsse einen regen Verkehr unterhalten. Vor Zeiten habe in dieser Gegend des Tiquié ein erbitterter Kampf zwischen Tukano und Uaiana stattgefunden, wobei auf beiden Seiten viele gefallen seien.

Oberhalb der Mündung des Castanya-Parana fehlen erfreulicherweise die Tagesstechmücken, was wohl dem klaren, flaschengrünen Wasser zu verdanken ist.

Mittagsrast machen wir im Hafen der stark bewohnten Tukano-Maloka Esteyu auf dem rechten Ufer. Der Häuptling ist ein Mann von Bildung. Er spricht leidlich portugiesisch und trägt — wohl nur uns zu Ehren — eine feine schwarze Hose, ein sauberes weißes Batisthemd und eine schwarze seidene Mütze, so daß wir in unserem abgerissenen Zustande eigentlich gar nicht hierher passen. In der Maloka hängen an allen Pfosten Kleidungsstücke, und zahlreiche Koffer und europäische Gerätschaften aller Art zeigen an, daß die Bewohner mit den Händlern und Kautschuksammlern am Rio Negro in lebhafter Verbindung stehen. Ein Alter erzählt mir, alle Tuyuka am oberen Tiquié seien auf die Kunde von unserer Annäherung weit in den Wald geflohen, da sie gehört hätten, die Soldaten kämen. — Ich glaube nicht mehr an diese Indianerlügen.

Die Grenzen, Jagd- und Fischereigerechtsamen der einzelnen Malokas, scheinen ziemlich streng gewahrt zu werden. Öfters höre ich von meinen Ruderern: „Von diesem Bach ist der und der Häuptling der Herr", oder: „Hier hört das Gebiet dieses Häuptlings auf", und ähnliches. Auf der Reise dagegen sind Jagd und Fischfang frei; ja, es kommt häufig vor, daß Fischfallen von vorüberfahrenden Indianern unrechtmäßig entleert werden.

Am nächsten Tage hat Schmidt einen Fieberanfall; wahrscheinlich ist es eine starke Erkältung infolge des starken Nachtnebels. Wir machen deshalb frühzeitig halt und übernachten in einem leerstehenden Desanahaus an einem kleinen Nebenbach zur Rechten, der zwischen steilen Ufern im Waldesdunkel dahinfließt. Meine Leute sind anfangs mit der Wahl des Platzes nicht ganz einverstanden. Es sei hier nicht geheuer. In einer nahen Bucht treibe eine große Wasserschlange ihr Wesen, im Walde hielten sich viele böse Geister auf; auch schlechte Leute streiften hier umher, Maku, die auf jeden Fall schlecht sind, und schlechte Desana; trotzdem wird unser Friede durch nichts gestört.

Seit der Einmündung des Castanya-Parana hat der Fluß ein ganz anderes Aussehen angenommen. Beide Ufer erheben sich in steilen Lehmwänden oder bilden niedrige, bewaldete Höhenzüge. Schroffe Felswände engen hin und wieder den Fluß ein. Die Strömung wird reißend. Wir nähern uns dem Gebiete der Stromschnellen.

In einem kleinen Haus, das auf dem rechten Ufer einsam auf schwindelnder Höhe steht, besuchen wir einen uralten Tukano, der am ganzen Tiqué als der berühmteste Zauberarzt gilt. Er ist vollkommen erblindet und liegt, zum Skelett abgemagert, in der Hängematte, da er nicht mehr gehen kann; aber sein Geist ist noch frisch, und lebhaft unterhält er sich mit meinen Leuten, die ihm alles mögliche über mich und meine Reise erzählen müssen.

Gegenüber mündet der Umari-Igarapé, an dem einige Malokas der Tukano und Desana liegen. Von seinem Oberlauf führt ein viel benutzter Pfad in zwei Tagen zum Papury.

Auf der Weiterfahrt finden wir auf der schroff abfallenden rechten Uferwand aus hartem, gelbem Lehm mehrere Figuren frisch eingeritzt, unter ihnen die fast lebensgroße Darstellung eines Mannes in vollem Tanzschmuck: Federkrone auf dem Haupt, Quarz- und Silberschmuck um den Hals und den mit Tierzähnen behängten Gürtel um die Lenden. Die Figuren rühren von den Tukano der nahen Pary-Cachoeira her, die wir am Nachmittag des 9. April erreichen.

Die Niederlassung liegt etwas landeinwärts auf dem freien rechten Ufer der Stromschnelle: eine sehr große, schon ein wenig baufällige Maloka, daneben die große Familienhütte des verstorbenen Häuptlings, die jetzt von seiner Witwe und ihrem jüngeren Sohn mit Familie bewohnt wird. Dazu gehören noch zwei kleine Familienhütten auf dem anderen Ufer. Von der früheren Mission São Pedro ist keine Spur mehr vorhanden. Wir treffen nur wenige Männer. Die meisten sind flußaufwärts gefahren, um bei den Tuyuka Maniokgrütze zu kaufen, die für São Felippe bestimmt ist. In Abwesenheit des Häuptlings empfängt uns sein Oheim, ein wohlbeleibter Mann in den mittleren Jahren. Im Hintergrunde des halbdunklen Hauses hängt die mächtige Signaltrommel, von der ich schon am unteren Caiary gehört habe. Schmidt nimmt sie sofort in Augenschein. Ich tue vorerst so, als wenn ich mich gar nicht dafür interessierte.

Die Begrüßung dauert bei weitem nicht so lange wie am Aiary. Die Bewohner treten der Reihe nach zu jedem einzelnen Gast heran und bewillkommnen ihn mit wenigen kurz hervorgestoßenen Worten, auf die der andere jedesmal sofort antwortet. Eine Massenbegrüßung

findet nie statt; ja, es vergeht immer einige Zeit, bis ein anderer hinzutritt. Nach den Männern begrüßen die Weiber die Gäste in der selben Weise, nur kürzer.

Bis spät abends sitzen meine Ruderer mit ihren Wirten in lebhafter Unterhaltung zusammen. Noch nie habe ich ein so rasches, lautes, anhaltendes, nervenerschütterndes Geplapper gehört. Bisweilen stockt der Redestrom. Dann sagt einer ein Wort, das von den anderen nach der Reihe mit eintöniger Stimme wiederholt wird. Komisch wirkt das strenge Zeremoniell. Sogar wenn einer zu einem dringenden Geschäft austreten will, teilt er jedem einzelnen sein Vorhaben mit, und jeder ruft ihm „Uaya!" („Geh hin! wohlan!") zu. Kommt er wieder herein, so gibt er jedem einzelnen eine kurze Erklärung, die aber an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und jeder bestätigt ihm mit Befriedigung die Tatsache. Gegen acht Uhr verabschieden sich die Wirte von den Gästen für die Nacht. Das Geplapper erhebt sich zum höchsten Fortissimo. Alle reden zu gleicher Zeit mit lauter, eintöniger Stimme und vielen dazwischengeworfenen „E — — —" und „A — — —". Dann sprechen die Wirte noch eine ganze Weile stehend auf jeden Gast ein, der auf dem niedrigen Schemel sitzen bleibt. Plötzlich, wie abgebrochen, tiefe Stille. Alles geht schweigend auseinander, nur in den Ohren summt es noch eine Zeitlang fort.

Während des ganzen Abends wird Kaschiri gereicht. Dazu kreisen eine fast fußlange, in grüne Blätter gewickelte Zigarre und eine Kalabasse mit einem grünlichen Pulver, das die Indianer B a t u nennen. Es ist Coca. Ich habe dieses Genußmittel schon in einigen anderen Malokas am Tiquié gefunden.

Der Cocastrauch (Erythroxylon Coca) wird am ganzen Tiquié und Papury und an einem Teil des mittleren Caiary auf den Pflanzungen reihenweise in bestimmten Zwischenräumen angebaut und erfreut sich der besonderen Sorgfalt der Männer, die sich allein mit dem Einernten und Verarbeiten der Cocablätter befassen, da sie fast allein das Pulver genießen. Von Zeit zu Zeit gehen die Männer auf die Pflanzung und holen in kleineren Tragkörben, die ihnen an einem Bastband über der linken Schulter hängen, die zarten, blaßgrünen, ovalen Blätter. Diese werden auf der Herdplatte oder in einem Topf über dem Feuer unter beständigem Umrühren geröstet und im Mörser zerstampft. Dem Pulver wird Asche aus Cecropiablättern zugesetzt und die Mischung in ein Säckchen aus rotem Baumbast geschüttet. Darauf wird ein langer Stab in das Säckchen gesteckt und dieses dann fest zugebunden.

Klopft man nun mit dem Ende des Stabes, an dem der Cocabeutel befestigt ist, wider die innere Wand eines hohlen, unten geschlossenen Holzzylinders, so dringt ein feines, grünlichgraues Pulver durch den Baststoff, das in einer meist am Rande mit Ritzmustern verzierten Kalabasse gesammelt wird. Auf einem praktischen Untersatz aus Rohrstäbchen, die in Form einer Sanduhr durch Lianen zusammengehalten werden, gibt man der Kalabasse einen festeren Stand (Abb. S. 348). Mittels einer kleinen Schöpfkalabasse oder eines aus dem Schenkelknochen des Jaguars geschnitzten Löffels oder auch nur eines Stückchens trockenen Bananenblattes nimmt man eine Portion des Cocapulvers in den Mund, wo es eine vermehrte Absonderung des Speichels verursacht, mit dem es allmählich hinuntergeschluckt wird. Die Coca hat einen bitterlichen Geschmack und zieht etwas den Mund zusammen, aber man gewöhnt sich bald daran. Die Wirkung ist eine stimulierende. Deshalb wird die Coca besonders bei Tanzfesten und auf der Reise mit Leidenschaft genossen, denn sie vertreibt die Müdigkeit und das Gefühl des Hungers und regt Körper und Geist zu größerer Leistungsfähigkeit an. Bei diesen Gelegenheiten verwahren die Indianer das Cocapulver in schön polierten, kugeligen Kalabassen, die sie an einem geflochtenen Band über der linken Schulter tragen, oder in einfachen Säckchen aus starkem, rotem Bast mit Anhängeschnur. Zum Saugen dient ein hohler Reiherknochen, der stets zum sofortigen Gebrauch in dem Behälter steckt und an dem Tragband befestigt ist. Im Übermaße genossen, kann die Coca den Nerven schädlich sein.

Pater Venancio, so erzählen mir die Indianer, habe einen Absud aus den aromatischen Cocablättern als Tee getrunken. In Maximianos Maloka nahm man das Cocapulver mit einem kleinen silbernen Löffel, der beim Bilde des Heiligen aufbewahrt wurde, dem hinterlassenen Teelöffel des guten Paters.

Die Tukano von Pary-Cachoeira, die sehr bequeme Herren sind und, wie Schmidt boshaft behauptet, kaum den Weg zu ihren eigenen Pflanzungen kennen, halten sich Makusklaven, die ihnen die ganze Arbeit abnehmen müssen. Diese Maku, drei Männer, deren Herr der Häuptling ist, hausen mit ihren Weibern und zahlreichen Kindern in einigen elenden Hütten im Walde, nahe beim Dorfe. Fast jeden Tag kommen die Männer in die Maloka, bringen ihrem Herrn Wildbret, Fische und Waldfrüchte oder stellen sich ihm zu mancherlei häuslichen Diensten zur Verfügung. Sie werden von den Tukano gut behandelt, etwa wie zahme Tiere. Sogar bei den kleinen Kaschiriabenden werden die Maku geduldet. Wenn sie nicht Coca bereiten, hocken sie in

einer dunklen Ecke des Hauses und bekommen regelmäßig eine Kalabasse mit Kaschiri und von Zeit zu Zeit eine Zigarre. An den Tänzen dürfen sie sich nicht beteiligen, ebensowenig an der Unterhaltung, wenn sie nicht gefragt werden. Auch tragen sie keinen Schmuck. Zwei Makumädchen von fünf bis sieben Jahren beaufsichtigen das kleinste Kind einer Tukanofamilie oder schleppen Brennholz herbei und unterhalten das Feuer. Nie sehe ich sie mit den gleichalterigen Tukanokindern spielen. Uns Weißen weichen sie scheu wie wilde Tiere aus.

Die Aufnahme ihrer fürchterlichen Sprache ist bei dem zurückhaltenden Wesen dieser Waldleute, die infolge der ungewohnten Anstrengung rasch ermüden, eine wahre Tortur für beide Teile. Zudem umlagert mich die ganze Bevölkerung, besonders die Weiber, und bricht bei jedem Makuwort in ein brüllendes Gelächter aus. Ich bediene mich dabei des Tukano, das diese Maku sprechen, während sie die Lingoa geral nicht verstehen. Dieselbe allgemeine Heiterkeit errege ich, als ich die Maku photographiere. Es ist den Tukano offenbar so, als wenn ich Affen photographierte. Die Maku, so sagen alle ansässigen Uaupes-Indianer, sind keine Menschen.

Von den Tukano werden die Maku bisweilen als „Sündenböcke“ benutzt. Stirbt ein Tukano an einer schleichenden Krankheit, die nie auf natürliche Ursache zurückgeführt, sondern der heimlichen Rache eines Feindes zugeschrieben wird, so sucht der Zauberarzt den Feind, der dem Verstorbenen das Krankheitsgift beigebracht hat, durch seine Beschwörungen zu ermitteln und findet ihn nicht selten in einem Maku. Die Hinterbliebenen ziehen nun aus, um den „Mord“ zu rächen, überfallen und töten die Übeltäter und rauben Weiber und Kinder, die sie später meistens an die Weißen verkaufen. Der junge Häuptling hier hat ein Schriftstück aus dem Nachlasse seines Vaters, das von P. Venancio ausgestellt und unterzeichnet ist. Es enthält zehn Paragraphen, die der verstorbene Häuptling beschwören mußte. Ein Paragraph verbietet ausdrücklich den Sklavenhandel mit Maku. Diese guten Lehren sind vergessen oder nie befolgt worden, denn bis auf den heutigen Tag wird ein schwunghafter Handel mit Makukindern getrieben.

Die Makumädchen, die im Haushalte der Tukano dienen, gelten als freie Weiber für die Jünglinge. Auch die jungen Ehemänner naschen bisweilen, wie man mir erzählt, von der verbotenen Frucht.

Mit dem Maku vom Curicuriary, das ich seinerzeit in Jucaby am Rio Negro aufnahm, zeigt das Tiquié-Maku enge Verwandtschaft. Viele Wörter sind in beiden Sprachen identisch oder weisen nur geringe

dialektische Unterschiede auf, die zum Teil wohl auch der Schwierigkeit bei der Aufnahme zuzuschreiben sind. Eine große Anzahl von Ausdrücken aber ist gänzlich verschieden, darunter viele für die Sprachvergleichung sehr wichtige Wörter, z. B. Hand, Fuß, Wasser, Feuer, Sonne, Stern, Haus, Mensch u. a.

Die Maku des Tiquié sind durchschnittlich kleine Leute, wenig über 1,50 m hoch, und von heller Hautfarbe. Viele sehen schlecht genährt aus, was wohl hauptsächlich ihrem wilden Waldleben zuzuschreiben ist. Besonders die Männer fallen auf durch unproportionierten Körperbau, lange Arme, große Hände und Füße und bisweilen säbelförmige Unterschenkel. Die Gesichter sind meistens häßlich, häufig von stupidem Ausdruck, mit niedriger, fliehender Stirn, tief eingezogener Nasenwurzel, ungewöhnlich breiten Nasenflügeln bei hohem Rücken. Das auffallendste Merkmal aber bei allen Maku ist der schnauzenförmige Mund, der durch die tiefen, von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln streichenden Hautfalten äußerlich scharf markiert wird. Unter den Weibern begegnet man nicht selten wohlgebildeten Gestalten mit einnehmenden Gesichtszügen. Bei den hiesigen Maku ist eine Frau von außerordentlich massigen Proportionen, die nicht nur ihre Stammesgenossen, sondern auch die Tukanoweiber an Körperhöhe weit überragt.

Die Löhne für meine Ruderer, die mich in fünf Tagen von Iraïti bis Pary-Cachoeira gebracht haben, sind vielleicht von Interesse:

Renardo:	Henrique:
4 m Kattun	4 m Kattun
1 Küchenmesser	1 Frauenkamm aus Hartgummi
50 kleine Angelhaken	50 kleine Angelhaken
4 Schachteln Streichhölzer	4 Schachteln Streichhölzer
Candido:	**Lino:**
2,20 m starkes, blaues Hosenzeug	1 Küchenmesser
1 Paketchen Tabak	25 kleine Angelhaken
4 Schachteln Streichhölzer	1 Paketchen Tabak
	12 Schachteln Streichhölzer

Bei derartigen Bezahlungen hat jeder seine eigenen Wünsche, die man, soweit wie möglich, berücksichtigen muß.

Am 10. April kommt Häuptling José, ein junger Mann von sympathischem Wesen. Seine Körperlänge ist für einen Tukano außergewöhnlich, 1,76 m. Er ist prachtvoll gebaut, schlank und doch von

vollendeter Muskulatur, mit einem auch nach unseren Begriffen schönen, offenen Gesicht, aus dem zwei große Augen strahlen. Er begrüßt uns sehr freundlich, zumal er gehört hat, daß wir Freunde vom alten Germano, seinem Gläubiger, seien. Mit dem Häuptling kommt eine Menge Leute, Männer und Weiber, die größtenteils im Gesicht rot bemalt sind. Einige tragen noch Spuren von Genipapo-Bemalung am Körper, von einem Tanzfest bei den Bara, einem Stamme im Quellgebiet des Tiquié. Alle Männer sind mit großen Quarzzylindern geschmückt. Besonders schön ist der Schmuck des Häuptlings. Die Weiber haben Ketten aus durchbohrten Silbermünzen und Momonoa-Silberschmuck um den Hals gehängt. Schon die Knaben tragen ihre entsprechend kleineren Quarzzylinder.

Häuptling José hat nach seines Vaters Tod die Regierung angetreten, ein vielleicht vereinzelter Beweis, daß die Erbfolge auch direkt vom Vater auf den Sohn übergehen kann, denn es leben in der Maloka noch drei Brüder seines Vaters, die nach dem am Aiary gebräuchlichen Rechte vor ihrem Neffen zur Regierung hätten kommen müssen.

Der Häuptling besitzt zwei Frauen, eine Tuyuka und eine Tariana, die ihn bereits mit einem halben Dutzend prächtiger Kinder beschenkt haben. Die Polygamie scheint am ganzen Caiary ein Vorrecht der Häuptlinge zu sein. Ich habe sie später nur noch einmal bei einem Häuptling der Tuyuka beobachtet. In beiden Fällen lebten die Frauen in vollkommener Eintracht miteinander und teilten sich in die Hausgeschäfte. Nie sah ich, daß eine von dem Gatten irgendwie bevorzugt wurde. Ein Mann darf, wie mir mehrfach erklärt wurde, nur dann eine zweite Frau nehmen, wenn die erste damit einverstanden ist. Wie am Aiary, so wird auch am Caiary-Uaupés die Frau stets aus fremdem Stamme, oft weither geholt. Hier an der Pary-Cachoeira sind unter den verheirateten Frauen neben Tuyuka und Tariana auch die Stämme der Desana und Bara vertreten.

Die Gesamtzahl der Bewohner der Maloka und einiger umliegenden Hütten beträgt etwa hundert Seelen, die alle mehr oder weniger eine große Familie bilden. Die Maloka ist 28,80 m lang, 21 m breit und 10,20 m hoch.

Die Tage gehen mit vielerlei Arbeit rasch dahin. Ich photographiere nach und nach die ganze erwachsene Bevölkerung. Vor der Kamera, deren Anblick selbst manchem zivilisierten Europäer Angstgefühle verursacht, haben die Leute gar keine Scheu. Sie drängen sich förmlich dazu, photographiert zu werden. Nur der stolze Häuptling fragt mich, ob es auch nicht töte.

Aus einem alten Moskitonetz Schmidts nähen wir Schmetterlingsnetze zurecht, und nun gehen die Knaben von früh bis spät auf den Schmetterlingsfang. Anfangs benehmen sie sich dabei recht ungeschickt. Es kommt ihnen gar nicht darauf an, mir Falter vorzulegen, die nur noch einen Flügel haben. Bald aber begreifen diese intelligenten kleinen Menschen, was ich will, besonders als ich einige wohlerhaltene Exemplare reichlich mit Perlen bezahle.

Ein neckisches Spielzeug, das sich ähnlich auch in unseren „Zauberkästen“ findet, nennen sie „pino“ (Schlange). Es besteht in einem aus elastischen Rohrstreifen geflochtenen, dünnen Schlauch, der an dem einen Ende offen ist, an dem anderen Ende in einen Ring ausgeht. Steckt man den Finger in das offene Ende und zieht den Schlauch an dem Ring lang, so verengert er sich und man ist gefangen. „Die Schlange hat zugepackt.“ Man kommt erst wieder frei, wenn man den Schlauch zusammenstülpt und ihn dadurch erweitert. Ein Hauptvergnügen bereitet es den Kindern, wenn wir uns von ihnen an der „Schlange“ über den halben Dorfplatz ziehen lassen.

Ein anderes Spielzeug besteht aus zwei leeren Fruchtschalen, die so an Schnüren befestigt sind, daß sie mit den Öffnungen widereinander liegen. Man hält die Schnüre mit beiden Händen an den Enden fest, wirbelt die Fruchtschalen mehrmals herum und zieht dann straff an. Dadurch schwirren die Schalen zurück und bringen einen knarrenden Ton hervor.

Die Brummkreisel, die sie in einem großen, flachen Korb tanzen lassen, sind dieselben wie am Aiary.

Die sonst so gutmütigen Kinder sind gegen Tiere bisweilen recht grausam. Ich habe ein Huhn gekauft und es den Jungen gegeben, damit sie ihm den Hals umdrehen und es am Hafen zum Mittagessen zurichten. Als ich nach einer Weile hingehe, haben sie das Huhn bei lebendigem Leibe gerupft und lassen es laufen. Das arme, nackte Tier, dem nur noch einige Schwanzfedern stehengeblieben sind, verbirgt sich schreiend in einer nahen Pflanzung. Die Kinder jagen mit lautem Jubel hinterdrein. Schließlich muß ich es mit einem Schuß von seinem erbärmlichen Dasein erlösen.

Mit den Kindern spielt ein Zwerg, der nur 1,07 m hoch ist. Er hat einen unförmig dicken Bauch und stark vortretenden Nabel. Obwohl schon ein Jüngling von fünfzehn bis achtzehn Jahren, ist er auch geistig ganz auf kindlichem Standpunkte stehengeblieben. Seine beiden verstorbenen Eltern seien normal gewesen.

Gerne erzählen die Leute von den Stämmen im Süden, besonders

von den Buchpu-machsa (Blasrohrleuten), die bei ihnen in großem Respekt zu stehen scheinen. Dieser wilde Stamm lebe am Dyi-Igarapé, einem Zufluß des Pira-Parana, der sich in den Yapura ergieße. Von den Tuyuka aus seien sie in eineinhalb Tagen zu erreichen. Sie bewohnten runde Häuser, durchbohrten die Ohrläppchen und trügen breite Bastschurze um die Lenden. Sie hätten noch nie Weiße gesehen und würden wahrscheinlich bei unserer Ankunft weglaufen. Wenn wir uns aber durch die Tuyuka anmelden ließen, die mit jenen im Verkehr stünden, so würden sie uns wohl empfangen.

Ein großer Tag für die Sammlung! Schmidt kauft die Signaltrommel! Ich habe ihm den Handel ganz überlassen, da er dem Gegenstande naturgemäß ruhiger gegenübersteht, als ich in meiner ethnographischen Begeisterung, und infolgedessen die Trommel leichter und billiger erwerben kann. Er macht auch seine Sache vorzüglich. Zuerst versucht er es mit mehreren ganzen Stücken grellbunten Kattuns, womit die Weiber natürlich sehr einverstanden wären, aber der Häuptling will eine Feuerwaffe haben, da es doch eine „Angelegenheit der Männer“ sei. Er verlangt einen doppelläufigen Vorderlader, den wir aber nicht haben. Schmidt vertröstet ihn auf São Felippe, aber er läßt sich nicht darauf ein. Da holt Schmidt Waldmesser, Äxte und andere schöne Sachen aus dem Koffer und reizt den habgierigen und leichtsinnigen Mann, indem er ganz langsam, in großen Pausen ein Stück neben das andere legt. Schließlich einigen sie sich auf vier Waldmesser, fünf Äxte, hundert Angelhaken und ein Paket Streichhölzer. Der Kauf wird durch Handschlag bekräftigt — soviel haben diese Tukano schon von den Weißen gelernt —, und ich bin „Herr der Trommel“. Fast wäre der Handel noch zu guter Letzt rückgängig gemacht worden. Plötzlich kommt der älteste Oheim des Häuptlings hinzu, der bei dem Kauf nicht zugegen war, erfaßt sofort die Situation und schreit seinen Neffen wütend an, er sei kein rechter Häuptling, er sei ein Knabe, oder mit anderen Worten, „ein dummer Junge“ usw. Schmidt drückt ihm als „Schweigegeld“ ein großes amerikanisches Waldmesser in die Hand, das er schleunigst beiseite trägt, und der Zwischenfall ist erledigt.

Die Trommel ist ein Prachtstück ersten Ranges von erheblichem Alter. Sie ist aus einem Stück gearbeitet. Ein mächtiger Zylinder von 1,81 m Länge und 2,15 m Umfang aus sehr hartem Holz ist oben mit vier runden, durch einen schmalen Schlitz miteinander verbundenen Schallöchern versehen, durch die allein der Zylinder mit Hilfe von Feuer kunstreich ausgehöhlt ist. In der Mitte ist eine

Scheidewand geblieben, die das Innere in zwei Kammern teilt. Diese stehen jedoch durch einen schmalen, senkrechten Schlitz und einen breiten, am Boden des Trommelzylinders verlaufenden Kanal miteinander in Verbindung. Dadurch, daß an der einen Hälfte der inneren Scheidewand ein Zapfen stehengeblieben ist, der nach unten in den Kanal reicht, werden zwei verschiedene Töne erzielt. Die runde Fläche der einen äußeren Seitenwand ist mit gelben Mustern auf dunkelrotem Grunde bemalt. Der Holzzylinder ruht auf Bastpolstern in zwei Trägern aus verflochtenen Lianen freischwebend an vier starken, schräg gestellten Stützen, die tief in den Erdboden gerammt sind. Die Trommel wird mit zwei aus hartem Holz geschnitzten Schlegeln bearbeitet, die am Kopf mit Kautschuk überzogen und mit Faserschnur kreuzweise umwickelt sind. Getrommelt wird mit je einem Schlegel auf die Mitte des Zylinders zu beiden Seiten des Längsschlitzes. Zunächst schlägt die linke Hand mit dem Schlegel auf die eine Seite einige leichtere Schläge; darauf fällt die rechte Hand mit dem anderen Schlegel ein und gibt in stärkeren, zuerst langsamen, dann immer rascher folgenden Schlägen den Hauptton, während die linke Hand, mit schwächeren Schlägen dazwischenfallend, gleichsam die Begleitung liefert. Die Schläge werden rascher und rascher, bis sie zuletzt in einem anhaltenden Wirbel endigen. Den Schall, dessen Schwingungen durch das Freischweben des Trommelzylinders und seine weiche, elastische Unterlage noch befördert werden, hört man in der Nacht meilenweit, wie ich mich selbst überzeugt habe (Abb. S. 194 und Taf. V).

Von einer eigentlichen Trommelsprache, wie in anderen Gegenden Südamerikas, können wir am Caiary-Uaupes nicht oder vielleicht nicht mehr reden. Diese Trommeln dienen lediglich zum Signalisieren, als Alarminstrument bei Kriegsgefahr, und um die Nachbarn zu größeren Festlichkeiten zusammenzurufen. Einige Tage vor einem großen Tanzfest wird jedesmal um die Wende der Nacht die Trommel geschlagen, auch am frühen Morgen des Festtages und von Zeit zu Zeit während des Festes zur Flötenbegleitung. Beim Trommeln in der Morgenstille werden die Zugänge der Maloka verschlossen gehalten, damit die Tonwellen nicht vom Walde verschluckt werden, sondern sich konzentrieren, durch den Giebel des Hauses entweichen und sich erst über den Wipfeln der Bäume in der freien Luft ausbreiten.

Diese Signaltrommeln sind über einen großen Teil des tropischen Südamerika verbreitet. Nördlich vom Amazonenstrom reichen sie vom

Orinoco, wo sie heute nicht mehr vorkommen, über den Caiary-Uaupes, Yapura, Issa bis an den Fuß der Kordilleren.

Am 13. April fährt Häuptling José in einer großen Montaria mit sechs Ruderern nach São Felippe. Er hat sechsundzwanzig Körbe Maniokgrütze, achtundzwanzig Hühner und eine Anzahl großer Tragkörbe und Kalabassen geladen, um damit einen Teil seiner Schulden zu bezahlen. Ich gebe ihm einen Koffer mit, in den ich alle kleineren Ethnographica der Sammlung verpackt habe, und einen Brief an Don Germano, worin ich diesen um einige notwendige Ergänzungen meiner Ware bitte. Besonders fehlen mir kleine Angelhaken, die neben Perlen zu den am meisten begehrten Tauschartikeln am Caiary-Uaupes gehören. Auch der Tabak geht auf die Neige, da die ganze Bevölkerung mit uns raucht. Der Häuptling rechnet auf Hin- und Rückreise einen Monat. Vor der Abfahrt erteilt er jedem mit seiner lauten energischen Stimme Befehle für die Zeit seiner Abwesenheit und übergibt seinem ältesten Oheim mit einigen Worten die Regentschaft. Heulszenen wie in Cururucuara am Aiary finden hier beim Abschied nicht statt; es geht vielmehr recht heiter dabei zu.

Eines Tages kommen zwei junge, im Gesicht rot bemalte Indianer auf kurzen Besuch, schlanke, hübsche Burschen mit selbstbewußtem Auftreten. Es sind Tuyuka von der großen Maloka Pinokoaliro, drei Tagereisen flußaufwärts. Sie überbringen die Einladung zu einem Tanzfest. Die Tukano haben sich zu Ehren ihrer Gäste die Gesichter rot überstrichen oder mit Mustern bemalt.

Am 17. April fahren wir ab. Meine Ruderer aus Iraïti haben gleich bei unserer Ankunft die Montaria über die Pary-Cachoeira und die folgende Stromschnelle gezogen und in einem kleinen Nebenbach untergebracht, der den oberen Hafen der Maloka bildet. Dorthin wurde auf einem Fußpfad unser Gepäck geschafft.

An ruhigeren Stellen fahren wir sehr gemütlich. Von Zeit zu Zeit holt einer meiner jungen Ruderer seine Panpfeife hervor und bläst eine Weise, oder sie pflücken Yapurafrüchte von einem Uferbaum, weiße, nußartige Kerne in einer mehrfach geschlitzten, rotgrünen Fruchthülle. Wenn die Kerne von der gallebitteren, bräunlichen Substanz, in der sie lagern, durch Waschen befreit sind, schmecken sie vorzüglich, süß wie frische Haselnüsse. Zur Reifezeit werden sie von den Indianern in Körben gesammelt, sauber enthülst und zu einer grauen, käsigen Masse verkocht, die auf Maniokfladen gegessen wird.

Nachmittags besuchen wir eine Maloka auf dem linken Ufer, wo der Inspektor Antonio seinen Sitz hat, ein alter Tukano mit schwachem

Schnurr- und Vollbart. Er spricht notdürftig portugiesisch, scheint aber gerade kein Geisteslicht zu sein. Bald lenken wir in den Cabary-Igarapé ein, der auf derselben Seite sein schwarzes Wasser dem Tiquié zuführt. Er soll sehr fischreich sein. Seine Mündung ist mit einem Fischzaun abgesperrt. Auf seinem rechten Ufer nahe der Mündung liegt eine saubere, geräumige Maloka der Tukano, das Vaterhaus meines Mandu, wo wir für die nächsten Tage freundliche Aufnahme finden. Die Begrüßung zwischen Mandu und seinen Angehörigen ist sehr kurz und scheinbar gleichgültig.

Der Indianer versteht es meisterhaft, seine Gefühle, besonders vor Fremden, zu verbergen; aber der Familiensinn ist bei ihm mindestens ebenso tief ausgeprägt wie beim Europäer, dessen häufig übertriebene Gefühlsäußerungen er verachtet. Die Klage um einen inzwischen Verstorbenen, wie ich sie öfters bei Empfängen am Aiary beobachtet habe, ist im Grunde leere Zeremonie und hat mit dem Gefühl nichts zu tun. Der strengen Etikette, die einen ernsten würdevollen Empfang vorschreibt, unterwerfen sich auch meine Ruderer, selbst wenn sie nach einer Abwesenheit von Wochen und Monaten zu ihren Verwandten zurückkehren. Ist aber dieser offizielle Teil vorüber, dann geht es an ein stundenlanges, ausführliches Erzählen der Reiseerlebnisse, wobei der Erzähler, unterstützt durch das dem Indianer eigentümliche Nachahmungstalent, gewöhnlich auf Kosten seines weißen Herrn auch nicht die kleinsten humoristischen Einzelheiten vergißt und seine Zuhörer zu wahren Lachsalven begeistert.

Oberhalb der Tukano-Maloka liegt am Cabary-Igarapé eine Maloka der Tuyuka, wo zwei Tage nach unserer Ankunft ein Tanzfest stattfindet.

Um drei Uhr fahren wir alle in der großen, neuen Montaria des Hausherrn dorthin ab. Das Boot ist voll froher Menschen in Feststimmung. Auch die beiden Tuyuka, die seinerzeit die Einladung nach der Pary-Cachoeira gebracht haben, fahren mit uns. Der eine hat eine Schwester Mandus zur Frau und ist mit dieser und seinem gleichalterigen Freunde bei seinen Schwiegereltern zu Besuch. Mehrere Kanus, dicht besetzt mit rot bemalten Indianern begegnen uns. Laut erschallen die Begrüßungen von Boot zu Boot. Jeder einzelne, Mann, Weib und Kind, erhält wie üblich seinen besonderen Gruß. Auch der Inspektor Antonio und einige alte Bekannten von der Pary-Cachoeira fahren rasch an unserer schwer beladenen Arche vorüber. Noch während der Fahrt malen sich die Weiber rote Muster ins Gesicht und erweisen auch Kariuatinga diesen Liebesdienst. Es ist ein ansehnlicher, zwischen hohen, felsigen Ufern dahinströmender und vielfach von kleinen Fels-

inseln durchsetzter Bach. Nach kurzer Fahrt kommen wir an die brausende Periquito-Cachoeira, so benannt nach den zahlreichen grünen Papageien, die dort ihren Trinkplatz haben. Wir lassen unsere schwere Montaria am Fuß des Falles zurück und gelangen auf einem schmalen Richtwege durch den Wald zur Tuyuka-Maloka, die von der Höhe der gegenüberliegenden lehmigen Uferwand zu uns herübergrüßt. Mit einem Kanu werden wir übergesetzt.

Die Maloka ist nicht sehr groß; sie hat nur acht Feuerstellen. Eine Menge Menschen ist schon anwesend, alle am ganzen Körper mit geschmackvollen Mustern festlich bemalt, auch Gäste von einer zweiten Tukano-Maloka, die an demselben Bach weiter aufwärts liegt. Von den Männern und Jünglingen, die im Hause nahe dem Ausgang sich in einer Reihe aufgestellt haben, werden wir mit lautem „He-he-he"-Geschrei empfangen. Diese Tuyuka sind durchschnittlich prachtvolle Indianergestalten mit edelgeschnittenen Gesichtszügen und feingebogenen Nasen, schönere Typen als die Tukano mit ihren meist gedrungenen Körpern und breiten Gesichtern.

Die Empfangszeremonie ist endlos. Reihenweise hintereinander treten die Wirte zu uns heran und begrüßen jeden einzeln mit lautem, eintönigem Geplapper. Erst dann können wir uns in einer Ecke häuslich niederlassen. Fortgesetzt werden große Kalabassen voll goldgelben, wohlschmeckenden Kaschiri gereicht. Es ist aus den Früchten der Pupunyapalme bereitet, denen eine ziemliche Quantität Zuckerrohrsaft, gekochte und zerstampfte Bataten und andere Knollen zugesetzt werden. Eine Riesenzigarre, in eine schöngeschnitzte Holzgabel geklemmt, macht die Runde. Wer während der Unterhaltung nicht rauchen will, steckt die Gabel mit dem spitzen Ende vor sich in die Erde. Auch Coca wird angeboten.

Die langweiligen Höflichkeitsphrasen wiederholen sich von Zeit zu Zeit zwischen Wirten und Gästen die ganze Nacht hindurch. Inspektor Antonio, der sich wegen seiner europäischen Übertünchung mehr dünkt als diese Söhne der Wildnis, sagt zu mir: „Wenn diese Wilden miteinander sprechen, klingt es wie Papageiengeschnatter!" — So unrecht hat er nicht. — Ich habe ihn übrigens unterschätzt. Er ist bei näherem Bekanntwerden ein recht intelligenter alter Kerl und kann daher für meine Zwecke wohl brauchbar sein. In seiner Jugend hat er auf einem Amazonasdampfer als Heizer gedient und ist bis zum Purus gekommen; daher seine portugiesischen Sprachkenntnisse. Leider wird neben dem harmlosen Kaschiri von einem alten Tuyuka auch Rum kredenzt, glücklicherweise nur wenig. Man hat das Gift-

zeug von weißen Händlern eingetauscht, die nur selten diese entlegene Gegend besuchen.

Gegen Sonnenuntergang werden die Tuyuka von einigen älteren Männern zum Tanze geschmückt; eine umständliche Prozedur, die etwa eine Stunde dauert. Um den wertvollen Federschmuck nicht durch Schweiß zu beschmutzen, wird dem Tänzer zunächst ein schmales Band aus weißem Baumbast fest um den Kopf gelegt, so daß die Stirnhaare ein wenig darunter hervorschauen. Darüber bindet man die herrliche, breite Federbinde aus den leuchtend gelben und roten Federchen des Aracanga, umsäumt von den weißen Flaumfedern des weißen Aasgeiers. Hinten wird sie weit überragt von einem breiten Aufstecker aus feinen weißen Reiherfedern; eine lange Schwanzfeder des roten Arara, von deren Mitte eine weiße Feder herabhängt, ist dort horizontal eingesteckt. Die durch einen Knochensplitter verstärkte Spule der Ararafeder ist mit einer Krause aus Papageifedern umwunden und durch eine runde, in der Mitte durchbohrte Kalabassenscherbe oder Scheibe aus Gürteltierschale gezogen. In den durchbohrten Ohrläppchen hängen halbierte und blankgeputzte Messinghülsen von Winchesterpatronen, die bei den Bewegungen des Tänzers hell erklingen. Hinter jedem Ohr steckt mit der Fahne nach vorn eine weiße Feder. Hals und Brust zieren reicher Silberschmuck und der kostbare Quarzzylinder. Die Haare werden am Hinterkopf in einem Schopf zusammengefaßt, der mit Hilfe eines daruntergelegten Bananenblattstengels und langer, aus Affenhaaren geflochtener Stricke, die Haar und Stengel dicht umwickeln, zu einem künstlichen Zopf verlängert wird. Über den Zopfansatz wird horizontal ein Jaguarknochen gebunden, der den Halt gibt für dicke Bündel von Affenhaarstricken und Federbälge des weißen Reihers, die lang über den Rücken herabwallen. Am linken Armgelenk trägt jeder Tänzer eine Quaste aus Affenhaarstricken und bunten Federn, die über einer glänzend schwarz polierten und mit Ritzmustern verzierten Palmfruchtschale befestigt sind. An einigen Quasten hängen die rötlich-grün schimmernden, metallisch klingenden Flügeldecken des Buprestiskäfers. Kunstvoll aus feinen Faserschnüren in Mäandermustern gewebte Bänder, die mit gelber Tonfarbe überstrichen und an der Außenseite mit zierlichen Federtroddeln geschmückt sind, umspannen die Beine der Tänzer unterhalb der Knie. Die Lenden umschließt ein wertvoller Gürtel aus aufgereihten Zähnen des Jaguars oder Wildschweins, von dem vorn ein langer, mit roten, selten mit blauen Mustern bemalter Schurz aus weißem Bast herabhängt (Taf. VI).

Die Tuyuka geben den Ball. Die Tukano sind ihre Gäste und Zuschauer; sie tanzen für sich, stellen aber ihren Galaschmuck, den der ältere Bruder Mandus in Verwahrung hat, den Wirten zur Verfügung.

Das Fest wird eingeleitet durch einen Tanz der Tuyuka, der im Hause stattfindet. Die Tänzer gehen von einem Gast zum andern und verkündigen mit einigen kurzen Worten den Beginn des Tanzes. Dann treten sie in einer langen Reihe an, das Gesicht dem Eingang zugewendet. Die rechte Hand ruht auf der linken Schulter des Nebenmannes; die linke hält ein Bündel Klappern aus halbierten Fruchtschalen, die den Tanzschritt betonen sollen. Zunächst stampfen sie unter rhythmischem Rasseln mehrmals auf der Stelle; dann setzt der Gesang ein, der, anfangs langsam und leise, allmählich anschwillt und immer rascher wird. Die Tänzer bewegen sich in weit ausholenden Schritten mit wippenden Knien, wesentlich im Viervierteltakt, bald nach rechts, bald nach links, einen Sprungschritt vorwärts mit kräftigem Aufstampfen und geschmeidigem Beugen des Oberkörpers, so daß die hohen Reiherfedern mit ihren zitternden Spitzen fast den Boden berühren, einen kürzeren Schritt ohne Stampfen rückwärts. Bald nehmen junge Weiber am Tanze teil. Sie sind nackt bis auf das schön gemusterte Perlenschürzchen und die gelben Kniebänder. Sie treten so zwischen die Tanzenden, daß der eine Tänzer, dessen rechte Hand auf der linken Schulter des Nebenmannes liegt, mit dem freien Arm den Nacken der Frau umschlingt, die die Hüften ihrer beiden Partner umfaßt hält. So trippeln die Schönen eifrig mit. Der Tanz wird zur raschen Runde um die älteren Frauen herum, hauptsächlich „Ballmütter", die inmitten des Hauses zu beiden Seiten des Mittelganges am Boden hocken und schwatzen. Nach einiger Zeit treten die jungen Tänzerinnen zurück. Eine Weile steigert sich der Tanz zum wildesten Fortissimo. Mit weiten, regelmäßigen Sprüngen tanzen die Männer eine letzte Runde. Der Boden erdröhnt von dem kräftigen Aufstampfen. Es ist ein Genuß, diese elastischen, kraftvollen Gestalten zu sehen, in ihrem farbenreichen Schmuck, der sich dem weichen, braunen Ton der Haut harmonisch anschmiegt, und den das bisweilen aufflackernde Licht der Fackeln nur noch leuchtender hervortreten läßt. Man fühlt sich um Jahrhunderte zurückversetzt, in die Zeit, als noch nicht des weißen Mannes Fuß den Boden ihrer Heimat betreten hatte. Wie viel schöner sind doch diese ebenmäßigen Körper in ihrer reinen Nacktheit, als wenn sie mit Kleidern oder Kleiderfetzen behängt sind!

Der Gesang paßt sich dem flotten Tempo des Tanzes an; eine

ernste, durchaus nicht monotone, ich möchte sagen kriegerische Weise von strengem Rhythmus. Zum Schluß stehen die Tänzer wie am Anfang in einer Reihe, stampfen noch einige Male an der Stelle und gehen nach dem üblichen Schrei und gellendem Pfiff zwischen den Zähnen auseinander.

Der Tanz dauert sehr lange und besteht aus einzelnen Abteilungen, die sich aber im großen und ganzen gleichbleiben. Bei dieser gewaltigen Anstrengung ist die unermüdliche Ausdauer der Tänzer zu bewundern, denen zuletzt der Schweiß in Strömen vom Körper rinnt. Nach jeder längeren Tour geht ein älterer Mann von einem Tänzer zum andern und klopft mit einem elastischen Stäbchen den Staub von der kostbaren Federbinde.

Mandus Schwager, der schöne Häuptlingssohn aus Pinokoaliro, ist Vortänzer. Er tanzt in der Mitte der Kette, gibt Ton und Tempo an und markiert den Schluß einer jeden Tour. Jede seiner Bewegungen setzt sich gleichsam wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Kette fort. Den äußersten Tänzern haben sich, wie ich es auch am Aiary gesehen habe, einige halbwüchsige Jungen mit einfachen Federreifen um den Kopf angeschlossen, damit sie den Tanz beizeiten lernen. Sie suchen schon wacker mitzutun, werden aber durch die langen Schritte der Erwachsenen zum Jubel der Zuschauer bald hierhin, bald dorthin geschleudert. Die Tukanogäste hocken währenddessen auf niedrigen Schemeln rechts und links vom Eingang und stoßen zum Schluß ein lautes Geschrei der Anerkennung aus.

Nun wird von einem Tuyuka, der einfacher geschmückt ist als die Tänzer, ein elegant gearbeitetes Tongefäß hereingebracht. Es ist mit Kaapi gefüllt, dem beliebten Reizmittel der Uaupesindianer bei ihren großen Tanzfesten, dessen Genuß angenehme Halluzinationen hervorruft. Mit einem Aufstampfen des rechten Fußes und „Ma!“-Schrei setzt er das Gefäß vor den Tänzern nieder, die im Halbkreis herumsitzen. Er rührt das kostbare Gebräu, das wie Jauche aussieht, mit einem Stäbchen tüchtig um und füllt mit einer kleinen, innen rot bemalten Kalabasse eine andere, die er jedem der Tänzer der Reihe nach zum Austrinken kredenzt. Dann ehren die Tukano die Tänzer, indem sie ihnen Kaschiri bringen. Im Gänsemarsch, mit ganz eingeknickten Knien fast am Boden hinkriechend, kommen sie in Schlangenlinien rasch daher und reichen ihren Wirten unter lautem „Ma-ma-ma!“ in gewaltigen Kalabassen den Labetrunk.

Nach einer kurzen Pause, die von den Tukano mit Musik auf Panpfeifen, kleinen Flöten aus Hirschknochen und anderen Instru-

menten ausgefüllt wird, wiederholen die Tuyuka ihren Tanz. Darauf lassen sich die Tukano vor dem Haus von ihren Weibern festlich schmücken. Sie tragen nur einfache Federkronen in geflochtenen Strohreifen um den Kopf, Federkämme mit Rückenschmuck hinten im Haar. Den Scheitel bedeckt eine Art Haube aus losen Entendaunen, die infolge häufigen Durchknetens mit Baumasche zusammenhalten. Die prächtigen Zahngürtel und bemalten Bastschurze fehlen; sonst gleicht ihr Schmuck dem der Tuyuka. Die Klappern, die jene in der rechten Hand getragen haben, sind bei den Tukano um den rechten Fußknöchel gewunden. In der linken Hand halten sie einen langen Stab, der bei den Vortänzern durch eine Kürbisrassel ersetzt ist. Einige tragen Büschel wohlriechender Blätter unter der Hüftschnur. Auch sie tanzen in einer offenen Runde, zwei Vortänzer in der Mitte, zunächst auf dem freien Dorfplatz, dann im Hause, in demselben flotten Tanzschritt wie die Tuyuka. Der Takt, den die Vortänzer mit ihren Kürbisrasseln angeben, wird von den übrigen durch Aufstampfen mit den Stäben betont. Auch hier nehmen eine Zeitlang die Weiber in gleicher Weise am Tanze teil. Bald aber treten sie zur Seite der Männer und tanzen außerhalb des Kreises, indem sie immer zwei Schritte vorwärts und zwei Schritte rückwärts machen und bald die linke, bald die rechte Hand auf die Schulter ihres Tänzers legen, der seine Partnerin mit dem rechten Arm um die linke Hüfte faßt. Der Tanz endet unter dem Beifallsgeschrei der Tuyuka, die diesmal die Zuschauer bilden und nun ihre Gäste mit Kaapi und Kaschiri bewirten. Auch die alten Herren bekommen ihr Kaapi; der Inspektor trinkt sogar, wie er mir stolz erzählt, drei kleine Kalabassen davon; als junger Mann habe er noch viel mehr trinken können.

Die Tukano-Jünglinge tanzen von Zeit zu Zeit eine Art „Chassé-croisé“ zu zwei Paaren, indem sie unermüdlich hin und wider springen und ihren Panpfeifen eine gellende Weise entlocken. Bisweilen kommen zwei von ihnen emsig flötend in das Haus hinein und tanzen dort so lange umher, bis sich ihnen zwei nackte Mädchen anschließen, mit denen sie allmählich im nächtlichen Dunkel verschwinden. — —

So geht es die ganze Nacht in abwechselnden Tänzen der Tuyuka im Haus, der Tukano meistens auf dem Dorfplatz. Die Tukano-Weiber haben sich draußen in der sternfunkelnden, herrlichen Tropennacht ein Feuer angezündet und hocken dabei. Auch einige ältere Herren wärmen daran ihre steifen Knochen, lassen fleißig die Coca-Kalabasse und die Riesenzigarre kreisen und halten endlose, plappernde Gespräche bis zum frühen Morgen. Diese Indianer haben eine fabelhafte Aus-

dauer im Stillsitzen. Ein alter Tuyuka, ein außergewöhnlich langer Kerl, sitzt stundenlang unbeweglich wie der steinerne Gast auf einem niedrigen Schemel, ohne eine Miene zu verziehen; so sitzt er um elf Uhr, als ich einschlafe, und so sitzt er noch beim Morgengrauen, als ich wieder erwache.

Das Zeremoniell spielt wieder während des ganzen Festes eine Hauptrolle. Bisweilen schreit ein älterer Mann den Jünglingen ein lautes, aufmunterndes „Yeömachkö!" („Mein Sohn!") zu — „Prosit! Ihr Füchse!"

Speisen werden nicht gereicht. Es geschieht selten bei Tanzfesten. Das Kaschiri liefert Trank und Speise, sagen die Indianer, die freilich sehr genügsam sind. Nur unter den älteren Herren geht eine Kalabasse mit gerösteter Maniokstärke um, die mit Hilfe eines Stückchens trockenen Bananenblattes, ähnlich wie Coca, genommen wird. Der Inspektor, der schon des Guten erheblich zuviel getan hat, bringt uns von Zeit zu Zeit etwas davon und rettet uns vor dem Verhungern.

Ich habe endlich genug, lasse mir durch Freund Antonio eine Hängematte besorgen und schlafe in einer Ecke des Hauses trotz des unbeschreiblichen Lärmes „fest, doch etwas unbequem".

Gegen zwei Uhr nachts weckt mich Schmidt; das Kaapi tut seine Wirkung bei den Tänzern. Sie erheben unter heftigen Gebärden ein wüstes Geschrei und laufen dann paarweise mit eingeknickten Knien und kurzen raschen Schritten im Mittelgang hintereinander her. Unter dem rechten Arm eingeklemmt hält ein jeder mit beiden Händen einen Stab schräg abwärts und schaut mit wilden Blicken vor sich hin, als wenn er einen schnell enteilenden Feind töten wolle, den er vielleicht in seinem Haschischrausch sieht. Wütend stechen sie in den Boden. Enttäuscht drehen sie sich um, schwingen ihre Stäbe mit lautem Geschrei und laufen dann nach einer anderen Richtung in derselben Weise wie vorher. Es scheint viel Zeremonie und Verstellung dabei zu sein. Die anderen lachen, die Weiber schreien sogar vor Vergnügen.

Am nächsten Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, finden die Tänze ihren Abschluß. Die Tänzer, die sich musterhaft gehalten haben, legen ihren herrlichen Schmuck ab. Der Federschmuck wird, wie zu Beginn des Festes, mit einer gewissen Feierlichkeit teils an schön geschnitzte, am oberen Ende mit Federgehängen verzierte Häuptlingsstäbe gebunden, die in den Erdboden gesteckt sind (Abb. S. 360), teils auf einem umgestülpten, großen Sieb ausgebreitet. Einige ältere Leute zählen die einzelnen Teile genau und verwahren den Feder- und Haarschmuck

und die Bastschurze in einem aus Palmblattstreifen verfertigten, länglichen Kasten sorgsam zwischen Stücken braunen Baumbastes. Die Zahngürtel, Fußklappern und Kürbisrasseln werden in einen Sack aus rotem Bast gesteckt. Wir verabschieden uns von unseren freundlichen Wirten und fahren zur Tukano-Maloka zurück. Das Kaschiri ist noch nicht zu Ende. Einige „Ritter von der Gemütlichkeit", darunter natürlich der Herr Inspektor, bleiben bis zum Abend.

Der Indianer ist mit Recht stolz auf seinen farbenprächtigen Tanzschmuck und veräußert ihn ungern. Es hält ungemein schwer, vollständige Schmucke zu erwerben, da sie gemeinsamer Besitz sind, und ein einzelner sie nur in Verwahrung hat, aber ohne die Zustimmung aller nicht veräußern kann. Gewöhnlich kann man nur einzelne Stücke kaufen, die sich als Erbstücke im Privatbesitz befinden, seltener vollständige Schmucke von Häuptlingen, deren Gemeinde sich aufgelöst hat.

Das Kaapi ist der Aufguß von einem Malpighiaceen-Strauche (Banisteria) und wird auf folgende Weise nur von den Männern bereitet, da die Frauen kein Kaapi trinken. Die Wurzeln, Stengel und Blätter des Strauches werden in einem breiten, trogförmigen Mörser zu einer grünlich-braunen Masse zerstampft, die in einem Topf mit wenig Wasser ausgewaschen, gut ausgedrückt und nochmals im Mörser gestampft und gewaschen wird. Der dadurch entstandene Brei, der im Aussehen etwas an Kuhdreck erinnert, wird durch zwei ineinandergelegte, feine Siebe in das Kaapigefäß geseiht, wobei durch Stoßen wider den Rand der Siebe nachgeholfen wird. Der Topf mit dem unappetitlichen Trank wird sorgfältig mit Blättern zugedeckt und eine Zeitlang vor das Haus gestellt. Das Kaapigefäß hat immer dieselbe bauchige Urnenform und ist stets mit den gleichen gelben Mustern auf dunkelrotem Grunde bemalt. Merkwürdigerweise ähneln diese sehr den Mustern, die auf die runde Außenwand der Signaltrommel gemalt sind. Am oberen Rande hat das Gefäß zwei horizontal abstehende, blattförmige Henkel, an denen es getragen wird, und zwei Löcher, in denen eine Anhängeschnur befestigt ist. Es wird nie gewaschen, aber von Zeit zu Zeit neu bemalt (Abb. S. 225).

Die Wirkung des Kaapi ähnelt einem Haschischrausch. Man sieht, wie die Indianer erzählen, alles viel größer und schöner, als es in Wirklichkeit ist. Das Haus ist riesig groß und prächtig. Viele, viele Leute sieht man, besonders viele Weiber. — Das Erotische scheint bei diesem Rausch eine Hauptrolle zu spielen. — An den Hauspfosten winden sich große, bunte Schlangen auf und nieder. Alle Farben sind

grell bunt. Manche, die Kaapi trinken, verfallen plötzlich in tiefe Bewußtlosigkeit und haben dann die schönsten Träume, freilich auch beim Erwachen die schönsten Kopfschmerzen — Katzenjammer.

So erging es Schmidt beim Tanzfest in Ätiaru am Aiary, als er eine kleine Kalabasse Kaapi, das wir damals noch nicht kannten, getrunken hatte. In seiner kurzen Ohnmacht hatte er einen „langen und wunderschönen Traum", so daß er, noch im Halbdusel, ganz böse war, als ich ihn mit einem Becher Wasser in die graue Wirklichkeit zurückrief.

Die bei den Tanzfesten am Tiquié gebräuchlichen Musikinstrumente kommen in der gleichen Weise am ganzen übrigen Caiary-Uaupes vor und sind uns zum Teil schon am Aiary begegnet.

Es sind Panpfeifen verschiedener Größe mit fünf bis siebzehn Rohren, die unten stets durch den natürlichen Knoten geschlossen sind; Yapurutu-Flötenpfeifen, die, wie gewöhnlich die Panflöten, stets paarweise geblasen werden und aufeinander abgestimmt sind; kleinere Flötenpfeifen aus Rohr mit zwei bis vier Tonlöchern, die zuweilen auf der Vorder- und Rückseite angebracht sind. Viele dieser Rohrpfeifen sind mit Ritzmustern verziert; einige sind fast der ganzen Länge nach mit gepichten Schnüren aus feinen Pflanzenfasern dicht umwickelt, andere mit bunten Federchen geschmückt. Das obere Ende ist mit Wachs gedichtet, so daß nur ein schmaler Kanal freibleibt, der zu einem viereckigen Luftloch führt.

Sehr beliebt sind die kleinen Flötenpfeifen aus Tierknochen, weil sie sich bequem überall mitnehmen lassen und nicht so zerbrechlich sind wie die Rohrpfeifen. Das Material zu diesen Pfeifen liefern die Schenkelknochen von Hirsch, Jaguar und Reiher. Die Flötenpfeifen aus Hirsch- und Jaguarknochen sind entweder am unteren Ende offen, oben aber mit einem Wachspfropfen versehen, der einen engen Kanal zu einem dreieckigen Luftloch freiläßt, oder beide Enden bleiben offen. In diesem Falle ist ein viereckiges oder halbrundes Luftloch aus dem oberen Rande ausgeschnitten. Man preßt diese Pfeifen wider die Unterlippe und bläst schräg in das Luftloch hinein. Diese Flötenpfeifen haben gewöhnlich drei, seltener vier Tonlöcher. Bisweilen sind sie mit Ritzmustern verziert oder zur Festzeit mit Klappern aus den Flügeldecken des Buprestis-Prachtkäfers oder mit roten Blümchen geschmückt.

Die gleichfalls unten offenen Flötenpfeifen aus Reiherknochen haben Lippen aus aufgebundenen Blättern, ein viereckiges Luftloch, zu dem ein durch einen Wachspfropfen hervorgebrachter Kanal führt, und in der Regel vier Tonlöcher. Sie geben schrille Töne.

Bei allen Flötenpfeifen, denen die aufgebundenen Blattlippen fehlen, dient der scharfe untere Rand des Luftlochs als Lippe.

Höchst merkwürdige Instrumente sind „Flöten“ aus Schädeln von Hirsch, Nasenbär und anderen Tieren. Ein großer Teil des Schädels wird mit Pech überklebt. Nur das Hinterhauptsloch und der Naseneingang bleiben frei. Man bläst über eins von diesen Löchern hin und benutzt das andere als Tonloch.

Schließlich gibt es noch ein nicht minder primitives Instrument aus der ganzen Schale der Landschildkröte, aus der man das Tier entfernt hat. An die eine Öffnung wird etwas Pech geklebt. Man erhitzt dieses und streicht mit der Hand darüber hin, wodurch ein Ton entsteht, der mit kläglichem Unkenruf eine gewisse Ähnlichkeit hat.

Wir sind wohl aufgenommen bei Mandus Eltern. Seine Mutter ist eine energische und verständige Frau. Eines Tages gibt sie mir eine heilsame Lehre. Sie hat ein Söhnchen von drei Jahren, das Nesthäkchen; seine Geschwister sind zwischen vierzehn und fünfundzwanzig Jahren alt. Der reizende kleine Kerl ist unser aller Liebling. Seine Mutter hat ihn mit reichem Schmuck behängt, großen Jaguarzähnen, einem seltenen, der Länge nach durchbohrten Quarzzylinder und dicken Glasperlen aus meinen Vorräten. Auch das Haar hat sie ihm auf besondere Weise zugeschnitten. Der Vorderteil des Kopfes ist ganz kurz geschoren, während ihm vom Wirbel ab langes Haar herabhängt. Eines Mittags bringt mir Schmidt einen herrlichen azurblauen Morpho, der, was man selten bei diesen Schmetterlingen trifft, vollkommen unversehrt ist. Ich lege ihn einstweilen beiseite, um ihn später zu verwahren. Mein kleiner Freund aber, der wie gewöhnlich zu meinen Füßen spielt, greift nach dem bunten Ding und verdirbt mir den Falter. Leider lasse ich mich zu einigen heftigen Worten hinreißen. Der Junge, an eine solche Behandlung nicht gewöhnt, sieht mich zuerst mit seinen großen, dunklen Augen verwundert an und läuft dann weinend zu seiner Mutter. Diese hält mir eine längere Strafpredigt und sagt unter anderem, es sei doch nicht recht, ein kleines Kind zu schelten, das noch nicht wissen könne, was es tue! —

Auch Schmidt erhält hier eine deutliche, wenn auch unbeabsichtigte erzieherische Lehre, die zugleich auf das natürliche Anstandsgefühl dieser „wilden“ Indianer ein helles Licht wirft. Er will die „Matchiche“ vorführen, eine Art Bauchtanz, der in Manaos in etwas zweifelhaften Lokalen getanzt wird, und hat sich zu diesem Zweck mit einem Frauenrock und meiner Wollweste schauderhaft ausstaffiert. Das Fehlende müssen untergestopfte Hemden und Kalabassen ersetzen.

Bei den sehr unanständigen Bewegungen des Tänzers ziehen sich die Frauen und Mädchen scheu zurück, und er macht zu meiner Freude gründlich Fiasko. — Über alles Geschlechtliche kann man ruhig mit ihnen sprechen, weil es etwas Natürliches ist; nur die Zote schreckt sie ab.

Bei dem großen Tanzfest mit den Tuyuka haben sich einige Leute in der frischen Nachtluft erkältet. Mandus älterer Bruder, der mit seinem indianischen Namen Doä (Trahira-Fisch), mit seinem christlichen Namen, wie so viele, Antonio heißt, macht im Hause in einer Topfschale über einem kleinen Feuer einen Absud aus Medizinkräutern zurecht. Als Schmidt von diesem Feuerchen einen Brand nimmt und sich damit eine Zigarette anzündet, bittet ihn der Zauberarzt, das Rauchen dabei zu unterlassen, da es die Medizin schlecht mache. Auch nimmt er den Brand, den Schmidt benutzt hat, von seinem Feuer weg und facht dieses dann stark an, so daß das Gebräu kocht. Die Krankenbehandlung ist dieselbe wie am Aiary.

Wie bei den Festen, so wird in geringem Maßstabe auch im gewöhnlichen Leben das Zeremoniell streng beobachtet. Geht einer baden, so sagt er zu jedem Anwesenden: „Uanima“, „Ich gehe baden“, worauf der andere erwidert: „O(e)sani!“ „Gehe baden!“

Unter den zeitweiligen Bewohnern der Maloka befindet sich ein älterer Maku mit vertrauenerweckendem, durchaus nicht häßlichem Gesicht, aber wiederum spindeldürren Beinen. Er ist vom Umari-Igarapé, einem linken Zufluß des Tiquié weiter aufwärts, hierher gekommen und gehört Mandus Vater. Von den „Herren Tukano“ wird er gut behandelt und bereitet für sie große Mengen Coca.

Im Umkreis des Hauses gibt es auffallend viele Tagesstechmücken, die am Tiquié oberhalb der Mündung des weißen Castanya-Parana fehlen. Auch hier soll ein Bach mit weißem Wasser, der nahebei dem Cabary-Igarapé zufließt, die Ursache sein.

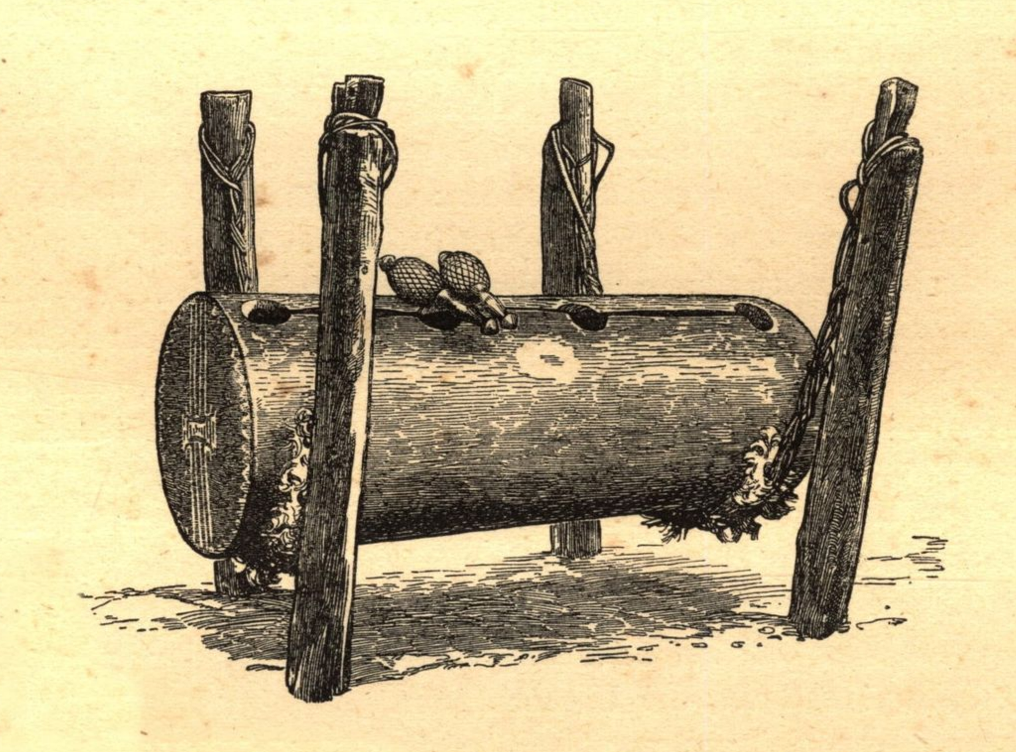
Eines Morgens kurz vor Sonnenaufgang hören wir deutlich die dumpfen Schläge der großen Trommel an der Pary-Cachoeira, meiner Trommel. Nachmittags soll dort ein kleines Kaschiri stattfinden.

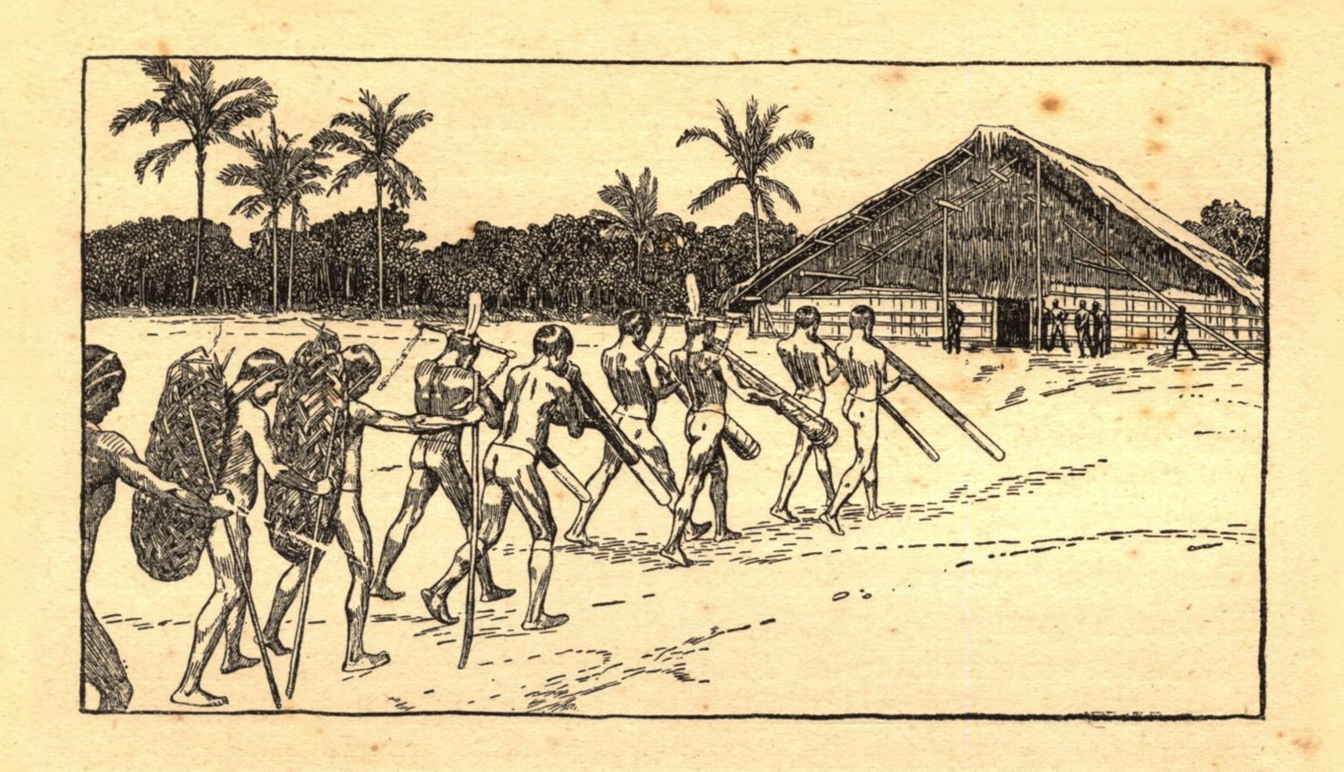
Die am ganzen Caiary-Uaupes und weit über seine Grenzen hinaus gebräuchlichen, schlittenförmigen Schemel, deren leicht konkave Sitzfläche mit schwarzen Mustern auf rotem Grund bemalt und poliert ist (Abb. S. 96), erreichen hier auffallend große Dimensionen von 1,20 bis 1,36 m Länge. Daneben gibt es Schemel von nur 30 bis 25 cm Länge. Die Höhe aller dieser Schemel, die stets aus einem Stück gearbeitet sind, beträgt in der Mitte nur 10 bis 25 cm bei einer Breite

der Sitzplatte von 15 bis 45 cm. Die langen Sitzschemel sind für mehrere Personen bestimmt.

Am 25. April fahre ich zur Maloka des Inspektors Antonio und verpflichte ihn für die ganze Reise stromaufwärts als Führer und Dolmetscher. In einer Hängematte liegt ein noch junger, furchtbar abgezehrter Mann. Er klagt über heftige Schmerzen in Brust und Rücken und bittet mich um ein Heilmittel. Offenbar leidet er an Lungenschwindsucht, zu der die Indianer infolge ihrer von Natur schwachen Lunge neigen.

Zwei Tage später fahren wir weiter.





XIV. Kapitel

Bei den Tuyuka- und Bara-Indianern

Außer Inspektor Antonio und seinem hünenhaften Sohn Paschiko (Francisco), der den indianischen Namen Yepasonea führt, hat sich wieder Mandu uns angeschlossen und Germano, ein junger Tukano von der Pary-Cachoeira, der auch Yupuli heißt. Die beiden Tuyuka fahren in unserer Begleitung heimwärts.

Der Cabary-Igarapé gilt als die eigentliche und alte Grenze des Tukano-Gebietes. Einige Stunden tiquiéaufwärts gibt es noch eine kleinere Tukano-Maloka mit wenigen Bewohnern auf dem rechten, lehmigen Ufer etwas unterhalb der reißenden Yabuti-Cachoeira. Dann folgt eine Anzahl gewaltiger Katarakte, die den Oberlauf gleichsam verschließen.

Der imposanteste Fall ist die Caruru-Cachoeira. Er ist 15 m hoch und höher. Die Felsen fallen, wie die Indianer erzählen, so senkrecht ab, und der Anprall der Wogen ist so heftig, daß man bei einem gewissen Wasserstande unter dem Fall eine längere Strecke fast bis an das andere Ufer gehen könne, ohne naß zu werden. Hochauf stäubender Wasserdunst verschleiert weithin Fluß und Uferwald. Am Fuße des Falles ist links ein steiler, aber kurzer Pfad zum Hinüberschaffen der Boote und der Last. Auf den Felsen finden sich zahlreiche Figuren eingeritzt, die jedoch zum größten Teil unter dem hohen Wasser verborgen bleiben.

Ich sei der vierte Weiße, sagt Antonio, der diese natürliche Schranke passiere. Vor mir seien einmal zwei Händler glücklich hinübergekommen, aber durch Unvorsichtigkeit trieb ihre große Montaria mit dem gesamten Gepäck den Fall hinab, so daß sie gezwungen waren, über Land zum Cabary-Igarapé zurückzukehren. Auch ein weißer Jäger sei im leichten Kanu flußaufwärts gewesen und habe dort in wenigen Tagen ein Dutzend Tapire geschossen. Bis zu den Bara sei noch nie ein Weißer gekommen.

Unmittelbar über dem Absturz wird das Gepäck wieder eingeladen und das Boot an den Zweigen der Ufersträucher vorsichtig in ruhigeres Wasser weitergezogen. Schaudernd blickt man zur Seite in den sprudelnden Abgrund.

Nach wenigen Stunden Fahrt gelangen wir zum Umari-Igarapé, dessen klares, hellgrünes Wasser sich scharf gegen das schwarze des Tiquié abhebt, das seit Pary-Cachoeira immer dunkler geworden ist. Nahe der Mündung liegt die erste Maloka der Tuyuka, ein mittelgroßes Haus mit acht Feuerstellen, von denen sechs zurzeit bewohnt sind. Wir treffen verhältnismäßig viele Leute an, darunter wohl einige Gäste; denn es wird neben Coca etwas saueres Kaschiri gereicht. Die meisten sehen krank aus; ein jüngerer Mann ist offenbar schwindsüchtig; ein anderer auf beiden Augen erblindet; kurz, eine armselige, ungemütliche Gesellschaft.

Die folgenden Katarakte werden ebenfalls über Land auf dem rechten Ufer umgangen. Der nächste Fall steht der Caruru-Cachoeira zwar an Höhe nicht nach, fällt aber nicht in einem senkrechten Sturz wie diese, sondern in einzelnen Stufen, wodurch der Eindruck nicht so gewaltig ist. Die Pucu-Cachoeira führt ihren Namen „lange Stromschnelle“ mit vollem Recht. Sie besteht aus zahlreichen Fällen und klippenreichen Schnellen und kostet uns mehrere Stunden schwerer Arbeit.

In einer sauberen Maloka der Tuyuka auf dem rechten Ufer verbringen wir die Nacht. Eine der hintersten Abteilungen des Hauses ist durch Gitter aus Palmlatten und Matten von dem übrigen Raum streng abgeschlossen. Dort hält ein junges Ehepaar gemeinsam die Wochenstube ab. Von Zeit zu Zeit quäkt das Neugeborene.

Am nächsten Morgen findet die fünftägige Wochenstube ihren feierlichen Abschluß. Kurz vor Tagesanbruch tragen die Indianer alles Gerät, das den jungen Eheleuten gehört, Kaschiritöpfe, Schemel, einen Kasten mit Federschmuck und anderes, und besonders die Waffen ins Freie. Dann verlassen alle Unbeteiligten das Haus durch

die Hintertür. Bald bewegt sich durch den Eingang ein eigenartiger Zug zum Fluß. Voran schreitet die Mutter des jungen Mannes und trägt auf einer großen Topfscherbe glühende und stark qualmende Kohlen, deren Rauch sie mit einem Feuerfächer auf dem ganzen Wege um sich verbreitet. Dahinter kommt die junge Mutter mit dem Neugeborenen auf den Armen und hinter ihr der glückliche Vater. Am Flusse angelangt, beräuchert die Alte, auf und ab schreitend, den ganzen Platz, steigt dann in ein kleines Kanu und beräuchert auch das Wasser hin und her. Darauf nehmen beide Eheleute mit dem Kleinen ein Bad und kehren in das Haus zurück, wo ihnen die Großmutter einen großen Topf voll gekochter Fische bringt, die erste festere Speise seit fünf Tagen.

Aus diesen Gebräuchen scheint hervorzugehen, daß Eltern und Kind kurz nach der Geburt als unrein gelten. Deshalb wird gebadet. Die strenge Enthaltsamkeit der Eltern — sie dürfen während der fünf Tage nur Maniokfladen und Grütze essen und nichts arbeiten —, die Beräucherung des Weges und des Wassers, die Entfernung der Gerätschaften, besonders der Waffen, aus dem Hause sollen offenbar alle schädlichen Einflüsse von dem kleinen Weltbürger abwenden.

Ob die heutigen Indianer freilich noch die tiefere Bedeutung aller dieser Gebräuche kennen, ist zweifelhaft.

Nach dem gemeinsamen Bad gibt der Vater, nicht der Großvater, dem Kind einen Namen, der sich auch hier häufig auf ein Tier bezieht.

Die Tuyuka haben eine Menge zahmer Tiere: eine Katze, mehrere Hunde, Hühner, einen großen, grünen Papagei mit gelbem Schwanz, einen Perikito, einen Beutelstar, zwei rote und einen blauen Arara. Für 6 m Kattun kaufe ich der jungen Mutter, einem bildsauberen Frauchen, dem man die kürzliche Niederkunft gar nicht ansieht, einen Arara ab. Er hat künstlich gefärbte, orangegelbe Schulterfedern (vgl. S. 50) und führt den poetischen Namen B o l a k a, Morgenstern, wird aber gewöhnlich kurz B o l a gerufen. Er spricht einige Worte Tuyuka. Ich lasse ihn einstweilen hier, um ihn auf der Rückreise nach São Felippe mitzunehmen.

Nicht weit von der Maloka kommen wir an zwei elenden, von Tuyuka bewohnten Hütten vorüber. Daneben sehen wir die verkohlten Pfosten eines größeren Hauses. Kinder haben mit Feuer gespielt — das alte Lied. Den Leuten ist fast alles verbrannt. Wir passieren noch einige harmlose Schnellen und kommen am 30. April gegen Abend über die lange, gerade Flußstrecke Pinokoaliro, wo vorzeiten eine riesige,

menschenfressende Schlange (pino) gehaust haben soll, zu der gleichnamigen großen Maloka der Tuyuka.

Schon von ferne hören wir fröhlichen Lärm. Ein Tanzfest wird vorbereitet. Viele Leute sind zusammengekommen. Freundlich werden wir aufgenommen. Deutlich merkt man, daß selten Weiße hierher kommen. Neugierig mustern uns die Weiber, die in angemessener Entfernung von uns am Boden hocken. Die Kinder laufen scheu auseinander, sobald wir in ihre Nähe kommen. Eine alte Tukano, die hier verheiratet ist, setzt sich neben meine Hängematte und erzählt mir mit lebhaften Gebärden lange Geschichten in ihrer Sprache: Der Pira-Parana sei von hier aus südwärts über den Dyi-Igarapé in sieben Tagen zu erreichen. Auch könne man von den Bara auf einem Fußpfad in einem Tag zum Yauacaca-Igarapé, einem Zufluß des Pira-Parana, gelangen. Am Pira-Parana, den die Tukano Uaiya (Fischfluß) nennen, wohnten, außer den Buchpu-machsa, die Palänoa, Erulia, Pamo-machsa und andere Stämme, am unteren Fluß auch Yahuana. Diese lägen öfters im Krieg mit den Buchpu-machsa und hätten schon viele von ihnen mit vergifteten Pfeilen getötet.

Gegen neun Uhr geht die ganze Bürgerschaft nach den üblichen guten Wünschen zur Ruhe.

Mitten in der Nacht, schon vor drei Uhr, beginnt wieder der Lärm. Die Weiber arbeiten am Kaschiri und schwatzen. Plötzlich erhebt sich draußen auf dem Dorfplatz ein geheimnisvolles Getön, eine hellere, melodische Weise, wie die feierlichen Orgelklänge eines alten Kirchenliedes, dazwischen dumpf heulende Laute, unheimlich anzuhören. Ich will hinausgehen. Der Eingang ist geschlossen. Die Ritzen hat man mit Matten und Bananenblättern zugestellt. Als Wache stehen zwei Jünglinge davor; die mir bedeuten, jetzt könne ich nicht hinausgehen; draußen sei der Yurupary, den die Weiber in der Maloka nicht sehen dürften; aber ich lasse nicht nach und schlüpfe hinaus. Vor dem Hause stehen sechs Jünglinge und blasen auf Instrumenten von verschiedener Gestalt und Größe. Vier davon sind Flötenpfeifen, denen vom Aiary ähnlich, aus schön geglättetem Paschiubapalmholz verfertigt und am unteren Ende mit weißem Ton überstrichen. Zwei sind sehr lang, die beiden anderen weit kürzer und von starkem Durchmesser. Die übrigen Instrumente sind mächtige Trompeten aus spiralig gedrehter Rinde, in der als Mundstück ein dickes Paschiubarohr steckt. Durch außen der Länge nach aufgelegte Holzstäbchen und Lianenringe werden sie zusammengehalten. Sie sind es, von denen das unheimliche Heulen ausgeht (Abb. S. 215 und Titelblatt).

Die Musik dauert noch eine Zeitlang fort und entfernt sich dann nach dem Flusse hin. Den ganzen Morgen hört man vom unteren Hafen her von Zeit zu Zeit die dumpfen Töne. Nachmittags gegen drei Uhr kommen die Klänge näher. Auf ein Zeichen des Häuptlings lassen die Männer die Eingangstür herab. Alle weiblichen Personen entfernen sich rasch durch den Ausgang, der sofort hinter ihnen verschlossen wird. Nun wird die Vordertür wieder hochgehoben, und über den weiten, freien Dorfplatz kommen die sechs Musiker der vergangenen Nacht paarweise hintereinander in raschem Tempo mit einknickenden Knien. Sie sind nur im Gesicht mit roten Mustern bemalt. Einige haben Federkämme in das Haar gesteckt. Hinter ihnen schreiten im Gänsemarsch drei ältere Männer und ein Knabe. An einem über die Stirn gehenden Bastbande tragen sie lange, aus je zwei frischen Palmenwedeln geflochtene Kiepen, die mit Miriti- und Yapura-Früchten vollbepackt sind. Mit der rechten Hand stützen sie sich schwer auf einen Stab. Nur mit Mühe können sie den Bläsern folgen. Die Herbstfrüchte des Waldes werden unter Musik eingebracht (Abb. S. 195).

Sie treten in die Maloka. Die Träger rufen laut „He-he-he-he — — —!" und werfen mit einem auffordernden „Ma — — —!" im Hintergrunde des Hauses ihre Last zu Boden. Die beiden Musiker mit den langen Flöten stellen sich am Eingang auf, das Gesicht dem Innenraum zugekehrt, und blasen ihre melodische Weise, wobei sie die Instrumente in einer Ellipse schwingen lassen. Die vier anderen schreiten im Mittelgang des Hauses hin und her und schwingen während des raschen und anhaltenden Blasens ihre schweren Instrumente auf und nieder. So geht es längere Zeit mit großer Ausdauer fort. Dann werden die Instrumente auf den Boden gelegt: eine kurze Pause, und andere Musiker treten ein. Diese Tänze dauern über eine Stunde, worauf die Bläser in derselben Ordnung, in der sie gekommen sind, über den Platz verschwinden, und das Haus wieder den Weibern geöffnet wird. Während des ganzen Aktes bewachten einige Männer beide Zugänge des Hauses.

Die Namen der einzelnen Instrumente nennen mir die Tuyuka nur mit Widerstreben und sehr leise. Auch bitten sie mich, sie den Weibern nicht zu verraten.

Der Schalltrichter aus Rinde wird jedesmal nach dem Gebrauch weggeworfen und nur das Mundstück aus Paschiubapalmrohr zusammen mit den großen Flöten in einem nahen Bach verborgen aufbewahrt.

Nach dem Abzuge der Yurupary-Tänzer bereiten einige junge

Männer vor dem Hause Kaapi. Kurz vorher hält ein alter Zauberarzt, der sich durch sein starkes Haupthaar auszeichnet, eine lange, eintönige Ansprache. Dann zündet er eine Riesenzigarre an, die in eine Holzgabel geklemmt ist, und hockt, eifrig rauchend, in einer dunklen Ecke hinter einem Mattenverschlag nieder. Er kommt erst wieder zum Vorschein, als das Kaapi fertig ist.

Mit dem Eintritt der Dunkelheit beginnen die profanen Tänze, an denen auch die Weiber teilnehmen. Der prachtvolle Schmuck der Männer ist derselbe wie beim Tanzfest am Cabary-Igarapé. Die Weiber sind auch hier nur mit Perlenschürzchen bekleidet. Vor dem Ankleiden der Tänzer tritt ein junger Tuyuka, der an diesem Tage „Herr des Tanzes“ und Vortänzer ist — der schöne Häuptlingssohn ist heute der Wirt —, mit einem langen Stab in der Hand zu jedem Gast und teilt ihm die Festordnung mit. Inspektor Antonio übersetzt mir die Worte folgendermaßen: „So leben wir! Wir wollen heute tanzen, wir wollen Kaschiri trinken, wir wollen Kaapi trinken, wie wir es immer getan haben! Kein Streit soll zwischen uns sein!“ usw. Der andere erwidert darauf etwa folgendes: „Ja, so wollen wir es machen! Wir wollen tanzen!“ usw. „Es ist gut!“

Auch der Tanz ist im wesentlichen derselbe wie am Cabary-Igarapé. Nur wird hier vor jedem Tanz Kaapi gereicht. Die Tänzer tragen in der linken Hand große Kürbisrasseln und um den rechten Fußknöchel Klappern aus Fruchtschalen, mit denen sie beim Aufstampfen den Takt betonen. Bevor die Tänzer antreten, gehen sie zu jedem Zuschauer und sagen: „Wir wollen tanzen!“ worauf der andere entgegnet: „Es ist gut! Tanzet!“ Nach dem Tanze sprechen sie zu jedem: „Wir haben getanzt. Ihr habt zugeschaut!“ und erhalten die Antwort: „Ihr habt getanzt. Wir haben zugeschaut!“ Während des Tanzens stoßen die Zuschauer von Zeit zu Zeit ein halblautes, langgezogenes und zum Schluß allmählich fallendes „Ho — — —!“ aus.

Die Musik auf den Zauberinstrumenten hat draußen in der Dunkelheit wieder eingesetzt. Damit der „Yurupary“ von den Weibern nicht gesehen werden kann, ist für die Bläser rechts vom Eingang ein Mattenverschlag hergerichtet.

Während der Pause sitzen die Tänzer in einer Reihe auf kleinen Schemeln. Vor ihnen hocken einige ältere Männer, darunter der Häuptling, auf einen geschnitzten Stab gestützt. Alle reden unglaublich rasch und eintönig durcheinander, immer wieder dieselben Worte, einzelne Sätze mit langgezogenem, ausklingendem „— a — — — — —!“ Dabei kreist die große Zigarre, in die Gabel geklemmt. Die Redenden

machen mit dem ausgestreckten rechten Arm feierliche Bewegungen hin und her. „So ist es bei jedem Fest, wenn die große Zigarre geraucht wird", sagt Antonio. Er übersetzt mir die Worte: „So leben wir schon lange Zeit, so tanzen wir, so trinken wir Kaschiri, so trinken wir Kaapi, wir sind Freunde!" usw.

Auch ich nehme zwei kleine Kalabassen von dem Zaubertrank, um die Wirkung am eigenen Leibe zu erproben. Das Zeug schmeckt leicht bitter. In der Tat habe ich nach einiger Zeit, besonders wenn ich in die Dunkelheit hinaustrete, ein merkwürdiges grellfarbiges Flimmern vor den Augen, und beim Schreiben huscht es über das Papier wie rote Flammen. Bei der vierten Kalabasse, erklärt mir der Inspektor, müsse man sich heftig übergeben, und dann habe man die schönsten Gesichte.

Die Festbeleuchtung liefern, anstatt der Kienholzfackeln, die ich bisher stets angetroffen habe, Stücke Pech. Sie sind auf einem etwa mannshohen, glatten Stamm aufgehäuft, der inmitten der Maloka zur Seite des Hauptganges eingerammt ist.

Bald nach Mitternacht macht sich der Kaapi-Rausch bei den Tänzern bemerkbar. Sie springen wie toll umher. Es ist dieselbe Komödie wie am Cabary-Igarapé.

Gegen sieben Uhr morgens ist der offizielle Teil des Festes zu Ende. Kein Tänzer ist betrunken; selbst die alten Herren sind nur wenig angezecht. Bewundernswert war die Ausdauer des Inspektors und seines Sohnes. Vierundzwanzig Stunden lang saßen sie mit einigen älteren Tuyuka zusammen und plapperten unaufhörlich, manchmal mit leiser, geheimnisvoller Stimme; zuweilen sang einer den anderen halblaut Tanzweisen vor. Als ich Antonio fragte, was sie da schwatzten, antwortete er: „Wir treiben Konversation, erzählen uns Geschichten!" Sein Sohn Paschiko und der Tuyuka-Häuptling seien „Meister" darin. Die beiden Helden nahmen ihre Unterhaltung so ernst, daß sie sogar zusammen hinausgingen, um ihre Notdurft zu verrichten, und dann am Waldesrande dicht nebeneinander hockten, beständig dabei „konversierend".

Diese Unreinlichkeit im nächsten Umkreise der Maloka ist glücklicherweise nur bei großen Tanzfesten allgemeiner Gebrauch.

Während der ganzen Dauer des Yurupary-Festes wird streng gefastet. Am Abend nach Abschluß der Feier steckt der Zauberarzt jedem älteren Manne eine geröstete Capsicum-Frucht, die er auf ein Stäbchen gespießt hat, in den Mund, worauf sie wieder alles essen dürfen. Die Jünglinge und besonders die Tänzer erhalten ihre Cap-

sicum-Frucht sogar erst am anderen Morgen nach Sonnenaufgang. Nachmittags träufeln sie sich eine scharfe Brühe aus Zitronensaft, rotem Pfeffer und Salz mit Hilfe eines Blatttrichters in die Nase und ziehen sie in den Mund. Damit sind auch für sie die Fasten beendet.

Dem Yurupary-Tanze wird eine starke Zauberwirkung zugeschrieben. Er soll alle Krankheiten vertreiben und selbst große Wunden heilen.

Wie besorgt die Indianer um ihren schönen Tanzschmuck sind, konnte ich auch hier wieder bemerken. Als ich die Tänzer vor dem Hause photographieren wollte, stellten sie sich dicht wider die Wand unter den Dachvorsprung, damit die Federkronen nicht durch den Morgentau litten.

Die Tuyuka nennen sich selbst Dochkafhuara und werden von den Tukano Diikana genannt. Die Hauptmasse des Stammes, der 150—200 Seelen zählt, wohnt am oberen Tiquié, wo die Maloka Pinokoaliro als Zentrum und Sammelplatz bei großen Festen gilt. Eine kleinere Abteilung lebt im Quellgebiet des Papury.

Die Tuyuka von Pinokoaliro, unverdorbene Naturkinder, sind durchschnittlich sympathische Menschen von edler Gesinnung, stolzem, selbstbewußtem Auftreten und hervorragender Intelligenz. Wir genießen hier die liebenswürdigste Gastfreundschaft.

Dem körperlichen Habitus nach lassen sich bei den Tuyuka zwei Typen beobachten, ein feinerer und ein gröberer Typus, die so auffallende Unterschiede zeigen, daß man bisweilen nicht glaubt, es mit Angehörigen desselben Stammes zu tun zu haben. Die charakteristischen Merkmale des feineren Typus sind folgende: Schlank gewachsene Gestalten, die gegen die plumpen, bisweilen dickbäuchigen Tukano angenehm auffallen und höher wirken als diese, obwohl die Körperhöhe der Tuyuka nur 157—167 cm beträgt; große dolichocephale Köpfe; Gesicht lang und schmal; Stirn nicht sehr hoch, etwas fliehend; kräftig vorspringende Nase mit hohem Rücken und schmaler Wurzel; Lippen voll; Jochbogen und Kieferwinkel wenig vortretend. — Der gröbere Typus zeigt gedrungene Gestalten mit runden, niedrigen, häufig auffallend häßlichen Gesichtern, deren Muskulatur sehr plastisch hervortritt; Stumpfnasen mit etwas aufwärtsgerichteten Nasenlöchern, konkavem Rücken und breiter Wurzel. Die Augen sind bisweilen schief gestellt. — Die Haare der Tuyuka sind schwarz und straff, bei größerer Länge leicht gewellt.

Die Tuyukafrauen sind gerade keine Schönheiten, zeichnen sich aber durch ihre schlanken, wohlproportionierten Gestalten und die

größere Grazie in ihren Bewegungen vor den untersetzten, gedrungenen, häufig plumpen Tukanofrauen vorteilhaft aus.

Mit den kleinen Horden am Pira-Parana und seinen Zuflüssen, die zu derselben Sprachgruppe gehören, unterhalten die Tuyuka einen regen Verkehr und vielfache verwandtschaftliche Verbindungen, während sie zu den Stämmen des unteren Tiquié in nur losen Beziehungen stehen. Vom nahen Dyi-Igarapé sind zwei Gäste gekommen. Ein älterer, häßlicher Mann mit krummen Beinen und triefenden Schlitzaugen gehört dem Stamme der Ömöa-machsa an. Er hat ziemlich weit durchlöcherte Ohrläppchen. Zu Hause trügen sie ein Stückchen Pfeilrohr und zur Festzeit ein Büschel Federn darin. Der andere, ein hübscher Knabe mit großen Augen und feingebogener Nase, ist ein Buchpu-machsa oder Buhagana, wie er sich selbst nennt. Die Sprachen beider Stämme sind fast identisch, weichen aber vom Tukano in vielen Wörtern gänzlich ab.

Unter den in Pinokoaliro verheirateten Frauen befinden sich Angehörige der Sära vom Dyi-Igarapé und der Palänoa, Erulia und Tsöla vom oberen Pira-Parana. Die Sprachen der drei ersteren Stämme sind vom Buhagana nur dialektisch verschieden, während die Sprache der Tsöla oder Tsöna, wie die Tuyuka diesen Stamm nennen, mehr dem Tuyuka verwandt ist.

Die Durchbohrung der Ohrläppchen ist bei den Tuyuka, wie am ganzen Caiary-Uaupes, allgemein üblich. Einige alte Leute tragen in der Öffnung kleine Pflöcke aus leichtem Holz oder aus Rohr. Die heutige Jugend zieht meistens europäische Messingohrringe vor. Auch die Durchbohrung der Unterlippe, in der mehr oder weniger lange Holzstäbchen getragen werden, ist heute aufgegeben und findet sich nur noch bei einigen Vertretern der älteren Generation. Früher hätten alle Stämme des Tiquié diese Sitte gehabt, so erzählt mir Inspektor Antonio, der selbst eine durchbohrte Unterlippe hat. Die Särafrau, die durch ihre Häßlichkeit und ihr gelocktes Haupthaar auffällt, hat die Nasenscheidewand durchbohrt.

Ein beliebter Schmuck der Männer sind runde Ziernarben an den Armen, die ich auch bei einigen Tukano an der Pary-Cachoeira und am Cabary-Igarapé beobachtet habe. Sie werden mit dem glühenden Ende eines Holzstabes eine über der anderen eingebrannt und finden sich nur bei den Jünglingen und Männern, scheinen daher ein Zeichen der Mannbarkeit zu sein. Bisweilen schmücken bis zu achtzehn dieser Narben einen Arm.

Die Maloka von Pinokoaliro ist 27 m lang, 17,80 m breit und an

der Vorderseite 7,80 m hoch. Sie unterscheidet sich etwas von den im Grundriß rein viereckigen Malokas, die ich bisher gesehen habe. Am hinteren Ende hat sie einen halbkreisförmigen Anbau, der dem Häuptling als Wohnung dient und von dem Hauptraum durch eine höhere Wand getrennt ist. Ein nicht sehr breiter Zugang verbindet beide Teile miteinander. Daher hat diese Maloka an der Vorderseite eine Giebelwand, nach hinten aber fällt das Dach in allmählicher Rundung ab und sitzt unmittelbar auf der kaum einen Meter hohen Wand. Ein schmaler und niedriger Ausgang führt ins Freie.

Es ist erstaunlich, welche enormen Mengen Coca in Pinokoaliro Tag für Tag genossen werden. Als die beiden Gäste vom Dyi-Igarapé sich zur Heimreise rüsten, nehmen sie für einen Marsch von einundeinhalb Tagen nur mehrere Säckchen Coca mit, aber keine Lebensmittel, nicht einmal Maniokfladen.

Vereinzelt sieht man hier ein anderes Reizmittel im Gebrauch, das offenbar von den Stämmen des Yapuragebietes herrührt, da es bei diesen sehr beliebt ist und sich am ganzen übrigen Caiary-Uaupes nicht findet. Es ist ein graues, scharfes Schnupfpulver von stark narkotischer Wirkung, das in der Lingoa geral unter dem Namen Parika bekannt ist und aus den getrockneten Samen einer Mimose hergestellt wird. Es wird in kleinen kugeligen Kalabassen aufbewahrt oder in Schneckenschalen, deren Öffnung gewöhnlich mit einem eingepichten Spiegelglas verschlossen ist, und die, ebenso wie die Kalabassen, einen mit Pech aufgesetzten Vogelknochen als Tülle tragen. Als Stöpsel dient ein zusammengerolltes Blatt oder Baststreifchen oder ein Pflöckchen aus leichtem Holz, das bisweilen mit den schwarzen, gekräuselten Federn vom Kamm des großen Hokko verziert ist. Geschnupft wird vermittels eines gabelförmigen Gerätes aus zwei kommunizierenden Vogelknochen, die aneinandergepicht sind. Beim Gebrauch schüttet man etwas von dem Pulver aus der Dose auf die flache Hand und schöpft es mit der Knochengabel auf. Dann steckt man das eine Ende der Gabel in ein Nasenloch, das andere in den Mund und teilt durch kurzes Blasen das feine Pulver den innersten Schleimhäuten der Nase mit (Abb. S. 214).

Anfangs will es mir gar nicht gelingen, Tanzschmuck einzuhandeln. Erst als ich meine Tauschwaren ausbreite, wird mir eine Anzahl schöner Stücke gebracht. Die Preise sind sehr verschieden und entsprechen häufig nicht dem Wert des Gegenstandes. Für zwei breite Aufstecker aus feinen weißen Reiherfedern mit vollständigem Rückenschmuck aus Schenkelknochen des Jaguars und anhängenden Affenhaarstricken und

Reiherbälgen muß ich einen einläufigen Vorderlader geben. Die herrlichen Kronen aus orangegelben Ararafederchen, Federquasten, die am Arm getragen werden, gehen schon für Pulver, Schrot und Zündhütchen weg. Ein paar Zierstäbe, die der ganzen Länge nach mit weißem Geierflaum bekleidet und am oberen Ende mit einem Büschel bunter Federn geschmückt sind, gelten ein gewöhnliches Messer. Sie werden den Federkronen hinten vertikal aufgesteckt. Vier prächtige Gürtel aus Wildschwein- und Jaguarzähnen erhalte ich für zwei Waldmesser. Kürbisrasseln und Fußklappern werden billig für ein gewöhnliches Messer oder gar für einige Stopfnadeln und eine Rolle Zwirn abgegeben. Auf diese Weise gelingt es mir, einige vollständige Tanzschmucke zusammenzustellen.

Aus einer Ecke holt ein junger Mann Teile von sonderbaren Maskenanzügen hervor und zeigt mir, wie sie getragen werden. Es sind lange Behänge aus feinem Baumbast, die um den Bauch gewickelt werden und bis auf die Füße herabreichen; geschlossene Jacken aus grobem, rotem Baststoff mit langen, angenähten Ärmeln und einem Schlitz, um den Kopf durchzustecken; eine Art Säcke aus demselben Stoff, die über den Kopf gezogen werden, und in die zwei Löcher für die Augen gerissen sind; endlich hohle Zylinder aus leichtem Cecropiaholz, die mit kunstlosen roten und gelben Mustern und mit einem Gesicht bemalt sind. Sie werden auf dem Kopf getragen und haben zu beiden Seiten ein viereckiges Loch, in das ein geschnitztes und mit roten Mustern bemaltes Brettchen, das Ohr, gesteckt wird. Leider ist nur noch ein Brettchen vorhanden. Die Tänzer schreiten rasch mit schaukelnden Bewegungen hin und her. Diese Maskenanzüge, die von den Buhagana stammen, stellen Dämonen dar. Auch die Ömöamachsa und Sära hätten solche Maskentänze.

Fast alle männlichen Bewohner tragen die kostbaren Quarzzylinder in prächtigen Exemplaren um den Hals. Das glänzend weiße Gestein findet sich an einem Platz auf dem linken Ufer des Tiquié tief im Wald in der Erde. Man sprengt ein geeignetes Stück ab und gibt ihm durch Schlagen mit einem anderen Quarzstein die nötige Form. Dabei schlägt man mit dem faustgroßen und vom vielen Gebrauch abgerundeten Klopfstein leicht an dem Quarzzylinder herunter, wie wenn man Feuer schlagen wolle. Dann schleift man den Zylinder auf Sandstein und poliert ihn mit feinem Sand oder auch mit Bimsstein, der vom oberen Solimões stammt und den Uaupes-Indianern in kleinen Stücken auf dem weiten Weg über den Yapura zugeführt wird. Schon diese Herrichtung des Quarzzylinders ist das mühselige

Werk von vielen Monaten, zumal sich der Indianer nur gelegentlich damit beschäftigen kann. Nicht minder mühsam und zeitraubend ist die Durchbohrung. Der Indianer hält den Zylinder mit den Füßen am Boden fest und quirlt mit beiden Händen einen zugespitzten Stab aus Paschiubapalmholz auf dem harten Stein, indem er von Zeit zu Zeit feinen weißen Sand, aber kein Wasser zusetzt. Beim Beginn des Durchbohrens wird der glatten Rundung des Quarzes ein Klümpchen Pech aufgesetzt, damit der Stab beim Quirlen nicht abrutscht, bis das Loch tief genug ist. Mehrere Paschiubastäbe nutzen sich beim Durchbohren eines Steines ganz ab, da sie immer wieder nachgespitzt werden müssen. Die Quarzzylinder haben eine Länge von 10 bis 15 cm bei einem Durchmesser von 2 bis 3 cm und sind an beiden Enden abgeflacht. Sie sind gewöhnlich nahe dem einen Ende der Quere nach, selten der Länge nach durchbohrt. Von den letzteren, die bei den Indianern als die größte Kostbarkeit gelten, habe ich nur kleinere Stücke bei Kindern zu Gesicht bekommen, aber trotz vieler Bemühungen nicht erwerben können. Die Quarzzylinder werden stets zusammen mit gewissen glänzend schwarzen Samen an einer aus Palmfasern sorgfältig gedrehten Schnur getragen, deren Enden lang über den Rücken herabhängen.

Am 9. Mai fahren einige Tuyuka mit Weibern und Kindern und einem Makusklaven flußabwärts, um dort Pech zu holen, das sie aus dem Harz eines Baumes gewinnen. Für einen Aufenthalt von acht Tagen schleppen sie fast ihren ganzen Hausrat mit.

Auf meinen Wunsch nimmt Schmidt Haarproben von Männern und Weibern. Anfangs sträuben sie sich dagegen, in der Besorgnis, es könne damit zu ihrem Schaden Zauberei getrieben werden. Erst als ich ihnen erkläre, ich wolle diese schwarzen Haare meiner Frau zeigen, die blonde Haare habe, sind sie einverstanden, verschneiden nun aber ihrerseits Schmidts weißblonde Locken „zum Andenken“ fürchterlich.

Schmidt hat hier einen neuen, sehr bezeichnenden Namen bekommen, Nomio-achkä, Weiberaffe, weil er den ganzen Tag, natürlich in allen Ehren, bei den Weibern steckt und sich beständig mit den Mädchen herumzerrt. Mich nennen sie bisweilen scherzend wegen meines wüsten Bartes Uachti, Dämon, böser Geist.

Am 10. Mai fahren wir weiter. Der Tiquié ist viel schmäler geworden; er mißt nur noch 25 m, während seine Breite gleich unterhalb der Pary-Cachoeira 62 m beträgt. Das Flußbett ist vielfach durch niedergestürzte Bäume und Geäst versperrt. Nachmittags gelangen

wir zum Macucu-Igarapé, einem ansehnlichen linken Zufluß mit grünlich weißem Wasser, an dem die erste Maloka der Bara liegt. Sie wird gegenwärtig nur von zwei Bara-Familien, Vater und Sohn, bewohnt und einigen Tuyuka, die auf Besuch sind. Unter diesen befindet sich ein alter Mann, der wie ein verkörpertes Stück Vergangenheit anmutet. Sein langes, in der Mitte gescheiteltes Haar ist hinten mit einem schmalen Streifen aus gelbem Bast zu einer Art Zopf umwickelt und verleiht dadurch dem Besitzer ein eigentümliches, weibisches Aussehen, wozu die ungewöhnlich stark entwickelten Brustwarzen nicht übel passen. Diese Haartracht war früher am ganzen Caiary-Uaupes verbreitet, wie mir die Indianer versichern, und wie man an den Tanzmasken erkennt, die fast sämtlich den aus Baststreifen hergestellten Zopf haben.

So sind wir nun bei den Bara, den angeblichen Menschenfressern, vor denen uns Salvador Garrido in São Felippe gewarnt hat. Sie sind ebenso harmlos und gutmütig wie alle anderen „wilden" Indianer, denen wir bisher begegnet sind. Der Herr der Maloka ist ein alter, fideler Kerl mit einem so komischen Gesicht, daß es selbst den trübsinnigsten Hypochonder zum Lachen reizen muß.

Für eine Axt erhandele ich ein vortrefflich gearbeitetes, riesiges Blasrohr nebst Köcher. Sie rühren von den Buhagana her, die in der ganzen Gegend als Verfertiger der besten Blasrohre und Köcher gelten und dieser Geschicklichkeit ihren Namen verdanken. Von den bisher gesehenen Waffen dieser Art weichen sie erheblich ab. Diese Blasrohre erreichen eine Länge von 3¼ m und verjüngen sich gegen die Mündung hin stark. Sie sind erheblich schwerer als die am Issana-Aiary gebräuchlichen Blasrohre, die auch am ganzen Caiary-Uaupes verwendet werden, und werden auf dieselbe Weise hergestellt, wie ich es oben (S. 59) an zweiter Stelle beschrieben habe, aber es fehlt die Einlage aus Arundinaria-Rohr, und die mit großer Genauigkeit aus den beiden Hälften des Baumstämmchens herausgeschabten, glatten Längsrinnen bilden die Höhlung der Waffe. Die mit schwarzbraunen Rindenstreifen in Spiralwindungen dicht umwickelte Oberfläche des Rohres ist mit schwarzem Bienenwachs überzogen und bisweilen noch mit roter Farbe eingerieben. Das Kaliber beträgt nur 9 mm. Das 10 bis 12 cm lange Mundstück aus rotem Holz hat die Form einer nach der Mitte zu sich verengenden Röhre. Das Visier, das ebenfalls aus dem aufgepichten Schneidezahn eines Nagetieres besteht, sitzt gewöhnlich dem Mundstück sehr nahe, 5 bis 8 cm davon entfernt, was beim Schießen sehr unbequem ist und große Übung erfordert (Abb. S. 123).

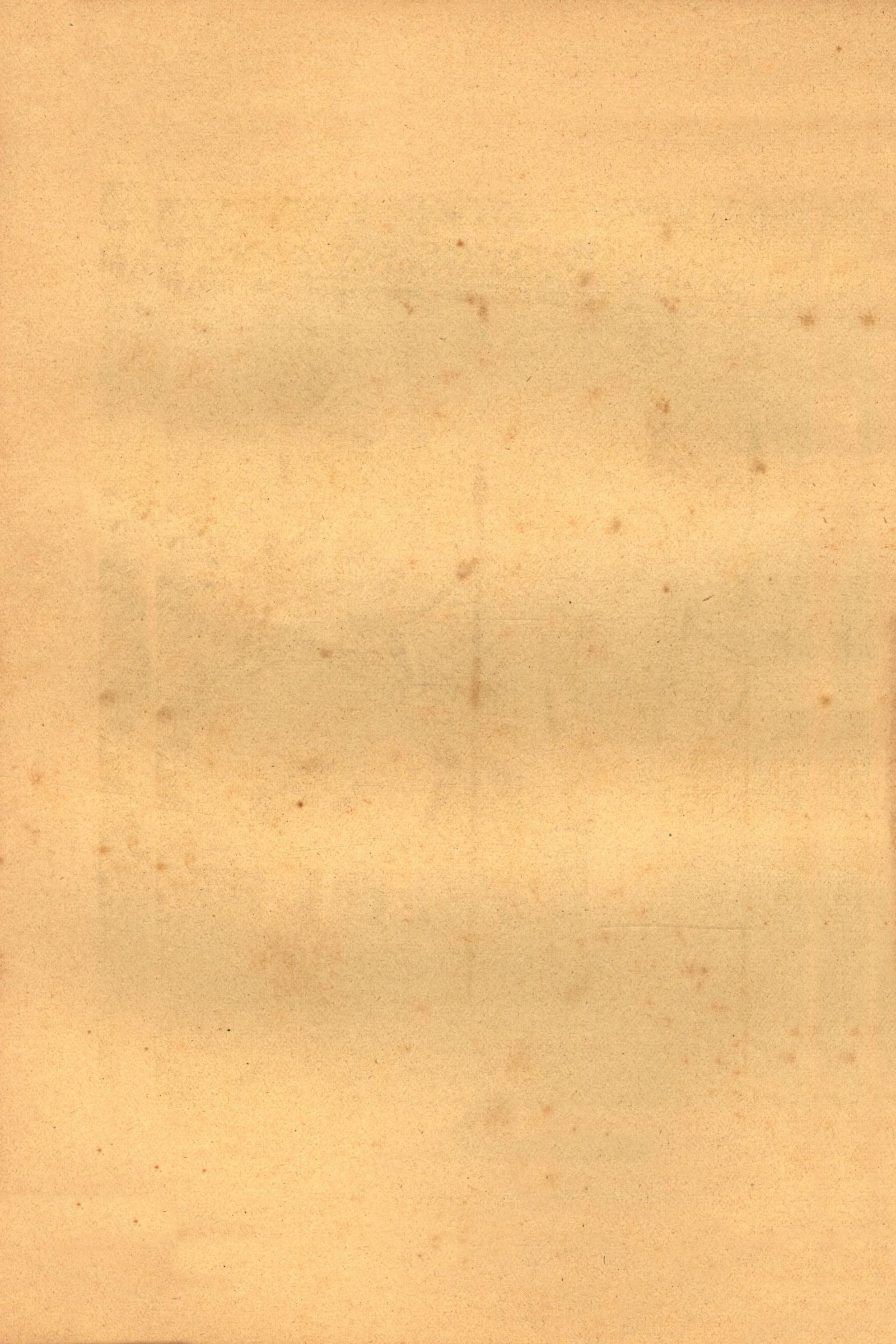
Der Köcher ist besonders zierlich aus einem schönen roten Holz gearbeitet, das am Yapura häufiger vorkommt. Er hat mehr oder weniger zylindrische Gestalt und eine Länge von 33 bis 35 cm bei einem oberen Durchmesser von 8 bis 10 cm. Auf der Außenseite ist das Holz durch andauerndes Bestreichen mit den lederartigen Hüllblättern des Blütenstandes der Assaï-Palme fein poliert. Als Boden dient eine Holzscheibe, deren Rand mit Pech verstrichen ist. Der obere Teil des Köchers ist mit einer flachen, etwa 3 cm breiten Hohlkehle verziert, die nach unten mit einem schmalen Ring abschließt. Über dieser Hohlkehle setzt der Köcher bis zum Rande scharf ab, um den außen mit Pech überzogenen Deckel aus Flechtwerk aufzunehmen. An mehreren Palmfaserschnüren, die um die Hohlkehle geschlungen sind, ist eine dickere Schnur befestigt. Sie dient zum Anhängen des Köchers und trägt auch mittels einer kleinen Schnur und eines kleinen Ringes, der aus Knochen oder der steinharten, schwarzen Schale der Tucuma-Palmfrucht verfertigt ist, den Deckel. Originell ist der Einsatz, der die Giftpfeilchen aufnimmt. Palmblattfiedern oder die zähen, breiten Halme eines Grases sind umgebogen und, dicht nebeneinander liegend, mit Schnüren zu einer kleinen Matte verflochten, in der die Pfeilchen wie in einem Besteck fest verwahrt werden. Zusammengerollt muß die Matte genau in die Höhlung des Köchers passen, so daß die vergifteten Spitzen der Geschosse den Boden nicht berühren. An einer Schnur kann man das ganze „Besteck“ bequem herausheben. Diese Giftpfeilchen unterscheiden sich nur durch ihre geringere Länge, 33 bis 34 cm, von denen, die in den nördlichen Nachbargebieten im Gebrauch sind.

Auch das Pfeilgift der Buhagana, das so stark sein soll, daß es einen Tapir tötet, ist berühmt und ein begehrter Artikel. Die anderen Stämme unternehmen oft weite Handelsreisen, um es sich zu verschaffen. Die Buhagana verkaufen ihren Nachbarn Tuyuka und Bara das Pfeilgift gewöhnlich gegen große, kunstvoll gewickelte Knäuel von Stricken aus Fasern der Tucum- und Miritipalme, in deren Herstellung diese Tiquié-Stämme Meister sind.

Oberhalb der Mündung des Macucu-Igarapé, der zwei Tagereisen aufwärts durch einen Fußpfad von zwei Tagen mit einem Zufluß des oberen Papury in Verbindung steht, ist der Tiquié nur noch ein schmaler, verwachsener Quellbach. Als wir am 12. Mai weiterfahren, haben wir mit Axt und Waldmesser schwere Arbeit, um mit unserem breiten Boot durchzukommen, obwohl wir das Schutzdach abgenommen haben. Wir machen deshalb schon kurz nach Mittag Rast in einer Hütte auf



Tukano-Indianer mit Tanzschild und Rassellanze. Rio Tiquié



dem linken Ufer. Sie liegt in einer großen Maniokpflanzung und dient einer Bara-Familie, Mann, Frau und fünf reizenden Kindern, als Absteigequartier für die Zeit der Feldarbeiten.

Der Tiquié ist hier auf 10 m Breite zusammengeschrumpft.

Am nächsten Morgen begegnen wir unterwegs einem Kanu mit zwei Tuyuka, die wir in Pinokoaliro kennengelernt haben. Sie holen einen Zauberarzt. Flußaufwärts in der großen Maloka der Bara, wo sie sich bei Verwandten zu Besuch aufhielten, ist einer schwer erkrankt.

Das Quellflüßchen teilt sich nun in zahlreiche schmale Arme und verliert sich schließlich im Sumpfwalde. Das Wasser hat eine hellgrüne, durchsichtige Färbung, während es wenige Stunden unterhalb, vor der Einmündung des Macucu-Igarapé, dunkelbraun ist. So ändert das Tiquié-Wasser öfters seine Farbe, je nachdem Bäche mit schwarzem oder weißem Wasser zufließen.

Außerordentlich ist der Reichtum an Orchideen. Ich sammle auf kurzer Strecke, nur im Vorüberfahren, über ein halbes Dutzend verschiedener Arten, die in Blüte stehen. An diesem vegetationsreichen Fluß habe ich ein kleines Herbarium angelegt, bei dem fortgesetzt feuchten Wetter aber — wir sind ja mitten in der Regenzeit — bleibt mir wenig Hoffnung, die Pflanzen gut trocknen zu können.

Bei strömendem Regen kommen wir nachmittags im Hafen an. Die Maloka, die ziemlich weit landeinwärts auf freier, schwarzerdiger Anhöhe liegt, ist die größte, die wir bisher gesehen haben, und von derselben Bauart wie die von Pinokoaliro. Sie ist 29 m lang, 18,60 m breit und 8,70 m hoch und zählt 16 Feuerstellen.

Die meisten Bewohner haben noch nie Weiße gesehen. Wir werden deshalb gebührend angestaunt, und selbst nach einem mehrtägigen Aufenthalt haben Frauen und Kinder die Scheu vor uns nicht verloren. Drei Jungfrauen hat man kurz vor unserer Ankunft in einer zweiten Maloka in Sicherheit gebracht, die eine halbe Tagereise flußaufwärts liegt und angeblich von fünf Familien bewohnt wird.

Die Bara sind ein kleiner Stamm von etwa hundert Seelen, dessen Sprache dem Tuyuka und Tsöla näher verwandt ist. Sie führen eine vorwiegend vegetarische Lebensweise, da das versumpfte Gewässer, an dem sie wohnen, ihnen keine größeren Fische liefert, und Jagd fast nicht ausgeübt wird. Sie haben keine Fischnetze; auch von Bogen und Fischpfeilen kann ich nichts bemerken. Aus einer alten Messerklinge verfertigen sie sich mühevoll elende Angelhaken, mit denen sie nur wenige kleine Fische fangen. Leider können wir ihnen nicht aushelfen, da uns

die Angelhaken schon in Pinokoaliro ausgegangen sind. Die einzigen Jagdwaffen, die wir vorfinden, sind zwei Blasrohre und Köcher. Sie stammen wiederum von den Buhagana und werden uns gegen angemessene Bezahlung anstandslos überlassen. In der Maloka werden weder Hühner noch andere zahme Tiere gehalten, nur einige Hunde. In den großen Maniokpflanzungen im Umkreis des Hauses fehlen merkwürdigerweise Bananen, Ananas und andere Früchte, die sonst in den indianischen Küchenzettel etwas Abwechslung bringen. An reichliche Nahrung bei den Tukano und Tuyuka gewöhnt, müssen wir mit Maniokspeisen, gerösteten Blattschneide-Ameisen und sehr fetten, stacheligen Käfern, die sich gerade zahlreich an den Zweigen der Inga-Sträucher finden, kümmerlich unser Leben fristen.

Ein Gutes haben diese Hungertage: Schmidt und ich werden Frühaufsteher. Schon kurz nach fünf Uhr, noch in der Dunkelheit, wecken wir einander, um beileibe nicht das erste Frühstück, Maniokfladen, Stärkebrühe und geröstete Ameisen, zu versäumen, da sonst die traurigsten Folgen daraus entstehen könnten. Wir essen unmäßig, denn dieses „erste Frühstück“ muß vorhalten, da es meistens die einzige größere Mahlzeit am Tage ist. Mit Coca aber, die die Indianer in ungeheuren Mengen zu sich nehmen, können wir Europäer uns noch nicht begnügen. Zum Tunken der Maniokfladen gibt es gepfefferte Tukupi, dickflüssig eingekochte Maniokbrühe, die an Geschmack der besten englischen Sauce gleichkommt. Die anderen Stämme des Tiquié haben als Tunke einfache Stärkebrühe, mit Capsicumfrüchten gekocht. Ein Ereignis ist es, als uns am Abend des vierten Tages ein Knabe ein zartes Aguti bringt, das ein Hund in einem hohlen Baum gestellt hatte. Aber es ist leider nur zu wenig, eine Ratte für sechs kräftige Männer!

Obwohl noch nicht von europäischem Einfluß angekränkelt, haben die meisten dieser Bara im Gegensatz zu den offenen, ehrlichen, stets liebenswürdigen Tuyuka einen verschlossenen, fast düsteren Charakter. Während ich mich bei den anderen Stämmen des Tiquié nie über Unredlichkeit zu beklagen hatte, machen sich die Bara kleiner Diebereien schuldig. Beim Ausladen fehlt mein Waldmesser. Erst auf meine sehr energische Einsprache „findet“ es ein Bara am Hafen, wo Schmidt mit meinen Leuten stundenlang danach gesucht hat.

Die äußere Erscheinung der Bara wirkt im ganzen nicht unangenehm. Es sind schlanke, ebenmäßige Gestalten, im Durchschnitt etwas kleiner als die Tuyuka. Einige zeigen finstere Gesichter mit verkniffenen Augen, was zum Teil auch den stark ausgeprägten Stirn-

wülsten zuzuschreiben ist. Die Stirn ist bei den meisten wohlgerundet, wenig fliehend. Allen gemeinsam ist die kräftig vorspringende, edelgeformte Nase. Der Nasenrücken ist hoch, der vom Knorpel gestützte untere Teil leicht konvex, die Spitze etwas hängend, der Mund groß mit fleischigen, geschwungenen Lippen.

Die Weiber gehen gewöhnlich ganz nackt, bekleideten sich aber bei unserer Ankunft mit kurzen Röcken aus Kattun, den sie sich, wie Eisenwaren und andere europäische Gerätschaften, auf dem Wege des Zwischenhandels mit den Tuyuka und Tukano zu verschaffen wissen.

Diese Bara des Quellgebietes gehören mehr noch als die Tuyuka ihrer Sprache und ihren ganzen Lebensgewohnheiten nach schon zum Yapura-Gebiet. Mit den Tuyuka haben sie, abgesehen von den geringen Handelsinteressen, wenig Verkehr, dagegen enge Beziehungen zu den Stämmen des Pira-Parana. Zur Zeit ist der Häuptling mit einigen Männern am Pira-Parana abwesend. Sein Bruder führt für ihn die Geschäfte. Eines Abends klagen ein paar Weiber, Palänoa, um eine dort verstorbene Anverwandte.

Der Zauberarzt, den die beiden Tuyuka geholt haben, ist ebenfalls ein alter Bekannter von uns aus Pinokoaliro. Er ist ein baumlanger, hagerer Geselle mit würdevollem Benehmen. Wir nennen ihn nur „Stockman", da er uns ein klein wenig an unseren englischen Freund erinnert. Bei seiner Ankunft ist er im Gesicht rot bemalt und begrüßt sich mit jedem einzelnen, auch mit dem Kranken, in längerer, ernster Rede. Die Krankheitsgeschichte wird mehrmals ausführlich erzählt. Der Kranke, ein noch junger Mann, leidet, seiner gelben Gesichtsfarbe nach zu urteilen, an schwerer Malaria, die in diesem Sumpfgebiet vorkommen soll. Der Zauberarzt nimmt an ihm und seinem kranken Töchterchen drei Kuren vor, die sich in nichts von den am Aiary gesehenen unterscheiden. Es ist dasselbe Bestreichen und Beblasen des Körpers, dasselbe heftige Überschütten des Wassers, dasselbe Aufsammeln der schwarzen Holzstäbchen, die als Ursache der Krankheit gelten. Zum Schluß stellt er die Diagnose, das Gift sei von Süden her gekommen. Als Honorar erhält er vier große Kalabassen. Die Zauberärzte bekommen stets Bezahlung, manchmal sogar eine Hängematte.

Eines Abends erscheinen zwei fremde Indianer, Tuyuka vom oberen Papury, Schwäger des Kranken, der eine Schwester von ihnen zur Frau hat. Wilde Begrüßungsszenen finden statt, zunächst mit der Schwester, dann mit dem Kranken selbst, der mit jämmerlicher Stimme

über seine Leiden berichtet. Die beiden Fremdlinge stoßen drohende Worte aus, deuten mit leidenschaftlichen Gebärden in die Ferne und schütteln ein langes Messer und einen Stock, den sie in der Rechten tragen, als wollten sie den unbekannten Gegner bedrohen, der ihrem Verwandten die Krankheit geschickt hat. Es ist ganz so, wie bei dem Sterbefall in Cururu-cuara am Aiary; nur das Trauergeheul zum Schluß fehlt.

Nachdem sie alle Bewohner der Maloka in ähnlicher Weise begrüßt haben, setzen sich die Fremden nieder, und die Unterhaltung lenkt in ruhigere Bahnen ein. Sie bleiben bis zum übernächsten Tag und beteiligen sich auch an einer kleinen Kneiperei. Nichts deutet auf etwas Außergewöhnliches hin. Erst als sie Abschied nehmen, wird es uns klar, daß sie nur gekommen sind, um ihre Schwester von dem kranken Gatten weg in die Heimat zurückzuholen. Offenbar hat man ihn aufgegeben. Die Frau belädt sich mit ihrem gesunden Knaben und ihrem ganzen Hausrat; ihr krankes Mädchen läßt sie zurück. Mit weinerlichen Worten sagt sie jedem einzelnen Lebewohl. Die beiden Tuyuka schreien vom Eingang her wild in das Haus hinein; die Bara antworten ebenso. Dann gehen jene weg. Der Vater des Kranken läuft ihnen nach. Am Waldesrand kommt es abermals zu einer aufregenden Szene. Der Bara schimpft heftig hinter den Scheidenden her. Die Brüder wenden sich um. Leidenschaftliche Gebärden auf beiden Seiten. Wir denken schon, es käme zu Schlägen, aber jene verschwinden im Wald, und der Bara kommt gleichgültig zurück. Trotz des Lärms hatte ich den Eindruck, daß es sich nur um leere Zeremonie handelte, was auch aus der Teilnahmlosigkeit der Zuschauer hervorzugehen schien.

So barbarisch dieser Brauch unserem moralischen Empfinden erscheint, es hat für den primitiven Menschen nichts Unnatürliches, einen Kranken zu verlassen, der im Haushalt nur überflüssige Mühe und Arbeit verursacht und der Gemeinschaft nichts mehr nützen, sondern nur schaden kann.

Am 18. Mai machen wir, begleitet von einigen Bara, einen Abstecher zum Yauacaca-Igarapé. In einer Stunde erreichen wir in drei Kanus den Beginn des viel betretenen Fußpfades. Eine weitere knappe Stunde brauchen wir, um in südwestlicher Richtung über die niedrige Wasserscheide in das Flußgebiet des Yapura zu gelangen. Der Yauacaca-Igarapé ist ungefähr 12 m breit. Sein weißes Wasser sieht aus, als ob es mit Milch vermischt sei. Im Hafen liegt ein gutes, mittelgroßes Kanu. Der Ausgang des Fußpfades ist arg versumpft. Auf

einer höheren, trockenen Stelle dehnt sich eine große Maniokpflanzung aus mit vielen Cocasträuchern, einigen Bananen und sogar Zuckerrohr. Ein kleines Haus gehört zwei Barafamilien, die zur Zeit am Tiquié weilen. Auch am Beginn des Pfades ist eine Pflanzung mit einer Schutzhütte. Unter der Blätterverkleidung des Daches finde ich eine indianische Zunderbüchse. Sie besteht aus einem Stück Bambusrohr, das mit dem im nördlichen Südamerika bekannten Ameisenzunder gefüllt ist, einer filzartigen, feinhaarigen Masse von dem Nest einer gewissen Ameise. Den Boden der Büchse bildet das Internodium, das durchbohrt ist, um der Luft Zutritt zu gewähren. Ein Deckel fehlt. Diese Zunderbüchse dient den Indianern dazu, bei ihren Märschen von Fluß zu Fluß den glimmenden Brand mitzunehmen, um bei der Ankunft sofort und ohne viele Mühe Feuer anzünden zu können.

Über die Gegenden im Westen und Süden erfahre ich von den Indianern noch folgendes: Der Tiquié entspringe wenige Tagereisen flußaufwärts aus einem See. Wahrscheinlich ist darunter nur eine Lagune dieses Sumpfgebietes zu verstehen, dessen Abfluß der Tiquié bildet. Am Yauacaca-Igarapé lägen waldeinwärts zwei Malokas, die von Tsöloa oder Tsöroa und von Palänoa bewohnt würden. Die Tsöloa seien ein anderer Stamm als die Tsöla des oberen Pira-Parana. Ein alter Bara zeichnet mir eine Karte des Pira-Parana und seiner Zuflüsse in den Sand, wobei er die Stromschnellen durch Kreise andeutet. Der Pira-Parana münde in einen anderen „Papuli“, den Apaporis der Karten.

Ich kaufe ein Bündel Tanzstäbe aus Cecropia-Holz. Sie unterscheiden sich wenig von den Uana-Stäben am Aiary, sind aber sorgfältiger gearbeitet und mit feinen roten und schwarzen Mustern bemalt. Die Farben, Urucurot und Kohle, hat man, um sie haltbarer zu machen, mit einer Art Gummisaft angerührt.

Am 19. Mai fahren wir wieder tiquiéabwärts.

Auf einem quer über das Wasser hängenden Baumstamm, unter dem wir uns mit Mühe durchzwängen, liegt eine Schlange von etwa $1^1/_2$ m Länge. Ich bemerke sie erst, als sie dicht vor meinem Gesicht züngelt. Antonio, der hinter mir steuert, schlägt sie mit dem Ruder herunter.

In Pinokoaliro, wo wir abends ankommen, müssen wir den Frauen immer wieder von den Hungertagen bei den Bara erzählen, was wir auch mit möglichst drastischen Gebärden tun. Ungeheurer Jubel erschallt, wenn wir den Bauch einziehen, die Hände darauf pressen

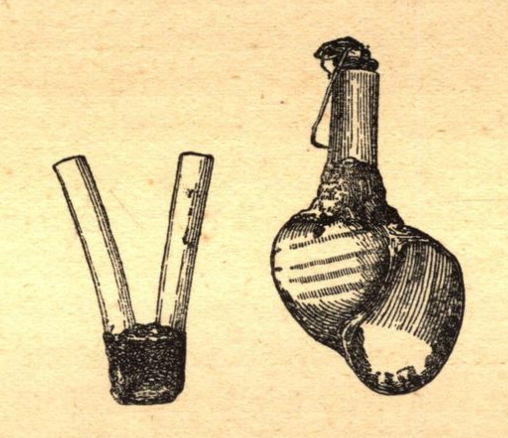
und mit kläglicher Stimme rufen: „Kaleke mani, sena mani, oho mani! — menekapetero, yamimechka!“ („Keine Hühner, keine Ananas, keine Bananen! — aber Käfer, Ameisen!“)

Auf der Weiterfahrt holen wir Bolaka ab, der mit geschnittenen Flügeln auf dem Bootsdach Platz nimmt.

Die Caruru-Cachoeira bietet jetzt bei bedeutend niedrigerem Wasserstande einen womöglich noch großartigeren Anblick, da der senkrechte Absturz mehr zur Geltung kommt, und man näher heranfahren kann. Die Felszeichnungen am linken Ufer sind nun sichtbar geworden.

In der Maloka des Inspektors liegt der Schwindsüchtige im Sterben. Man merkt nicht viel davon. Die Weiber, darunter die junge Frau des Sterbenden, scherzen mit Schmidt und lachen laut.

Am Abend des 22. Mai begrüßen wir unsere Freunde an der Pary-Cachoeira.





XV. Kapitel

An der Pary-Cachoeira und zurück nach São Felippe

Seit Anfang des Monats halten sich hier zwei brasilianische Kautschuksammler auf, ein Weißer und ein Mulatte. Sie haben sich in der Nähe des unteren Hafens einen Schuppen errichtet, unter dem sie wohnen, und bauen ein großes Boot zum Transport von vierzig bis fünfzig Körben Maniokgrütze, die sie hier und in der Umgegend gekauft haben, und auf deren Herstellung sie warten. Meinen Ruderer Germano und einen anderen jungen Mann, den wir wegen seiner Wohlbeleibtheit „Barrigudo" (Dickbauch) nennen, verpflichten sie gleich nach unserer Rückkehr gegen teilweise Vorausbezahlung in Waren als Arbeiter für ihren Kautschukwald am unteren Rio Negro.

Inzwischen haben Indianer vom Papury alarmierende Nachrichten gebracht. Die wilden Kobeua am oberen Caiary hätten mit colombianischen Kautschuksammlern blutige Zusammenstöße gehabt, wobei diese nahezu vernichtet worden wären.

Häuptling José ist längst aus São Felippe zurück. Er hat uns Briefe, Tauschwaren und frischen Kaffee mitgebracht, was uns nicht wenig freut, da unser Kaffee schon über ein Jahr alt ist und wie Blumenerde schmeckt. Don Germano hat dem Häuptling, wie dieser uns erzählt, wiederholt eindringlich ans Herz gelegt, uns gut zu behandeln und uns in jeder Weise behilflich zu sein.

Gegen unsere Montaria und Waren erstehe ich nach längerem Handeln das große Boot, in dem José nach São Felippe gefahren war. Es faßt bequem die schwere Signaltrommel und unsere ganze Last. Luiz, des Häuptlings jüngerer Bruder, ein schlauer, verschlagener Geselle, der von seiner Tuyuka-Mutter, der zweiten Frau seines Vaters, die zierliche Gestalt und feinere Gesichtszüge geerbt hat, kalfatert das Boot und versieht es mit einem neuen Schutzdach. Er hat versprochen, uns nach São Felippe zu bringen.

Schmidt macht wieder einen ausgezeichneten Handel. Ein älterer Tukano, der anscheinend nicht über große Geistesgaben verfügt, ist ganz versessen auf einen seiner Anzüge, Rock und Hose aus dickem, dunklem Wollstoff, mit dem Kariuatinga, alias Nomio-achkä einst auf der Promenade in Manaos Furore gemacht hat. Schmidt treibt den Preis ungeheuer in die Höhe und verkauft den Anzug schließlich für eine umfangreiche Sammlung des herrlichsten Tanzschmuckes. Der Indianer will den dicken Anzug, wie er mir erklärt, beim Kaschiri tragen, wenn die große Zigarre und die Cocakalabasse kreisen und die alten Herren „konversieren"! — Am nächsten Morgen beim unbarmherzigen Licht des Tages entdeckt der neue Besitzer, daß die Hose am Hinterteil mehrere Flicken aufweist, was ihm abends im Halbdunkel und bei seiner blinden Begeisterung entgangen ist. Er kommt zu mir und will eine andere Hose haben, aber ich bedeute ihm sehr energisch, das sei nicht meine Sache, und der Handel sei abgeschlossen, worauf er sich drückt. Oh, diese Indianer! —

Am 30. Mai fährt der Häuptling mit den meisten Männern in meinem großen Boot zu einem Tanzfest am Umari-Igarapé. Sie nehmen Körbe voll I u a p i s c h u n a als Gastgeschenk mit, schwarzer, beerenartiger Früchte eines hohen Waldbaumes, die sie einige Tage vorher am Cabary-Igarapé geholt haben. Mehrere Kasten enthalten ihren Tanzschmuck. Die Zahngürtel, Rasseln und Klappern sind in kleineren Tragkörben verpackt, die außen mit Baststoff bekleidet sind.

Schmidt und ich folgen am nächsten Morgen mit Weibern und Kindern. Wir setzen an das andere Ufer über, von wo ein Pfad durch lichten Wald in einer Stunde zum Festhaus, einer Maloka der Tukano, führt, die an einem brausenden Falle des ansehnlichen Baches liegt. Unsere lange Reihe eröffnet Y e p a l i a, genannt Ignacia, das nach indianischen Begriffen schönste Mädchen der Gegend. Sie trägt ein kleines, flaches Korbsieb mit Perlenschürzchen und anderem Tanzschmuck auf dem Kopf. Hinter ihr komme ich mit meiner Hängematte. Dann folgen einige Knaben und Schmidt mit der großen photographischen Kamera. Den Schluß machen die übrigen Weiber, mit kleinen Kindern und allem möglichen Kram beladen. Schmidt vergleicht unsere Reihe nicht übel mit einer Maultierkarawane, indem er sagt, wir hätten eine schöne „Madrinha". Freilich ist mir unsere stolze, sich mit natürlicher Grazie in den Hüften wiegende Führerin lieber als eine altersschwache Stute, die meistens die Madrinha („Mütterchen", d. h. Führerin, Leittier) einer Maultierkarawane bildet.

Auch ich habe mir, um mich zum Fest zu schmücken, von derselben „Madrinha“ Oberkörper und Arme mit Genipapo-Mustern bemalen lassen. Nach der Bemalung soll man den ganzen Tag nicht baden und die Zeichnungen der freien Luft aussetzen, bis sie blauschwarz sind.

Schon auf dem Marsch haben wir den Lärm vieler Menschen und die Töne zahlreicher Yurupary-Instrumente gehört. Auf dem freien Platz hinter der Maloka sind niedrige Baracken aus Palmblättern errichtet, unter denen die Weiber und kleinen Kinder, auch Knaben bis zu einem gewissen Alter, lagern. Der Ausgang ist mit der Klapptüre, Matten und Bananenblättern dicht verschlossen, damit die draußen Sitzenden die Instrumente, aus denen die Stimmen der Dämonen sprechen, nicht sehen können. Vor dem Hause sind schon einige junge Männer eifrig dabei, Kaapi zu bereiten. In der Maloka schreiten vierundzwanzig Yurupary-Musikanten paarweise hintereinander, indem sie ihre Instrumente während des Blasens teils schräg nach oben halten, teils hin und her oder auf und nieder schwingen. Die Tänzer tragen einfache Kopfreifen oder Federkämme. Vortänzer sind Häuptling José und sein jüngster Oheim. Der Häuptling gilt als Herr des ganzen Tanzfestes und als Tanzordner. Die Bewohner der Maloka geben nur die Bewirtung und nehmen an den Tänzen nicht teil. Am Eingang und Ausgang des Hauses sitzen einige ältere Männer, darunter auch Inspektor Antonio. Sie tragen am linken Arm Tanzschilde, die am Rande mit Federn behängt sind. Neben ihnen stecken prächtige Zierlanzen im Boden. Sie singen mit lauter, feierlicher Stimme und bewegen dabei den Kopf und die hoch erhobenen rechten Arme hin und her.

Diese Zierlanzen sind wahre Kunstwerke. Sie sind mit großer Genauigkeit aus schwerem, rotem Holz gearbeitet und wohl geglättet. Der obere Teil ist stets in denselben Mustern geschnitzt und mit Gehängen aus mannigfachen Federn, Affenhaarstricken und Menschenhaaren geschmückt, Haupthaaren, die den Mädchen beim ersten Zeichen der Reife abgeschnitten werden (vgl. oben S. 115). Winzige türkisblaue und rotviolette Federn sind hier in einer Art Mosaik auf das Holz gebunden, Krausen aus weißem Hokkoflaum in gewissen Abständen angebracht. Das obere Ende ist gabelförmig geteilt und bisweilen mit Spitzen aus Holz, Knochen oder auch Zähnen eines Nagetieres versehen, die mit einer dichten Umwickelung aus Faserschnur befestigt sind. Über der langen Spitze, in die der untere Teil ausgeht, findet sich eine Vorrichtung zum Rasseln. Bei der Bearbeitung

des Schaftes ist an dieser Stelle eine spindelförmige Verdickung stehengeblieben, die durch zwei Längsspalten ausgehöhlt wird. Runde Kiesel, die als Klappern dienen, werden in die Höhlung gebracht, indem man das Holz über Feuer erwärmt und die Spalten dadurch vorübergehend erweitert. Nach dem Fest wird über den oberen Teil der Lanze zum Schutze des Feder- und Haarschmuckes ein aus schmalen Rohrstreifen geflochtenes, zylindrisches Futteral gestülpt. Die Rassellanze wird stets zusammen mit dem Schild getragen, und zwar nur, wenn Kaapi getrunken wird. Ein eigentlicher Tanz findet damit nicht statt. Das Kaapi wird gewöhnlich von einem älteren Manne kredenzt. Dem Tänzer hängt der Schild am linken Unterarm. Mit der rechten Hand faßt er die Lanze unmittelbar unter dem Federschmuck und hält sie mit gekrümmtem Arm wagerecht über der Schulter, so daß die Spitze mit der Rassel nach hinten weist. Zunächst schüttelt er die Lanze mehrmals, schlägt sie dann auf die Schulter und läßt sie mit schrillem Rasseln ausvibrieren, indem er bei jedem Schlag mit den Knien wippt. Schild und Rassellanze sind unzweifelhaft aus wirklichen Kriegswaffen hervorgegangen. Sie stammen ursprünglich von den Desana, die noch heute das Monopol der Herstellung haben und sie an die anderen Stämme verhandeln (Abb. S. 360 und Taf. VII).

Der allgemeine Tanz der Yurupary-Bläser dauert eine geraume Zeit. Den Tänzern strömt infolge der großen Anstrengung der Schweiß von den kunstlos mit Genipapo überstrichenen Körpern. Darauf tanzen einzelne Paare abwechselnd, immer auf eine befehlende Handbewegung des Häuptlings José, der mit übergeschlagenem Bein auf einem europäischen Rohrstuhl inmitten der Maloka sitzt. Zwei Hörner sind so lang und schwer, daß die Musikanten damit nicht tanzen können, sondern sie schräg wider den Boden stemmen und an der Stelle blasen. Der Ton klingt über die Maßen unheimlich, wie das stoßweise Heulen eines wütenden Tieres. Es herrscht ein fürchterlicher Lärm.

Die Flöten sind oben mit einem Pfropfen aus weißem Ton verschlossen und mit einem grünen Blatt bedeckt. Ein enger Kanal führt durch die Mitte des Blattes und schräg durch den frischen Ton bis zu einem Luftloch in der Flötenwand, das mit Lippen aus aufgebundenen grünen Blättern versehen ist. Der untere Teil der Flöten ist mit weißem Ton überstrichen, auf dem rote Zeichnungen angebracht sind. Auch die Hörner haben auf der ganzen Oberfläche diese Bemalung.

Nach einiger Zeit werden die Gastgeschenke hereingebracht. Zwei junge Männer tragen je einen Korb voll Iua pischuna im Laufschritt

unter dem Beifallsgeschrei der Zuschauer in die Maloka, schwenken ihn inmitten des Hauses einigemal hin und her und stellen ihn dann, einen neben den andern, in einer Ecke nieder.

Es wird weidlich Kaschiri gezecht und leider auch Schnaps getrunken, wenn auch nur in geringem Maße. Über zweihundert Personen, Männer, Weiber und Kinder, sind hier versammelt; außer Tukano, die weitaus die Mehrzahl der Festteilnehmer bilden, auch Desana von einer Maloka, die an einem noch schrofferen Falle bachaufwärts liegt.

Die Yurupary-Tänze sind je nach den Instrumenten, die dabei geblasen werden, recht verschieden. Zwei Männer in reiferen Jahren führen einen eigenartigen langsamen Tanz auf und blasen dazu auf den längsten Flöten eine sehr melodische Weise. Sie machen einen Schritt vorwärts, heben dann den anderen Fuß und klopfen mit den Zehen einigemal auf den Boden, bevor sie den Fuß zum weiteren Schritt vorsetzen. So bewegen sie sich langsam und feierlich im Mittelgang des Hauses auf und nieder. Um den Kopf tragen sie als Diadem ein fingerbreites, aus Faserschnüren geflochtenes Band, in das Büschel roter und gelber Federchen eingeknotet sind, und hinten im Haar einen in feinen Mustern umflochtenen Kamm, von dessen Enden Affenhaarstricke mit Federtroddeln herabhängen. Ihre Instrumente, die sie hin und her schwingen, sind über der Bemalung mit einer Krause aus den gelben Schwanzfedern des Beutelstars geschmückt.

Hierauf folgt ein Tanz in raschem Tempo mit kleineren Flöten, die mit einer Krause aus den langen, roten Schwanzfedern des Aracanga umwunden sind. Die Tänzer halten die Instrumente nach oben und entlocken ihnen kurz abgestoßene Töne. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn sich bei den schnellen Schritten der Männer die roten Federkrausen fächerartig auseinanderbreiten.

Unterdessen bemalen sich die jüngeren Tänzer im Gesicht mit roten Mustern und legen den Galaschmuck an. Dabei wird schon Kaapi gereicht. Ein paar Neulinge vertragen das Zeug nicht und brechen es vor der Maloka wieder aus. Die Yurupary-Tänze werden nun in vollem Schmuck bis gegen Sonnenuntergang fortgesetzt. Dann werden die jüngeren Teilnehmer ausgepeitscht und damit endgültig in den Geheimbund der Männer aufgenommen. Jeder Kandidat umklammert mit beiden Händen den Schaft einer langen Lanze mit Eisenspitze, die im Boden steckt. Oberkörper und Gesicht hat er etwas geneigt; die Stirn preßt er wider die Hände. Der Großonkel des Häuptlings José, ein außergewöhnlich kräftiger Mann, bringt ihm

mit einer schwanken Gerte, deren Nebenzweige man so abgeschnitten hat, daß spitze Knoten stehengeblieben sind, drei scharfe Hiebe über den nackten Körper bei, die hauptsächlich Waden und Bauch treffen und klaffende Wunden hinterlassen.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß wir es hier mit Pubertätsgebräuchen zu tun haben. Der Eintritt der Jünglinge in das mannbare Alter und ihre Aufnahme in die Gemeinschaft der erwachsenen Männer werden festlich begangen. Diese Aufnahme wird durch alle möglichen Kasteiungen erschwert, damit den Jünglingen der Ernst der Sache zum Bewußtsein kommt. Die ganze Feier mit ihrem geheimnisvollen Beiwerk soll offenbar auch eine zauberhafte Wirkung auf die Novizen ausüben, soll sie stark machen für den Ernst und die Freuden des Lebens. Wahrscheinlich findet diese Weihe nur alle paar Jahre statt, wenn genug Jünglinge herangewachsen sind, mit denen der feierliche und umständliche Akt vorgenommen werden kann. Daher kommt es, daß sich unter den Kandidaten manche finden, die schon sechzehn bis achtzehn Jahre alt sind, während andere erst zwölf bis vierzehn Jahre zählen. Die Jünglinge nehmen gewöhnlich schon mehrere Jahre vorher als Zuschauer an den Yurupary-Festen teil, damit sie in die Mysterien allmählich eingeweiht werden.

Die Feste des Männerbundes finden stets zur Zeit der Reife einzelner Waldfrüchte statt und sind den Dämonen der Fruchtbarkeit geweiht. Die Tänze sind Zaubermittel, um diese Dämonen, die sich in den Instrumenten verkörpern, magisch zu beeinflussen und günstig zu stimmen. Deshalb unterwerfen sich auch die Eingeweihten den Kasteiungen und von Zeit zu Zeit schweren Geißelungen. Die Weiber dürfen die Instrumente nicht nur nicht sehen, sie dürfen nicht einmal von ihrem Vorhandensein etwas wissen. Sie sollen nicht hinter das Geheimnis kommen. Sie sollen in dem Glauben erhalten werden, daß es wirkliche Dämonen sind, die den Männern erscheinen und diese unheimlichen Töne von sich geben. Mit dem Preisgeben des Geheimnisses fällt naturgemäß auch der geheimnisvolle Einfluß, den die Männer mit diesen Zeremonien auf die Weiber ausüben, und die Autorität der Männer gegenüber den Weibern wird dadurch überhaupt beeinträchtigt. Deshalb ist es den Teilnehmern streng verboten, den Weibern etwas davon zu verraten. Dazu kommt die Furcht vor der Rache der Dämonen, an deren Macht auch die Männer glauben. In Pinokoaliro habe ich einige kleine Skizzen von Yurupary-Tänzern und -Instrumenten in mein Tagebuch gezeichnet. Ich mache zwar mit den Bildern bei den Männern einen großen Eindruck. Sie jubeln laut,

wenn ich sie ihnen heimlich vorweise, bitten mich aber jedesmal eindringlich, sie den Weibern nicht zu zeigen. Sie fürchten für diese und für sich selbst. Allgemein ist die Scheu, mir Einzelheiten über das Fest und die Instrumente mitzuteilen. Selbst mir gegenüber sagen die Indianer stets von den Instrumenten: „Es sind Dämonen (Yurupary) mit verschiedenen Namen und verschiedenen Stimmen.“ Mehrere Indianer zeigen deutlich ihren Verdruß darüber, daß wir Weiße überhaupt an der Feier teilnehmen, und Häuptling José geht in seiner Furcht vor der photographischen Kamera sogar so weit, mir die Aufnahme der Tänze zu verbieten.

Trotz aller dieser Vorsicht hatte ich oft den Eindruck, daß die Weiber, besonders die älteren, den Zusammenhang wohl kennen oder wenigstens ahnen, sei es nun, daß sie die Tänze zufällig zu Gesicht bekommen haben, oder daß sie mit echt weiblicher Schlauheit und Überredungsgabe ihren schwachen Ehegatten das Geheimnis entlockt haben. Auch in diesem Falle zwingt sie die Furcht vor der Rache der Dämonen, den Anblick der Instrumente zu meiden und ihr Geheimnis vor anderen Frauen zu bewahren. In früherer Zeit mag wohl auf die Profanierung der Mysterien durch die Weiber unmittelbare Todesstrafe gefolgt sein. Was jetzt mit einer solchen Sünderin geschieht, konnte ich nicht genau in Erfahrung bringen. Man sagte mir: „Der Dämon tötet sie.“ Vielleicht wird sie mittels eines langsam wirkenden Giftes, das der Indianer sicher kennt, aus der Welt geschafft.

Die ursprüngliche tiefere Bedeutung dieses geheimen Männerbundes wurzelt in demselben Glauben, der auch den Phallustänzen am Aiary zugrunde liegt, daß die einzige treibende und befruchtende Kraft in der ganzen Natur die zeugende Kraft des Mannes ist.

Nach Einbruch der Dunkelheit finden die Yurupary-Tänze ihren Abschluß; die Musik wird jedoch die ganze Nacht hindurch wie in Pinokoaliro hinter einem Verschlag vor der Maloka fortgesetzt. Im Hause dauern die gewöhnlichen Rundtänze in voller Gala, auch unter Beteiligung der Weiber, bis zum nächsten Morgen nach Sonnenaufgang. Da es zu viele Teilnehmer sind, tanzt man gleichzeitig in zwei Runden. Beide Stämme, Tukano und Desana, lösen sich von Zeit zu Zeit bei den Tänzen ab. Die Vortänzer tragen über der linken Schulter eine Art Hacke mit einer Klinge aus schwarzem Palmholz, die vermittels roter Baumwollfäden an einem winkeligen Stiel aus glattem, schwarzem Holz festgebunden ist. Eine Schnur, die beide Schenkel des Stiels miteinander verbindet, hält das Instrument zugleich an der Schulter

des Tänzers fest. In alter Zeit war die Klinge aus Stein. Von den Bara des Macucu-Igarapé habe ich zwei verwitterte Exemplare solcher Steinklingen erworben.

Dieses Tanzgerät ist offenbar aus einer Gebrauchshacke entstanden, die entweder zur Bearbeitung des Erdbodens diente oder, was noch wahrscheinlicher ist, bei der Herstellung der Einbäume verwendet wurde, zumal das Werkzeug, das von den Indianern heutigestags zu dieser Arbeit benutzt wird, abgesehen von der eisernen Klinge, in seiner Form dem Tanzgerät durchaus gleicht.

Das Haus wird während der Nacht durch ein großes Holzfeuer erleuchtet. Das Kaapi ruft dieselben Szenen hervor wie in Pinokoaliro, nur daß die Berauschten hier mit Schild und Rassellanze bewehrt sind. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich bei diesen Kaapi-Zeremonien ursprünglich um eine Art Vorspiel zu kriegerischen Unternehmungen handelte, wobei der Zaubertrank die Krieger zu blinder Kampfeswut anreizen sollte.

Am Morgen sind alle Männer mehr oder weniger betrunken. Sie übergeben sich und beschmutzen in ekelhaftester Weise die nächste Umgebung der Maloka. Auch einen kleinen Wortstreit hat es in der Nacht gegeben, zwischen dem Häuptling José, der im Rausche sehr streitsüchtig ist, und einem anderen. Zu Tätlichkeiten ist es nicht gekommen. Ich habe genug von dem widerlichen Schauspiel und kehre über Land nach der Pary-Cachoeira zurück.

Die beiden Frauen, die dort hausgehalten haben, sind froh, als ich komme. Sie haben Angst vor dem „Tapayuna“ (Schwarzen, Neger), wie sie den Mulatten nennen, obwohl er viel heller ist als sie selbst. Alle Tapayuna, so sagen sie, seien schlecht und ließen die Weiber nicht in Ruhe, womit sie nicht ganz unrecht haben. Die Frauen zeigen sich in ihrer Dankbarkeit von der liebenswürdigsten Seite. Sie backen mir knusperige Maniokfladen und kochen dazu ein mir neues, aber recht wohlschmeckendes Gericht, kleine Fische mit Pupunyablüten. Wenn die kleinen, runden, gelben Blüten der Pupunya-Palme abfallen, wird ein Korb darunter gehängt, um sie zu sammeln. Sie schmecken gekocht ähnlich wie unreifer Mais.

Nachmittags kommt auch Schmidt mit den übrigen Weibern und Kindern zurück. Die Männer erscheinen erst am anderen Morgen, stark verkatert und ohne Stimme vom Saufen und Singen. Sie dürfen noch nichts essen, außer Maniokfladen. Erst gegen zehn Uhr gibt Inspektor Antonio jedem eine geröstete Pfefferfrucht mit Salz und Maniokfladen. Der Alte hat vorher, in der Hängematte liegend, eine

ganze Weile eifrig und mit ernstem Gesicht über die Kalabasse geblasen, die die Pfefferfrüchte enthielt. Die jüngeren Leute ziehen außerdem dieselbe scharfe Brühe durch die Nase, über die wir uns schon in Pinokoaliro entsetzt haben. Die strengen Fasten, die damit ihr Ende finden, haben volle drei Tage gedauert.

Bei gewöhnlichen Tanzfesten werden bisweilen wie am Aiary „belegte Brötchen", Maniokfladen mit gekochten Fischen, angeboten. Als Tisch dient an der Pary-Cachoeira ein besonders großes, rundes Sieb, das auf einem niedrigen Gestell aus Rohrstäbchen befestigt ist. Auf ihm wird auch am Anfang und am Schluß des Tanzfestes der Galaschmuck ausgebreitet.

Am 4. Juni nehmen wir Abschied, nachdem wir noch jeden mit einer Kleinigkeit beschenkt haben. Immer wieder wollen die Frauen und Kinder von uns hören, wie viele Monde bis zu unserer Wiederkehr vorübergehen werden, und wie viele schöne Sachen wir ihnen dann mitbringen. Vor Freude klatschen sie in die Hände.

Wir bleiben die Nacht in São José, wo Maximianos Maloka inzwischen von seinen Maku fertig gebaut worden ist. Der Häuptling hat sie noch nicht bezogen. Unzählige Sandflöhe, die eisenhaltigen Boden zu bevorzugen scheinen, sind bis jetzt die einzigen Bewohner.

Den Weg über den Yauacaca-Igarapé zum Yapura kennt Maximiano sehr gut aus eigener Erfahrung. Der Yauacaca-Igarapé münde nach drei Tagen Kanufahrt in den Pira-Parana. Nach fünf Tagen gelange man auf diesem in den Apaporis und erst nach zehn Tagen apaporisabwärts in den Yapura. Unter den Stämmen, die man auf dieser Reise antreffe, nennt er die K u r e t o a, die ich aus älteren Reiseschilderungen als C o r e t u s kenne. Alle Stämme seien gut, nur die Yahuana oder Y a h u n a, wie er diesen Stamm nennt, seien sehr schlecht und töteten die Leute mit Curare.

Indianer vom Papury haben Maximiano erzählt, die bösen Colombianer kämen jetzt zum Tiquié, aber er glaubt nicht daran und meint: „So weit über Land gehen nur Maku!" Beim Abschied trägt mir der loyale Häuptling „Grüße an das Governo (die Regierung)" auf.

Gleich unterhalb Urubu-Lago begegnen wir Albino, dem „pobre diabo" von Porto Alegre. Er fährt mit einer großen Montaria, in der er seine ganze Familie untergebracht hat, und zwei Booten flußaufwärts. Sein Begleiter ist ein banditenhaft aussehender Mestize vom unteren Caiary. Über uns, so lügt Albino, seien am Rio Negro die merkwürdigsten Nachrichten verbreitet. Die einen sagten, wir seien von

den Tiquié-Indianern ermordet worden; die anderen, wir seien über den Yapura nach Manaos zurückgekehrt.

In Agutiroca, wo wir am 9. Juni übernachten, begrüßt mich ein junger Indianer als „Compadre“ (Gevatter). Es ist ein Desana, dessen Töchterchen ich seinerzeit getauft habe. Auch die „Comadre“ tritt zu mir mit meinem kleinen Patenkinde, das mir ein Patschhändchen geben muß. So habe ich noch eine Menge Compadres und Comadres am Tiquié! —

Am nächsten Morgen treffen wir zu unserem größten Erstaunen wiederum Albino und seine Begleitung, die sich mit ihren Booten am rechten Ufer abwärts treiben lassen. Er erzählt uns eine lange Schauergeschichte, in der er sich natürlich als die verfolgte Unschuld hinstellt. Sie hätten vom Häuptling Marco am Urubu-Lago Schulden eintreiben wollen, seien aber ohne ihr Zutun von ihm und seinen Leuten attackiert worden. Ich erwidere ihm unter anderem: „Das ist unmöglich; ich habe mich vierzehn Tage allein bei diesen Leuten aufgehalten, die keinem Hund etwas zuleide tun, geschweige denn ohne Not einem Menschen!“ Unser Abschied ist kurz und kühl.

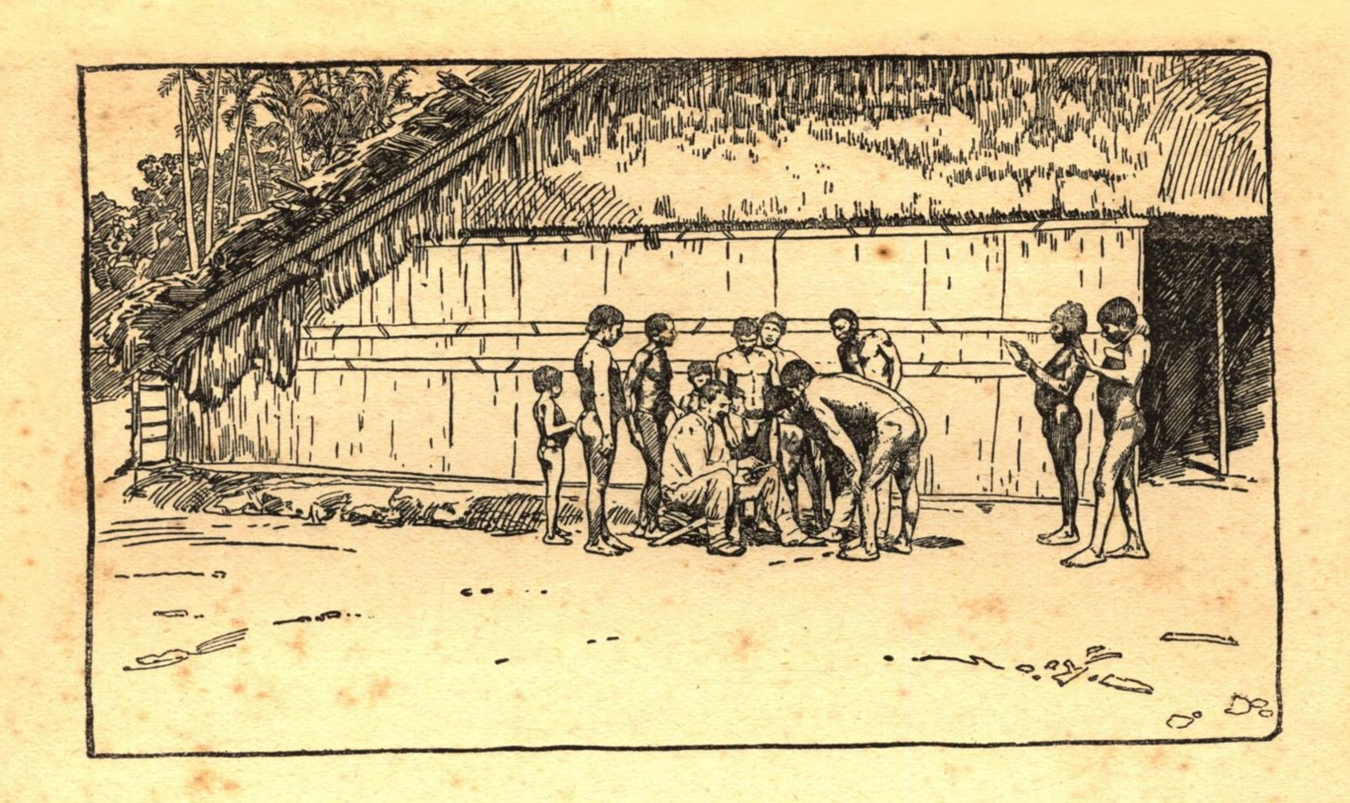
Am Uassaï-Parana, einem langen Arm des Caiary, der eine weite Krümmung des Flusses abschneidet, statten wir einem jungen Brasilianer namens Telles, einem hellhäutigen Mulatten, einen kurzen Besuch ab. Einige mehr als ärmliche Hütten, auf einer höheren, trockenen Stelle des linken Ufers gelegen, bilden sein Heim. Hier haust der ehemalige Offiziersaspirant und Kriegsschüler fern vom Getriebe der Welt, der er einst angehört hat, mit seiner hübschen indianischen Frau und einigen Tukano-Indianern. Früher hat er mehrere Jahre am Tiquié gewohnt. Ein ernster, kluger Mann, ein Philosoph, der sich mitten in dieser Sumpfwildnis bei einigen guten Büchern, die er aus dem Schiffbruch seines Lebens gerettet hat, anscheinend sehr wohl fühlt. Er nimmt uns liebenswürdig auf und bewirtet uns mit Alligatorrippen, die in Schmalz gebacken sind und uns vortrefflich munden.

In São Joaquim ist es genau so, wie vor einem Jahr: Glockengebimmel, Flintenschüsse, Raketengeknatter, Trommeln und Flöten, Umzüge mit Heiligenbildern, Fahnen und Flitterkram, aber auch Schnapsduft, — kurz ein Heiligenfest früherer Missionsindianer, die schon lange die Zucht des Geistlichen entbehrt haben. Man feiert Vorabend von São Antonio. Spöttisch lachend mustern diese „Christen“ in ihren sauberen Festgewändern unsere abgerissene Kleidung und meine nackten Indianer, die sich mit Recht weit besser dünken als die Vertreter einer karikierten Zivilisation.

São Joaquim ist nur in der Zeit der Heiligenfeste, Juni, Juli, August, bewohnt. In den übrigen Monaten leben die Indianer familienweise auf ihren zerstreuten Pflanzungen. Als Schmidt im März vorüberfuhr, stand alles leer, und die Häuser waren zum Teil verfallen und voll Unkraut. Nur für die Feste wird das ganze Dorf gereinigt und ausgebessert.

Am 14. Juni sind wir wieder in São Felippe.





XVI. Kapitel

Bis Yauareté

In São Felippe ist alles wie einst: Mehrere Söhne sind in Geschäften abwesend; der „Alte“ wettert hinter seinen Indianern; die Gäste gehen ein und aus.

In den ersten Tagen nach unserer Rückkehr herrscht ein häßliches Wetter. Die Sonne kommt gar nicht zum Vorschein. Die ganze Gegend ist in grauen Dunst gehüllt. Mit kurzen Unterbrechungen fällt ein feiner, kalter Regen, so daß das Thermometer am 18. Juli mittags zwei Uhr die auffallend niedrige Temperatur von 23° C zeigt. Die „Friagens“, wie der Brasilianer diese kalten Tage nennt, kehren in jedem Jahr zu derselben Zeit, vor Beginn des Frühlings, wieder und dauern meistens vier, bisweilen acht Tage. Die Indianer haben für diese kurze Periode eine sehr treffende Bezeichnung. Sie nennen sie in der Lingoa geral „Aru“ nach einer kleinen Kröte, deren massenhaftes Auftreten dieses feuchtkalte Wetter begünstigt. Die „Aru“ ist stets von kaltem Südwind begleitet, hat aber mit ihrem Nebelregen auf den Wasserstand keinen Einfluß. Als eine Folge des schlechten Wetters ist vielleicht eine Augenentzündung anzusehen, die nach und nach einen großen Teil der Bevölkerung, auch mich, ergreift. Sie äußert sich in heftigen Schmerzen der blutunterlaufenen Augäpfel und starker Empfindlichkeit gegen das Licht und hält in der Regel zwei bis drei Tage an.

Auch der Beginn des Herbstes, Ende Dezember, wird durch eine Reihe kalter, nebeliger Regentage angezeigt, unter denen wir auf der Rückreise vom Aiary (1903) sehr zu leiden hatten.

Am 23. Juni feiert man Vorabend von São João. Ein Dutzend hoher Scheiterhaufen ist in einer Linie in angemessener Entfernung von den strohgedeckten Häusern aufgepflanzt und wird nach Eintritt der Dunkelheit unter dem üblichen Geschrei und dem Knattern des Feuerwerkes abgebrannt. Der Himmel zeigt sich gnädig und beschert eine echte Johannisnacht. In vollem Glanze windet sich hoch über uns die „Boiasu“ (große Schlange), unser „Skorpion“, das prächtigste Sternbild des Äquatorialhimmels. Aus einer der Indianerhütten erschallen bis zum frühen Morgen fröhlicher Lärm und die Klänge der Ziehharmonika. — Viva São João!

Die Festtage folgen jetzt dicht aufeinander. Die Indianer kommen aus ihrem Schnapsdusel nicht mehr heraus. Am 28. Juni ist Vorabend von São Pedro. Einige Indianer ziehen singend und bettelnd von Haus zu Haus. Vor dem Gesicht tragen sie Larven, die sie sich nach Art unserer Karnevalsmasken aus Pappdeckel geschnitten und bemalt haben. Sie erhalten Rotwein und Schnaps oder kleine Geldmünzen.

Drei Tage später erscheinen vom Issana her mehrere Kanus voll betrunkener und laut johlender Festgenossen. Es sind Leute aus São Joaquim, Santa Anna und anderen Dörfern, die siebzehn Tage vorher nach kurzem Aufenthalt in São Felippe mit ihren Heiligenbildern und Fahnen bis Tunuhy gefahren sind und in allen Dörfern der „christlichen“ Baniwa mit Schnaps und Kaschiri gefeiert haben. Sie veranstalten am nächsten Tage nach der Musik von zwei Trommeln, einigen Flöten und der Ziehharmonika eine Prozession durch den Ort und betteln, angeblich für die Heiligen, in Wirklichkeit für ihre durstigen Kehlen. Damit hat die Festzeit, die ununterbrochen etwa einen Monat dauert und an die Kräfte der Teilnehmer die höchsten Ansprüche stellt, ihr Ende erreicht. „Gott sei Dank!“ sagt Don Germano, dem dieses verkommene Christentum ein Greuel ist.

Eine für mich traurige Nachricht bringt Salvador, der mit Post und Waren von Tapuru-cuara kommt. Albino hat bei seinem Zusammenstoß mit den Leuten von Urubu-Lago einen Sohn des Häuptlings Marco und einen älteren Mann erschossen, was er mir seinerzeit wohlweislich verschwiegen hat. Der Mörder ist zwar von Manoel Antonio de Albuquerque, dem am unteren Caiary ansässigen Subprefeito, verhaftet worden; aber das sei nur zum Schein, meint Don Germano, denn „eine Krähe hacke der anderen die Augen nicht aus“.

Salvador hat mir mehrere Kisten mit photographischen Platten und Tauschwaren mitgebracht, meine Sammlung von Tiquié ist verpackt und soll mit dem nächsten Lastboot nach Tapuru-cuara gehen, so daß ich nun die beabsichtigte große Reise zum Caiary-Uaupes getrost antreten kann. Da kommen am 13. Juli ein Weißer und ein Neger. Sie haben mit den Indianern des oberen Caiary Handel treiben wollen, sind aber auf halbem Wege umgekehrt aus Angst vor den Kobeua, die an der Yurupary-Cachoeira, dem obersten Fall des Caiary, zwei colombianische Kautschuksammler getötet haben sollen. Die Kobeua, so erzählen diese Helden, mordeten jetzt alle Weißen, die sich in ihr Gebiet wagten. Sie raten mir dringend ab, meine Reise zu unternehmen. Als ich ihnen erkläre, ich würde trotzdem nicht davon abstehen, denn die Indianer würden mir nichts tun, da sie keine Bestien seien und wohl einen Unterschied machten zwischen guten und schlechten Weißen, schütteln sie mitleidig lächelnd den Kopf. Sie halten mich für einen Menschen, der mit offenen Augen in sein Verderben rennt.

Am 16. Juli fahre ich mit Schmidt nach São Marcellino, um Freund Pecil den längst versprochenen Besuch abzustatten. Ein Venezolaner, der mit seinem Lastboot heimwärts fährt, gibt uns in liebenswürdiger Weise freie Passage. Es ist ein merkwürdiges Leben auf einem solchen Lastboot. Der ganze plumpe Kasten ist vollgepfropft mit Waren aller Art, die unter dem großen, die hintere Hälfte des Fahrzeuges einnehmenden Schutzdach nur wenig Raum lassen und einen unbestimmbaren Geruch verbreiten. Den Tag über faulenzt man dort auf mehr oder weniger harten Säcken herum und sucht in den unglaublichsten Körperlagen ein einigermaßen bequemes Plätzchen zu finden, wobei man doch immer wieder mit den scharfen Kanten der zahlreichen Koffer und Kisten in unliebsame Berührung kommt. Das Essen teilt man mit den Leuten; in einem großen eisernen Topf werden gesalzenes und an der Sonne getrocknetes Rindfleisch, Knollenfrüchte, Kürbis und Reis zusammengekocht. Vier- bis fünfmal am Tage wird Kaffee getrunken, und bald nach Dunkelwerden kriecht jeder in seine Hängematte, die unter dem Schutzdach befestigt ist. Man liegt darin zwar wie in einem Loch, zu einem Knäuel zusammengekrümmt, schläft aber trotz der Stickluft bald ein. Die Besatzung, die unser schwerfälliges Boot mit Stangen, Haken und Tauen nur langsam fortbewegt, besteht aus Indianern (Baré), Mischlingen und reinen Negern.

Am zweiten Tag der Fahrt kommt uns das venezolanische Dampfboot „General Castro“ entgegen und nimmt unser Fahrzeug und zwei

andere Lastboote ins Schlepptau, so daß wir jetzt rascher vorwärtskommen und am Abend des 18. Juli die Ansiedlung Pecils erreichen.

Das Dampfboot ist zwar nur ein kleines Ding und starrt von Schmutz, und doch — es ist ein eigenartiges Gefühl, wieder mit einem Dampfer zu fahren, das Geräusch der Maschine zu hören. Ein Hauch der Zivilisation weht uns an. Aber nur ein Hauch! Wie weit sind wir von dem, was man wirklich Zivilisation nennen darf, entfernt! —

Pecil nimmt uns herzlich auf und zeigt sich als der aufmerksamste Wirt, den man sich nur denken kann. Wir verleben bei ihm Tage der Ruhe und der Erholung. Ein Indianerboot bringt uns am 27. Juli wieder nach São Felippe.

Hier gibt es noch manches Geschäftliche zu erledigen. Das Boot muß kalfatert, das Schutzdach ausgebessert werden. Erst am 4. August kommen wir weg. Don Germano gibt mir fünf Leute mit, die uns bis zum Subprefeito bringen sollen. Unseren geflügelten Genossen Bolaka lassen wir einstweilen unter der Obhut eines alten Indianers in São Felippe zurück.

Nach dreistündiger Fahrt lenken wir durch den nördlichen Mündungsarm in den Rio Caiary-Uaupes ein und landen vor dem Dorfe São Joaquim, das jetzt wieder verödet daliegt. Die Wege sind von Unkraut gesäubert; die meisten Häuser, besonders das Haus des Inspektors, in dem wir übernachten, befinden sich in gutem Zustande; ein Haus ist, wahrscheinlich in der allgemeinen Betrunkenheit, niedergebrannt.

São Joaquim liegt auf der Höhe eines Felsvorsprungs des rechten Ufers, an der unteren Spitze einer weiten Bucht. Die Wohnungen sind zu beiden Seiten einer Straße angeordnet, die parallel dem Flusse verläuft. Die höchste Stelle des Dorfes nehmen der Friedhof und die Kirche ein, ein schmuckloses Gebäude mit Lehmwänden und Palmstrohdach. Auf dem freien Platze davor hängen nach der Sitte des Landes an einem niedrigen Gerüst unter einem kleinen Schutzdach aus Palmblättern drei Glocken.

Die Missionsgeschichte des Caiary-Uaupes zeigt ein beständiges Auf und Nieder. Die ersten Missionsversuche fallen anscheinend in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Schon damals sollen an diesem Flusse São Joaquim und São Jeronimo, das heutige Ipanoré, gleichzeitig mit São Felippe und São Marcellino am Rio Negro durch Missionare vom Orden der Karmeliter gegründet worden sein. Dazu kamen im Anfang des vorigen Jahrhunderts mehrere Stationen am unteren Caiary, deren klägliche Reste sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Im Laufe der Zeit erlahmte der Eifer, so daß der Karmeliter

P. Gregorio, als er im Jahre 1852 die Leitung der Mission übernahm, nur noch Trümmer der einstigen Herrlichkeit vorfand. Dank seiner Energie und der gutartigen Gesinnung der Indianer konnte er in kurzer Zeit die Arbeit seiner Vorgänger zu neuer Blüte bringen. Ja, es gelang ihm, auch am mittleren Caiary festen Fuß zu fassen, wo er zahlreiche Stationen anlegte und sich unter den Uanana in Caruru niederließ, aber schon nach zwei Jahren mußte dieser treffliche Missionar die Stätte seiner ersprießlichen Tätigkeit verlassen, die rasch verfiel. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen wurde im Jahre 1880 die Missionierung des Caiary-Uaupes durch die Franziskaner im großen Stil wieder aufgenommen. Bald entstand eine Reihe wohlorganisierter Stationen, die sich über eine Strecke von ungefähr 800 Kilometern ausdehnten und zusammen mit den Missionen am Issana, die ebenfalls zu dem Wirkungskreis der Franziskaner gehörten, nach den Berichten mehr als dreitausend Bewohner zählten.

Aber auch diese Missionsarbeit, die so aussichtsreich begonnen hatte, erreichte 1883 ein vorzeitiges Ende. Die Patres ließen sich durch ihren Übereifer zu der verhängnisvollen Torheit hinreißen, Kultgeräte der Tariana in Ipanoré zu profanieren, was ihnen um ein Haar das Leben gekostet hätte. Sie mußten fliehen und kehrten nicht mehr zum Caiary zurück. Die Bekehrten zerstreuten sich und nahmen ihre alten Gewohnheiten, die ihnen noch nicht fremd geworden waren, wieder auf. Seit dieser Zeit hat man den Versuch nicht erneuert, und die heutigen Indianer haben kaum noch eine vage Erinnerung an ihre Seelenhirten.

Von den ehemaligen Missionsdörfern am unteren Caiary, unterhalb Ipanoré, sind außer São Joaquim nur Yurarapecuma und Nanarapecuma übrig, beide auf dem linken Ufer. Die anderen sind verschwunden, und öde Wüstungen nehmen die Stelle ein, wo einst Micurarapecuma, das große Taracua und andere Dörfer standen.

Der untere Caiary, der von der Mündung des Tiquié an im wesentlichen eine westöstliche Richtung einnimmt, hat keine Stromschnellen. Die größtenteils flachen Ufer werden in der Regenzeit vom Hochwasser überschwemmt. Zahlreiche Bäche führen zu beiden Seiten dem Hauptflusse ihr grünliches oder dunkelbraunes Wasser zu. Nahe seiner Mündung ist der Caiary nur 200 bis 300 m breit, erreicht aber weiter aufwärts, unterhalb des Schnellen-Gebietes, bisweilen eine Breite von 1000 bis 1500 m. Er ist von großen und kleinen Inseln durchsetzt, die von üppiger Sumpfvegetation überwuchert sind und viele schmale Arme bilden. Hier und da ziehen sich Stein-

barren in den Fluß hinein und bringen bei niedrigem Wasserstande, der auch riesige Sandbänke zutage treten läßt, gewisse Gefahren für die Schiffahrt. Einige Felskuppen ragen aus dem flachen Lande auf, unter ihnen die Panella-Uitera, das „Topfgebirge“, deren Gestalt einem umgestülpten Topfe ähnelt. Fernab im Südwesten erblickt man während der ersten Tage der Fahrt von Zeit zu Zeit die blauen Höhen der Pati-Uitera, wo der Capauary-Igarapé, unser langweiliger Freund von der Curicuriary-Reise, seinen Ursprung zu haben scheint.

Wenige Stunden oberhalb des Tukano-Dorfes Yurarapecuma, der alten Mission São Pedro, wo wir am 6. August übernachten, findet sich an dem rechten Ufer eine Gruppe großer, runder Felsen, die von den Indianern „Blasrohrfelsen“ genannt werden. Durch den einen Felsen führt ein breites, zylindrisches Loch, das vermutlich im Laufe der Zeit durch die Einwirkung des Wassers entstanden ist, und durch das man eine flußaufwärts auf dem rechten Ufer gelegene Kuppe erblickt. Es ist das „Blasrohr“ des Oake, des Stammvaters der Tukano. Mit ihm habe der Heros nach einem „Steinhaus“ geschossen, einer hochragenden Felsmasse, die auf dem vegetationslosen Gipfel des Gebirges deutlich sichtbar ist.

Die weiten, ungehinderten Ausblicke nach Westen lassen uns die zu Beginn der Trockenzeit besonders herrlichen Sonnenuntergänge in ihrer vollen Schönheit genießen. Sofort nach dem Niedertauchen der Sonne brennt der Horizont in strahlendem Gelb, das allmählich immer dunkler wird, orangefarben, und sich endlich zu einem satten Purpurrot vertieft, dessen letzter Schimmer noch gegen sieben Uhr im Dunkel der Nacht wie eine ferne Feuersbrunst herüberleuchtet. Wie bedauert man es, daß man diese Farbenharmonie nicht im Bilde festhalten kann; aber, ich glaube, selbst der größte Künstler würde dieses farbenprächtige Gemälde der Natur nicht wiedergeben können.

Es sind echte Frühlingsnächte, wie bei uns im Mai; der Himmel wolkenlos; von Südwesten her weht ein frischer Wind. Unermüdlich zirpen die Grillen, lassen die Frösche ihre mannigfachen Stimmen hören. Unzählige Käfer, unseren Maikäfern ähnlich, aber etwas heller und plumper von Gestalt, durchschwirren die Luft. Gegen Morgen wird es gewöhnlich empfindlich kühl; starker Tau geht nieder und tropft wie Regen von den Bäumen.

Am 8. August kommen wir zum Subprefeito Manoel Antonio de Albuquerque. Er bewohnt auf dem linken Ufer die kleine, saubere Ansiedlung Bella Vista, die recht zivilisiert anmutet; ein weiß und blau angestrichenes, festgebautes Wohnhaus, mit Wellblech gedeckt,

davor ein hoher Flaggenmast, etwas abseits mehrere Hütten, im Hafen zwei Lastboote, einige Montarias und Einbäume.

Albuquerque ist Mestize, am Flusse selbst geboren. Das Indianerblut herrscht bei ihm stark vor. Die Frauen, die ich zu Gesicht bekomme, sind wohl alle reinblütige Indianerinnen. Dank der Empfehlungsbriefe, die mir Don Germano und Salvador mitgegeben haben, werde ich mit großer Höflichkeit aufgenommen und ein wenig als offizielle Persönlichkeit behandelt. Auf der langgestreckten Insel gegenüber der Niederlassung schauen einige mit Wellblech oder Palmstroh gedeckte Häuschen und Hütten aus dem üppigen Grün hervor. Sie gehören dem alten Boaventura, einem der Stammväter des Geschlechtes der Albuquerque. Er kommt gegen Abend auf ein Plauderstündchen herüber und entpuppt sich als ein freundlicher Herr, der im Leben viel gesehen hat und darüber trefflich zu erzählen weiß. Er ist gebürtig aus Para, wohnt aber schon einige dreißig Jahre am Caiary, den er weit flußaufwärts befahren hat.

Vor unserer Abreise muß ich die ganze Gesellschaft in einzelnen Gruppen photographieren, auch den alten Boaventura, der im hohen Vatermörder, bunter Halsbinde, schwarzer Hose, Rock und Weste aussieht, als wolle er an einem Sonntagnachmittag in seiner Vaterstadt spazierengehen. Bei dieser Gelegenheit lerne ich auch den „indianischen Stammvater“ kennen, den uralten Pedro, Häuptling einer nahen Maloka der Uaikana. Ich photographiere ihn, der sich nicht minder nobel herausgeputzt hat, mit seiner Tochter und einer Anzahl Enkel oder Urenkel. Am Hals und an den Händen der korpulenten Dame schaut unter der feinen Bluse noch die Genipapo-Bemalung von einem Tanzfest hervor, das in der Nacht vorher in der Maloka stattgefunden hat. Deutlich haben wir die melodischen Töne der Yapurutu-Flöten gehört. Jetzt hat sie ein buntkariertes Kattunkleid angezogen und hält in der Hand einen kleinen europäischen Fächer. — „Bitte recht freundlich!“ —

Albuquerque stellt mir unentgeltlich vier Ruderer und einen Pilot bis Ipanoré zur Verfügung und gibt uns, außer einem Empfehlungsbrief an den dort ansässigen Colombianer Thomas Rois, zwei Flaschen Bier und andere Wegzehrung mit.

Wenige Stunden oberhalb des Ortes fließt dem Caiary von links her der ansehnliche Yauiary zu, der durch Fußpfade mit dem Cubate, dem rechten Nebenfluß des unteren Issana, und weiter aufwärts mit dem Aiary in Verbindung steht. Er ist unbewohnt, aber die Uaupes-Indianer benutzen ihn, um zum Retiro des „Heilandes“ Anizetto zu entfliehen.

Je weiter wir flußaufwärts kommen, desto zahlreicher und ursprünglicher wird die indianische Bevölkerung. Auf dem rechten Ufer setzt sich das alte Tukanodorf Embaiua aus drei Hütten zusammen, deren männliche Bewohner sich schon mit der Schambinde als Bekleidung begnügen. An einem Zuflüßchen, das wegen seines dunklen Wassers den Namen „Kohlebach" führt, finden wir eine Hütte und zwei geräumige Malokas der Tukano.

Porto Alegre, das wir am 11. August passieren, liegt verödet da. Soweit wir vom anderen Ufer aus erkennen können, sind die Häuser geplündert und teilweise zerstört. Die Fensterläden hängen schief in den Angeln. Albino haben wir nicht mehr in Bella Vista angetroffen. Er ist mit mehreren Brasilianern flußaufwärts gefahren.

In Nanarapecuma besuchen wir Francisco Courado, einen Weißen, der hier sein „Winterquartier" hat; im Sommer arbeitet er am Rio Negro unterhalb Santa Izabel im Kautschukwald. Manoel Albuquerque hat mir für ihn einen Brief und einige Büchsen kondensierte Milch für seine kranke Frau mitgegeben, die inzwischen gestorben ist. In ihm lerne ich einen ganz besonderen Typus kennen, der mir bisher in dieser Wildnis nicht begegnet ist, einen Salonmenschen! Er spricht im reinsten Portugiesisch und in den gewähltesten Redewendungen über meine Expedition, meine wissenschaftlichen Arbeiten, mein reiches Forschungsgebiet usw. usw. Unter den feinsten Segenswünschen und zahlreichen Umarmungen und Verbeugungen auf beiden Seiten trennen wir uns schließlich.

Wie in unserer gemäßigten Zone, so scheidet auch in den Tropen der Winter, die Regenzeit, unter heftigen Stürmen. Unterhalb der Mündung des Tiquié bricht gegen Mittag von Osten her plötzlich ein Orkan los, so anhaltend und mit solcher Heftigkeit, wie ich es hier nie erlebt habe. Der Fluß hat Wellen wie eine bewegte See. Hätte uns der Sturm mitten auf dem breiten Strom überrascht, es wäre unser sicherer Untergang gewesen. Die Dünung ist so stark, daß wir erst Stunden nachher daran denken können, das schützende Ufergebüsch, unter das wir uns geflüchtet haben, zu verlassen.

Der „Lappenbaum" bekommt von uns eine — leere — Bierflasche und die dazugehörige Strohhülse als Votivgaben.

Abilio Fernandez treffen wir nicht in seinem Haus; er ist flußabwärts gefahren. Seine hübsche Genossin, eine sehr hellhäutige Arapaso-Indianerin, und sein Geschäftsführer, ein blutjunges Kerlchen, frisch aus Manaos importiert, halten haus und nehmen uns verwilderte Gesellen mit einiger Vorsicht auf.

Seitdem wir die Mündung des Tiquié hinter uns haben, fahren wir in nordwestlicher Richtung, die bis Ipanoré im großen und ganzen die gleiche bleibt. Die weite Wüstung der ehemaligen Mission Taracua oder São Francisco, die noch vor zweiundzwanzig Jahren vierzig bewohnte Häuser und eine Kirche zählte, zieht sich einen niedrigen Hügel hinan. Der Caiary ist hier sehr breit und ohne Inseln. Wir fahren am linken Ufer aufwärts, als wir mehrere hundert Meter von uns entfernt ein Tier den Fluß durchschwimmen sehen. Meine Indianer halten es anfangs für eine große Schlange. Ich schieße mit dem Karabiner hin. Als die Kugel wenige Meter vor ihm in das Wasser schlägt, wendet es um und sucht wieder das andere Ufer zu gewinnen, aber die starke Strömung reißt es mit sich fort, uns entgegen. Die Indianer schreien aufgeregt „Aguti“ (Goldhase), dann „Suasu“ (Hirsch). Scharf rudern wir darauf zu. Ich gebe ihm mit einem Kopfschuß den Rest. Es ist ein kleiner, zarter Hirsch, und für die nächsten Tage ist unsere Küche reichlich versorgt.

Oberhalb Taracua finden sich mehrere von Tukano bewohnte Malokas auf dem rechten Ufer landeinwärts an einigen Nebenbächen. Auch am 13. August haben wir nach Mittag einen heftigen Sturm zu überstehen. Wir passieren dann die Mündung des ansehnlichen Abacate-Parana, der dem Caiary von rechts zufließt, und bald darauf die große Tukano-Maloka Tuyuca-cuara auf demselben Ufer. Im Hafen liegt eine Anzahl Kanus, und viele nackte Indianer stehen auf der hohen Uferwand. Offenbar ist ein Trinkfest im Gange. Gegen Abend erreichen wir das erste Haus von Ipanoré am Ausgang der Stromschnelle, deren Brausen deutlich herübertönt.

Ein älterer Tariana mit starker Hakennase, einige stramme Weiber vom Tukano-Typus und Kinderchen sind die Bewohner. Niemand spricht ein Wort portugiesisch. Ich erzähle ihnen in der Lingoa geral, daß ich der „Dotoro“ sei, „mira kamarara“ („der Indianer Freund“), und schildere ihnen auf ausführliche indianische Weise, d. h. von Station zu Station, unsere früheren Reisen, wobei mir eine Frau lebhaft ins Wort fällt und in schnatterndem Tukano die anderen über meine Person aufklärt. Sie haben alle schon von unseren Taten gehört und sind offenbar erfreut, uns hier zu sehen. Auch mein Spitzname „Uachti“ (Dämon), den mir die Tuyuka gegeben haben, wird genannt. Ich spreche mit ihnen Lingoa geral, Tukano und einige Brocken Tariana, die ich von Leuten Don Germanos gelernt habe. So werden wir rasch gute Freunde.

Auch hier wird, wie am Tiquié, das Tukano als Verkehrssprache

gebraucht. Die Ruderer, die mir Albuquerque mitgegeben hat, und die drei Stämmen mit verschiedener Sprache, Tukano, Desana und Uaikana, angehören, führen ihre Unterhaltung nur in Tukano. Mit mir sprechen sie Lingoa geral. Das Tariana, das den Aruaksprachen des Issana nahe verwandt ist, scheint eine aussterbende Sprache zu sein. Unser Tariana-Wirt spricht mit den Weibern nur Tukano, und die Kinder sprechen natürlich erst recht nur die Sprache der Mutter.

Am anderen Morgen besuchen wir den Columbianer Thomas Rois, einen bescheidenen, liebenswürdigen Mann, der mir sofort einige Leute zur Weiterfahrt besorgt. Flußaufwärts, so erzählt er uns, sehe es jetzt böse aus. Viele Malokas stünden leer. Die Indianer seien entflohen aus Angst vor zwei Banden Weißer, die Arbeiter für die Kautschukwälder am Rio Negro holen wollten und sich alle möglichen Gewalttätigkeiten zuschulden kommen ließen.

Den Fluß oberhalb der Yurupary-Cachoeira kennt Thomas nicht, aber er hat einen colombianischen Kautschuksammler zu Besuch, der dort wohl Bescheid weiß und uns mancherlei Angaben macht. Auch von den Stämmen der Uitoto und Karihona spricht er. Die ersteren arbeiteten schon für die Colombianer in den Kautschukwäldern, die Karihona noch nicht. Das Karihona, das vom Uitoto ganz verschieden sei, bilde die dortige Verkehrssprache. Alle Kautschuksammler sprächen es mehr oder weniger. Er nennt mir eine Anzahl Wörter, die mit dem Carijona, das Crevaux im Jahre 1879 am oberen Yapura aufgenommen hat, nahezu identisch sind. Die Karihona durchbohrten Nasenscheidewand, Unterlippe und Ohrläppchen und trügen Rohrstücke und beim Tanze Federn darin. Die Männer schnürten breite Baststreifen fest um den Leib, so daß sie den Oberkörper immer gerade halten müßten.

Das Dorf Ipanoré liegt auf beiden ansteigenden Ufern des Caiary am Fuße der ersten Stromschnelle. Es besteht aus einigen zwanzig Häuschen und Hütten, versteckt im frischen Grün zahlreicher Bananen und Orangenbäume. Viele Häuser sind unbewohnt und halb verfallen, die Straßen von hohem Gras und Sträuchern überwuchert. Kirche und Pfarrhaus, die einst die kunstfertige Hand des P. José (Giuseppe Coppi) mit Wandgemälden schmückte, sind verschwunden. Auf der Höhe des rechten Ufers hat man eine große Maloka errichtet und lebt darin nach der Sitte der Väter.

Schon der alte Boaventura hat mir geschildert, wie sich die Vertreibung der Missionare abspielte. Der Häuptling von Ipanoré ergänzt

mir jetzt seine Erzählung aus eigener Erinnerung: Die Tariana haben Maskenanzüge aus Affenhaaren, mit denen sie bei den Yuruparyfesten tanzen, und die sie vor den Weibern ängstlich geheimhalten. P. José hatte sich nun von dem Häuptling der Tariana in Yauareté, die mit den Leuten von Ipanoré verfeindet waren, einen solchen Maskenanzug zu verschaffen gewußt und ihn in der Kirche versteckt. Am Sonntag, als viel Volk, besonders eine Menge Weiber, in der Kirche war, holte P. Matheus (Matteo Canioni), der die Messe abhielt, den „Yurupary" plötzlich hervor, um ihnen zu zeigen, daß sie nichts von dem Dämon zu fürchten hätten, und dadurch mit einemmal den Unglauben auszurotten. Ein furchtbarer Aufruhr war die Folge dieses unklugen Streiches. Die Weiber warfen sich zu Boden und verbargen voll Angst das Gesicht, wollten fliehen, fanden aber alle Türen verschlossen und P. José als Wache davor. Die Männer drangen mit Stöcken und anderen Waffen auf P. Matheus ein, um ihm den Yurupary zu entreißen und den Missetäter zu erschlagen, der mit dem schweren Bronzekruzifix kräftig auf seine Angreifer einschlug. Beide Missionare gerieten in die größte Gefahr und wurden nur durch das Eingreifen des Häuptlings vom Tode bewahrt. Unter den Drohungen der Indianer mußten sie sich sofort auf Nimmerwiedersehen einschiffen. — Kurze Zeit vor diesem für die Missionen des Caiary verhängnisvollen Ereignis hatte P. José eines Tages den Maskenanzug zur allgemeinen Besichtigung an einem Flaggenmast gehißt, worauf sämtliche Weiber in den Wald geflohen waren. — Und mit solchen Gewaltstreichen wollten die guten Missionare die Indianer zu Christen machen! —

Die Stromschnelle von Ipanoré wird durch das am linken Ufer entlang ziehende, gleichnamige Gebirge hervorgerufen. Sie ist flußaufwärts unpassierbar. Der mächtige Strom wird durch einen nur etwa 200 m breiten, aber ungefähr einen Kilometer langen Kanal gepreßt, in dem riesige Granitblöcke die fürchterlichsten Brandungen und Strudel erzeugen. Südlich von diesem Hauptkanal und von ihm durch eine lange Felsinsel getrennt, findet sich ein schmälerer Arm, der im Sommer austrocknet. Hier werden bei Hochwasser die Boote über die flachen Felsen am rechten Ufer gezogen.

Die Indianer sagen, daß der Katarakt an manchen Tagen ein dumpfes Tönen hören lasse, ähnlich dem Klange der großen Yurupary-Instrumente. Dies sei ein Zeichen, daß der Dämon der Stromschnelle ein Opfer fordere.

Oberhalb Ipanoré wird der Fluß wieder erheblich breit, doch schon nach kaum fünfzehn Minuten ruhiger Fahrt stellt sich uns ein neues

schweres Hindernis entgegen. Durch fortgesetzt heftige Strömung und kleinere Schnellen gelangt man dann zur langen und wütenden Pinupinu-Cachoeira, die wiederum durch eine große Felsinsel in zwei Teile geteilt ist und links in dem brüllenden und jederzeit unpassierbaren Katarakt von Urubu-cuara abstürzt. Wir müssen mehrmals das ganze Gepäck ausladen, kommen aber mit Hilfe der anwohnenden Tariana ohne Verlust hinüber.

Die Mannschaft, die uns der Subprefeito unentgeltlich zur Verfügung gestellt hat, wird hier ausgelohnt. Die „Geschenke“ wiegen mehr, als wenn ich die Leute selbst verpflichtet und „bezahlt“ hätte, aber wir sind wenigstens ein gutes Stück weiter gekommen.

Am Kopfe des Pinupinu-Cachoeira ist die Strömung reißend. Vorsichtig müssen wir uns am Ufergebüsch weiterziehen. In einem kritischen Augenblick löst sich das Steuer, ein breites Paddelruder, das mit Stricken am Heck des Bootes befestigt ist. Unaufhaltsam werden wir dem tosenden Absturz zugerissen und sehen schon den Tod vor Augen, als ein Strudel unser Boot erfaßt und zum rettenden Ufer treibt.

In diesem Schnellen-Gebiet finden sich auf beiden Ufern mehrere Malokas der Tariana, die zum Teil nach den Stromschnellen, an denen sie liegen, benannt sind. Sie sind wohl von früheren Einwohnern der Mission und ihren Nachkommen bevölkert, da die Franziskaner fast den ganzen Tarianastamm in dem großen Ipanoré oder São Jeronimo vereinigt hatten.

Von Ipanoré an gibt es am Caiary keinen ansässigen Weißen mehr.

Die Maloka Urubu-cuara, wo wir am 14. August übernachten, liegt reizvoll auf der hohen, sauber gehaltenen Wand des linken Ufers. Eine geräumige Kirche mit Strohdach und lehmbeworfenen Wänden erinnert an die Zeit der Missionen.

Am nächsten Tage passieren wir einige weitere Häuser der Tariana, die von den Bewohnern aus Furcht vor den Weißen verlassen sind, und kommen am Abend zu der Tariana-Maloka Tamandua auf dem rechten Ufer. Wir finden sie besetzt von einer der Banden unter der Führung eines berüchtigten Armeniers, der schon bei der „Strafexpedition“ gegen die Tiquié-Indianer eine üble Rolle gespielt hat. Der erste Mensch, den wir am Hafen erblicken, ist — Albino. Er wendet sich scheu ab, als er uns erkennt. Ich verzichte auf weitere Bekanntschaften und lasse trotz Einladung erst am oberen Hafen haltmachen, wo wir in der klarfrischen Nacht lagern.

Die andere Bande, die unter einem gewissen Cabral, ebenfalls

einem übelberüchtigten Subjekt, steht, fährt am nächsten Mittag in mehreren großen Booten flußabwärts an uns vorüber. Die meisten sind banditenhaft aussehende Cearenser, die wenige Monate vorher wegen einer furchtbaren Hungersnot auf Staatskosten aus ihrer Heimat auswandern mußten und an die verschiedenen Staaten verteilt wurden, gerade nicht zum Vorteil der letzteren. Ein Kerl fragt Schmidt, wohin wir führen. „Zur Yurupary-Cachoeira!" — „Ihr seid wohl von dort oben?" — Er hält uns für Colombianer.

Wir kommen nun zu den Arapaso (Spechten), die sich selbst Korea nennen, was dasselbe bedeutet. Sie stellen heute eine Unterabteilung der Tukano mit gleicher Sprache dar, sollen aber nach ihren eigenen Angaben in früheren Zeiten eine andere Sprache gehabt haben und weichen auch somatisch mit ihren durchschnittlich schlanken Gestalten und feineren Zügen nicht unerheblich von den Tukano ab. Der ganze Stamm zählt heute kaum hundert Seelen, die zwei große Malokas bewohnen. Der sehr geräumigen, an der Vorderwand mit bunten Mustern bemalten Maloka Panacu steht Abilios Schwiegervater, ein schöner, schlanker Indianer, als Häuptling vor. Er führt bittere Klagen gegen das weiße Gesindel. In der zweiten Maloka kehren die geflohenen Bewohner erst bei unserer Ankunft zurück. Leider trägt der Platz seinen Namen „Micuim" mit vollem Recht, denn er wimmelt von diesen winzigen Bestien, roten Milben, deren Stiche unangenehm juckende Pusteln hervorrufen. Wir begegnen hier einem Weißen in einer großen, von nackten Indianern geruderten Montaria. Es ist ein alter Bekannter von uns namens Nunez, Besitzer einer Niederlassung unterhalb Santa Izabel am Rio Negro, bei dem wir vor einem Jahre Kaffee getrunken haben. Er freut sich sehr, uns wiederzusehen. So trifft man sich in dieser Wildnis. — Nunez kommt vom Papury, wo er Arbeiter für seinen Kautschukwald geholt hat.

Oberhalb der Arapaso bewohnen die Kuraua oder Yohoroa, eine andere Unterabteilung der Tukano, fünf Malokas, die teils am Flusse selbst, teils an den Nebenbächen liegen. Wir sind ihnen schon am Tiquié begegnet. Der Hauptsitz dieses kleinen Stammes, der nicht viel mehr als hundert Individuen umfaßt, ist Yukirarapecuma auf dem rechten Ufer des Caiary. An die ehemalige Mission São Miguel erinnert nur noch der hohe Stamm des Kreuzes, an den die Termiten ein großes, kugeliges Nest gebaut haben.

Die Nachbarn der Yohoroa sind die Pira-tapuyo (Fischindianer), die in ihrer eigenen Sprache und im Tukano Uaikana heißen. Sie sind ein verhältnismäßig volkreicher Stamm, der mit sechs- bis acht-

hundert Seelen nicht zu hoch geschätzt sein mag. An diesem Teil des Caiary besitzen sie mehrere Häuser, darunter die ansehnliche Maloka Yasitara am Ausgang der Araripira-Cachoeira. Die Hauptmasse des Stammes aber sitzt am Papury und an seinem großen linken Zufluß Maku-Igarapé. Die Uaikana sind durch ihre meist häßlich verkniffenen, wilden Gesichtszüge und struppigen Haare leicht von den anderen Stämmen zu unterscheiden, besonders von den feineren, eine höhere Intelligenz verratenden Typen der Tariana. Sie scheinen zu diesen in einer Art von freundschaftlichem Untertanenverhältnis zu stehen. Ihre Sprache ist ein Dialekt der Tukanogruppe. Sie kommt lexikalisch dem Uanana näher, weicht aber vom Tukano in vielen Wörtern nicht unerheblich ab.

Die lange Araripira-Cachoeira besteht aus einer reißenden, von Felsen und Felsinselchen durchsetzten Schnelle. Bei niedrigem Wasserstande kann sie leicht durch einen Kanal passiert werden, den eine größere Insel mit dem linken Flußufer bildet. Sie ist eigentlich nur der Ausläufer der Yauareté-Cachoeira, einer der gewaltigsten Schnellen des Caiary, die wir am 20. August erreichen.

Die Yauareté-Cachoeira ist ein riesiges Felsenmeer mit zahlreichen Abstürzen. Mit aller Vorsicht muß das entladene Boot hinüber gehoben und geschoben werden. Die anwohnenden Indianer, die an diese Arbeit gewöhnt sind, helfen redlich mit und schaffen auch das Gepäck über Land bis zum Hause des Häuptlings Matthias am Kopfe der langen Stromschnelle. Ihre Bezahlung erhalten sie in Perlen, selbst die älteste Großmutter, die irgendeinen leichten Gegenstand getragen hat, und der kleinste Säugling, der beim Transport schlummernd an der Mutter Brust ruhte.

Diese Stromschnelle ist besonders reich an gut ausgeführten und wohlerhaltenen Felszeichnungen, die mannigfaltige und phantastische Formen zeigen. Einzelne Figuren sind an zwei Meter lang und in das harte Gestein tief eingeritzt. An einigen sieht man deutlich, wie spätere Geschlechter, die Bedeutung der angefangenen Figur mißverstehend oder aus jeweiliger Laune, die Linien in ganz anderer Richtung weitergezogen oder nahe aneinander hergehende Linien unrichtig miteinander verbunden haben, wodurch sie ein Zerrbild schufen, aus dem die ursprünglich gewollte Bedeutung nur sehr schwer zu erkennen ist. Die Glätte der Rillen zeigt, daß die Indianer die meisten Figuren bis in die jüngste Zeit häufig nachgeritzt haben. Auf mehreren Felsen finden sich zahlreiche Schleifmarken von Steinwerkzeugen, teils länglich-scharfe, teils runde von verschiedener Tiefe.

Am Fuß der Yauareté-Cachoeira stürzt der Papury über Felsen in den Hauptstrom, nach dem Tiquié der größte rechte Nebenfluß des Caiary, der sozusagen aus einer fortgesetzten Stromschnelle besteht. Er hat schwarzes und auffallend kühles Wasser. Das Gebiet des Papury ist von verschiedenen Stämmen stark bevölkert. An seinem unteren und mittleren Lauf sitzen Uaikana, Tukano und Desana, am Oberlauf und im Quellgebiet Karapana, Tatu neben Tuyuka und anderen kleineren Stämmen, sämtlich Glieder der Tukano-Gruppe. Auf beiden Seiten des Flusses streifen zahlreiche Maku.

In der Umgebung der Yauareté-Cachoeira wohnen in etwa zwanzig Malokas und Hütten brasilianischen Stils Turiana, eine andere Abteilung dieses Aruakstammes, die den Tariana von Ipanoré seit Jahrzehnten gewissermaßen feindlich gegenüberstehen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bildeten sie ein einziges Volk unter einem Oberhäuptling, der am ganzen Fluß eine große Macht besaß. Nach ihrer eigenen Tradition sind die Tariana vorzeiten vom Issana eingewandert. Auch ihr Typus kennzeichnet sie sofort als nahe Verwandte der dortigen reinen Aruakstämme, der Siusi, Ipeka und anderer.

Das Tariana von Yauareté hat viele nasale Laute und unterscheidet sich dialektisch von der Schwestersprache in Ipanoré. In Yauareté sprechen die Männer auch unter sich nur Tukano; die jüngere Generation hat schon viele Tarianawörter vergessen; der beste Beweis, daß diese klangvolle Sprache allmählich dem Untergange geweiht ist.

Zur Zeit gibt es in Yauareté zwei Häuptlinge, João und Matthias, Todfeinde, die durch die Stromschnelle räumlich voneinander getrennt wohnen. Der alte, einäugige João ist, wie er mir erzählt, Häuptling der ehemaligen großen Mission São Antonio gewesen, von der nur noch die weite Wüstung auf beiden Ufern unterhalb der Stromschnelle zu sehen ist. Aus dieser Glanzzeit hat er eine Statuette des heiligen Antonius nebst vier Messingleuchtern gerettet. Drei große Epidemien, die kurz aufeinander folgten, hätten fast sämtliche Bewohner der Ortschaft hinweggerafft. Auch seine Frau und sein erwachsener Sohn seien gestorben; nur er allein sei von der ganzen Familie übrig geblieben. Matthias habe noch jetzt viele Leute; er sei aber ein Lump und wüßte seine Leute nicht zu regieren.

Häuptling Matthias, ein älterer Mann mit typischem Gaunergesicht, empfängt uns am oberen Hafen im Kostüm eines Straßengigerls, Tennisanzug aus weißem, schwarzgestreiftem Flanell und nagelneuem, rundem Strohhütchen, an dem noch die Fabrikmarke hängt. Er hat



Yurupary-Fall. Rio Caiary-Uaupes



diese Kostbarkeiten von einem brasilianischen Händler erstanden. Leider ist er ziemlich betrunken und sieht mit seinem kurzgeschorenen Haar wie ein verkleideter Zuchthaussträfling aus, ist wohl auch nicht viel besser. Er will sofort von mir eine Flinte haben. Ich verspreche sie ihm, wenn er mir dafür einige Yurupary-Instrumente und die beiden alten Masken aus Affenhaaren gebe, die, wie ich gehört habe, in Yauareté aufbewahrt werden. Anfangs tut er erschrocken, willigt dann aber anscheinend ein. Schließlich stellt es sich heraus, daß nicht er, sondern João die Masken in Verwahrung hat.

Matthias zeigt uns eine fürchterliche Wunde an seinem Bein von dem Biß einer Jaracara-Schlange, die hier häufig vorkommen soll. Die schon drei Jahre alte Wunde ist noch immer geschwollen und eiterig und hat sich über einen großen Teil des Beines verbreitet.

Während wir uns noch unterhalten, zieht im Osten ein schweres Wetter auf. Der Häuptling und ich blasen aus Leibeskräften dagegen mit ausklingendem „Te-te-te-te!“; wir suchen die Wolken mit der Hand zu vertreiben und schreien abwechselnd auf Tariana: „Piena iya! piena piené — — —!“ und auf Tukano: „Ochko to! ochko to yö tiayö — — —!“ (Regen gehe weg! ziehe fort!“), aber es hilft nichts; wir werden beide tüchtig naß.

Beim Regenzauber hält man die rechte Hand trichterförmig vor den Mund und bläst nach der Gegend hin, aus welcher der Regen droht. Während des Blasens wird die Hand allmählich geöffnet und die Wetterwolke mit einer Bewegung des ausgestreckten Armes verjagt.

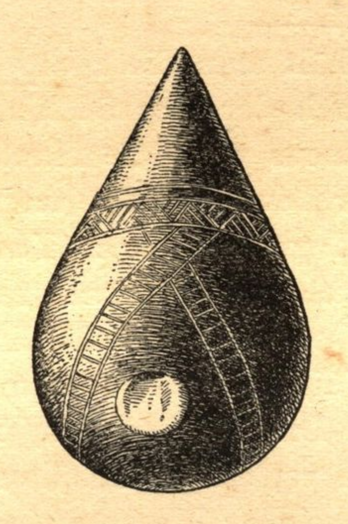
Im Laufe der drei Tage, die wir in Yauareté verbringen, kommt wie gewöhnlich viel Besuch, um uns anzustaunen, auch vom Papury: Tukano, große, muskulöse Kerle mit häßlichen, breiten Gesichtern, nicht minder häßliche Uaikana, fast alle im Gesicht rot bemalt, wie es die Etikette verlangt. Die Weiber bringen vier hohe, zylindrische, aus schmalen Palmlatten verfertigte Behälter und einen Bastsack voll „Maikäfer“, die jetzt in solcher Masse auftreten, daß das Wasser in den stillen Buchten oft ganz von ihnen bedeckt ist, zur Freude der Aracu-Fische. Diese Käfer sind sehr fett und werden von den Indianern, wie die geflügelten Blattschneide-Ameisen, geröstet und gegessen, schmecken auch nicht übel, wie ich mich selbst überzeuge. Der Bastsack ist aus einer mit bunten Mustern bemalten Tanzmaske hergestellt, ein Beweis, daß auch die Papury-Indianer neben den heiligen Affenhaarmasken, die von den Weibern nicht gesehen werden dürfen, ebensolche mehr profane Bastmasken haben, wie die Kaua des Aiary und die Kobeua des oberen Caiary-Uaupes.

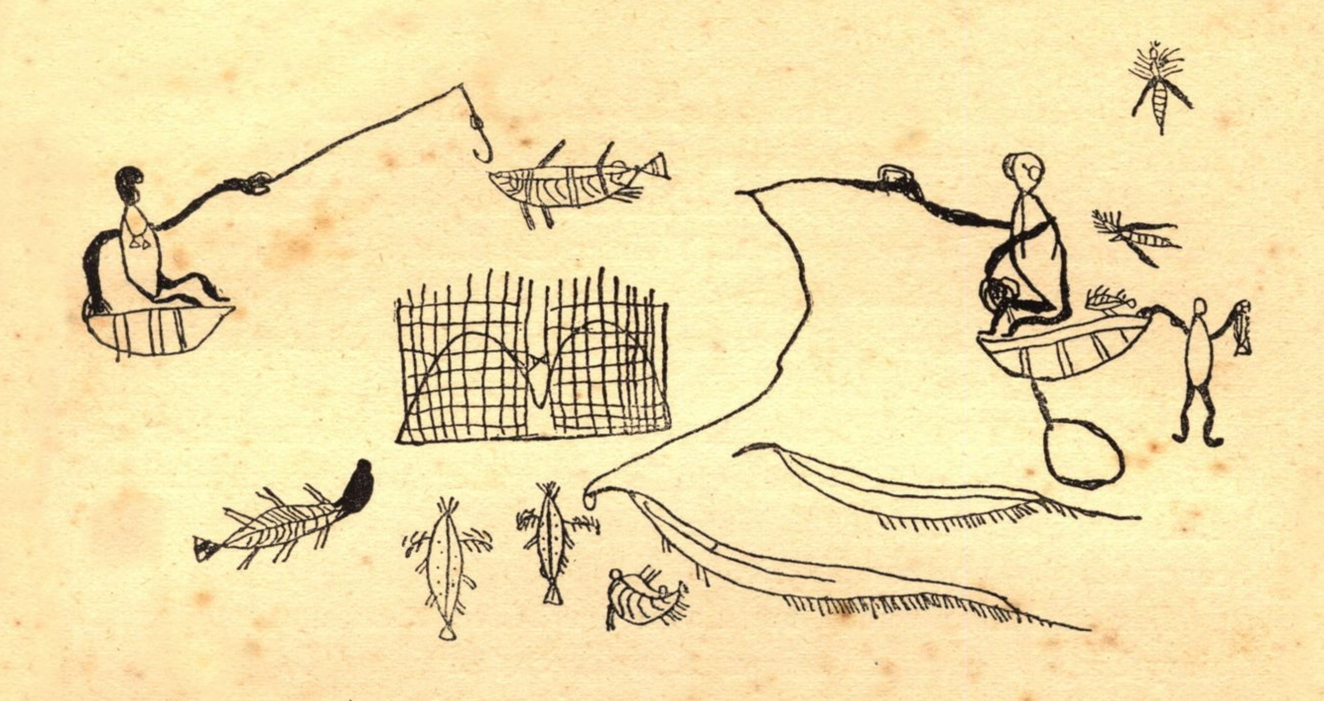
In Yauareté wird Coca gegessen. Diese Gewohnheit scheint sich vom Tiquié über den Papury hier eingebürgert zu haben, da ich sie am ganzen übrigen Hauptfluß nicht beobachtete.

Der Haushalt dieser ehemaligen Missionszöglinge ist noch fast rein indianisch. Außer Äxten, Messern und Hacken für die Feldarbeit gibt es in den Häusern nur wenige europäische Gegenstände, ein paar Koffer, einige Kleidungsstücke, hier und da eine alte, verrostete Flinte.

Am Tage nach unserer Ankunft halten zwei Weiber hinter dem Hause des Häuptlings eine sehr kurze Klagezeremonie ab für eine Anverwandte, die ein Jahr vorher gestorben ist.

Man bringt uns immer reichlich Lebensmittel, weit mehr als wir verzehren können, besonders kleine Fische, die Hauptnahrung der Bewohner von Yauareté, die sie in Masse auf eigenartigen Fallen in der Stromschnelle fangen.





XVII. Kapitel

Fischfang und Fischereigerät

Die verhältnismäßig starke Indianerbevölkerung Nordwestbrasiliens und der angrenzenden Gebiete erwirbt ihren Lebensunterhalt in erster Linie durch den Fischfang.

Der obere Rio Negro und seine großen Nebenflüsse, besonders der Caiary-Uaupes, ebenso wie der benachbarte Yapura und seine Nebenflüsse sind außerordentlich reich an Fischen, die das ganze Jahr hindurch in beständiger Wanderung begriffen sind und manche ansässigen Stämme zu einem zeitweiligen Nomadenleben zwingen. Zur Zeit des niedrigen Wasserstandes, in den Monaten Dezember bis März, wenn die kleineren Zuflüsse fast austrocknen, ziehen sich die Fische in den Hauptfluß zurück und halten sich an tieferen Stellen unterhalb der Stromschnellen und Wasserfälle und in den zahlreichen Lagunen auf, die mit dem Fluß in Verbindung stehen. Dann verlassen die Indianer ihre für die trockene Jahreszeit weniger günstig gelegenen Dörfer und begeben sich mit ihrem ganzen Haushalt, mit Kindern und Hunden an diese fischreichen Plätze, um auf verschiedene Weise der willkommenen Beute nachzustellen. Rasch sind aus Stangen und Palmwedeln leichte Hütten errichtet, nnd reges Leben herrscht auf den weiten Sandbänken, die der zurückweichende Fluß entblößt hat. Die Fische werden zum Teil sofort von den Weibern zur Mahlzeit zubereitet; der größere Teil aber wird auf großen Bratrosten aus frischen Holzstäben über langsamem Feuer konserviert, um an Regen-

tagen, die in diesen Gegenden selbst in der Trockenheit nicht ausbleiben, als Nahrung zu dienen. Ist der Platz ausgebeutet, so zieht die ganze Bande weiter. Durchschnittlich bleiben die Indianer drei Monate auf der Wanderschaft. Viele große Maniokfladen werden zu diesem Zweck gebacken, getrocknet und, ähnlich wie Maniokgrütze, in tiefen, mit grünen Blättern ausgelegten Körben dicht aufeinander verpackt, als Mundvorrat für die Sommerfrische.

An zwei Flüssen habe ich solche fliegenden Sommerlager getroffen, im Dezember 1903 mehrere Lager der Katapolitani am mittleren Issana und im Februar 1905 einige Lager der Tukano in dem flachen Seengebiet des unteren Tiquié.

Der an Fällen reiche, meist zwischen hohen Ufern dahinströmende Caiary-Uaupes gewährt seinen Anwohnern zu jeder Jahreszeit genügenden Lebensunterhalt, so daß sie es nicht nötig haben, ihre Malokas zu verlassen.

Mit dem stärkeren Einsetzen der Regenzeit folgen die Fische dem steigenden Wasser und kehren je nach ihrer Gewohnheit teils einzeln, teils in großen Schwärmen in die höheren Flußgebiete zurück. Nicht selten fährt man dann durch so dichte Fischzüge, daß man deutlich das scharrende Geräusch vernimmt, mit dem die Fische die Bootswände streifen. Das Hochwasser dauert im oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen in der Regel von März bis Juli. Die kleineren Zuflüsse, die meistens eine starke Indianerbevölkerung haben, führen jetzt genügend Wasser, um auch großen Fischen den Aufenthalt in ihnen zu ermöglichen. Der Fischfang liefert reiche Ergebnisse. Bald aber steigt der Fluß höher und höher; die Gewässer erreichen die Kronen der hohen Uferbäume; sie füllen von neuem die Seen, die in der Trockenheit teilweise zu stinkenden Morästen herabgesunken sind; sie überfluten die niedrigen Ufer und verwandeln stundenweit das Land in einen riesigen Waldsee, in dem sich die Fische verlieren, sicher vor den Verfolgungen des Menschen. So gewährt die Natur in dieser Periode, die in den Indianerdörfern häufig Schmalhans Küchenmeister sein läßt, den Fischen die nötige Schonzeit. In ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln setzen sie in aller Ruhe ihren Laich ab. Die junge Brut findet überall genügende Nahrung; sie kann sich in Muße entwickeln, so daß sie, wenn mit dem Eintritt der Trockenheit die Gewässer in ihr altes Bett zurückkehren, den älteren Genossen folgen kann.

Der Indianer Nordwestbrasiliens fängt die Fische auf verschiedene Weise. Gewöhnlich schießt er sie mit Bogen und Pfeil. Am frühen

Morgen, häufig schon vor Tagesanbruch, fährt jeder Familienvater im leichten Kanu, von seinem kleinen Sohn oder einem jüngeren Freunde begleitet, auf den Fischfang, um für die tägliche Mahlzeit zu sorgen. Gegen Mittag kehren sie zurück. Sind sie erfolgreich gewesen, so hört man sie schon von ferne lachen und plaudern. Stolzen Schrittes kommt der glückliche Fischer über den großen, freien Dorfplatz. Auf der rechten Schulter hält er wagerecht Bogen und Pfeile. Von dem Ende des Bogens hängt an einer Liane, die durch Maul und Kiemen geht, ein dickes Bündel Fische herab. Die Linke führt bisweilen eine kleine Flöte aus Hirschknochen zum Munde, der er schrille, eintönige Weisen entlockt. Beifällige Worte der Frauen und der Alten, die zu Hause geblieben sind, empfangen ihn, und die gefangenen Fische werden eifrig besprochen. Ist er aber erfolglos gewesen, dann schleicht er sich womöglich auf Umwegen in das Haus, um dem gutmütigen Spott der anderen zu entgehen.

Ein vom Kanu aus Fische schießender Indianer gewährt einen überaus malerischen Anblick. Im Heck des Bootes sitzt der Gefährte, der das kleine Fahrzeug mit kaum bemerkbaren Schlägen seines breiten Paddelruders weitertreibt und zugleich steuert. Vorn steht der Schütze, Bogen und Pfeil schußgerecht in den Händen haltend (Abb. S. 30). Jede Muskel seines schönen nackten Körpers ist in Erwartung gestrafft, und selten enteilt ein Pfeil der Sehne, ohne sein Ziel zu erreichen. Oft habe ich die außerordentliche Sicherheit bewundert, mit der die Indianer die Fische, die ein europäisches Auge in dem dunkeln Wasser des Flusses kaum erkennen kann, auf diese Weise erbeuteten. Der Pfeil wird aus kurzer Entfernung unmittelbar auf die Beute abgeschossen. Um die Strahlenbrechung zu berechnen, taucht ihn der Schütze von Zeit zu Zeit in das Wasser.

Diese Art des Fischfangs ist die edelste und auch die beliebteste. Schon die kleinen Jungen üben sich darin mit ihren Miniaturwaffen. Häufig ist es für den Reisenden, der Eile hat, eine Quelle des Ärgers, wenn die Ruderer sich während der Fahrt von ihrer Jagdleidenschaft hinreißen lassen, auch wenn sie nicht Bogen und Pfeil zur Hand haben. Besonders an Sandbänken und seichten Stellen wird in dem klaren Wasser jeder Fisch beobachtet und besprochen. Den rechten Arm ausstreckend, schnippen die Ruderer mit Daumen und Zeigefinger nach dem Fisch hin, indem sie so die Bewegung des Bogenschießens nachahmen. Das trägt natürlich nicht zur Schnelligkeit der Fahrt bei.

Der Indianer benutzt beim Fischeschießen gern den K ö d e r. Der

Maku bindet zu diesem Zweck, wie wir gesehen haben, ein frisches Termitennest so an den überhängenden Ast eines Baumes, daß es den Wasserspiegel berührt. Die „braunen Maikäfer“, die beim Beginn der Trockenheit zahlreich auftreten, werden als freischwimmender Köder verwendet. Der Schütze wirft einen Käfer an der Stelle, wo sich ein Schwarm Aracufische befindet, auf das Wasser und schießt nach dem zuschnappenden Fisch.

Auch nächtlicherweile wird den Fischen mit Bogen und Pfeil nachgestellt, wie ich bei den Katapolitani beobachtet habe. Der Pfeil, der dabei zur Verwendung kommt, ist im Gegensatz zu den gewöhnlichen Fischpfeilen auffallend kurz. Bei dieser nächtlichen Jagd hält der Indianer in der rechten Hand die Fackel, in der Linken den Bogen und zieht Sehne und Pfeil mit dem Munde an; daher die Kürze des Pfeiles, um sicherer abschießen zu können.

Wie alle Pfeile am Issana und Caiary und in den nach Norden und Süden hin benachbarten Gebieten, so haben auch die Fischpfeile keine Fiederung, sondern an dieser Stelle nur eine einfache Umwicklung mit feiner, gepichter Schnur aus Pflanzenfasern. Sie bestehen aus einem Rohrschaft mit eingefügtem Holzstab, der etwa ein Viertel bis ein Sechstel des ganzen Pfeiles mißt. In diesem Stab ist die meistens schon eiserne, mit einem Widerhaken versehene Spitze befestigt. Bei den Stämmen an den oberen Flußläufen, die fernab von allem Verkehr mit den Weißen wohnen, finden sich noch Fischpfeile mit Spitzen aus Affenknochen in derselben Ausführung, wie sie die Eisenspitzen zeigen. Diese Eisenspitzen werden massenhaft im Ausland hergestellt und von den Händlern und Kautschuksammlern als Bezahlung für Ruderdienste und andere Arbeiten eingeführt.

Bei dem kurzen Pfeil, der zur nächtlichen Fischjagd verwendet wird, ist am Handende in das weiche Mark des Rohres ein Holzstift getrieben, der etwas hervorragt und eine Fadenumwicklung trägt, die ihn zugleich mit dem Rohre verbindet. Dadurch wird verhindert, daß die Zähne der Schützen, die den Pfeil fest fassen müssen, um die Schnur anzuziehen, das Rohr zersplittern. Eine Kerbe am Handende fehlt bei sämtlichen Pfeilen.

Auch ein Harpunenpfeil ist im Gebrauch. Er besteht aus zwei beweglichen Teilen und hat eine Gesamtlänge von etwa 150 cm. In einen 125 cm langen, starken Rohrschaft ist ein Holzstab von 10 cm Länge fest eingefügt und mit gepichtem Faden aus zähen Pflanzenfasern umwickelt. Dieser Holzstab trägt einen 2 cm hohen hölzernen Aufsatz in der Form eines umgekehrten abgestumpften Kegels, dessen

Grundfläche mit einem nicht sehr tiefen Loch versehen ist. Es dient zur Aufnahme eines zweiten Holzstabes, der mit dem Rohre durch eine lange, zweisträhnig aus Pflanzenfasern gedrehte Schnur verbunden ist. Die Verbindungsschnur ist um den Rohrschaft geschlungen. In den beweglichen Holzstab ist die eiserne Spitze eingefügt, die mehrere Widerhaken hat. Fiederung und Kerbe fehlen; um jedoch dem mit Faserschnur umwickelten Handende größere Festigkeit zu geben, ist ein Holzstift bis zum Ende des Rohres eingetrieben, der den sonst von dem weichen Mark eingenommenen Raum vollständig ausfüllt. Trifft nun ein solcher Harpunenpfeil die Beute und haftet in ihr, so löst sich der nur lose eingefügte obere Holzstab von dem übrigen Teil des Pfeiles. Der Rohrschaft dient als Schwimmer, um dem Fischer die Richtung anzugeben, die das fliehende Tier einschlägt, das an der abrollenden Schnur leicht eingeholt werden kann. Diese Harpunenpfeile werden zur Jagd auf große Fische, besonders Welsarten, aber auch auf Wasserschildkröten verwendet.

Die Schildkrötenjagd erfordert große Gewandtheit und Treffsicherheit, da der vorgestreckte Hals und Kopf, die allein von dem schwimmenden Tier über Wasser sichtbar werden, ein gar kleines und unsicheres Ziel bieten. Sie wird an ruhigen und sonnenklaren Tagen in stillen Buchten und kleinen Lagunen ausgeübt, wo die Tiere sich im Wasser tummeln und sich an dem Uferschilf und mannigfachen Kräutern gütlich tun. Wie beim Fischeschießen steht der Schütze aufrecht im Vorderteil des Bootes, das von seinem Gefährten vorsichtig gelenkt wird. Nicht die geringste Bewegung des Wasserspiegels entgeht seinem scharfen Auge. Schußbereit liegt der Pfeil auf der Sehne; denn sobald das Tier den Kopf aus dem Wasser streckt, um Luft zu schöpfen und nach seinem Verfolger auszuschauen, muß der Schütze den Augenblick benutzen und den Pfeil entsenden, der sich in eleganter Kurve auf das Ziel herabsenkt.

Am Issana und Caiary fehlen die Harpunenpfeile, die besonders am Yapura im Gebrauch sind. Zum Fang der größeren Fische verwenden die dortigen Indianer einen starken Speer in Form eines Dreizacks, der dem Attribut Poseidons als Modell hätte dienen können. Er ist etwa 180 cm lang, aus dem harten Holz der Paschiubapalme gearbeitet und besteht aus drei Teilen. Der im Querschnitt trapezoidale Schaft läuft nach unten allmählich spitz zu, damit man den Speer in den Erdboden stecken kann. Oben endigt er in einer etwa 45 cm langen, an zwei Seiten abgesetzten Spitze, die zugleich die mittlere Spitze des Dreizacks bildet. An dieses Mittelstück sind mit Faser-

schnüren zwei ebenso lange Spitzen aus Paschiubaholz festgebunden, die in einer Weise schräg zugeschnitten sind, daß sie gabelförmig abstehen. Die Absätze des Schaftes, auf denen die beiden Seitenspitzen sitzen, sollen ihnen einen festeren Halt geben. Am oberen Drittel wird der Dreizack durch eine Schnur aus Pflanzenfasern zusammengehalten.

Das Fischspeeren wird häufig bei Nacht ausgeführt. Der Fischer hält in der Linken eine Fackel aus knienigem Holz, die ihm leuchtet und zugleich den Fisch anlockt und blendet. Mit kräftigem Stoß spießt er die Beute im seichten Wasser in den Sand, legt dann die Fackel beiseite, faßt vorsichtig mit der Linken unter den Fisch und hebt ihn an dem Speer aus dem Wasser, worauf er ihn mit einem Holzknüppel vollends totschlägt.

In Ermangelung eines solchen Dreizacks benutzen die Indianer auch mit großer Gewandtheit eine zugespitzte Stange. Ich habe es sogar beobachtet, wie sich einer meiner Ruderer einen Fischspeer aus einem alten Kistennagel zurechtmachte, den er zuschärfte und mit gepichter Faserschnur an eine Stange band. Mit diesem primitiven Instrument erlegte er mitten in dem Wogenschwall einer flachen Stromschnelle eine ganze Anzahl großer schwarzer Pacu, schmackhafter Raubfische mit dicker, lederartiger Haut, die sich vornehmlich in dem stark bewegten Wasser der Stromschnellen und Fälle aufhalten.

Eine weitere Art des Einzelfischfangs ist das Angeln, das bei den von mir besuchten Stämmen eine große Rolle spielt. Man darf wohl jetzt als sicher annehmen, daß die Angel im Gebiet des Amazonenstroms erst durch die Europäer eingeführt worden ist, aber der Indianer hat im Laufe der Zeit die Angelfischerei selbständig ausgebildet und zu einer erstaunlichen Vollendung gebracht. Er kennt genau die verschiedenen Köder, die er bei den verschiedenen Fischen anwenden muß. Den kleinen, silberglänzenden Pacu, der sich gewöhnlich im Uferschilf oder in dem unter Wasser stehenden Gebüsch aufhält, fängt man am besten mit kleinen, feinen Angeln, an die man den Leib einer Heuschrecke gespießt hat. Die Angelrute muß sehr dünn und schwank sein. Häufig schnellt der Indianer mit ihr ein paarmal durch das Wasser, um die Fische anzulocken.

Leckerbissen für den sehr schmackhaften, fetten, aber auch sehr grätenreichen Aracu sind Früchte eines gewissen Uferbaumes, kleine Würmer, Maden und mancherlei Insekten.

Der Tucunaré, der im Aussehen und Geschmack am meisten unserer Forelle ähnelt, wird auch wie diese mit künstlichem Köder

gefangen. Am oberen Teil der Angel sind rote und gelbe Federchen des Pfefferfressers und weiße Pflanzenfasern befestigt. Der Fischer läßt die Angel hüpfend über das Wasser gleiten. Der Tucunaré hält das bunte Ding für einen jener kleinen Fische, die auf der Flucht vor ihrem gefräßigen Feind bisweilen mehrere Meter weit über das Wasser springen, schnappt nach der vermeintlichen Beute und ist gefangen (Abb. S. 243).

Eine andere Art des Tucunaréfanges, die uns besonders große Exemplare lieferte, übten wir in den Seen des mittleren Issana. In einem wohlbemannten, leichten Kanu fuhren wir mit aller Kraft los und schleiften an langer, starker Schnur eine nach der oben beschriebenen Weise hergerichtete Angel hinter uns her, die infolge der schnellen Fahrt auf dem Wasser tanzte. Besonders spannend war der Augenblick, wenn ein großer Fisch mit plötzlichem Ruck anbiß. Wir ließen die Schnur vollends ablaufen, um das Tier zu ermüden, und zogen es dann langsam und vorsichtig an das Boot, wo wir es mit einem Stück Holz töteten.

Der gefräßigste Raubfisch, der selbst Menschen und Tieren gefährlich werden kann, ist die Piranya. Die messerscharfen Zähne dieses etwa 30 cm langen Fisches benutzt der Indianer in ursprünglichen Verhältnissen als Werkzeug zum Schneiden. Daher wird auch die Schere in der Lingoa geral „piranya" genannt. Die Piranyas treten stets in großen Scharen zu Hunderten, ja zu Tausenden auf, besonders in stillen Buchten, an der Mündung kleiner Zuflüsse, wo sie auf andere Fische lauern. Wehe dem Menschen, der in den Bereich ihrer Zähne kommt! Die kleinste offene Wunde — und an solchen fehlt es selten bei diesem wilden Wanderleben — lockt die gefräßigen Unholde in Masse herbei. Jeder reißt ein Stückchen Fleisch von dem Körper seines Opfers, und im Nu ist der Bedauernswerte skelettiert.

Gewöhnlich erlegt der Indianer die Piranya mit Bogen und Pfeil, oder er fängt sie mit stärkerer Angel an langer Schnur, die er mit großer Gewandtheit weit in das Wasser zu schleudern versteht, während er das andere Ende fest um die Hand geschlungen hält. In seiner Gefräßigkeit verschont dieser Fisch selbst nicht seinesgleichen. Daher zerschneidet man gewöhnlich die erste Piranya, die man fängt, und nimmt die Stücke als Köder für die übrigen. Meistens umwickelten wir den oberen Teil der Angel und ein Stück der Schnur dicht mit Messingdraht, und doch kam es öfters vor, daß ein Fisch, wenn wir ihn aus dem Wasser zogen, mit seinen furchtbaren Zähnen Schnur und Umwickelung knirschend zerbiß.

Mannigfaltig sind die Fischnetze, je nach ihrem Gebrauch. Sie sind stets aus den widerstandsfähigen Fasern der Tucumpalme gearbeitet.

Mit großen, verstellbaren Handnetzen, ähnlich unseren Hamen, werden größere Fische gefangen, zum Beispiel die Aracufische, wenn sie bei steigendem Wasser in den Stromschnellen in dichten Zügen flußaufwärts gehen. Ein solches Netz hat die Form eines nach unten spitz zulaufenden, nach oben sich stark erweiternden Sackes und besteht aus geknoteten Maschen, die in Filetarbeit mittels einer hölzernen Nadel über einem wohlgeglätteten, platten Holzstab hergestellt werden, dessen Breite die Größe der Maschen bedingt. Mit einer dickeren Schnur aus Tucumfasern ist das Netz an zwei etwa 2,50 m langen, starken Gerten befestigt. Dieselbe Schnur dient dazu, diese beiden Gerten gegen das untere Ende hin zusammenzuhalten. An der einen Gerte ist ein Querholz festgebunden, das am freien Ende gabelförmig ausläuft. Will man das Netz gebrauchen, so spreizt man die beiden Bügel mittels dieses Gabelholzes auseinander. Dadurch öffnet sich der Netzsack, und die Bügel kreuzen sich an der Stelle, wo sie mit der Schnur zusammengebunden sind. Nach dem Gebrauche klappt man die Bügel zusammen, indem man die Gabel zurückschlägt, wickelt das Netz um die dicht nebeneinander liegenden Gerten, und das ganze Gerät nimmt nun im Kanu nicht mehr Platz ein als eine Ruderstange.

Außer diesen großen Handnetzen haben die Indianer auch kleine Fischnetze, entweder mehr oder weniger flache, die in einen runden Rahmen aus Schlingpflanze gespannt werden, oder Käscher, Beutelnetze, die an einer rund-oval zusammengebogenen Schlingpflanze befestigt sind. Das eine der gekreuzten Enden des Bügels steht oft weit über und dient als Handhabe. Im Gegensatz zu den großen, geknüpften Netzen ist bei diesen kleinen Netzen die einfache Schlingtechnik verwendet.

Die runden Netze werden in Mondscheinnächten an dem Rande einer Sandbank in dem seichten Wasser platt auf den Boden gedrückt. Mit einem Stöckchen, das er in der anderen Hand hält, plätschert der Indianer leicht im Wasser. Die kleinen Fische werden dadurch angelockt und, wenn sie über dem Netze stehen, mit einem Schwung an das Land geschleudert. Bisweilen lockt man die Fischchen auch durch Köder an, den man in der leicht vertieften Mitte des Netzes anbringt.

Ähnlich soll der Jaguar fischen. Wie mir öfters von Indianern und auch von glaubwürdigen weißen Ansiedlern versichert wurde, sitzt er im Mondschein am flachen Strand, plätschert mit seinem langen

Schweif im Wasser und wirft die herankommenden Fische mit einem Schlag seiner breiten Tatze auf das Trockene. Freilich hat die Geschichte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Schabernack, den Reinecke Fuchs Frau Gieremund, der Wölfin, spielte. Unmöglich aber ist sie nicht.

Mit den Käschern holen die Indianer die Fische aus den Kakuri, den großen Fischfallen, von denen später die Rede sein wird.

Von Reusen, die in der Lingoa geral Matapi genannt werden, sind zwei Arten im Gebrauch. Sie sind aus gespaltenen Rohrstäbchen oder Palmblattrippen hergestellt, die mit dünnen Lianen durchflochten sind und dadurch zusammengehalten werden. Man befestigt diese Fischkörbe im strömenden Wasser an Orten, die von den großen Fischzügen berührt werden, am Ufer des Hauptstromes selbst oder in den schmalen Wasseradern, die ihm zufließen.

Die eine Art dieser Reusen dient zum Fang von kleinen Fischen, besonders in den Nebenbächen, und ist infolgedessen nur leicht gebaut. Durch eine weite Mündung, die sich konisch stark verengt, gelangen die Fische in ein langes, schmales, schlauchförmiges Geflecht, das sich nach der Mitte zu allmählich wieder ein wenig erweitert, am Ende aber eng zusammenschließt. Bei dem Versuch, sich durch diesen Schlauch zu drängen, geraten die Fische immer fester hinein, so daß sie sich, auch durch ihre Flossen und Schuppen an der freien Bewegung gehindert, schließlich nicht mehr rühren, geschweige denn sich umwenden und durch die Mündung wieder herausschwimmen können.

Die anderen Reusen sind von weitaus festerer Konstruktion und über starken Ringen aus Schlingpflanzen aufgebaut. Je nach ihrer Größe sind sie auch für größere Fische geeignet. Der im vorderen Teil zylindrische Korb läuft nach hinten konisch aus. In der vorderen Öffnung ist aus Stäbchen und Ringen, ähnlich wie bei unseren Aalreusen, ein nach innen trichterförmiger Eingang angebracht, durch den die Fische wohl eindringen können, selten aber wieder den Ausweg finden. Sind Fische in der Reuse, so nimmt man sie aus dem Wasser, löst die Liane, die das Ende des Korbes zusammenhält, biegt die Stäbchen auseinander und schüttet die Fische durch die so entstandene Öffnung in das Boot.

Zum Fang von Krabben, die in verwachsenen Bächen häufig vorkommen, gebrauchen die Indianer ein aus Rohrstreifen und Tucumfaserschnüren geflochtenes Körbchen, das nach unten enger wird. Den Boden bildet ein Netzgeflecht, damit das Wasser rascher abläuft. Das Körbchen wird, ähnlich wie ein Käscher, an einem aus einem

Stück Schlingpflanze zusammengebogenen Bügel befestigt, dessen Enden lang überstehen und den Handgriff bilden. Bisweilen fängt man auch Krabben mit den kleinen, runden, in der Mitte leicht vertieften Fischnetzen.

Außer dem Einzelfischfang, dem die bisher beschriebenen Geräte dienen, die sich jeder Mann zu seinem eigenen Gebrauch selbst verfertigt, gibt es auch Methoden des Fischfangs, die in Unternehmungen einer ganzen Dorfgemeinschaft ihre Betätigung finden und massenhafte Beute liefern.

Jede Maloka am Issana und Caiary hat eine oder mehrere große Fischfallen, die in der Lingoa geral Kakuri genannt werden und in verschiedenartiger Ausführung über einen großen Teil Brasiliens verbreitet sind. Ein Kakuri besteht im wesentlichen aus mehreren aus Paschiubalatten mit Lianen geflochtenen Zäunen, die, im Grundriß dreieckig zusammengefügt und durch Pfosten und Stangen festgehalten und gestützt, an starkströmenden Stellen am Flußufer oder in den Nebenbächen aufrecht im Wasser stehen. Die Vorderwand ist in der Mitte durch einen Spalt geteilt und mit einer Einkehle versehen, die, wie bei den Reusen, den Fischen einen schmalen Zugang in die Fangkammer, aber keinen Ausweg gestattet. Das Kakuri ist stets flußabwärts gerichtet, um die großen Fischzüge, wenn sie mit steigendem Wasser flußaufwärts gehen, abzufangen. Bei vielen dieser Fischfallen, besonders den größeren, ist die Vorderwand nach beiden Seiten hin durch schräg nach vorn gestellte Zäune verlängert, durch welche die Fische in das Kakuri getrieben werden sollen. Die Fische gehen an den Zäunen entlang aufwärts, bis sie an den Schlitz kommen, und durch diesen in die Falle. Bisweilen sind die Kakurizäune so hoch, daß sie auch bei Hochwasser über den Wasserspiegel ragen. Der vordere Teil der Fangkammer ist zu beiden Seiten der Einkehle mit Paschiubalatten bedeckt, um dem Indianer, wenn er nachsehen will, ob Fische in der Falle sind, einen festen Standort zu gewähren (Abb. S. 257). Bevor er in die Fangkammer hinabsteigt, untersucht er mit einem Stab, ob sich ein Zitteraal oder ein Stachelrochen gefangen hat. Er benutzt dazu frisches, grünes Holz, das die elektrischen Schläge leitet.

Während der Zitteraal gewöhnlich nur beim Tauchen gefährlich wird und durch plötzliche elektrische Entladungen leicht die Bewußtlosigkeit und damit den Tod des Menschen herbeiführen kann, gehört der Stachelrochen zu den gefürchtetsten Bewohnern der dortigen Gewässer. Die Wunde, die sein gezackter, mit mächtigen Widerhaken bewehrter Schwanz schlägt, wenn man den Fisch nur oberflächlich

berührt, ist fürchterlich und erfordert Monate zur Heilung. Mehrmals habe ich solche Wunden gesehen, die bisweilen in Blutvergiftung übergehen und den Tod des Betroffenen verursachen. Die Stachelrochen liegen vornehmlich im seichten Wasser an den Sandbänken in Vertiefungen, die sie durch Drehen ihres runden Körpers hervorrufen. Glücklicherweise sind diese Fische sehr scheu, so daß sie bei einiger Bewegung im Wasser fliehen.

Es kommt auch eine Falle für kleine Fische vor, gewissermaßen die Miniaturausgabe eines Kakuri. Sie besteht aus einem nur wenig über 1 m hohen Zylinder aus Rohrstäbchen, der sich auf einem Boden aus demselben Material erhebt und an einer Stelle der Länge nach einwärts gebogen ist. Der untere Teil dieses Einschnitts wird durch zwei Querstäbchen auseinandergehalten, um den Fischchen einen schmalen Zugang zu gewähren. Die Falle wird am Ufer in starker Strömung oder in der Mündung eines Nebenbaches mit der Schlitzöffnung flußabwärts in das Wasser gestellt und ähnlich wie ein großes Kakuri befestigt. Um die Fische anzulocken, bringt man im Innern der Falle ein aufgeschnittenes Termitennest an. Sind genug Fische darin, so hebt man den leichten Behälter an einer aus Liane geflochtenen Handhabe aus dem Fluß. Das Wasser läuft durch die schmalen Zwischenräume zwischen den Latten der Seitenwand und des Bodens rasch ab. Die Fische bleiben zurück und werden durch die obere Öffnung des Zylinders in das Kanu geschüttet.

Noch reichere Beute als die großen und kleinen Kakuri liefern die sogenannten Giraos. Mehrere dieser ebenso einfachen wie zweckmäßigen Fallen finden sich in den Stromschnellen des mittleren Caiary, bei Yauareté und Caruru.

Die Giraos von Yauareté dienen sämtlich dem Fang kleiner Fische. Unterhalb eines Absturzes zwischen zwei vorspringenden Felsen ist ein festes Gerüst aus sich kreuzenden Stangen angebracht, auf dem eine Rohrmatte befestigt ist. Sie ruht am Fuße des Absturzes unmittelbar auf dem Wasserspiegel, so daß das fallende Wasser über sie hinsprudelt. Die Fischchen ziehen mit steigendem Wasser ihrer Gewohnheit gemäß in dichten Schwärmen flußaufwärts und suchen den Absturz zu passieren, indem sie den Weg zwischen den aus dem Wasser ragenden Felsen zu beiden Seiten der Matte benutzen. Durch den heftigen Anprall der Fluten werden sie zurück und auf die Matte geschleudert, wo sie zappelnd liegen bleiben, da die Matte am unteren Ende und an den beiden Seiten hochgebogen ist, damit das Wasser sofort abläuft, und die Fische nicht abspringen können. Außerdem ist die

Matte etwas nach einer Seite geneigt, so daß alle Fische dorthin gespült werden, sich dort aufschichten und leicht aufgesammelt werden können. Bisweilen hocken vier bis fünf Jünglinge und Mädchen zu gleicher Zeit auf den horizontalen Querstangen des Gerüstes, das die Matte trägt, oder auf dieser selbst und können doch kaum den Reichtum so rasch aufraffen, wie ihn die gütige Natur ihnen mit vollen Händen gibt. Sie bergen die Beute in zierlich geflochtenen, kugeligen, meist sauber mit grünen Blättern ausgelegten Körbchen. In zwei Stunden holen sich vier Familien ihr reichliches Abendessen.

Diese Fischzüge dauern das ganze Jahr hindurch. An mehreren Stellen der ausgedehnten Stromschnelle finden sich solche Gerüste, die für den ungleichen Wasserstand des Flusses in den verschiedenen Jahreszeiten berechnet sind, je nachdem die Fische flußaufwärts oder flußabwärts ziehen.

Mit viel spanischem Pfeffer gekocht, munden diese zarten und doch kräftigen Fischchen, die im Aussehen Sardinen ähneln, ganz vortrefflich, obgleich sie weder ausgenommen noch geschuppt werden. Auch brät man sie entweder am Spieß, das heißt reihenweise auf ein Stöckchen gespießt, das man schräg zum Feuer geneigt in den Erdboden stekt, oder packt sie dicht, wie Sardinen in der Büchse, zwischen grüne Blätter und macht daraus ein Bündel, das man mit Liane zusammenschnürt und eine Zeitlang in das Feuer legt, bis die äußeren Blätter verkohlt sind. Öffnet man dann das Bündel, so entströmt ihm ein lieblicher Duft. Die Fischchen sind gebraten, ohne dadurch an Saft und Kraft verloren zu haben.

Die Fallen für größere Fische, die ich bei den Uanana von Caruru sah, sind ebenso gebaut, aber naturgemäß viel größer und fester mit hoch überstehendem Geländer. Während meines Aufenthaltes an diesem herrlichen Platz untersuchten wir die Fallen mehrmals am Tage, und selten wurde unsere Hoffnung getäuscht. Meistens fanden wir mehrere Fische auf dem aus starken Paschiubalatten hergestellten Rost, einmal sogar eine riesige Pirahiba (Art Wels) von 25 bis 30 Pfund, an dem die ganze Bewohnerschaft des Dorfes genug hatte.

Zu diesen Giraos kann man auch eine Falle für kleine Fische rechnen, die gewöhnlich von Kindern gehandhabt wird. Ich erhielt ein Exemplar bei dem Fischervolk der Katapolitani. Sie besteht aus einer 65 cm langen und 50 cm breiten Matte aus gespaltenen Rohrstäbchen, die durch Lianen zusammengehalten werden. Der untere Teil ist in einer Länge von 15 cm umgeklappt, so daß eine Art Tasche entsteht, die an beiden Seiten durch je ein Rundholz und Verschnürung

mit Lianen geschlossen ist. Zum Gebrauch wird die Tasche durch zwei Holzklötzchen aufgesperrt und die Falle an dem niederen Absturz einer Stromschnelle so befestigt, daß das fallende Wasser in die Tasche stürzt und die kleinen Fische, die es mit sich reißt, darin zurückhält. Von Zeit zu Zeit hebt man die Tasche aus dem Wasser und untersucht sie auf ihren Inhalt.

Verschiedenartig, wie wir bereits mehrfach gesehen haben, ist die Zubereitung der Fische.

Will man auf der Reise möglichst rasch ein schmackhaftes Mahl haben, so brät man einen frisch gefangenen, mittelgroßen Fisch, besonders den fetten Aracu, auf folgende Weise am Spieß: Man schneidet ihn unten der ganzen Länge nach auf, klappt ihn nach Entfernung der Eingeweide platt auseinander und klemmt ihn zwischen die gespaltenen Zinken eines gegabelten Holzes, dessen Enden man mit Liane wieder zusammenbindet, damit der Fisch nicht herausrutschen kann. Setzt man ihn dann durch häufiges Wenden auf beiden Seiten möglichst gleichmäßig der Hitze des Feuers aus, so ist er in wenigen Minuten schön knusperig gebraten.

Fällt der Fang besonders reich aus, so werden die Fische, die nicht sofort gegessen werden, auf dem Bratrost über langsamem Feuer gedörrt und geräuchert, so daß sie sich tage-, ja wochenlang halten und als Reisezehrung mitgenommen werden können. Freilich kommt es dem Indianer manchmal nicht daranf an, aus einem schon halbfaulen Fisch die Maden herauszuschütteln, ihn dann aufzukochen und das etwas zweifelhafte Gericht, das wie Fischleim riecht und schmeckt, mit dem größten Appetit zu verzehren.

Die frischen Fische öffnet man gewöhnlich durch einen Längsschnitt an der Seite, um die Eingeweide zu entfernen, und legt sie nebeneinander auf den Bratrost, der in ganz Brasilien in derselben Form gebraucht wird. Drei Stöcke werden in Form einer Pyramide zusammengestellt und an den oberen Enden mit Liane vereinigt. Von der Mitte des einen Stockes, etwa einen halben Meter vom Erdboden, bindet man zu den beiden anderen Stöcken je einen Horizontalstab, legt parallele Stäbe darüber, und der einfache Rost ist fertig. Bisweilen sind diese Bratroste, besonders wenn sie größere Mengen Fische zugleich aufnehmen sollen, viereckig und von ansehnlichen Dimensionen. Zu diesem Zwecke werden vier 50—60 cm hohe, am oberen Ende gegabelte Stöcke in den Boden gerammt, in je zwei Gabeln ein Querstab und über diese Querstäbe wieder die parallelen Stäbe gelegt, die den Rost bilden.

Eine sehr praktische Einrichtung findet man in vielen Malokas am Caiary-Uaupes. Über der Feuerstelle einer jeden Familie hängt an starker Schnur, die über eine Dachsparre oder einen Balken des Hauses läuft, ein dreieckiger oder viereckiger Rost. Durch Anziehen oder Nachlassen der Schnur kann man, je nach der Stärke des Feuers, die Höhe des Rostes beliebig verändern oder ihn, wenn er nicht gebraucht wird, ganz hochziehen.

Mühelos, aber reich an Beute ist der Fischfang mit dem Pari. So nennt man in der Lingoa geral große Zäune aus Paschiubalatten, ähnlich wie beim Kakuri. Bei Beginn der Trockenzeit werden damit fischreiche Nebenbäche und kleine Lagunen, die mit dem Fluß in Verbindung stehen, gesperrt und den Fischen der Rückweg abgeschnitten. Verlaufen sich die Gewässer, so ist es leicht, der Fische habhaft zu werden. Man schießt sie mit Bogen und Pfeil, erschlägt sie auch wohl mit Messern und Stöcken oder schöpft sie mit Netzen und Korbsieben heraus.

Manchmal dämmen die Indianer einen Bach oberhalb eines tieferen, fischreichen Platzes durch einen festen Erdwall ab und schöpfen unterhalb des Dammes das Wasser rasch ab, so daß die Fische auf das Trockene geraten.

Die ergiebigste, zugleich aber auch unedelste Fischerei ist das Vergiften der Gewässer mit Pflanzengiften. Verhältnismäßig harmlos ist das Fischen mit Kunambi. Dieser Name bezeichnet in der Lingoa geral einen etwa mannshohen Strauch mit weißen Blüten aus der Familie der Compositae (Clibadium Schomburgkii). Die Pflanze findet sich bei vielen Dörfern des Issana und Caiary angebaut. Die Blätter werden zu einem Brei zerhackt, der mit kleingeschnittenem Fleisch vermischt wird. Aus dieser Masse werden kleine Kugeln geformt, die als Lockspeise in den Fluß geworfen und von gewissen Fischen gierig verschlungen werden. Bald nach dem Genuß kommen diese an die Oberfläche des Wassers und sterben.

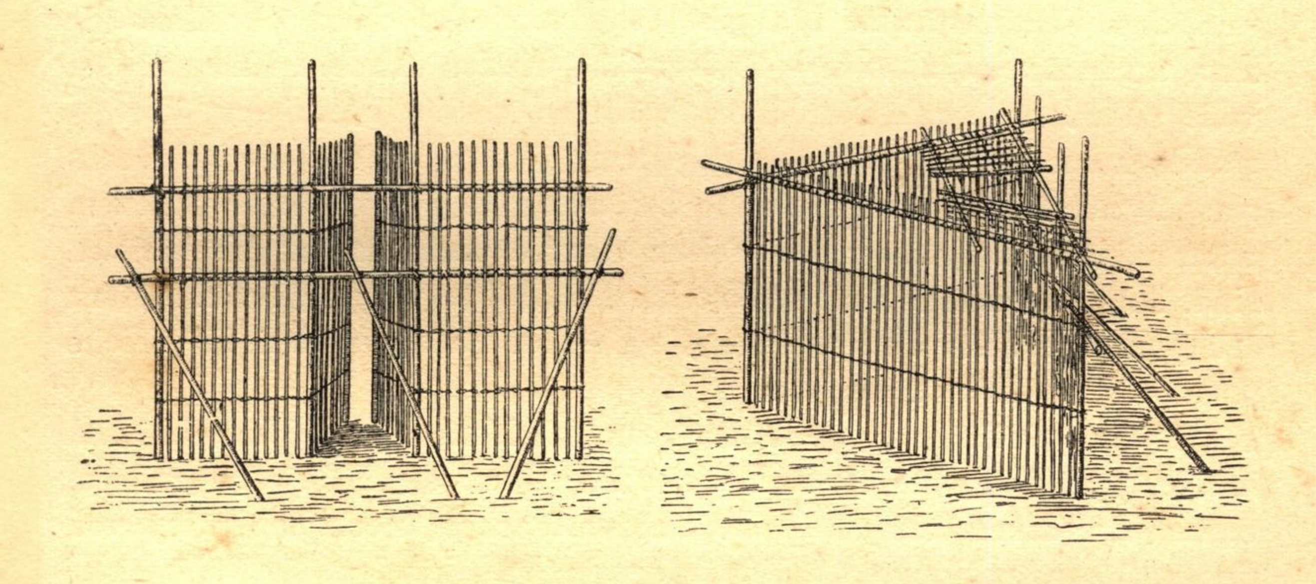
Die Lingoa geral faßt eine ganze Anzahl Fischgifte unter dem Namen Timbo zusammen, gewöhnlich aber versteht man darunter die Paullinia pinnata. Der Fang verläuft in folgender Weise: Die frische Timbowurzel wird an den Ort gebracht, wo man fischen will, dort im Kanu zerklopft und immer wieder mit Wasser ausgespült, bis nur noch ein ganz zerfaserter Stoff übrig ist, und im Kanu sich genug Gift, eine weißlich-milchige Brühe, angesammelt hat. Dann wird das Kanu in der fischreichen, stillen Bucht, die mit Parizaun abgesperrt ist, umgestülpt, so daß das Timbo auf einmal das Wasser

vergiftet und die Fische betäubt, die, mit dem Bauche nach oben, an die Oberfläche kommen und leicht gefangen werden können.

Ebenso fischt man in der halb ausgetrockneten, kleinen Lagune und im ruhigen Bach. Diesen sperrt man entweder unterhalb der Vergiftungsstelle mit Parizaun ab oder stellt dort Leute auf, welche die an der Oberfläche abtreibenden, betäubten Fische mit großen und kleinen Netzen und Körben auffangen.

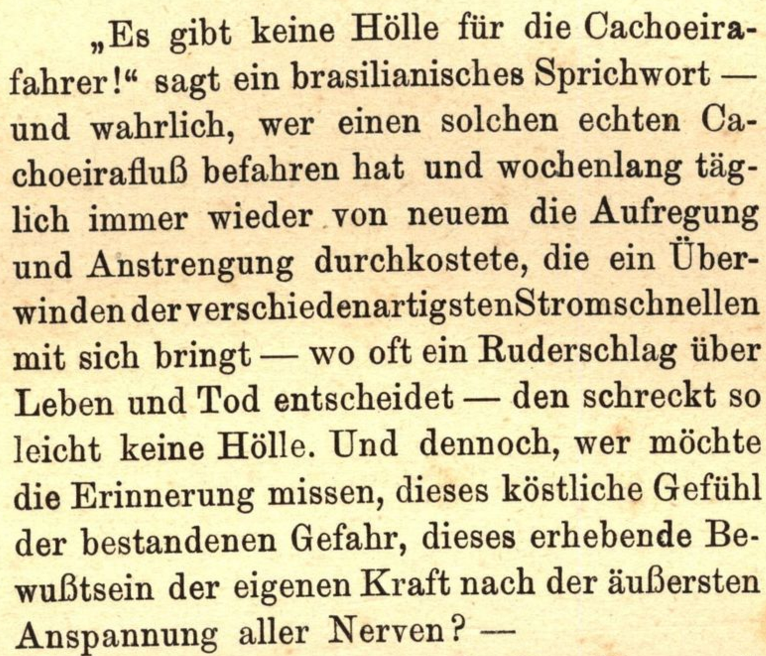
Wie der Fischfang selbst, so ist auch die Herstellung der meisten dazu nötigen Geräte Sache der Männer; nur bei großen Fischzügen wird die Hilfe der Frauen und Kinder häufig in Anspruch genommen. Bei der Zubereitung der Fische wird eine strenge Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau eingehalten: der Mann brät die Fische, die Frau kocht sie.

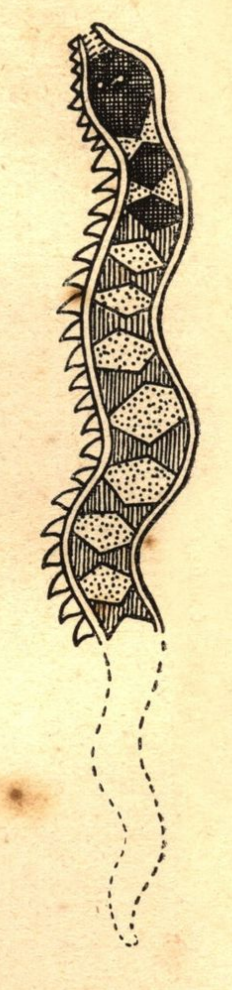
Die großen Fischfallen, wie Kakuri, Girao, Pari, und alle Fische, die damit gefangen werden, sind Eigentum der ganzen Gemeinde. Der Häuptling oder Gemeindevorsteher fordert von Zeit zu Zeit alle Männer auf, diese Geräte auszubessern, er lädt sie zu gemeinsamen großen Fischzügen ein und verteilt die Beute an die einzelnen Familien.



XVIII. Kapitel

Es gibt keine Hölle für die Cachoeirafahrer





„Es gibt keine Hölle für die Cachoeirafahrer!“ sagt ein brasilianisches Sprichwort — und wahrlich, wer einen solchen echten Cachoeirafluß befahren hat und wochenlang täglich immer wieder von neuem die Aufregung und Anstrengung durchkostete, die ein Überwinden der verschiedenartigsten Stromschnellen mit sich bringt — wo oft ein Ruderschlag über Leben und Tod entscheidet — den schreckt so leicht keine Hölle. Und dennoch, wer möchte die Erinnerung missen, dieses köstliche Gefühl der bestandenen Gefahr, dieses erhebende Bewußtsein der eigenen Kraft nach der äußersten Anspannung aller Nerven? —

Cachoeiras nennt der Brasilianer mit einem Sammelnamen alle diese Hindernisse der Schiffahrt und des Verkehrs, die doch so verschieden sind, je nach ihrer Beschaffenheit und dem Wasserstande. Da gibt es ganz flache Stromschnellen, die man noch mit anhaltendem Rudern überwindet. Andere sind nur bei vollem Fluß brüllende Ungeheuer, während sie bei niedrigem Wasserstande keine Gefahr bringen. Umgekehrt gibt es andere, die bei Hochwasser nur durch die reißende Strömung sich bemerkbar machen, während sie im Sommer von Felsen starren und kaum zu durchfahren sind. Andere endlich sind senkrechte Katarakte von mehreren Metern Höhe, die zu allen Jahreszeiten die gleichen Gefahren und die gleiche stundenlange Arbeit bereiten.

Wenn wir früh vor Sonnenaufgang das Nachtlager abbrechen und in der kühlen Morgenluft auf dem stillen Fluß stromaufwärts rudern, dann schwimmen uns oft große Schaumbrocken, noch unberührt von den auflösenden Sonnenstrahlen, entgegen und künden die Nähe einer Stromschnelle. Auge und Ohr richten sich gespannt auf das Kommende. Da tönt zuerst undeutlich, dann immer stärker ein Brausen zu uns herüber, und plötzlich bei einer Biegung des Flusses liegt am Ende der langen, geraden Strecke, in die fast jede größere Stromschnelle ausgeht, der Katarakt mit seinen stürzenden Wassern vor unseren Blicken. Die Sonne, die inzwischen höher und höher gestiegen ist,

bestrahlt die schäumenden Wogen und läßt den feinen Wasserstaub in Regenbogenfarben aufleuchten. Das Boot tanzt auf den aufgeregten Wellen. Noch weit vom Absturz entfernt müssen wir anlegen. Das Gepäck wird ausgeladen und auf schmalem Pfad durch den Wald oder über die sonnendurchglühten Felsen bis oberhalb des Falles geschafft und dort auf einer flachen Landzunge an ruhigem Wasser aufgestapelt. In dem leeren Boot rudern die Indianer weiter, am Ufer entlang, im Schaum der Brandung. Kann die Kraft der Ruder nicht mehr den Ansturm der zurückdrängenden Wogen überwinden, so muß das Tau helfen. Im Wasser watend, das sie bis zur Brust umschäumt, ziehen die Indianer das plumpe Boot flußaufwärts, während der Steuermann mit sicherer Hand den oft schmalen Weg zwischen den hohen Felsen innehält. So geht es bis an den Fuß des Absturzes. Mit vereinten Kräften wird das schwere Fahrzeug über die senkrechte Felsenstufe gehoben und dann weitergeschleift über die zackigen Felsen, deren scharfe Kanten sich in das dünne Holz des Bodens bohren, so daß es sich knisternd biegt. Doch es gelingt! — Unsere Vorgänger waren nicht so glücklich. Dort liegt ein zerspaltenes Kanu.

Schwieriger und gefahrvoller wird die Fahrt, wenn die Beschaffenheit der Ufer das Ausladen nicht gestattet, und wir eine lange und von Felsen starrende Stromschnelle mit beladenem Boot passieren müssen. Da werden an die Leistungsfähigkeit der Mannschaft die höchsten Anforderungen gestellt. Schwer ist der Kampf gegen die reißenden Wogen. Schon sind wir auf der Höhe. Minutenlang steht das Boot auf demselben Fleck. Da erlahmt die Kraft der Ruderer, und wir gleiten zurück; aber der Indianer läßt sich nicht entmutigen. Wir versuchen es immer wieder. Endlich — nach einer letzten gewaltigen Anstrengung, einem letzten anfeuernden Hä-hä-hä-Geschrei der Ruderer sind wir hinüber. Hinter uns brausen die Wogen. Noch sind wir nicht außer Gefahr. Felsen und Strudel begrüßen uns auch oberhalb der Schnelle. Jedes ruhige Wasser in den Buchten der kleinen Felsinseln, jede Gegenströmung, die das Fahrzeug mit sich reißt, wird benutzt. In einer solchen Strömung fahren wir, ohne die Ruder zu gebrauchen, zwischen zwei Felsblöcken rasch flußaufwärts. Da, am Ende des Kanals drängt die Strömung der Schnelle abwärts, begegnet den Wassern der Gegenströmung, wirft hohe Wogen über uns, füllt das Boot halb mit Wasser und schleudert es heftig hin und her. Da hängt Leben und Tod oft nur von der Ruhe und Sicherheit des Piloten ab; ein Ruderschlag, ein Zufall oder, wie man es sonst nennen will, entscheidet.

Mehr als vierzig Stromschnellen und Fälle allein im Caiary-Uaupes haben wir so überwunden. Bei den meisten mußte das Gepäck ganz oder teilweise ausgeladen werden. Als wir endlich weit im Westen den gewaltigen Yurupary-Fall hinter uns hatten und in dem fast toten Fluß weiterfuhren, da fehlte uns das Brausen, die Arbeit, der Nervenreiz; die Leute wurden schlapp und kamen auf dumme Gedanken. — — —

Am 23. August fahren wir von Yauareté ab. Häuptling Matthias als Pilot und sieben Ruderer bringen uns bis zur Grenze des Tariana-Gebietes. Wir passieren die durch ihre Zickzack-Kanäle berüchtigte Stromschnelle von Uacariaca und kommen zu einer langgestreckten Insel nahe dem linken Ufer, auf der ein Tariana-Haus mit dem großen Neubaugerüst einer Maloka liegt. Hier findet sich eine hübsche Signaltrommel, etwas kleiner als unsere vom Tiquié, aber ebenso gearbeitet. Sie hängt zwischen vier Pfosten, deren rund zugehauene Köpfe mit Menschengesichtern bemalt sind. Schmidt ersteht sie mit der üblichen Gewandtheit nach kurzem Handel für einen einläufigen Vorderlader, $1^1/_2$ Pfund Pulver, 500 Zündhütchen und 1 Pfund Schrot.

Auf dem linken Ufer der kurzen, aber bösen Micura-Cachoeira, in der unser Boot beinahe gekentert wäre, liegen eine große, anscheinend verlassene Maloka und etwas abseits ein kleineres, von drei bis vier Tarianafamilien bewohntes Haus. Als ich mich dem Hause nähere, bringt ein Knabe einen Palmblattkasten mit Federschmuck rasch durch die Hintertür in Sicherheit. Man hat schon von unseren Kaufgelüsten gehört. Zwei wiederum häßliche Uaikana, am ganzen Körper mit feinen und sauber ausgeführten Genipapo-Mustern bemalt, sind vom Macu-Igarapé zu Besuch gekommen. Vor zweiundzwanzig Jahren hatten die Franziskaner hier eine Mission, die hauptsächlich von Uaikana bevölkert war. Bald erreichen wir die letzte Maloka der Tariana, die an der oberen Spitze einer großen Insel liegt. Durch Vermittlung des Häuptlings bekommen wir neue Mannschaft. Bei diesen Besuchen in anderen Niederlassungen ihres Stammes, beim Empfang und der darauf folgenden offiziellen Unterhaltung bedienen sich meine Leute stets des Tariana; auf der Fahrt sprechen sie nur Tukano. Das Tariana gilt offenbar als feinere Zeremoniellsprache, gewissermaßen als „Sprache des Salons“, während das Tukano mehr bei der alltäglichen Unterhaltung seine Verwendung findet. Die Bewohner dieser Insel unterscheiden sich im Typus sehr von den Tariana von Yauareté. Ich hätte sie als Tukano angesprochen, wenn mir nicht Matthias ausdrücklich versichert hätte, daß es seine Stammesbrüder wären.

Am nächsten Tag kommen wir zu den Uiua (Pfeilrohr-Indianern),

einem kleinen Stamm von kaum hundert Seelen, der heute seiner Sprache nach eine Unterabteilung der Tukano darstellt. Ihre größte Maloka liegt an dem steilen rechten Ufer der Umari-Cachoeira, wo das ganze Gepäck ausgeladen werden muß. Zahlreiche, schon sehr verwitterte Ritzzeichnungen bedecken die flachen Felsen. Die meisten sind mehr oder weniger ausgeführte menschliche Figuren von ansehnlicher Größe, die zum Teil auf der Kreislinie des Kopfes merkwürdige halbkreisförmige Bogen, vielleicht die Darstellung eines Kopfputzes, tragen. Einige Figuren sind von den Indianern frisch nachgezogen. Alle diese Felsritzungen, erklären mir die Tariana, habe Yaperikuli gemacht, ihr Stammesheros, den sie mit ihren nördlichen Verwandten am Issana gemeinsam haben. Zwei Tagereisen flußaufwärts findet sich auf einem Felsen einer kleinen Stromschnelle eine natürliche Vertiefung, die eine auffallende Ähnlichkeit mit einer menschlichen Fußtapfe hat. Yaperikuli, so geht die Sage, hat diese Spur in das harte Gestein getreten.

Vor den colombianischen Kautschuksammlern scheint man große Angst zu haben. In allen Malokas sind die sich stets gleichbleibenden Fragen, ob wir flußabwärts Colombianer getroffen hätten, und wann sie kämen. Sie seien „ganz schlecht", mißhandelten die Leute, nähmen Hühner und andere Lebensmittel weg und bezahlten nicht.

Die folgenden Tage führen uns durch das Gebiet der Yurupari (Dämonen-Indianer), die wiederum Tariana sprechen, im Typus aber von den Tariana von Ipanoré und Yauareté stark abweichen. Wie die Uaikana scheinen sie in einer gewissen Abhängigkeit von den wirklichen Tariana zu stehen, weshalb sie auch im Laufe der Zeit deren Sprache angenommen haben. Sie bewohnen am Hauptfluß ein halbes Dutzend Malokas und einige kleine Häuser.

Der 27. August ist ein besonders schwerer Tag für uns. Wir überwinden die reißende Yapu-Cachoeira und unmittelbar darauf die Pucu-Cachoeira, ein unendliches Gewirr von Stromschnellen und Abstürzen. Auf einer Insel mitten in der heftigen Strömung liegt das erste kleine Haus der Uanana, deren Bewohner zur Zeit abwesend sind. Den gewaltigen Absturz der Arara-Cachoeira, der sich ohne Unterbrechung quer durch den Fluß zieht und zu allen Jahreszeiten unpassierbar ist, umgehen wir auf einem Pfad über eine steile, mit lichtem Wald bewachsene Anhöhe, die, in den Fluß vorspringend, die Schnelle hervorruft. Die Indianer schleifen unterdessen das leere Boot über die flachen, mit schlüpfrigen Wasserpflanzen bedeckten Felsen am rechten Ufer. Einige Felsen tragen eine Menge stark verwitterter Indianerritzungen, deren Bedeutung nicht mehr zu enträtseln ist. Viele sind

wohl nur sinnlose Kritzeleien. An einem kleinen Bach zur Rechten machen wir nach den fürchterlichen Anstrengungen des Tages halt. Ich stehe hier an einem für meine Reise bedeutsamen Punkt. Gegenüber mündet der Fußpfad, auf dem ich fast neun Monate vorher in das Flußgebiet des Issana zurückgekehrt bin.

Von unserem Lagerplatz aus führt ein kurzer Pfad über die folgenden Stromschnellen bis zur Maloka meines alten Freundes, des dicken Uanana João, auf dem steilen rechten Ufer der Caruru-Cachoeira. Oberhäuptling Gomes, der den stolzen Indianernamen Mahapiria (großer Arara) führt, schafft am nächsten Morgen mit seinen Leuten unser Gepäck in sein Haus und bringt auch unsere Montaria glücklich durch die lange Stromschnelle, deren einzelne Stufen besondere Namen führen. In der anderen Maloka des Häuptlings finden wir für die nächsten Tage gastfreundliche Aufnahme.

Zum erstenmal höre ich hier die Colombianer loben. João, der mein Boot durch die Schnellen pilotiert hat, verlangt für seine Arbeitsleistung ein großes Waldmesser, einen unverhältnismäßig hohen Lohn. Als ihm Schmidt ein Päckchen Tabak gibt, kommt er wütend zu mir gelaufen und schreit, Kariuatinga sei schlecht; die Colombianer bezahlten bedeutend besser. — Und ein Jahr vorher wurde hier über dieselben Colombianer als schlechte Bezahler und sonstige Missetäter weidlich geschimpft, wie jetzt wieder flußabwärts! In der Tat scheinen diese Herren inzwischen aus irgendeinem Grund gerade hier in Caruru die Preise verdorben zu haben. Ein Uanana zeigt mir ein gutes Messer mit Horngriff, das er für einen Arbeitstag erhalten habe. — Die ersten Colombianer seien sehr schlecht gewesen. Raphaëlo aber, ihr Anführer, der jetzt flußabwärts nach Manaos gefahren ist, sei ein trefflicher Mann und halte seine Leute in guter Zucht.

Gegen Mittag fahren alle Männer zu einem Kaschirifest nach Matapy. Nur Paulino, ein älterer Uanana mit auffallend langen Beinen, bleibt zurück als Wächter der Ordnung und Unschuld. Er entpuppt sich als geschickter Bootsbauer und bessert unsere Montaria aus, die durch den wüsten Transport arg mitgenommen ist.

Am folgenden Tag findet im Hause des Häuptlings ein Yurupary-Fest statt. Es ist dieselbe Sache wie am Tiquié. Mehrere große Tragkörbe voll Miritifrüchte werden unter der Musik von zwei langen Flöten, zwei langen und zwei sehr kurzen, dicken Trompeten eingebracht. Die Frauen und Kinder haben sich auf einen warnenden Zuruf Paulinos in eins der kleinen Familienhäuser zurückgezogen. Die Zugänge der Maloka werden sorgfältig verschlossen. Nach Sonnen-

untergang folgen profane Tänze, aber nur von einfach geschmückten Jünglingen, die, ihr Mädchen im Arm, auf Panpfeifen blasen. Es ist nur ein kleines Dabukuri, wie diese Yurupary-Feste in der Lingoa geral heißen. An großen Dabukuri, so erklären mir die Uanana, nähmen viele Leute und viele Instrumente teil, und die Jünglinge würden gepeitscht. Sie erhielten besonders Schläge über den Bauch. Dann dürften sie fünf Monate lang kein Fleisch, keine Fische, keinen spanischen Pfeffer essen, sondern nur ganz leichte Speisen, Maniokgerichte, Ameisen, Käferlarven und andere schöne Dinge. Die Jünglinge würden nur einmal gepeitscht, die Männer nicht mehr. — Jedoch scheint auch nach der Aufnahme in den Männerbund, wie bei den Aruakstämmen am Issana-Aiary, gelegentlich gegenseitiges Auspeitschen vorzukommen, wenn auch nur bis zu einem gewissen Alter. Wenigstens habe ich wiederholt an jungen verheirateten Männern frische Narben bemerkt, die nach ihren Angaben von Peitschenhieben bei Yurupary-Festen herrührten.

Abends kommt João mit anderen aus Matapy zurück. Man hat dort mit Masken getanzt. Sie bringen einen Maskenanzug mit, der in derselben Weise verfertigt ist wie die Maskenanzüge der Kaua am Aiary und den Dämon Kohäkö der Kobeua darstellt.

Unter den Gästen befindet sich ein über und über mit schwarzer Hautkrankheit behafteter Kobeua vom Cuduiary, der jetzt unterhalb Caruru wohnt. Ich habe ihn schon im März an der Mündung des Tiquié bei Abilio getroffen, für den er arbeitet. José, so heißt er mit seinem christlichen Namen — als Kobeua nennt er sich, was er nur mit Widerstreben zugibt, Kadyu (Huhn) —, ist schon reichlich zivilisiert, aber ein williger und bescheidener Mensch. Er hat mehrere Jahre seines Lebens unter den Weißen verbracht und spricht ein wenig portugiesisch. Als Heizer auf einem Dampfboot ist er bis Para gekommen. Zu meiner Freude willigt er ein, mich bis in seine Heimat zu begleiten und bei seinen Stammesgenossen einzuführen. Er will das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und am oberen Fluß für seinen Herrn, dem er 500 Milreis schuldet, Sarsaparille[1] holen.

Zwei neue Tanzschilde, die ich vom Häuptling erwerbe, stammen von den Desana des Papury, die sich auch hier allein mit der Herstellung befassen. Diese Desana sind der einzige Stamm des Caiary-Gebietes, bei dem eine Stammestatauierung gebräuchlich ist. Sie wird mit einem Palmstachel ausgeführt und besteht aus zwei von der Unter-

[1] Smilax ornata, eine zur Familie der Liliaceen gehörende Schlingpflanze. Die Wurzel wird zu Arzneizwecken verwendet.

lippe zum Kinn parallel verlaufenden, blauen Linien. Beide Geschlechter tragen sie ohne Unterschied. Die Unterlippe wird durchbohrt. Bei den Desana des Tiquié habe ich dieses Stammesabzeichen nicht bemerkt.

Der etwa vierjährige Sohn des Häuptlings trägt schon die Hüftschnur, aber noch nicht die Schambinde. Ich habe dies auch am Aiary und später am Tiquié bei kleinen Knaben beobachtet.

Verweichlichung bleibt dem Indianerkinde fern. Ein Neugeborenes von wenigen Tagen wird von der Mutter jeden Morgen im kalten Wasser des nahen Baches gebadet. Auch zu ihrer täglichen Arbeit in der Pflanzung und zu einem Kaschirifest in einer benachbarten Maloka nimmt sie es mit.

Als Dienerin der Häuptlingsfrau lebt in Caruru eine junge Maku vom Papury mit ihrem Töchterchen. Sie wird ebenso gut behandelt wie die Makusklaven der Tukano und Tuyuka am Tiquié.

Zwei niedliche Kätzchen, seltene Haustiere am Caiary, treiben mit den Kindern ihr neckisches Spiel.

Seit meinem ersten Besuch hat man das Haus des Häuptlings künstlerisch ausgeschmückt. Von den beiden Mittelpfosten leuchten in frischen, bunten Farben große Figuren, ähnlich denen, die ich seinerzeit im nahen Matapy gesehen habe (Abb. S. 258 und 272).

Am 5. September fahren wir weiter und gelangen an demselben Tag durch mehrere harmlose Stromschnellen nach Matapy. Dabei kommen wir an einem Friedhof der Uanana auf einer Insel vorüber. Die Uanana bestatten allein von allen Stämmen des Caiary-Uaupes ihre Toten nicht im Haus, sondern in gemeinschaftlichen Friedhöfen auf kleinen Inseln oder auf Anhöhen mitten im Wald. Ob diese Sitte dem Einfluß der früheren Missionen zuzuschreiben ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Von der liebenswürdigen Bevölkerung von Matapy werde ich als alter Freund aufgenommen. Hier wohnen Uanana und Desana zusammen. Der Hausherr, ein prächtiger Mann, den wir wegen seiner gemessenen, lehrhaften Art den „Herrn Professor“ nennen, ist ein Desana. Er ist der höflichste Indianer, dem ich je begegnet bin, sorgt peinlich für unser Wohlergehen und ist eifrig bemüht, meine Sprachstudien zu fördern, so daß ich auf der Weiterfahrt — er bringt uns mit seinen Leuten drei Tagereisen flußaufwärts — bisweilen die vielen Namen für jede Insel, jede Landspitze, jeden Felsen kaum so rasch aufzeichnen kann, wie sie mir der gelehrte Herr angibt.

Am Tage unserer Ankunft, so erzählt er, sei ein alter Maku

plötzlich auf dem südlichen Flußufer erschienen und, als er Leute sah, wieder scheu im Walde verschwunden.

Das Maskentanzfest, das vor kurzem hier stattgefunden hat, ist von einigen Kobeua veranstaltet worden, die in der Umgegend zerstreut zwischen den Uanana wohnen. Diese haben auch die Masken verfertigt. Die Uanana und Desana verständen diese Kunst nicht. An dem Fest haben sich fünf Masken beteiligt. Ich kaufe eine Maske des Aasgeiers. Mit ihrem Fratzengesicht unterscheidet sie sich kaum von den Masken, die menschlich gestaltete Dämonen darstellen, aber von jedem Ärmel hängt ein viereckiger, mit bunten Mustern bemalter Lappen aus weißem Bast herab, der mir als „Flügel“ bezeichnet wird. Ich lasse mir von den Hiesigen zwei Tänze vorführen. Der Aasgeier-Tanz wird in derselben Weise ausgeführt wie am Aiary. Der Tänzer hält einen Stock mit beiden Händen wider den Nacken, macht mit dem Oberkörper hin und her schaukelnde Bewegungen und stößt eigentümliche, dumpfe „Gö-gö-gö“-Laute aus. Beim Tanz des Dämons bewegt sich der Tänzer mit eingeknickten Knien hin und her, das Maskengesicht nach oben gerichtet, und dreht mit erhobenen Händen einen Stock rasch um seine Achse, indem er halblaut, eintönig „Kwai-kwai-kwai“ ruft. Bei beiden Tänzen wurde nicht gesungen, da die Uanana und Desana offenbar die Kobeua-Texte nicht kennen und in ihrer Sprache keine Maskengesänge haben.

Die Anwohner dieses Teiles des Caiary stehen mit den Stämmen des Aiary in regem Verkehr. Eine junge, hübsche Uanana ist mit ihren beiden strammen Söhnen aus dem dortigen Dupalipana zu Besuch gekommen, wo sie als die Gattin meines früheren Reisegefährten, des trinkfreudigen Siusi Marcellino, lebt. In Caruru habe ich einen jungen Zauberarzt der Uanana getroffen, den ich ein Jahr vorher beim Tanzfest in Ätiaru am Aiary kennenlernte.

Die Matapy-Cachoeira, die auf der rechten Seite in einem Fall abstürzt und nur nahe dem linken Ufer hinter einer Insel passiert werden kann, hat ihren Namen von einem „natürlichen Matapi“, einem Felsenloch, aus dem die Fische, wenn sie hineingeraten, nicht wieder herausschwimmen können. Von der steilen Höhe herab, auf der die Maloka liegt, hat man eine herrliche Aussicht, besonders in der weichen Abendbeleuchtung des Tropensommers. Man blickt weit flußabwärts, halbwegs Caruru, über sprudelnde Stromschnellen, deren weiße Schaumstreifen sich von dem dunklen Flußwasser wirkungsvoll abheben. Wie natürliche Kulissen schieben sich die bewaldeten Uferspitzen an den Flußwindungen vor.

Kurz oberhalb der Matapy-Cachoeira beginnt das riesige Felsenmeer von Tapira-girao. In zwei aufeinandergetürmten Felsen sehen die Indianer einen Tapirkopf. So hat jeder sonderbar geformte Felsen im Caiary seinen Namen. Es gibt „Wildschweine", „Jaguare", ein „Jaguar-Ohr", „Fischottern", sogar einen „Nabelfels" u. a. Die wütende Schnelle von Tapira-girao umgehen wir unter großen Anstrengungen durch einen der schmalen Arme, die allein die Durchfahrt ermöglichen. Der Fluß wird nun auffallend breit und fließt so harmlos träge dahin, daß man ihm solche Sprünge, wie er sie wenige Kilometer weiter abwärts macht, gar nicht zutrauen will; aber bald halten wir vor einem neuen Hindernis, der Yacaré-Cachoeira, die mit ihrem starken Absturz den Fluß abschließt und durch eine mit Gesträuch bewachsene, größere Felsinsel in zwei Hälften geteilt wird.

In der Uanana-Maloka auf dem rechten Ufer treffe ich meinen ehemaligen Lotsen mit seiner Familie. Das reizende Töchterchen, das ich damals mit kurzgeschnittenem Haupthaar und häßlicher schwarzer Genipapo-Beschmierung, den Kennzeichen für die erste Reife, sah, ist inzwischen zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Leider wird hier einem meiner Leute aus unserem Boot ein großes Messer gestohlen, das auch auf meine energischen Beschwerden hin nicht wieder zum Vorschein kommt. Die Nähe von Yutica, das ich noch vom vorigen Jahr in unangenehmer Erinnerung habe, scheint einen schlechten Einfluß auszuüben.

In einer anderen Maloka ist nur ein uralter Kobeua nebst seinem Enkel, einem schönen, schlanken Jüngling, anwesend. Als der Alte hört, daß wir seine Heimat besuchen wollen, hält er uns eine lange Rede in den „tiefen Kehllauten seiner Sprache". Dort oben sei es sehr schön. Seine Landsleute seien gut. Sie hätten reichlich zu essen. Es gebe viele Fische, viele Waldhühner, viele Tapire usw. Er wünscht uns mit anderen Worten „glückliche Reise".

Abends, als wir oberhalb der Yutica-Cachoeira lagern, kommt ein älterer Uanana und klagt mir sein Leid. Die Colombianer hätten seinen Sohn Dianomio (Ente) zu ihrer Niederlassung am oberen Caiary mitgenommen und auch nicht herausgegeben, obwohl er selbst im leichten Kanu hingefahren sei. Ich frage ihn nach den dortigen Gegenden und ihren Bewohnern. Von der Yurupary-Cachoeira bis zur Ansiedlung der Colombianer habe er sieben Tage gebraucht. Die Umaua wohnten südlich vom Caiary am Macaya, der in den Papury fließe, einen „anderen Papury", der dem Yapura zuströme, den Apaporis.

Allmählich erfahre ich manches Interessante über diese Umaua von meinem Kobeua José, der sie persönlich kennt. Sie seien identisch mit den Karihona; also ein Karaibenstamm! „Karihona“ sei nur der Name, den die Colombianer diesem Stamme gäben. Früher hätten die Umaua Menschen gefressen. Sie hätten mit dem Gefangenen zuerst ein Kaschirifest gefeiert und ihn dann geschlachtet. Sie trieben Handel mit den Kobeua des Cuduiary, von denen sie europäische Waren, Eisengeräte, Perlen u. a., gegen Pfeilgift eintauschten. In seiner Jugend sei einmal eine ganze Bande Umaua zum Cuduiary gekommen. Neuerdings kämen sie seltener, da sie mit den Colombianern in blutiger Fehde lägen; doch weilten gerade jetzt einige Umaua als Flüchtlinge unter den Kobeua. Viele von ihnen sprächen Kobeua.

In ruhigem Wasser fahren wir nun weiter, überwinden ohne Mühe die harmlose Taina-Cachoeira und verbringen die Nacht zum 11. September in der Uanana-Maloka Taracua auf dem linken Ufer, wo wir unsere Mannschaft erneuern. Die meisten Weiber hier gehören schon dem Stamme der Kobeua an, plumpe Gestalten von geringer Körpergröße mit häßlichen Gesichtern, breiten Stumpfnasen und dicken Lippen. Zum Überfluß sind einige im Gesicht scheußlich rot überschmiert.

Durch eine Reihe kleinerer Stromschnellen gelangen wir am 12. September zur Mündung des Querary, des bedeutendsten linken Nebenflusses des Caiary-Uaupes. Er ist von Stämmen bewohnt, die von ihren Nachbarn den Weißen gegenüber allgemein mit dem Sammelnamen „Baniwa“ bezeichnet werden und ursprünglich Aruakdialekte sprachen. Von den einfallenden Kobeua wurden sie unterjocht und nahmen die Sprache der Sieger an. Sie zerfallen in mehrere Unterabteilungen mit besonderen Namen, unter denen die Horde der Yulämaua (Riesenschlangen-Indianer) am unteren Querary die bedeutendste ist. Ihre nächsten Verwandten sind die Kaua des oberen Aiary. Die Yulämaua bewohnen auch am Caiary selbst auf einer kurzen Strecke unterhalb der Querary-Mündung einige Niederlassungen und scheiden dadurch die Uanana in zwei Abteilungen. Eine große Maloka dieser „Baniwa“ auf dem hohen rechten Ufer finden wir „mira ima“ (ohne Leute). Dagegen treffen wir in einer gegenüberliegenden Hütte einen Mann dieses Stammes mit zwei Uanana-Weibern und einem hübschen Jüngling, der, wie es sich herausstellt, ein Siusi und alter Bekannter von mir vom Aiary ist. Der Mann ist ein langbeiniger, dürrer Kerl mit verkniffenem, wenig Vertrauen erweckendem, rundem

Gesicht, niedriger Stirn, vorstehenden Backenknochen, großen, etwas vorquellenden Augen, großem Mund mit schmalen Lippen und lockigem Haar. Er spricht kein Wort Lingoa geral und hat eine Schambinde aus rotem Baumbast. Schon beim Fest in Caruru habe ich einen Angehörigen dieses Stammes getroffen, der im Typus auffallend mit diesem übereinstimmte.

Die Baniwa des Querary genießen einen wenig guten Ruf. Sie haben vor einigen Jahren einen weißen Händler mit Frau, Kind und einem indianischen Diener, Tukano vom unteren Caiary, angeblich aus Habsucht ermordet und ihre Leichen in den Fluß geworfen. Sie wagen nicht, den Caiary abwärts zu fahren, wenn sie zur Arbeit in die Kautschukwälder des Rio Negro gehen, sondern schlagen mit Überschreitung der Wasserscheide den Umweg über den Aiary-Issana ein, um der Rache der Tukano zu entgehen.

Auch am Querary gibt es Maku, die im Dienste der Yulämaua stehen. In alter Zeit seien die Uanana, die früher am Querary gewohnt hätten, ihre Herren gewesen.

Oberhalb der Querary-Mündung wohnt in zahlreichen Malokas die zweite Abteilung der Uanana, die ebenfalls den Häuptling Gomes in Caruru als ihren Oberhäuptling anerkennt, wenn auch seine Macht heutigestags nur noch nominell ist. Der ansehnliche Paca-Igarapé, ein linker Zufluß, an dem zwei stark bevölkerte Malokas liegen, ist durch ein riesiges Kakuri abgesperrt. Wir kaufen eine Menge Fische. Die Bewohner sind großenteils unbeschreiblich häßlich. Viele sehen krank aus. Ein Alter mit stärkerem Bartwuchs hat ein wahres Menschenfressergesicht. Bei einer Frau ist die eine Pupille ganz weiß und undurchsichtig; der geschwollene Augapfel tritt stark hervor.

Die nächsten Tage bringen schwere Arbeit. Es gilt, die gefährlichen Stromschnellen von Macucu, Nambi und Nana zu überwinden, die fast unmittelbar aufeinander folgen. Niedere, mit Wald bewachsene Kuppen oder jäh aufsteigende, nackte Felsspitzen begleiten fortwährend, besonders auf dem linken Ufer etwas landeinwärts, den Fluß und engen ihn ein, so daß er zwischen riesigen Felsen dahintost. In allen diesen Stromschnellen finden sich zahlreiche Felsritzungen. Einen weiteren Absturz umgehen wir mittels eines schmalen Kanals am rechten Ufer. Wir passieren auch die lange, reißende Tipiaca-Cachoeira ohne Unfall und machen in der großen Uanana-Maloka auf dem linken Ufer einen Rasttag, um das Boot auszubessern, das bei der höllischen Fahrt wieder ganz leck geworden ist.

Das Haus liegt reizvoll unter hohen Pupunya-Palmen am Ende

eines großen, freien Platzes auf einer in den Fluß vorspringenden Landspitze, die nicht mit Unrecht den Namen „böse Spitze“ führt.

Der jugendliche Sohn des Häuptlings ist ein alter Bekannter von uns. Ich habe ihn seinerzeit nebst anderen Uanana aus der Umgegend von Tipiaca in Trindade am Rio Negro photographiert. Die Bilder rufen lauten Jubel hervor. Besonders der Häuptling macht über jedes Bild seine Witzchen, die sich meistens, wie häufig bei alten Herren, hart an der Grenze des Anstandes bewegen und von den anderen ausgiebig belacht werden.

Colombianer, die nicht lange vorher hier gewesen sind, haben sich bestialisch aufgeführt, die bildhübsche Frau meines jungen Freundes mehrere Tagereisen weit mit sich geschleppt und vergewaltigt.

Die Tipiaca-Cachoeira weist eine Menge interessanter Felszeichnungen auf. Zwei davon stellen Maskentänzer dar, die, mit Originalmasken verglichen, durch die charakteristischen Abzeichen als „Schmetterling“ und „Aasgeier“ zu deuten sind. So werden sie auch von meinen indianischen Begleitern bestimmt. Auf einem anderen Felsen sind das Bild eines Maskentänzers und eine menschliche Figur frisch eingeritzt; ein Beweis, daß solche Felszeichnungen noch heute ausgeführt werden.

Eine kurze Strecke oberhalb der Tipiaca-Cachoeira fließt dem Caiary von rechts her der ansehnliche Abiu-Igarapé zu, nach längerer Pause wieder ein echter Schwarzwasserfluß. Fährt man ihn einen Tag aufwärts, so gelangt man zu einem Fußpfad, der in einem Tag zum Paca-Parana führt, einem Nebenfluß des Papury, den man in einem weiteren Tag erreichen kann.

Die Tucano-Cachoeira bereitet uns keine größeren Schwierigkeiten, aber an der kleinen Maloka, die auf dem linken Ufer liegt, lassen uns zwei wütende Hunde kaum landen. Sie sehen wie kleine Wölfe aus und sind wegen ihrer Wildheit am ganzen oberen Caiary berüchtigt. Neben dem Haus befindet sich eine Tabakpflanzung, mit gekreuzten Stöcken sorgfältig eingefriedet.

Die Tucunaré-Cachoeira, die wir am 17. September passieren, ist von gewaltigen Felsen durchsetzt, zwischen denen wir mit dem halbentladenen Boot nur unter großen Schwierigkeiten und beständiger Gefahr unseren Weg finden. Gegen Abend erreichen wir eine Maloka auf dem rechten Ufer am Ausgang der wilden Taiasu-Cachoeira. Wir treffen hier eine sehr gemischte Bevölkerung, Uanana, Desana und sogar Tukano vom unteren Fluß, die wahrscheinlich aus irgendwelchen schwerwiegenden Gründen so weit von ihrer Heimat weggezogen sind.

Auf dieser letzten Strecke haben wir unbeschreiblich unter der Stechmückenplage zu leiden. An den Häusern sind alle Zugänge mit Matten aus Palmstäbchen verhängt, und doch hat man keine Ruhe vor den schmerzhaften Stichen der kleinen geflügelten Quälgeister.

Die Taiasu-Cachoeira tost in einer scharfen Krümmung des Flusses, die man auf zwei kurzen Pfaden durch den Wald abschneiden kann. Sie gehört zu den gefährlichsten Stromschnellen des Caiary. Durch eine größere Insel wird der Fluß in zwei Arme geschieden, von denen nur der rechte zu befahren ist. Hier preßt sich der größte Teil der gewaltigen Wassermasse durch einen schmalen, von unzähligen riesigen Felsblöcken halb versperrten Kanal. Mit dem Tau wird das entladene Boot vom Ufer aus langsam und vorsichtig aufwärts gezogen. José muß es mit einer Stange fortwährend abstoßen, damit es nicht von der Wucht der Strömung wider die Felsen geschleudert wird und elend zerschellt. Mächtige Holzstöße, von Termiten zernagt, lagern auf den Felsen, Reste von Urwaldriesen, die der Fluß bei Hochwasser fern im Quellgebiet zugleich mit der Uferwand losreißt und beim Sinken des Wassers absetzt. Im linken Arm ragen spitze Klippen aus dem Wasser hervor, in einer Reihe, wie eine Rotte dahinstürmender Taiasu (Wildschweine).

Oberhalb der Stromschnelle ist auf der linken Seite eine kleine Lagune, von den Uanana Biiro (Rattenloch) genannt. Sie stehe, sagen die Indianer, durch ein tiefes Loch, durch das in alter Zeit eine große Schlange gekrochen sei, mit dem Paca-Igarapé weit unterhalb in Verbindung, und die Fische benutzten diesen Weg, um von einem Wasser zum anderen zu gelangen. Vielleicht ist diese Sage dadurch entstanden, daß sich in beiden Gewässern Fische finden, die in dem dazwischen liegenden Teil des Flusses nicht vorkommen.

Auf beiden Ufern treten niedrige Höhenzüge und einzelne Kuppen an den Fluß heran. Sie bilden die mehrere Meter hohen Abstürze der Uaracapury- und Uacuraua-Cachoeira, die durch flache Schnellen voneinander getrennt sind.

Uaracapury bildet heute die Grenze des Uanana-Gebietes. Unterhalb des Falles wohnen noch in mehreren kleinen Häusern Uanana, während unmittelbar darüber schon die Malokas der Kobeua beginnen. Das eigentliche „Land der Kobeua“ aber wird noch heute von Taiasu-Cachoeira an gerechnet. In früheren Zeiten hätten von da an überall Kobeua gewohnt, erst später hätten sich auf dieser ganzen Strecke Uanana angesiedelt und die Kobeua allmählich flußaufwärts zurückgedrängt.

Schon zur Zeit des P. Gregorio (1852—1853) und später unter

den Franziskanern (1880—1883) bestand in Uaracapury eine Uanana-Mission, deren Wüstung auf dem linken Ufer am Kopf der Stromschnelle deutlich zu sehen ist. An dieser geweihten Stätte finden wir Unterkunft in der Hütte eines älteren Uanana namens Mandu Adam, eines widerlich kriechenden Menschen, der europäische Kultur schon hinreichend genossen hat. Er spricht gut portugiesisch und ist so kultiviert, daß er Schmidt über Nacht mehrere Wäschestücke stiehlt, die dieser auf dem Felsen zum Trocknen ausgebreitet hat.

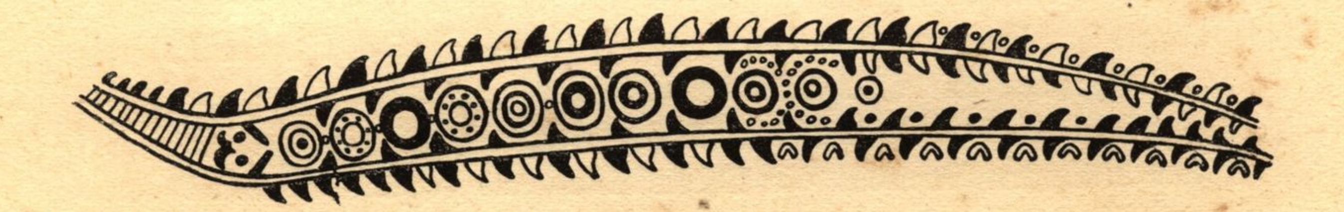
Die Uanana nennen sich selbst Kotitia. Der ganze Stamm zählt 500—600 Seelen, die sich auf etwa 30 Niederlassungen verteilen und von den Nachbarn mit einzelnen Hordennamen unterschieden werden. Es sind durchschnittlich gedrungene Gestalten von außergewöhnlich entwickeltem Schultergerüst; muskulös, wohlgenährt. Ältere Männer und junge Mädchen neigen häufig zu Fettleibigkeit.

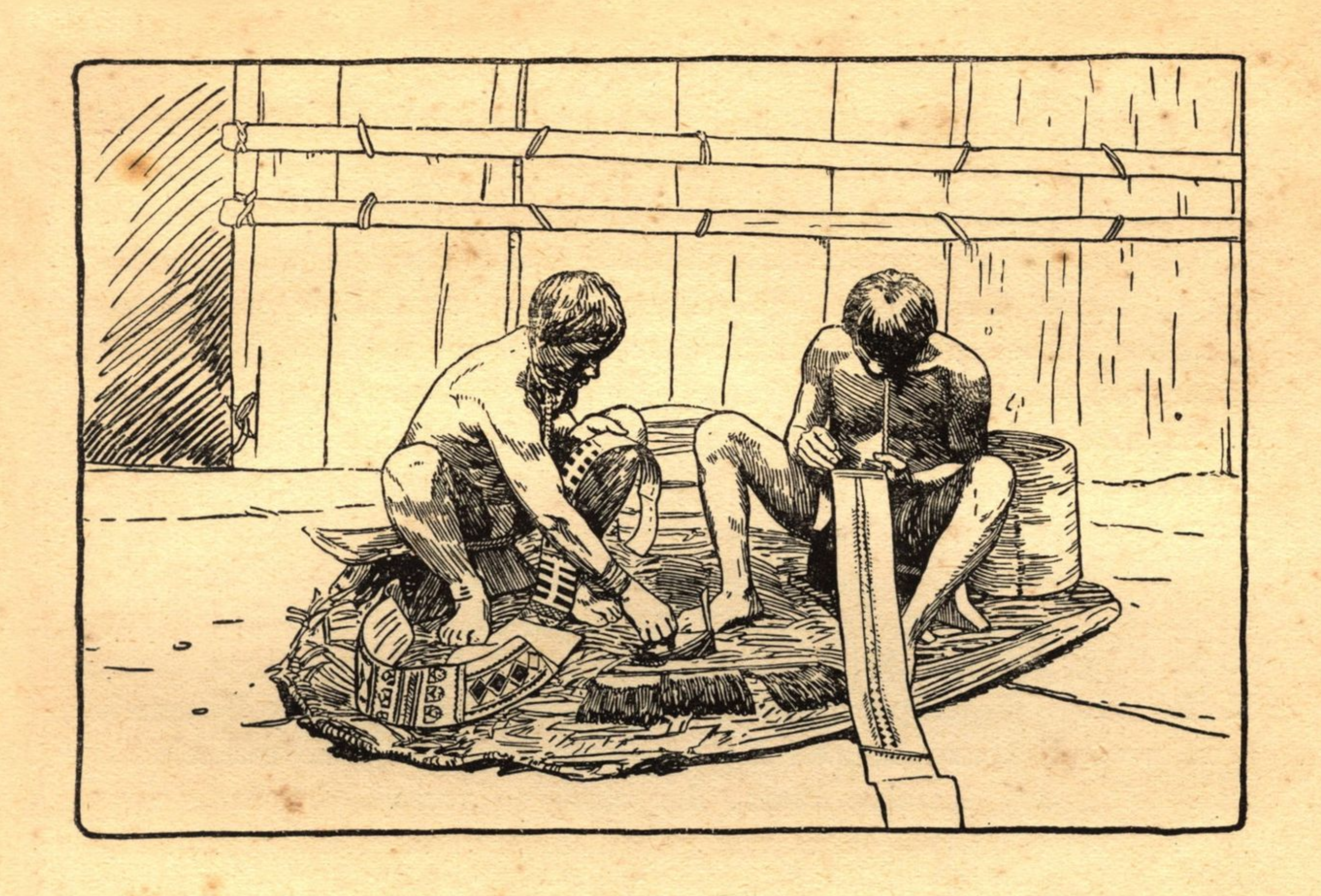
Oberhalb der Uaracapury-Cachoeira sitzt eine verhältnismäßig starke Kobeua-Bevölkerung. Überall sehen wir Häuser und Kanus mit nackten Insassen. Bei einigen Malokas ist die Rindenbekleidung der Vorderwand mit bunten Mustern bemalt. Die Leute sind noch sehr ursprünglich. Man bemerkt wenige europäische Geräte. In den Ecken lehnen Blasrohre mit umflochtenen Köchern und Bündel langer Giftpfeile, wie ich sie in ähnlicher Ausführung vom Aiary her kenne. Bei den Männern herrscht die Schambinde aus rotem Baumbast vor. Mehrere Frauen sind nur mit einem kaum handgroßen, viereckigen Schürzchen bekleidet, das an einer zierlichen Schnur weißer Perlen hängt. Beim Stehen und Gehen klemmen sie das Schürzchen zwischen die Oberschenkel, so daß es den Eindruck erweckt, als sei es wie die Schambinden der Männer zwischen den Beinen durchgezogen und hinten an der Hüftschnur wieder befestigt. Beim Sitzen, z. B. im Kanu, hängt das Schürzchen frei herab. Viele Männer und Frauen tragen, fest um die Beine geschnürt, so daß das Fleisch oben und unten hervorquillt, die aus feinen Pflanzenfasern kunstreich gewebten und mit gelber Tonfarbe überstrichenen Kniebänder, die am Tiquié nur bei festlichen Gelegenheiten angelegt werden.

Zwei Stromschnellen gilt es noch zu überwinden. In der einen haben die Colombianer vor kurzem eine große Montaria mit Waren verloren, die sie von Santa Izabel geholt hatten. Sie hatten schon die Cachoeira passiert, das Boot wieder beladen und am Ufergebüsch vertäut. Da löste sich das Tau, das Fahrzeug geriet in den Strudel und ging auf den Grund. Die ganze Last war verloren. Die Mannschaft rettete sich weit unterhalb durch Schwimmen.

Auch hier sind die Colombianer nicht gut angeschrieben. In allen Malokas klagt man über sie. Ein hübscher Kobeua mit reichem Silberschmuck um den Hals, der in einer Bucht fischt, zittert vor Angst, als wir ihn herbeirufen. In einem kleinen Haus flieht ein Jüngling bei unserem Eintritt rasch durch die Hintertür. Ein anderer kommt erst auf Josés Zureden und auf unsere Versicherung, daß wir keine Colombianer seien, zitternd und fahl vor Entsetzen hinter einer Wand hervor.

Am Nachmittag des 21. September fahren wir in den Cuduiary ein.





XIX. Kapitel

Ins Quellgebiet des Caiary-Uaupes. Die Umaua

Der Cuduiary ist an seiner Mündung höchstens 40—50 m breit und hat hier klares, braunes Wasser, das mehrere Grad kühler ist als das Wasser des Caiary. Beide Ufer sind Überschwemmungswald. Die dunkle Färbung des Wassers rührt von einem kleinen Bach her, der nahe der Mündung dem Cuduiary von links zufließt. Von ihm führt ein Fußpfad in eineinhalb Tagen zum Querary. Oberhalb dieses Nebenbaches ist das Wasser des Cuduiary hellgrün durchsichtig, viel klarer als das Wasser des Caiary in dieser Gegend.

In der Kobeua-Maloka Namocoliba, wo wir nachmittags ankommen, werden wir freundlich empfangen. Offenbar ist man genau über uns unterrichtet. José-Kadyu, der seine Rolle als Impresario wohl erfaßt hat, tut alles, damit wir von seiner eigentlichen Heimat einen möglichst guten Eindruck gewinnen. Er stammt aus einer jetzt eingegangenen Maloka eine Tagereise flußaufwärts und ist hier wohlbekannt. Es sind liebenswürdige, unverdorbene Menschen ohne jede Scheu. Bald werden wir gute Freunde. Wir balgen uns mit den jungen Männern herum, scherzen mit den Frauen und Mädchen, spielen mit den kleinen und kleinsten Kindern. Selbst die mannigfachen Haustiere, Hunde,

Affen und Papageien, sind bald so zutraulich zu uns, als wenn wir zur Familie gehörten. Ich halte einem jungen Manne meine Taschenuhr an das Ohr. Er ist über das „Tick-tack“ sehr erstaunt und beschreibt es den anderen. Nun wollen alle das merkwürdige „Tick-tack“ hören. Auch die jungen, hübschen Frauen und Mädchen kommen furchtlos herbei, und Großmutter streicht ihnen das starke, schwarze Haar von den Ohren, damit ich die Uhr dicht anlegen kann, und ihnen nichts von den seltsamen Tönen entgeht. Als ich ihnen den Zweck der Uhr, so gut ich es kann, erklärt habe, geben sie ihr den Namen „auiya“ (Sonne); ein Beweis für ihre richtige Auffassung.

Ich lasse sie mit dem Bleistift in das Skizzenbuch zeichnen, für ein halbes Päckchen Tabak die Seite. Zwei bis drei Männer sind stets eifrig bei der Arbeit. Das Skizzenbuch liegt auf einem meiner Koffer. Zwei dieser primitiven Künstler sitzen auf niedrigen Schemeln, krumm wie Fragezeichen, die Nase beinahe auf dem Buch, und zeichnen gleichzeitig auf dasselbe Blatt, der eine von rechts, der andere von links. Andere hocken dabei und geben ihnen unaufgefordert gute Ratschläge. Einer zeigt besondere Begabung für lebendige Darstellungen, die bisweilen nicht eines gewissen Humors entbehren (Abb. S. 52 und 243). Auch Masken zeichnen sie sehr sorgfältig mit den entsprechenden Mustern. Zum Ziehen der geraden Linien bedienen sie sich kleiner Lineale aus geglätteten Palmholzstäbchen, ähnlich wie beim Bemalen der wirklichen Masken (Abb. S. 359).

Einige Männer in Namocoliba tragen ebensolche runde, eingebrannte Ziernarben auf den Armen, wie ich sie schon bei den Stämmen am Tiquié gesehen habe.

Das Kobeua des Cuduiary ist mit dem Kobeua, das ich bei den Kaua am oberen Aiary aufgenommen habe, identisch, wenn man von kleinen dialektischen Unterschieden absieht und von manchen Aruakwörtern, die das Aiary-Kobeua übernommen oder beibehalten und kobeua-gemäß umgebildet hat. Das Kobeua gehört zu derselben Gruppe wie das Tukano, ist aber dieser Sprache nur entfernt verwandt.

Die Maloka Namocoliba liegt auf einem freien, sehr sauber gehaltenen Platz am rechten Ufer des Cuduiary, das in steiler Wand aus rotem Lehm aufsteigt. Der Fluß hat hier eine Breite von 47 m bei einer Tiefe von 5—6 m. Die Bewohnerschaft bildet e i n e Familie und zählt mit Frauen und Kindern achtzehn Seelen. Das Oberhaupt der Familie, Mianikö, und seine Frau haben drei verheiratete Söhne, und eine Tochter von etwa zehn Jahren. Nur ein Sohn hat ein reizendes Töchterchen von ungefähr eineinhalb Jahren.

Außerdem leben hier die alte Mutter des Häuptlings, sein jüngerer Bruder Öla in bisher kinderloser Ehe und zwei verheiratete Söhne seines verstorbenen älteren Bruders, von denen der ältere ein Söhnchen von etwa dreiviertel Jahren besitzt, der jüngere, der kaum dem Jünglingsalter entwachsen ist, schon Aussicht auf Nachkommenschaft hat. Die Frauen gehören folgenden Stämmen an: vier Kolätalapöauö, von einem „Baniwa"-Stamme des oberen Querary mit Kobeuasprache, zwei Yulämaua, eine Hölöua, von einem „Baniwa"-Stamme des oberen Cuduiary mit Kobeuasprache, und eine Uaiana vom oberen Caiary.

Als Gäste weilen in Namocoliba ein Bahuna vom oberen Cuduiary mit seiner vollkommen nackten Frau und einem nackten Töchterchen. Der Mann ist ein schöngewachsener Indianer von schlankem Körperbau, mit länglichem, sehr regelmäßigem, sympathischem Gesicht und feingebogener, schmaler Nase. Das schlichte Haar trägt er lang bis auf den Nacken. Die Leute wollen hier Maniok und Maniokgrütze holen. Am oberen Cuduiary werde Maniok nicht angebaut, sondern durch Mais ersetzt.

Wie überall in Nordwestbrasilien, so gibt man auch am Cuduiary jedem älteren Manne, besonders dem Ältesten einer Maloka, in der Lingo geral die ehrende Bezeichnung Tuschaua (Häuptling). Daher hat jede Niederlassung ihren Tuschaua, ohne daß dieser zugleich ein Häuptling im eigentlichen Sinne zu sein braucht. Die Kobeua ehren jeden älteren Mann, einerlei ob er mit ihnen verwandt ist oder nicht, mit der Anrede: „Hipakö" oder „Pakö" („mein Vater, Oheim"). Jede ältere Frau reden sie an: „Hipako" oder „Pako" („meine Mutter, Tante"). Zum Vater sagen die Kinder gewöhnlich: „Badyö" („Papa"), zur Mutter: „Ba" („Mama"). Ähnlich ist es in allen anderen Dialekten der Tukanogruppe. Die Anrede zwischen ungefähr gleichalterigen Personen ist: „Pakumö, Pakumo", was unserem „Gevatter, Gevatterin" entspricht.

Am 23. September fahren wir weiter cuduiaryaufwärts und kommen nach einer Stunde zu einer Maloka der Koroa (Ibis-Indianer), einer Unterabteilung der Kobeua mit derselben Sprache. Sie seien vorzeiten vom oberen Querary eingewandert. Im Typus unterscheiden sie sich nicht unwesentlich von den Kobeua des unteren Cuduiary. Sie sind durchschnittlich kleiner und zierlicher gebaut und erinnern durch ihre feingeformten Nasen mit der etwas hängenden Spitze an die Bara des Tiquié-Quellgebietes. Ein junger Mann hat unverhältnismäßig lange Unterschenkel, was besonders beim Hocken auf den

niedrigen Schemeln komisch wirkt. Wir bleiben hier bis zum nächsten Morgen und machen mancherlei Tauschgeschäfte.

Zwei Stunden flußaufwärts liegt auf demselben Ufer eine zweite Maloka der Koroa, die aber zurzeit nur von einem alten Weibe bewohnt wird. Der Cuduiary ist verhältnismäßig stark bevölkert. Jeden Augenblick begegnen uns vollbesetzte Kanus, die zum Teil auf der Innenseite mit weißen und gelben Mustern, Strichen und Punkten, bemalt sind. Ein Ruder trägt auf dem Blatt in roter Farbe eine menschliche Figur männlichen Geschlechts. Eine junge, bis auf das Bastschürzchen nackte Frau, die mit zwei Kinderchen im kleinen Kanu allein flußaufwärts fährt, schwatzt längere Zeit mit meinen Leuten. Sie ist sehr redegewandt und erzählt ein langes und breites von einem Indianer, der wenige Tage vorher von einem Jaguar angefallen worden sei, ihn aber mit der Axt totgeschlagen habe. Während wir frühstücken, erscheinen mehrere Boote mit rotbemalten Männern und Jünglingen, die sich zu einem Kaschirifest am Querary begeben wollen. Schon von ferne hörten wir sie lustig plaudern und Flöte blasen. Sie bitten sich von uns einen Feuerbrand aus und fahren weiter.

Wir übernachten in der mit bunten Mustern und Fratzen bemalten Maloka Surubiroca auf dem linken Ufer. Hier wohnen drei Brüder mit ihren Familien, auffallend muskulöse Gestalten von ganz anderem Typus als die Kobeua, die wir bis jetzt gesehen haben.

Der Stamm der Kobeua oder Hähänaua, wie sie sich selbst bezeichnen, zerfällt in eine Anzahl Unterhorden mit verschiedenen Namen und zum Teil von sehr verschiedener Abstammung. Als eigentliche Hähänaua gelten nur die Bewohner von Namocoliba und je einer Maloka ober- und unterhalb. Ihr Typus ist sehr einheitlich und zeichnet sich aus durch breites, offenes Gesicht, wohlentwickelte Stirn, hohe Nase mit nur wenig hängender Spitze und straffes Haar. — Die Leute von Surubiroca und einer naheliegenden Maloka werden Papulihähänaua genannt. Es sind Nachkommen von Tukano, die vorzeiten vom Papury, worauf ihr Name hindeutet, eingewandert und hier zu Kobeua geworden sind. Ihre Abstammung können sie nicht verleugnen. Mit ihren gedrungenen Gestalten, den breiten, derben Gesichtern und vor allem dem stark gewellten, fast lockigen Haar fielen sie mir und Schmidt sofort durch ihre Ähnlichkeit mit den Tukano des Tiquié auf, bevor wir ihre Vorgeschichte kannten.

Der Name „Kobeua“ ist unzweifelhaft ursprünglich ein Spottname, der ihnen von den Nachbarn gegeben worden ist, wahrschein-

lich von ihren alten Feinden, den Aruakstämmen, ähnlich wie „Karutana“ oder „Korekaru“ für die Bewohner des unteren Issana und, ähnlich wie diese letzteren Namen, hervorgerufen durch die auffallende Gewohnheit dieser Indianer, das Verneinungswort „köbäuö“ („nicht, nein“) in ihrer Sprache sehr häufig anzuwenden.

In Surubiroca zeigt sich mein José-Kadyu wieder von seiner zivilisierten Seite. Statt des einheimischen Kobeua, seiner Muttersprache, gebraucht er bei der Unterhaltung mit dem Häuptling die Lingoa geral. Wahrscheinlich hält er dies für vornehmer. Ebenso hat er es schon in einigen Kobeua-Malokas am Caiary gemacht.

Über dem Querbalken der mittleren Hauspfosten hängen einige Peitschen, mit Bast umwickelte Gerten, wie sie am Aiary beim Yurupary-Fest gebraucht werden. In einer Ecke finde ich vier ganz neue, fein bemalte Maskenkörper zu Säcken verarbeitet, die zum Aufbewahren von Baumwolle, Kalabassen und anderem Kram dienen. Vor einiger Zeit ist das Söhnchen des Häuptlings gestorben. Die Maskenfragmente stammen von der Totenfeier. Ich erwerbe eine wohlerhaltene Steinbeilklinge. Zwei andere haben die Indianer leider in kleine Stücke zerklopft und als Klappersteinchen für die Rassellanzen verwendet.

Zwei Stunden Fahrt bringen uns von hier nach Tuibö, der ersten Maloka der Bahuna auf dem linken Ufer, einem etwas liederlich gebauten Haus, dessen Vorder- und Rückwand nur mit Palmstroh bekleidet sind. Auch die Sauberkeit im Innern läßt viel zu wünschen übrig, im Gegensatz zu den Malokas der Kobeua, in denen peinliche Ordnung und Reinlichkeit herrschen.

Kaum haben wir die offiziellen Begrüßungsreden und die Bewirtung hinter uns, da kommen einige Jünglinge und melden, daß „in der Nähe“ eine große Rotte Sauen im Walde sei. Sofort setzen wir uns in Trab, eine lange Reihe Jäger, einige Vorderlader, mehrere Bogen mit Giftpfeilen und unsere beiden Winchester. Die „Nähe“ ist sehr weit und der Marsch durch den stachligen nnd verwachsenen Sumpfwald für unsere nackten Füße äußerst beschwerlich. Wir durchqueren zwei Pflanzungen. Von einigen nackten Weibern, die Maniok stecken — die Grenze des Maniok-Anbaus sei weiter flußaufwärts —, werden wir freundlich begrüßt. Wir finden auch die breite Fährte der Wildschweine, wo sie einen Bach durchsetzt haben, kehren aber nach längerem Suchen erfolglos zurück. Die Schwarzkittel sind schon über alle Berge, und der Schweinebraten ist uns diesmal am Munde vorbeigegangen.

Nachmittags kommt eine Anzahl Kanus mit Bahuha und Malapöoua, Männern, Weibern und Kindern, aus der stark bevölkerten Umgegend. Bis zum Abend hocken sie bei uns am Hafen. Sie bringen einiges zum Verkauf, Lebensmittel, ein halbes Dutzend Steinbeilklingen, Halsketten aus Samen und Tierzähnen und mehrere Bälge des Felsenhahns, der mit seinem orangefarbenen Gefieder zu den prächtigsten Vögeln des höhergelegenen Tropenwaldes gehört. Auch der junge Bahuna, der den Kampf mit dem Jaguar bestanden hat, stellt sich vor. Er bietet die Zähne zum Verkauf an und zeigt mir eine böse Wunde unter dem Fußknöchel, die ihm die Bestie mit den Krallen geschlagen hat. Nach der Größe und Abnutzung der Zähne, von denen der eine hohl ist, zu urteilen, muß es ein riesiges und altes Tier gewesen sein. Den Kadaver mit dem Fell hat er leider in den Fluß geworfen.

Eigentliche Bahuna oder, wie die Kobeua sagen, Bahoköoa sind nur die Bewohner von Tuibö und den umliegenden Häusern. Die Malapöoua, die weiter flußaufwärts wohnen, sind eine Unterhorde von ihnen. Beide Stämme werden von den Kobeua gewöhnlich ohne Unterschied Bahoköoa genannt oder einfach Boloa (Maku). Sie sollen früher eine andere, „sehr häßliche" Sprache geredet haben und angeblich erst von den Kobeua gezwungen worden sein, ihr unstetes Wanderleben aufzugeben und seßhaft zu werden. Heute betrachten sich natürlich alle als echte Kobeua, sprechen auch nur noch diese Sprache und hören sich mit ihren eigentlichen Hordennamen ungern nennen. Auch mein José, der sich stolz Kobeua genannt hat, ist seinem Stamme nach ein Bahuna. Die wirklichen Kobeua sehen mit souveräner Verachtung auf diese Nachbarn, die sich von ihnen durch gröbere Typen und häufig mangelhafte Körperproportionen unterscheiden, wenn sie es ihnen gegenüber als höfliche Leute auch nicht merken lassen.

Um die Maĺoka Tuibö finden sich die Reste eines Grabens, verfallen und vom Gestrüpp überwuchert; „aus sehr alter Zeit", sagen die Indianer. Derartige Gräben seien noch an mehreren anderen Stellen am Cuduiary vorhanden.

Mit Hilfe Josés miete ich hier fünf junge Leute für die Weiterreise caiaryaufwärts. Schmidt soll sie später abholen, da ich mich vorher noch einige Zeit in Namocoliba aufhalten will. Alle bekommen einen Teil ihres Lohnes vorausbezahlt, Waldmesser, Frauenkämme, Perlen, Streichhölzer und andere Sachen.

Auch meine Ruderer haben mit den Bahuna Handelsgeschäfte gemacht. Einer hat ein Blasrohr nebst Köcher gekauft, ein anderer

einen jungen, zahmen Barrigudo-Affen (Lagothrix olivaceus), ein allerliebstes Tier mit dichtem, weichem, graubraunem Pelz und schwarzen Augen. Im Gegensatz zu anderen Affen ist der Barrigudo anständig, zutraulich und nicht bissig. Die Bezahlung erfolgt in beiden Fällen erst später gelegentlich. So ist der Indianer an das Vorausbezahlen und Schuldenmachen, wie es auch in seinem Dienste bei den Kautschuksammlern Sitte ist, von seinem eigenen Tauschhandel her gewöhnt.

Beim Abfahren fehlt mein großes Waldmesser, das mich bereits am Xingu (1899) begleitet hat. Auf ein sehr energisches Verhör hin, das Schmidt unter den Knaben anstellt, taucht einer in den Fluß und holt das Messer herauf. Er und ein anderer kleiner Spitzbube, die sich den ganzen Tag beim Boot herumtrieben, haben es auf diese schlaue Weise zu stehlen versucht.

Wir bleiben die Nacht in Surubiroca. Der dortige Häuptling ist anfangs gekränkt. Er sagt, er habe die Absicht gehabt, mich mit Kobeua-Ruderern bis zu den Umaua zu bringen, aber jetzt hätte ich schon Bahuna, und „mit diesen Leuten" führe er nicht! Schließlich bringe ich ihn doch dazu, daß er einwilligt, mich als Pilot zu begleiten. Ein kräftiger, junger Bursche vom Stamme der Koroa schließt sich noch an. Auch diese beiden erhalten große Vorausbezahlung in Tauschwaren.

Der Häuptling ist selbst schon bei den Umaua gewesen und kennt die dortigen Gegenden genau. Er nennt mir einige Stämme mit Umauasprache, die am Macaya wohnen sollen. Die Umaua tanzten „mit schlechten Federkronen" auf dem Haupt und schlügen dazu kleine Felltrommeln. José kennt vom Hörensagen ein paar Tanzlieder. Es sind eintönige Wiederholungen einzelner Wörter mit gleichbleibendem Refrain; Aufzählung von Gegenständen, die beim Tanz irgendeine Rolle spielen. Schließlich geben mir die beiden einige Umaua-Wörter an, aus denen sich die Zugehörigkeit dieser Sprache zur Karaibengruppe mit Sicherheit ergibt.

Außer dem Barrigudo-Affen haben wir in Tuibö ein kleines, nacktes Indianermädchen an Bord genommen, eine Waise. Einer meiner Ruderer, der Häuptling von Uaracapury, will das Töchterchen seines verstorbenen Bruders in seine Heimat führen. Das niedliche Ding mit einem Japanergesichtchen wird rasch zutraulich. Während der Weiterfahrt sitzt es bei uns unter dem Schutzdach und ißt Bananen. Gegen Abend wird es müde und fängt an zu weinen. Schmidt nimmt es auf den Arm, worauf es sich bald beruhigt und einschläft. Er will es auf eine Decke betten, aber es erwacht und weint von neuem.

So sitzt der gute, lange Kerl starr und steif unter dem niedrigen Schutzdach, aus Besorgnis, er könne das Kind wecken, das die dicken Ärmchen um seinen Hals geschlungen hat und fest schläft. So sitzt er noch nach einer halben Stunde. Die Beine schlafen ihm ein, aber er rührt sich nicht. Von der Nachtkühle erweckt, wird die nackte Kleine unruhig, und Schmidt ist verzweifelt, bis ein Kobeua-Ruderer dem Kinde zuspricht: „Obähako mipakö daibi!" („Weine nicht, dein Onkel kommt!") Lange nach Sonnenuntergang kommen wir in Namocoliba an. Schmidt trägt sein Pflegetöchterchen, das sich wieder fest an ihn geklammert hat, hinauf in die Maloka. Als die Weiber es nehmen wollen, schreit es fürchterlich, bis sein Onkel kommt.

Noch spät in der Nacht geht Schmidt mit unserer Laterne im Haus herum, leuchtet in jede Wohnungsabteilung hinein — besonders bei den jungen Ehepaaren — und sagt unter immer wieder erneutem Jubel auf Kobeua „Gutenacht": „Naina haläuö!" —

Zwei Tage später gibt Öla, der jüngere Bruder des Häuptlings, ein kleines Kaschiri. Unter den Gästen, Koroa und Kobeua, befindet sich ein Mialaua, ein kräftiger Kerl mit wildem Gesicht, von einer kleinen Horde mit Kobauasprache, nur vier Familien, die unterhalb der Yurupary-Cachoeira eine Maloka bewohnen. Er erzählt mir treuherzig, daß er einer der Indianer sei, die wenige Monate vorher einige Colombianer an der Yurupary-Cachoeira erschlagen hätten, nachdem diese zuerst einen Kobeua erschossen, Weiber weggenommen und vergewaltigt haben. Seinem Bruder hätten die Colombianer bei dieser Gelegenheit eine Kugel durch den Arm geschossen. Er sei noch krank.

Nachmittags, als sich die Stechmücken ein wenig verzogen haben, setzen wir uns vor das Haus und zechen dort weiter. Ich will dem Häuptling, der neben mir auf einem Schemel sitzt, eine Kalabasse mit Kaschiri kredenzen und tue dies nach der Sitte der Aiary-Indianer, indem ich unter „Ma-ma-ma-ma"-Geschrei mit eingeknickten Knien in Schlangenlinien auf ihn zulaufe. Er nimmt die Kalabasse nicht an, bis ich zuerst daraus getrunken und sie dem Gastgeber zurückgegeben habe, der sie ihm dann zum Trinken reicht. Offenbar habe ich einen groben Verstoß gegen die Etikette begangen; aber man belacht meinen Witz mehr, als er es verdient.

Sonst ist die Unterhaltung ebenso langweilig, wie überall am Caiary-Uaupes bei einem kleinen Kaschirifest. Mit eintöniger Stimme erzählt einer, während die anderen stets die Schlagwörter drei- bis viermal in erstaunt fragendem Tone wiederholen oder unzählige Höflichkeits-

phrasen dazwischenrufen, wie: „Akölö mökali! Akölö mökali mami!" („Was du da sagst! Was du da sagst, mein Bruder!") oder auch „Ali ökali, alu kali" („Nun da, nun jetzt"), „käpatediyä, käpatedimä" u. a.

Beim „Austreten" melden sie es jedem einzelnen mit derselben Gewissenhaftigkeit und Deutlichkeit, wie es am Tiquié die gute Sitte gebietet.

Dieser Etikette unterwirft man sich auch im alltäglichen Leben. Geht einer auf die Jagd, zum Fischen, zum Baden oder auch nur zum Holzholen, so teilt er es den andern kurz mit. Geht die Frau morgens auf die Pflanzung, so sagt sie zu den Zurückbleibenden der Reihe nach: „Jetzt gehe ich auf die Pflanzung." „Gehe!" erwidern diese. Jeder, der von irgendeiner Beschäftigung außerhalb der Maloka nach Hause kommt, wird von jedem einzelnen der Anwesenden der Reihe nach mit „Du kommst?" begrüßt. Die Antwort lautet: „Ich komme." Ebenso sind Begrüßung und Antwort, wenn Gäste in einer Maloka ankommen.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit ist das Kaschiri zu Ende. Zum Zeichen dafür badet der Gastgeber im Fluß und wäscht sich die festliche Bemalung vom Gesicht. Mit den einfachen Worten: „Ich will schlafen gehen" verabschieden sich die Gäste von jedem einzelnen ihrer Wirte, worauf diese antworten: „Geh' schlafen!", und der Bierabend ist beendet.

Eines Abends kommt einer in das Haus gelaufen und ruft, die Blattschneide-Ameisen seien am Ausfliegen, was man schon seit Tagen erwartet hat. Früh vor Sonnenaufgang ziehen fast alle Bewohner aus, um die Tiere zu fangen. Man hat über dem Nest ein niedriges Gerüst errichtet, auf das sich die Indianer stellen, um von den wütenden Ameisen nicht gebissen zu werden. Mit Fackeln verbrennen sie den auskriechenden Tieren, bevor sie auffliegen können, die langen Flügel und raffen sie dann so rasch, wie möglich, in Körbe und Blattüten. Während der nächsten Tage gibt es zum Frühstück pikante belegte Brötchen, Maniokfladen mit gerösteten und zusammen mit spanischem Pfeffer und Salz fein zerstoßenen Ameisen, die uns allen ausgezeichnet schmecken.

Am 6. Oktober fährt Schmidt nach Tuibö und kommt am folgenden Abend mit der ganzen Mannschaft zurück. Sie vollführen am Hafen einen Höllenlärm, so daß die Weiber schon fürchten, es seien Colombianer, bis einer meldet: „Nomitakä daibi!" („Weiberaffe kommt!") Schmidts Spitznamen vom Tiquié „Nomio-achkä", den ich den Kobeua verraten habe, haben sie sofort mit Vergnügen adoptiert und in ihre Sprache übersetzt.

Leider verläßt mich José-Kadyu, der mir gute Dienste geleistet hat. In einem plumpen Boot, das er sich in Surubiroca gekauft hat, fährt er flußaufwärts, um seine Schulden zu bezahlen.

Am 9. Oktober nehmen auch wir Abschied von unseren freundlichen Wirten und setzen unsere Reise caiaryaufwärts fort.

Auf der ganzen langen Strecke vom Cuduiary bis zur Yurupary-Cachoeira sind nur noch drei im Vergleich zu den anderen unbedeutende Schnellen zu überwinden. Schön gewellte, mittelhohe Gebirgsketten, aus deren Waldesgrün mächtige Felsen hervorragen, begleiten nahe herantretend den Fluß zu beiden Seiten und weisen ihm seinen vielfach gewundenen Lauf an, gewähren aber auch angenehme Abwechslung, die noch erhöht wird durch das erklärende Geplauder meiner Kobeua-Ruderer, die diese blauen, geheimnisvollen Höhen mit den Gestalten ihrer Stammessage bevölkern. Häufig sind es keine verschiedenen Ketten, wie man nach den Angaben der Indianer und den vielen Namen, die diese ihnen beilegen, annehmen sollte, sondern längere Höhenzüge, die durch schmale Täler in einzelne Teile geschieden sind. Besonders hervorzuheben durch ihre Höhe und ihre Bedeutung sind auf dem rechten Ufer die Makölami (Ararahaus), auf die die Kobeua das Seelenjenseits ihres Stammes verlegen, die etwas landeinwärts verlaufende, nach Osten schroff abfallende, lange Kette Kohidi pädäba und die Taku, das Jenseits der Maskenseelen und die Heimat einiger Dämonen. Sie bildet mit dem Fluß nach Westen zu einen spitzen Winkel. Für jeden ihrer zahlreichen Felsen haben die Kobeua einen besonderen Namen, der meistens das Wort für Maskenbaststoff (taro) oder Maskenanzug (takahä) enthält.

Unzählige kleine Wasserläufe rinnen von diesen Höhenzügen zum Caiary, aber auch größere Zuflüsse, die von weiter landeinwärts ziehenden Gebirgsketten kommen, ergießen sich von beiden Seiten in den Hauptstrom, so von links der Cubiu- und kurz darauf der Puranga-Parana, von rechts der Dyi-, Miriti-, Tui- und Ti-Igarapé, sämtlich mit schwarzem Wasser. In den dunkelbraunen Miriti-Igarapé mündet ein Bach mit weißem Wasser; eine auffallende Erscheinung, die ich mehrfach beobachtet habe.

Die Bevölkerung ist sehr schwach und gehört teils kleinen, niedrigstehenden Horden mit Kobeuasprache an, teils besteht sie aus vorgeschobenen Posten der Uaiana und anderer sprachverwandter Stämme des oberen Papury, der vom Oberlauf der rechten Zuflüsse aus auf mehr oder weniger kurzen Überlandwegen zu erreichen ist. Am Dyi-Igarapé, der vierzehn Stromschnellen habe, gebe es drei Malokas der

Uaiana. Ihre Sprache gehört zur Tukanogruppe und ist dem Tuyuka näher verwandt.

Früher sei die Bevölkerung an dieser Strecke des Caiary viel stärker gewesen, aber aus Furcht vor den Colombianern, die Leute mit Gewalt fortgeschleppt hätten, seien die Indianer weit weg in das Quellgebiet der größeren Nebenflüsse und bis zum Papury geflohen. In der Tat treffen wir eine Reihe verlassener Malokas. Selbst die Bewohner des Cuduiary hätten sich beim ersten Besuch der Kautschuksammler zeitweise auf die Pflanzungen und in die Wälder geflüchtet.

Am ersten Tag der Fahrt machen wir frühzeitig Rast bei einer Maloka, die mit ihrer reichbemalten Vorderseite auf dem hohen linken Lehmufer weithin sichtbar ist. Die Bewohner gehören zur Kobeuahorde der Pialaua. Gegen Abend — ich bin gerade im Begriff, die üblichen Malereien auf den beiden mittleren Hauspfosten abzuzeichnen — erschallt vom Hafen her ein donnernder Schuß. Er kann nur aus meinem Jagdgewehr kommen, da die leichten Vorderlader, die ich meinen Indianern überlassen habe, mit ihrem kleinen Kaliber nur eine schwache Ladung aufnehmen. Ahnungsvoll laufen wir hin. Im Boot sitzt verlegen lächelnd mein Pilot, der Häuptling von Surubiroca, in der Hand meine Doppelflinte, aus deren einem Lauf der Rauch langsam entweicht. Nicht weit davon entfernt steigt ein Knabe aus dem Fluß und schüttelt sich wie ein Jagdhund. Die Sache ist noch gnädig abgegangen. Der Häuptling hat den Hiesigen die Waffen zeigen wollen, darunter auch meine Jagdflinte, die er natürlich nicht kannte. Dabei hat er beide Hähne aufgezogen; einer ist zugeschnappt, und der Schuß zum Glück, ohne jemand zu treffen, in den Wald gegangen. Der Knabe war nach dem Schuß vor Schrecken in den Fluß gesprungen. Der stolze Häuptling ist selbst nicht wenig erschrocken und beschämt über seine Missetat, besonders als ich ihn mit energischen Worten zurechtweise.

Am nächsten Mittag halten wir bei einer Maloka an der Mündung des Dyi-Igarapé, um einige Körbe Maniokgrütze zu kaufen. Ein Uaiana, der hier unter den Utiuaïua (Wespen-Indianern), einer Horde der Kobeua, lebt, spricht gut portugiesisch, stottert aber fürchterlich. Er ist schon als Heizer auf einem brasilianischen Dampfer bis Maranhão gekommen und scheint alle Fehler der europäischen Zivilisation angenommen zu haben. Zuerst erzählt er uns alle möglichen Schauergeschichten von den Colombianern, ist aber dann mit seiner Bezahlung nicht zufrieden und schreit, als wir abfahren, wir seien nichts wert,

„schlechter als Colombianer“, die in dieser Gegend als der Inbegriff aller Gemeinheit zu gelten scheinen. Erst als ich meine Winchesterbüchse langsam unter dem Bootsdach hervorhole, reißt er schleunigst aus. Kaum sind wir außer Hörweite, da halten meine Leute das Boot an und beginnen, heftig auf den Burschen zu schimpfen und sein Stottern nachzuspotten. „Der Uauadyö (Stotterer) sei wegen seiner Unverschämtheit am ganzen Flusse bekannt. Wir hätten ihn an einen Baum binden und durchprügeln sollen“, usw. Es war mir schon aufgefallen, daß mein Pilot kaum ein Wort mit dem Kerl sprach. Der Zwischenfall war ihm offenbar sehr unangenehm.

Die Nacht zum 12. Oktober verbringen wir am Manapialia, einem Nebenbach zur Rechten mit schwarzem Wasser, voll Fische und kleiner Alligatoren. Zwei kleinere Häuser sind hier von Uasöna (Fischnetz-Indianern) bewohnt, deren Hauptsitz wiederum am oberen Papury ist. Viele von ihnen sind unter Mittelgröße, von zierlichem Körperbau. Mit ihren länglichen, schmalen Gesichtern unterscheiden sie sich sehr von den Kobeua und ähneln mehr den Uaiana und dem feineren Typus der Tuyuka am oberen Tiquié. Fast alle sind mit schwarzer Hautkrankheit behaftet. Selbst kleine Kinder leiden an diesem häßlichen Übel. Ein Alter hat stark geschwollene und vereiterte Beine.

Die Sprache ist dem Uaiana eng verwandt, wie auch mein Gewährsmann betont, aber weicher als dieses. Sie ist hier dem baldigen Untergange geweiht. Diese wenigen Leute, die mit ihren Stammesgenossen nur noch einen losen Verkehr unterhalten, sind mit Kobeuaweibern verheiratet und von Stämmen umgeben, die ausschließlich Kobeua sprechen. Sie vergessen allmählich ihre eigene Sprache, die sie nicht mehr gebrauchen, und nehmen dafür das Kobeua an. So weiß mein Gewährsmann schon manche Wörter nicht mehr und muß sich bei anderen, besonders bei alten Leuten, Rat holen.

Wir lassen uns von den Weibern Schikitaya bereiten. Roter Pfeffer, den man auf der Herdplatte geröstet hat, wird zu Pulver gestoßen und mit Salz gemischt, als scharfes Gewürz für die Speisen. Der Pfefferstaub verbreitet sich während der Arbeit in der ganzen Maloka, und alles niest und hustet, als wenn plötzlich eine Influenza-Epidemie ausgebrochen wäre.

Als wir am folgenden Tag bei einem kleinen Haus an der Mündung des Cubiu-Parana frühstücken, machen sich zwei meiner Ruderer, Bahuna, mit Zurücklassung ihrer Hängematten heimlich davon. Es ist das erstemal, daß mir Leute weglaufen. Sie haben es, wie ich erfahre, nur getan aus Furcht vor den Colombianern und allen

anderen Schrecknissen, die sie am oberen Caiary erwarten. Offenbar wollen sie den Fußpfad benutzen, der vom Cubiu-Parana eine Tagereise aufwärts zum Cuduiary führt. In dieser Gegend des Cubui-Parana lägen drei Kobeua-Häuser, und der Oberhäuptling des ganzen Kobeua-Stammes habe dort seinen Sitz.

Am Puranga-Parana sollen drei Umaua sein. Ich sende deshalb den Pilot und einen Bahuna flußaufwärts voraus zur nächsten Maloka, um uns anzumelden, und lasse an der Mündung das Lager aufschlagen. Wir verbringen eine unruhige Nacht. Das böse Beispiel scheint ansteckend zu wirken. Es herrscht eine wahre Ausreißerstimmung. Die Leute sitzen bedrückt umher und gehen auf Schmidts Späße gar nicht mehr ein. Besonders ein junger Uaiana, der ein wenig portugiesisch spricht, und den wir zum Koch ernannt haben, klagt über die „Maletta" (Malaria), die oberhalb Yurupary-Cachoeira herrsche. Ich bin froh, als am nächsten Morgen keiner fehlt. Wir fahren den ansehnlichen Zufluß aufwärts und gelangen in wenigen Stunden zur ersten Maloka, einem nach allen Seiten offenen Schuppen voll Menschen, so daß wir kaum Unterkommen finden.

Die Bewohner nennen sich Ihoädouö. In alter Zeit seien sie „Maku" gewesen, sagt mein Pilot, jetzt seien sie „mira", d. h. „Leute, Menschen", und sprächen nur Kobeua. Die ganze Wirtschaft macht noch einen sehr primitiven Eindruck. Sie bewillkommnen uns mit linkischem Handschlag und dem Kobeuagruß: „Dakölö mami?" („Du kommst, Bruder?"), worauf ich der Sitte gemäß erwidere: „Dauö mami, — pakö, — kibö, — pako!" („Ich komme, Bruder, — Vater oder Onkel, — Schwester, — Mutter oder Tante!"), je nachdem es ein jüngerer oder älterer Mann, eine jüngere oder ältere Frau ist. Die Männer sind nur mit der Bastbinde bekleidet, die Weiber mit Bastschürzchen oder vollkommen nackt. Das Haupthaar tragen sie lang, frei herabfallend und in der Mitte gescheitelt. Bei den Männern ist das schlichte Haupthaar etwa in der Mitte der Stirn und im Nacken horizontal geschnitten.

Von der armseligen Gesellschaft ist nicht viel zu erwerben. Ein Bündel Giftpfeile stammt von den Umaua; ebenso ein Töpfchen mit starkem Curare, das mein Pilot für ein Messer kauft.

Am folgenden Abend kommen die Umaua mit ihren Weibern. Einer meiner Bahuna hat sie von der nächsten Maloka geholt. Es ist ein prächtiges Bild, als die drei hohen Gestalten, vom flackernden Licht der Feuer unsicher beleuchtet, plötzlich aus dem Waldesdunkel hervortreten. In einiger Entfernung vom Hause bleiben sie hinter-

einander stehen. Zwei tragen kurze, schwere Keulen aus rotem Holz auf der Schulter; der Vorderste stützt sich auf eine neue Jagdflinte. Der Häuptling der Ihoädouü begrüßt sie in längerer Ansprache, die von einem Umaua, der gut Kobeua spricht, ebenso erwidert wird. Dann hocken sie sich auf die herbeigebrachten Schemel und essen gekochtes Alligatorfleisch, das der Hausherr ihnen in einem Schüsselchen mit der einfachen Einladung: „Hiabö!“ („Kaiman!“) vorsetzt. Er hat das Tier nachmittags mit einem Fischpfeil, Schuß ins Auge, erlegt.

Ich verhandele sofort mit ihnen. Zwei, Kauanamu und Kauilimu, willigen ein, mich zu begleiten, nachdem ihnen mein Pilot wiederholt versichert hat, daß sie unter meinem Schutze von den Colombianern nichts zu befürchten hätten. Der dritte, Uäketimu, will bei den Frauen zurückbleiben. Ihre Besorgnis hat einen guten Grund. Die Kautschuksammler haben zuerst ihre Maloka am Macaya überfallen, einige ihrer Stammesbrüder erschossen und Weiber und Mädchen mit sich geschleppt. In gerechtem Zorn über diese Greuel unternahmen diese drei vor wenigen Monaten einen Rachezug zum oberen Caiary und erschlugen vier Colombianer, denen sie im Walde begegneten. Kauilimu trägt, neben anderen Kriegsnarben, von diesem Kampf eine fürchterliche, schlecht verheilte Narbe an seinem Leib, die von einem Hieb mit dem Waldmesser herrührt. Als Beutestücke führen sie zahlreiche europäische Sachen mit sich.

Meine drei Umaua gehören zum Stamme der Hianakoto. Zwei der Frauen sind Kobeua; die dritte ist eine Tsahatsaha, von einem anderen Karaibenstamme. Sie ist völlig nackt, von zierlicher Gestalt, mit hübschem, rundem Gesicht, leider am ganzen Körper mit schwarzer Hautkrankheit bedeckt.

Am 17. Oktober fahren wir mit neun Mann weiter. Unsere Ausreißer haben wir hier gut ergänzen können. Außer den beiden Umaua sind noch zwei Ihoädouö hinzugekommen.

Wenn mehrere Indianer in einem Boot rudern, so tun sie dies stets in strengem Takt. Es gibt verschiedene Taktarten, die verschiedene Benennungen führen, und mit denen die Ruderer von Zeit zu Zeit abwechseln.

Zwei Mann fahren in einem leichten Kanu jeden Morgen mehrere Stunden voraus, um zu jagen und zu fischen und uns gegen Mittag an einem geeigneten Rastplatz mit der Beute zu erwarten. An der Mündung des Tui-Igarapé haben diese beiden ein aufregendes Abenteuer. Auf der Jagd nach einem Hokko begegnet ihnen im Uferwald ein großer Jaguar. Der junge Koroa springt in seiner Angst in das

Kanu und stößt ab. Der andere schießt aus nächster Nähe dem Tier, das zum Sprunge kauert, eine Ladung Schrot in die Flanke, worauf es laut brüllend sich im Walde verliert. Der ängstliche Jüngling erntet natürlich reichlichen Spott und wird ganz rot vor Scham.

Am Nachmittag des 21. Oktober erreichen wir die gewaltige Yurupary-Cachoeira. Ihr Fall ist 20 m hoch, höher als der Absturz der Caruru-Cachoeira des Tiquié, teilt sich aber in einzelne Stufen. Auch bei niedrigem Wasserstande, wie jetzt, bietet der Katarakt bei der Breite des Flusses ein erhabenes Schauspiel. Bei Hochwasser muß es ein überwältigender Anblick sein. Auf den flachen, von den stets anstürmenden Wogen vielfach unterwaschenen Felsen des linken Ufers zeigt mir der Pilot die Stelle, wo seine Verwandten zwei Colombianer erschlagen haben, einen Weißen und einen Miranya-Indianer.

Die Colombianer hatten einige Kobeua zum Ruderdienste gepreßt. Während zwei der Kautschuksammler das Boot über den Fall brachten, wollten die beiden anderen das Frühstück bereiten. Sie schickten die Indianer fort, Brennholz zu holen. Diese fielen aber aus dem Busch heraus über die Nichtsahnenden her. Der eine, der gerade Feuer anzündete, wurde mit einer breiten Eisenlanze, die man sonst zur Jagd auf Jaguare und Wildschweine verwendet, an den Boden geheftet; den anderen erschossen sie mit seiner eigenen Flinte. Die beiden Überlebenden flohen entsetzt.

Auf den Felsen liegen Menschenknochen, von Raubtieren zerstreut, umher, darunter ein starker Beinknochen, an dem noch Muskelfetzen hängen. Hoch in den Lüften ziehen einige Aasgeier ihre majestätischen Kreise, die südamerikanische Sanitätspolizei, die immer da ist, wo es etwas Derartiges zu holen gibt. Meine Leute sind auf einmal still geworden und machen keine Anstalten, das Lager aufzuschlagen. „Hier wollen wir nicht schlafen," sagt der Pilot, „hier gehen Gespenster um!" Selbst die tapferen Umauakrieger äußern offen ihre Furcht vor den Geistern der Erschlagenen. Was will ich machen? Ich lasse wieder einladen und zum rechten Ufer fahren, wo wir auf der vorspringenden Felsecke die Nacht verbringen, durch die Breite des Flusses sicher getrennt von den Gespenstern. Vom Gebüsch verdeckt findet sich hier eine geräumige Felsgrotte, ein guter Zufluchtsort vor Regen.

In der Nähe fischen fremde Indianer auf einigen kleineren Giraos. Es sind Tchidua und ein junger Utiua, ein Zauberarzt, der unter diesen lebt, Bewohner des Ti-Igarapé.

Mein Pilot klagt über Schmerzen im Rücken und in den Beinen und läßt sich im Mondschein von dem fremden Zauberarzt behandeln.

Es ist dasselbe Bestreichen, Bepusten, klatschende Saugen, wie überall. Nach jedem Akt geht der Zauberarzt feierlichen Schrittes an den Strand, steht eine Zeitlang da und wirft dann die Krankheitsmaterie weit weg, indem er reinigend über die Hände bläst.

Am nächsten Morgen sind alle Leute sehr niedergedrückt, auch der sonst so energische Häuptling, dem die nächtliche Kur offenbar nicht geholfen hat. Er erklärt mir, wir hätten nicht genug Maniokgrütze für die weite Reise; sie wollten lieber umkehren, als unterwegs Hunger leiden. Ich stelle ihn energisch zur Rede und sage ihm, ich hätte nicht gedacht, daß er ein solcher „Pitua“ (Feigling) wäre. Das hilft. Er sieht mich zuerst wild an, wendet sich aber dann zu der Mannschaft und übernimmt mit einem lauten „Halika!“ („Vorwärts!“) wieder die Führung.

Es kostet nicht geringe Anstrengungen, das schwere Boot über die hohen Felsstufen zu schaffen, die letzte gewaltige Schranke in diesem wilden Fluß (Taf. VIII).

Auf einem flachen Felsen finden wir zahlreiche Vertiefungen, anscheinend vom Wasser ausgespült, die in der Tat menschlichen Fußspuren ähneln. Es seien Fußtapfen von Utiuaïua, die in alter Zeit dort gewohnt hätten, sagen die Indianer.

Eine kurze Biegung oberhalb des Falles verbreitert und verflacht sich der Caiary-Uaupes so sehr, daß man ihn bei niedrigem Wasserstande durchschreiten kann, und bildet die harmlose Pacarão oder Yui-Cachoeira (Froschschnelle). Vom rechten Ufer aus sei es nicht weit bis zum Araruaya-Igarapé, einem linken Zufluß des oberen Pira-Parana, so daß das Flußsystem des Yapura hier nahe heran tritt. Oberhalb dieser letzten Schnelle bis zum westlichsten Punkt, den wir erreicht haben, fließt der Caiary träge mit weißlichem, an manchen Stellen fast stagnierendem Wasser dahin, bald in unendlich langen, geraden Strecken, bald in unglaublich verdrehten Windungen, die bisweilen in sich selbst zurückzukehren scheinen. Wir kommen nach stundenlanger Fahrt wieder so nahe an die Yurupary-Cachoeira heran, daß ihr Brausen einen neuen Katarakt vortäuscht. Der Fluß enthält nur wenige Inseln. Beide Ufer tragen Hochwald oder niederen, lichten Wald. Außer zahllosen kleinen Rinnsalen nimmt er an ansehnlicheren Zuflüssen auf von rechts den Araruaya-Igarapé, der mit dem gleichnamigen linken Zufluß des oberen Pira-Parana nicht zu verwechseln ist, und den kleineren Matapy-Igarapé, von links den Caruru-Igarapé, den Abacate-Parana und den Uaracu-Igarapé. Sämtliche Zuflüsse führen schwarzes (dunkelbraunes, klares) Wasser,



Hianakoto-Indianer mit Bastgürteln. Rio Macaya



das beim Stehen, im Gegensatz zu dem weißlichen Wasser des Hauptstromes, keinen Satz absondert und von den Indianern als gesund bezeichnet wird. Der Caruru-Igarapé sei so breit und groß wie der Cuduiary und entspringe, ebenso wie der Cubiu- und Puranga-Parana, in der Nähe seiner Quelle auf demselben hohen Gebirge. Durch diese entlegenen Gegenden streife ein Makustamm, die Takaliua, wie die Kobeua sie nennen. Vom Oberlauf des Caruru-Igarapé führe über Grasland bis zum Cuduiary ein Fußpfad, der die beiden anderen Zuflüsse schneide. Auch der Abacate-Parana stehe dem Cuduiary an Größe nicht nach. Oberhalb des Abacate wird der Caiary auffallend schmäler. Auf beiden Seiten steht der Fluß mit einer Anzahl von Schwarzwasserseen in Verbindung, unter denen der Widi-Lago und der Uarua-Lago zur Rechten die bedeutendsten sind.

Auf dieser ganzen Strecke gibt es heute keine seßhaften Indianer. Die Lebensbedingungen sind zu ungünstig, da die beiden meist niedrigen Ufer bei Hochwasser vielfach der Überschwemmung ausgesetzt sind und sich daher zum Anbau nicht eignen. Nur auf dem linken Ufer finden wir die Reste von zwei Malokas. Angeblich haben die Colombianer das erste Haus, dessen Bewohner der kobeuasprechenden Horde der Böoiboa angehörten, niedergebrannt und einige Weiber und Männer mit sich geschleppt. Die übrigen sind an den oberen Abacate-Parana geflohen. Das zweite Haus, das von Bialidoa bewohnt gewesen war, hat man offenbar wegen fortgesetzter Todesfälle verlassen. Wir sehen darin mehrere Gräber.

Diese menschenleeren Gebiete des oberen Caiary sind außerordentlich reich an Wild und Fischen. Überall hört man das eintönige Brummen des Mutum de vargem (Hokko), den schon etwas melodischeren Ruf seines Verwandten, des Urumutum. Scharen der verschiedenartigsten Affen schwingen sich auf den Uferbäumen von Ast zu Ast und beleben mit ihren possierlichen Sprüngen und ihrem Geschrei zeitweise die Stille der einförmigen Landschaft. Neugierig und fast ohne Scheu äugen sie auf die fremde Erscheinung der Menschen herab. Hier und da huscht das Cujubim durch die Zweige, ein zierliches Baumhuhn, dessen Wildbret zu gewissen Zeiten des Jahres kein anderes an Zartheit und Geschmack gleichkommt. Auch der Tapir tritt an manchen Stellen zahlreich auf, besonders an der Pacarão-Cachoeira, wo auf beiden Ufern seine tief ausgetretenen Pfade kreuz und quer den Wald durchziehen. Die weiten Buchten und Seen sind der Tummelplatz zahlloser Pirahiba, Sorubim, Pacu und des schöngezeichneten Tucunaré, dem unter den Fischen Nordwestbrasiliens die Palme gebührt. An

den Mündungen der Nebenbäche wimmelt es von gefräßigen Piranya. Schmidt und ich fangen an einer Stelle in einer halben Stunde vierzig Stück. Wir wagen nicht, die Hand in das Wasser zu stecken, geschweige denn zu baden. Ein paar Kalabassen voll Wasser über den Körper geschüttet, geben uns die notwendige Erfrischung.

Eines Nachts wird Schmidt, als er beschaulich angelnd auf dem Schutzdach des Bootes sitzt, von einer mächtigen Pirahiba von dreißig bis vierzig Pfund beinahe in das Wasser gezogen, was ihm wegen der vielen Piranya übel bekommen wäre. Trotzdem läßt er die Leine nicht los und ruft laut um Hilfe, bis wir kommen, den Tapferen aus seiner peinlichen Lage erlösen und die schwere Beute einziehen.

Es sind zum Teil andere Arten von Fischen, die sich unterhalb des Yurupary-Falles nicht finden, ebenso wie die dortigen Fische, außer Pacu, Piranya und Pirahiba, die die Abstürze passieren sollen, oberhalb nicht vorkommen.

Eine Abwechslung in der Speisekarte und zugleich nahrhafte Kost gewähren uns die weißen, kugelrunden Eier der Matamata (Chelys fimbriata), einer abschreckend häßlichen Schildkröte, die sich in Nestern von zwanzig und mehr Stück in den Lehmufern finden. Beim Suchen der Eier hätte einer meiner Leute, der Koch, beinahe sein Leben eingebüßt. Er war an der steilen Uferwand in die Höhe geklettert und wollte sich an dem oberen Rande festhalten, um mit der freien Hand die Eier auszugraben. Zu seinem Entsetzen ergriff er eine Schlange, die hier ebenfalls nach Schildkröteneiern suchte. Es war eine Surucucu, der furchtbare Buschmeister (Lachesis muta *L.*), die einzige Giftschlange des tropischen Südamerika, die, ohne gereizt zu sein, den Menschen angreift. Glücklicherweise hatte er sie unmittelbar hinter dem Kopf gefaßt, so daß sie nicht beißen konnte, und schleuderte sie weit in den Fluß hinein. Ganz fahl und zitternd kam er im Lager an.

Das Wetter, das in der ersten Zeit nach unserer Abreise vom Cuduiary recht schlecht war und fast jeden Tag heftige Gewitter mit darauffolgendem langsamen Regen brachte, wird allmählich besser. Der Sommer naht. Besonders die Nächte sind herrlich, bisweilen freilich empfindlich kühl. Bei dem klaren Mondschein brechen wir meistens schon um drei oder vier Uhr nachts auf und kommen bei der frischen Luft auf dem ruhigen Fluß, der keine tückischen Klippen birgt, rasch vorwärts. Seit Yurupary-Cachoeira fehlen die lästigen Tagesstechmücken.

Am Puranga-Parana hat sich eine Indianerfamilie uns angeschlossen, die in unserem Schutze bis zum Caruru-Igarapé, ihrer Heimat, reisen

will, ein älterer Herr mit stets lächelndem Faltengesicht nebst Frau und drei Kindern. Ihr Kanu bietet während der Fahrt einen köstlichen Anblick. Das kleine Fahrzeug ist voll bepackt mit allem möglichen Indianerkram, großen, runden Tragkörben, flachen Körben und Sieben und anderem Wirrwarr, so daß es mit seiner Besatzung nur wenig über Wasser geht. Ganz vorn am hochstehenden Bug hockt zusammengekauert — man merkt es ihm an, daß ihm die Sache höchst ungemütlich ist — ein gelber Köter und schaut unverwandt nach seinem Herrn, der den Vorruderer macht. In der Mitte paddeln die beiden Töchter im Alter von etwa zehn und sechs Jahren, und im Heck steuert die Frau, die den im Gesicht rot beschmierten Säugling quer über dem Schoß liegen hat, so daß er sich von Zeit zu Zeit bequem seine Nahrung holen kann. — So machen diese Indianer tage-, ja wochenlange Reisen.

Eines Tages lagern die Leute unter einer alten Schutzhütte im Wald, als plötzlich das kleinste Kind, das auf dem Stroh umherkriecht, laut aufschreit. Ein Skorpion hat es an den Geschlechtsteil gestochen. Die Mutter macht sich nicht viel daraus und klopft nur ein paarmal auf die wunde Stelle, worauf sich das Kindchen beruhigt. Bald aber bekommt es heftiges Erbrechen. Schmidt gibt ihm starkes Salzwasser zu trinken und kuriert es damit in kurzer Zeit.

Als uns die Familie am Caruru-Igarapé verläßt, erfaßt meine Leute wieder das Heimweh. Sie wollen über den Fußpfad nach Hause. Nur mit schlauen Überredungskünsten gelingt es mir, sie auch über diesen letzten gefährlichen Punkt hinwegzubringen. Unsere Maniokgrütze wird immer knapper und muß jedem einzelnen in bestimmten Rationen zugemessen werden. Ein Ruderer hat starke Dysenterie, wohl infolge des weißen Flußwassers, und liegt ganz matt unter dem Bootsdach. Ein paar andere, auch der Pilot, leiden an Erkältung. „Yalanai molo kulakenai!“ („Der Weißen Katarrh ist sehr schlecht!“), sagen die Umaua, die wie die meisten Indianerstämme glauben, daß der Katarrh ihnen von den Weißen gebracht sei.

Am 29. Oktober hören wir flußaufwärts zwei Schüsse fallen. Die Colombianer sind nahe. Wir verbergen die Beutestücke meiner Umaua im Wald und beziehen frühzeitig Lager, um nicht in der späten Tagesstunde an der Niederlassung anzukommen. Als wir am nächsten Morgen um eine Ecke biegen, liegt diese vor uns auf dem hohen linken Ufer; einige kleine Palmstrohhütten, ein offener Schuppen, eine neue Maniok-Pflanzung. Die beiden Umaua setzen rasch zwei alte Hüte von uns auf und ziehen die Krempe tief in das Gesicht. Zwei Weiße erwarten

uns am Hafen, malariagelbe, wenig vertrauenerweckende Gesichter; der eine schielt auf einem Auge; Zierden für ein Verbrecheralbum. — Sie sind sehr erstaunt über unser plötzliches Erscheinen, bis wir uns vorstellen, und ich ihnen einen Empfehlungsbrief von Thomas Rois in Ipanoré an einen ihrer Führer, Manuel Olarte, übergebe. Don Manuel sei nicht da, sondern in einer anderen Niederlassung flußaufwärts. Sie erkundigen sich eifrig nach Don Raphael, den sie schon lange erwarten. Wir können ihnen keine Auskunft geben. Meine Frage, ob sie uns Maniokgrütze ablassen könnten, verneinen sie. Sie hätten selbst keine. Freilich sehen sie auch recht verhungert aus. — Man traut uns nicht trotz aller Empfehlungen. Da ruft zum Überfluß eine junge Indianerin, die in einem Kanu am Hafen Kleider wäscht, den beiden Kautschuksammlern in einer mir fremden Sprache einige Worte zu, indem sie auf den dicken Kauilimu zeigt, der schleunigst unter dem Bootsdach verschwindet. Die Colombianer werden noch stutziger, und der eine sagt: „Da ist ja einer von denen, die unsere Leute totgeschlagen und mir einen Lanzenstich in die Seite beigebracht haben!" — — — Aus Rücksicht auf unsere Mannschaft ist es Zeit, daß wir die Unterredung beenden. Wir nehmen kurz Abschied und fahren am anderen Ufer rasch flußaufwärts weiter.

Nach einer halben Stunde kommen wir zum Uarua-Lago (Spiegelsee). Der Caiary-Uaupes hat hier noch eine Breite von 70 m und eine Tiefe von 10 m an allen Stellen. Gern würde ich einen Abstecher zum Macaya machen, um die Umaua auch in ihren Wohnsitzen kennenzulernen, aber es fehlt uns die Maniokgrütze, der unentbehrlichste Mundvorrat für eine Landreise, die Leute sind krank und fühlen sich unsicher im Feindesland, und der Weg ist weit. Daher gebe ich schweren Herzens, aber zur Freude meiner Indianer den Befehl zur Rückfahrt. —

Die Umaua sind reine Karaiben, deren nächste Verwandten fern im Osten in den Guayanas sitzen, und zerfallen in eine Anzahl Unterhorden mit verschiedenen Namen, die aber eine Sprache mit geringen dialektischen Unterschieden sprechen. Die dem oberen Caiary-Uaupes zunächst wohnenden Umaua bezeichnen sich selbst mit dem Namen Hianakoto (Geier-Indianer), einem echten Karaibenwort; denn die Endung „-koto, -goto", die „Leute, Volk, Indianer" bedeutet, findet sich in zahlreichen Stammesnamen dieser Gruppe. Die Hianakoto haben am Macaya und am Cunyary acht Malokas. Ihre Sprache ist völlig übereinstimmend mit dem Idiom der Tsahatsaha (Tauchervogel-Indianer), die südlich von ihnen auf den weiten steinigen Sa-

vannen am Cunyary und Mesai drei Malokas bewohnen, und weicht auch nur wenig ab von dem sogenannten Carijona, das der französische Reisende Crevaux an den Ufern des oberen Yapura aufnahm. „Carijona“ (Karihona) ist überhaupt kein Stammesname, sondern heißt in der Umauasprache „Menschen, Leute“. Deshalb werden alle diese Karaibenstämme, die das ganze gewaltige Gebiet zwischen dem oberen Caiary-Uaupes und dem oberen Yapura oder Caqueta besetzt halten, von den Colombianern mit dem Gesamtnamen Carijona bezeichnet. Der Name „Umaua“ aber, der einigen Sprachen der Tukanogruppe angehört und „Kröten“ bedeutet, ist wohl ursprünglich ein Spottname, mit dem die Nachbarstämme die Gesamtheit dieser Karaiben benannten.

Die Hianakoto zeichnen sich wie fast alle echten Karaiben durch hohen Wuchs, athletischen Muskelbau und regelmäßige Züge aus. Noch jetzt denke ich dankbar an ihr sich stets gleichbleibendes, liebenswürdiges Wesen und ihre Treue zurück, die auch in schwierigen Lagen nicht einen Augenblick wankend wurde.

Die Tracht der Männer besteht in einem langen und bis zu 35 cm breiten Streifen harten Baumbastes, der fest um den Oberkörper gerollt wird, einer Art Gürtel oder, richtiger gesagt, Bauchbinde, die sie hono nennen. Um diesen starren Streifen, der unter den Armen dicht anschließt, werden weichere Bastbinden gelegt, die meistens charakteristische Figuren und Ornamente in roter Harzfarbe tragen und über der Brust zusammengeschnürt werden. Der Penis ist unter dem Gürtel hochgelegt und mit Hilfe der Hüftschnur am Leib befestigt. Diese Gürtel werden nie abgelegt, bis sie von selbst unbrauchbar werden und durch neue ersetzt werden müssen. Bei den Männern ist das Haupthaar rund um den Kopf geschnitten. Die Weiber gehen ganz nackt und haben das Haupthaar kurz geschoren. Männer und Weiber durchbohren die Ohrläppchen und die Nasenscheidewand und tragen Rohrstäbchen, beim Tanz federgeschmückte Vogelknochen darin (Taf. IX).

Noch zur Zeit Crevaux' waren die Carijona als Menschenfresser berüchtigt, und die Kobeua versicherten mir wiederholt, daß die Umaua ihre kannibalischen Gewohnheiten noch nicht lange aufgegeben hätten. Als einen Rest der Anthropophagie kann man es wohl ansehen, daß meine Hianakoto nach Aussage der Kobeua den erschlagenen Colombianern die Köpfe abschnitten und nebst den Eingeweiden in den Fluß warfen. Die so verstümmelten Leiber ließen sie am Tatorte liegen.

Die ersten Tage der Rückfahrt lassen sich schlimm an. Die Maniokgrütze ist uns ausgegangen. Ich lasse den Leuten aus einigen

Maggi-Tafeln eine dicke Suppe kochen und sage ihnen, das sei Maniokmehl aus meiner Heimat, wodurch ich ihnen das ungewohnte Gericht mundgerecht mache. Das Jagdkanu haben wir, um rascher vorwärts zu kommen, in das Schlepptau der Montaria genommen. Büchsenfleisch, das ich den Indianern gebe, kochen sie ganz aus und essen dann das grobfaserige, wertlose Zeug, die nahrhafte Fleischbrühe aber schütten sie weg! Alle Leute sind matt, zwei fieberkrank. Ein älterer Mann hat offenbar Malaria tertiana, denn er bekommt an jedem dritten Tag nachmittags gegen zwei Uhr starkes Fieber, das am Abend vergeht. Auch uns Europäern liegt es bleischwer in allen Gliedern. Das Fehlen der Maniokgrütze und infolgedessen des Schibé, des beliebten, durststillenden Erfrischungsgetränkes, zwingt uns öfters, als gut ist, von dem weißlichen Wasser zu trinken.

Am 5. November begegnen wir dem Colombianer-Führer Raphael Tobar, der von Manaos kommt und mit nur wenig Mannschaft in drei Booten langsam flußaufwärts fährt. Er ist ein sympathischer Mann von guter Bildung mit humanen Ansichten über die Eingeborenen, was in dieser abgelegenen Wildnis leider zu den Seltenheiten gehört, und zeigt sich uns gegenüber von der liebenswürdigsten Seite. Für meine Reise interessiert er sich sehr. Als er erfährt, daß ich beabsichtige, über den Tiquié und Apaporis den Yapura zu erreichen, schreibt er mir einen Empfehlungsbrief an seinen Freund, den Colombianer Cecilio Plata, der an der Mündung des Apaporis ein Haus habe. Er warnt mich vor den Indianern am Yapura, die sehr gefährlich seien. Vor einiger Zeit hätten die Andokes an einem Tage sechzig colombianische Kautschuksammler erschlagen, aber diese seien selbst daran schuld gewesen, da sie die Indianer zuerst mißhandelt und ihnen Weiber weggenommen hätten. — An der Yurupary-Cachoeira seien ihm die meisten seiner Leute, zwölf Uaupes-Indianer, Uasöna und Kobeua, in einer Montaria entflohen, obwohl er sie gut behandelt habe. Drei Körbe Mehl hätten sie mitgenommen. Die wenigen Ruderer, die er außer seinen eigenen Leuten noch hat, sind Kobeua und Uanana, alte Bekannte von uns aus Uaracapury. Beim Abschied schenkt er uns einen großen Korb Maniokgrütze, was uns in diesem Augenblick am meisten willkommen ist.

Köstlich benimmt sich bei diesem Zusammentreffen Kauilimu, der Mann mit dem schlechten Gewissen. Während der langen Unterredung mit Don Raphael sitzt er zusammengekauert im Boot, das Haupt gesenkt. Den linken Arm preßt er wider die Seite, um die fürchterliche Narbe, sein „besonderes Kennzeichen“, zu verbergen.

Mit der rechten Hand verdeckt er seine Nase, deren weit durchlöcherte Scheidewand ihn sofort als Umaua verraten würde.

Wir lagern oberhalb der Pacarão-Cachoeira. Ich gehe gegen Abend mit unserem Bahuna-Jäger und Kauilimu, der schwarze Pacufische speeren will, zur Stromschnelle, um mich auf Tapire anzusetzen. Während der Umaua in den seichten Fluß hinein watet, setzen wir uns auf einen großen, vom Hochwasser angeschwemmten Holzstoß, um nach dem Marsch durch den Sumpfwald ein wenig auszuruhen. Wir sitzen ohne Deckung, da wir den Tapirwechsel weiter unterhalb vermuten, rauchen eine Zigarette und schauen gespannt Kauilimu zu. Es ist ein schönes, lebendiges Bild, wie der muskulöse nackte Mensch mitten in den schäumenden Wogen den Fischen auflauert, sich von Zeit zu Zeit niederduckt, mit dem primitiven Speer auslegt, kräftig zusticht und den zappelnden Fisch aus dem Wasser hebt. Unwillkürlich blicke ich mich einmal langsam um. — Kaum zwanzig Gänge hinter uns steht ein starker Tapir, der von den salzigen Wasserpflanzen äst und bisweilen mit dem beweglichen Rüssel windet, unsere Anwesenheit aber nicht bemerkt, da wir unter Wind sitzen und uns nicht bewegt haben. Ich stoße meinen Gefährten vorsichtig an, flüstere ihm zu: „Tapiira!“, gleite gedankenschnell von meinem hohen Sitz herab in Deckung und schieße dem Tier, das spitz von uns abgewendet steht, eine Riflekugel in das Rückgrat. Es stürzt, erhebt sich aber sofort wieder und sucht schwerkrank in plumpem Galopp den schützenden Wald zu erreichen. Der Bahuna schießt mit seinem Vorderlader hinter ihm drein, aber das Schrot macht auf den Dickhäuter wenig Eindruck und treibt ihn nur zu größerer Eile an. „Suana!“ („Er ist weg!“) schreit aufgeregt mein Gefährte. Ich springe rasch in das Wasser, lade im Laufen, schieße ihm eine Kugel in die Keule und bringe ihm dann, als er mir die Seite bietet, einen Blattschuß bei. Am Waldesrand bricht er zusammen und verendet. — Große Freude! Es ist ein prächtiges Stück, stark wie ein junger Stier. Nun haben wir Fleisch in Hülle und Fülle! — Kauilimu weidet den Tapir kunstgerecht aus, und wir schleifen ihn in das seichte Wasser, wo er bis zum anderen Morgen liegen bleibt. Nur Leber und Nieren nehmen wir mit in das Lager, das wir erst in der Dunkelheit erreichen. Unsere Ankunft bringt auch dorthin frohe Aufregung. Die Leute haben unsere Schüsse gehört und darüber nicht sehr schmeichelhafte Vermutungen angestellt. Immer wieder muß der Bahuna erzählen, wie uns das Tier überrascht hat, und wie und wohin ich es geschossen habe. Bis in die späte Nacht hinein

brodelt und schmort es an den verschiedenen Lagerfeuern. Am Spieß gebratene Tapirleber und gekochte Tapirnieren sind freilich auch Delikatessen, die man nicht alle Tage hat.

Mit großer Mühe bringen wir das Boot über den Fall (Taf. VIII). Beinahe hätte eine Felsspitze es in der Mitte gespalten. Hart schlägt es auf. Verschiedene alte Lecke öffnen sich wieder. Wir lagern am Fuß des Kataraktes, um das Boot notdürftig auszubessern und den Tapir auf dem Bratrost zuzubereiten. Die Leute wollen sich endlich einmal wieder gründlich satt essen und tun dies auch in ausgiebigem Maße, besonders die beiden Umaua, die sogar das Fett mit Blattüten abschöpfen und trinken. Mitten in der Nacht weckt mich Kauanamu und bittet mich um eine Zigarette. Es ist ihm sehr schlecht. In seinem Kopf macht es „Bo-bo-bo-bo“, wie er sagt. „Madzihuli kulakenai!“ „Der Tapir ist böse!“ —

An einem Nebenbach besuchen wir eine verlassene Maloka der Kobeua. Vor Jahresfrist haben die Colombianer hier einen jungen Mann erschossen, dessen Grab sich neben zwei anderen im Hause findet.

Bei den Ihoädouö halten wir uns nur kurz auf, um den Umaua Uäketimu und seine Frau, die Tsahatsaha, mitzunehmen. Mit unserer zahlreichen Mannschaft hätten wir hier verhungern können. Die Leute haben nur eine elende Pflanzung und verarbeiten die Maniokwurzeln, wenn sie noch ganz klein sind. Sie bieten uns holzige und charakterlos schmeckende Fladen an, die sie aus der Wurzel einer dicken Liane hergestellt haben. Mit Windeseile fahren wir weiter. So scharf haben meine Leute noch nie gerudert. Schon sinkt die Sonne, aber sie zeigen keine Neigung haltzumachen. Ich frage den Pilot, ob in der Nähe kein Lagerplatz sei. Da erfahre ich den Grund ihres Eifers. Sie wollen noch bis zur Maloka der Uasöna kommen, wo ein Maiskaschiri mit Tanz stattfände. In tiefer Dunkelheit durchfahren wir eine kleine Stromschnelle. Die Ruderer schreien und jubeln, als wenn sie schon betrunken wären. Erst nach zehn Uhr kommen wir am Manapialia an; aber kein Flötengetön, kein Tanzlärm ist zu hören. Ich sage: „Sie schlafen alle!“ und lache den durstigen Häuptling aus. Leise fahren wir zum Hafen. Man hat uns gehört und kommt mit Fackeln, hält sich aber vorsichtig zurück, aus Angst, es seien die Colombianer, die ihre Ausreißer wiederholen wollten. Als sie meine Stimme hören, rufen sie erfreut: „Dotoro!“ und kommen heran. Das Kaschiri war nur klein; aber es sind noch ziemlich viele Gäste da. Man hat auch getanzt. In einer Ecke lehnen

buntbemalte Tanzstäbe. Trinkend, rauchend und plaudernd sitzen wir bis zum frühen Morgen zusammen. Sie erzählen uns triumphierend, wie sie den Colombianern während eines heftigen Gewittersturmes entflohen seien. Nur zwei Tage hätten sie bis hierher gebraucht.

Wir machen am anderen Tag, 11. November, noch einige Handelsgeschäfte. Ein Bahuna kauft ein großes Fischnetz und vier Kalabassen; der Koroa zwei Bastsäckchen mit roter Farbe.

An demselben Abend treffen wir wieder, freudig begrüßt, in Namocoliba ein.





XX. Kapitel

Die Kobeua-Indianer und ihre Maskentänze

Meine Leute werden glänzend ausgelohnt. Nach dieser mühevollen Reise haben sie es auch redlich verdient. Der Uaiana hat sich zur Kontrolle ein Kerbholz geschnitzt. Die Kerben an der einen Kante des platten Stabes bezeichnen die Tagereisen bis Uarua-Lago, die Kerben an der anderen Kante die Tage der Rückfahrt. In São Felippe erhielt ich von einem Karutana des unteren Issana ein dreikantiges Kerbholz, an dem die verschieden angeordneten Kerben verschiedene Arbeitsleistungen bedeuten.

Ich habe mir vom oberen Caiary ein kleines Fieber mitgebracht und muß in den ersten Tagen nach unserer Rückkehr stundenlang in der Hängematte liegen. Die Stechmücken treten jetzt in ganzen Wolken auf. Man kann kaum essen, viel weniger schreiben. Das Moskitonetz hilft nicht viel. Die kleinen Bestien kriechen durch die engen Maschen. Da decke ich noch das schwarze Tuch vom photographischen Apparat und ein großes Badetuch darüber und liege in den heißesten Stunden des Tages, in denen diese Insektenplage am schlimmsten ist, im Halbdunkel wie in einem Backofen.

Die Umaua verfertigen neue Bastgürtel. Von früh bis spät hocken sie mit einer unglaublichen Ausdauer in einer Ecke des wegen der Stechmücken verdunkelten Hauses und bemalen sie bei einem schmalen Streifen Lichtes, der durch einen kleinen Spalt der Blätterwand fällt. Als Pinsel dient ein feines Stäbchen, als Farbe Urucurot, mit klebriger Baummilch angerührt, als Farbnäpfchen ein zusammengebogenes Stück Bananenblatt (Abb. S. 273).

Die Zeichnungen bestehen teils in Mustern, die dank einer entfernten Ähnlichkeit nach Tieren (Schlangen, Fischen), Teilen von Tieren (Fischgräten, Ameisenbärrippen u. a.), Gerätschaften (Axtklingen) usw. benannt werden, teils stellen sie Seelen von Zauberärzten dar, menschliche Torsos mit Fratzengesichtern. Nach dem

Tode eines Zauberarztes teilt sich seine körperlich gedachte Seele. Während die untere Hälfte im Grabe verbleibt, geht der obere Körperteil nicht in das Jenseits der gewöhnlichen Sterbenden, sondern in den „Spezial-Olymp" dieser Vermittler zwischen Menschheit und Geisterwelt über, in eine große Höhle am Macaya, wo diese Bevorzugten auf bemalten Schemeln sitzen und Menschen fressen; eine Erinnerung an die Anthropophagensitten dieses Karaibenstammes. Wenn einer mit der Bemalung fertig ist, läßt er sich von einem anderen den breiten, starren, auf der Außenseite mit Urucurot überstrichenen Baststreifen vermittels der weichen Bastbinden fest um die Brust schnüren. Dann legt er sich der Länge nach auf die Erde, und der andere tritt so lange auf ihm herum, bis sich der Gürtel der Form des Leibes angepaßt hat. Der ebenfalls rot gefärbte, fein gefaserte Behang wird einfach zwischen die Lagen des aufgerollten Bastgürtels gesteckt.

Die Umaua haben keine Maskentänze. Sie tanzen in ihren Bastgürteln, mit Federn und anderem Zierat geschmückt, zum Klang von Felltrommeln, die an einer über die Schulter laufenden Schnur an der linken Seite getragen und mit einem hölzernen Schlegel bearbeitet werden. Das Trommelfell aus der Haut des Brüllaffen, Wildschweins oder Hirsches ist mit bunten Mustern bemalt und, wie bei unseren europäischen Trommeln, mit Schnüren über den hölzernen Zylinder gespannt. Diese Trommeln sind sicher nicht ursprünglich indianisch, wahrscheinlich aber ein alter Besitz dieser Karaibenstämme aus der Zeit des ersten Auftretens der Europäer. Der Name für die Felltrommel, tabulu, beweist dies zur Genüge. Er ist unzweifelhaft aus dem spanischen tambor verderbt und der Umauasprache angepaßt. Ein beliebter Tanzschmuck der Umaua, der sogar in ihren Tanzliedern besungen wird, sind dreieckige Silberplättchen, die durch Klopfen und Schleifen aus Münzen hergestellt werden. Sie werden gewöhnlich nicht, wie von den Uaupes-Indianern, auf der Brust, sondern in den durchbohrten Ohrläppchen getragen.

Kauanamu führt uns einen ihrer Tänze vor. Er faßt Schmidt unter dem Arm und springt mit ihm wild herum, vor- und rückwärts und sich im Kreise drehend, so daß „Nomitakä" nach der kurzen Vorstellung halbtot ist, obwohl er keinen Panzergürtel trägt. Die Tänze sind nach Tieren benannt.

Das Zeichnen wird epidemisch. Umaua und Kobeua drängen sich dazu, für eine Kleinigkeit, ein paar Perlen, eine Zigarette, in das Skizzenbuch zu zeichnen. Jedes umherliegende Papierschnitzel,

die weiße Innenseite des Umhüllungspapiers unserer Tafelschokolade, selbst die Etiketten an Stücken der ethnographischen Sammlung bedecken sie mit Proben ihrer Kunst, Figuren von Menschen und Tieren, Maskentänzern, wenig schmeichelhaften Porträts von mir und Schmidt u. a. Einige Kritzeleien sollen meine Notizen auf den Etiketten nachahmen (Abb. S. 297, 332, 359).

Ich mache den Scherz und lege einen Blaubogen unter das Blatt, auf dem ein Kobeua die charakteristische Figur eines Fisches entwirft. Als ich ihn dann frage, wie viele Fische er gezeichnet habe, sagt er natürlich: „Einen“, und ist sehr erstaunt, als ich ihm einen zweiten ganz gleichen Fisch, die Kopie auf der nächsten Seite, zeige, bis ich ihm das Wunder erkläre. Nun will es jeder versuchen.

Ein beliebter Sport, dem wir mit den jüngeren Männern besonders in den kühleren Nachmittagsstunden huldigen, ist ein Ballspiel, das am ganzen Caiary und am benachbarten Aiary geübt wird. Die Bälle sind aus den Umhüllungsblättern des Maiskolbens verfertigt, wobei die in einem Büschel überstehenden, langen Enden der Blätter, wie die Feder bei unserem Schlagball, dem Ball die sichere Richtung geben. Bisweilen wird noch eine gelbe Schwanzfeder des Beutelstars oben eingesteckt. Die Spieler stehen im Kreis in gewissen Abständen voneinander. Meistens wird mit zwei Bällen gespielt, die mit der Handfläche abgeschlagen werden und die Erde nicht berühren dürfen. Es ist ein sehr unterhaltender Sport, bei dem man die außerordentliche Gewandtheit der Indianer und das Muskelspiel ihrer schönen, nackten Körper bewundern kann.

Von den Umaua habe ich ein Blasrohr erworben, das nur 190 cm lang, sonst aber ebenso gearbeitet ist wie das Blasrohr der Buhagana, das ich am oberen Tiquié kaufte, und wie alle Blasrohre des Yapuragebietes (Abb. S. 123). Es dient zur Jagd auf Rebhühner, die gewöhnlich im Dickicht des Waldes rasch am Erdboden hinlaufen und dadurch die Handhabung eines langen Blasrohrs unmöglich machen. Das Visier besteht aus dem aufgepichten Schneidezahn eines Nagetieres. Blasrohr und Köcher tauschen die Umaua von ihren östlichen Nachbarn am Apaporis, dem Aruakstamme der Kauyari, ein. Sie liefern diesen dafür starkes Pfeilgift, in dessen Herstellung sie Hervorragendes leisten.

Die großen Giftpfeile, die am oberen Caiary und am Apaporis für Hochjagd verwendet werden, haben eine Länge von 145 bis 185 cm. Sie unterscheiden sich nicht unwesentlich von den am Aiary gebräuchlichen. Der in den Rohrschaft eingefügte, im Querschnitt runde Stab aus wohlgeglättetem, dunkelrotem oder schwarzem Holz läuft nicht,

wie dort, unmittelbar in eine Spitze aus, sondern hat am oberen, abgestumpften Ende einen 2 bis 3½ cm tiefen Einschnitt, in den die im Querschnitt viereckige bis ovale, 10 bis 12 cm lange Spitze aus hartem Palmholz eingesetzt und durch eine Umwicklung mit gepichter Faserschnur ziemlich lose befestigt ist. Die Spitze ist fast in ihrer ganzen Ausdehnung dick mit Curare bestrichen und bisweilen oberhalb der Giftschicht ringförmig eingeschnitten. Sonst zeigt der Pfeil dieselbe Technik wie am Aiary. Das Futteral unterscheidet sich von dem der Aiary-Pfeile nur durch sorgfältigere Ausführung und äußeren Zierat, Verbrämung mit Affenfell und dergleichen (Abb. S. 88). Die Spitzen der Pfeile bestehen bisweilen aus den mit feinen Widerhaken versehenen Rochenstacheln, was natürlich die furchtbare Wirkung des Geschosses noch erhöht.

Der Bogen ist derselbe, den die Indianer zu den Fischpfeilen benutzen, und unterscheidet sich nicht von dem Bogen, der am Issana-Aiary im Gebrauch ist. Auch die Blasrohre und die Köcher für die Giftpfeilchen bleiben sich in beiden Flußgebieten gleich.

Die Keule, die Hauptwaffe für den Nahkampf, ist am Caiary wie am Issana bereits verschwunden. Hier in Namocoliba habe ich zufällig noch eine solche Reliquie aus Väters Zeit gefunden. Sie stand unbeachtet in einer Ecke des Hauses und wurde mir für ein kleines Küchenmesser anstandslos überlassen. Den Spuren nach zu urteilen, wurde sie zum Umrühren der Maniokgrütze auf der Herdplatte oder als Stampfer im Mörser benutzt. Sie ist aus schwerem, rotem Holz gearbeitet und 112 cm lang. Der Handgriff ist mit geschnitzten Mustern verziert und geht allmählich mit flacher Bahn in das nur wenig breite Blatt über, dessen Kanten abgerundet sind.

Bei einem gewissen Tanz, von dem ich später sprechen werde, tragen die Kobeua und ihre Verwandten noch heute Keulen, die eine wesentlich andere Gestalt haben. Sie sind aus demselben roten Holz gefertigt, flach und auf dem Blatt mit eingeschnitzten Geflechtsmustern versehen, die mit weißem Ton eingerieben werden, damit sie besser hervortreten. Ihre Länge beträgt etwa 110 cm.

Die Kriegskeulen der Umaua sind ein gutes Zeugnis für die östliche Herkunft dieses Karaibenstammes. Sie ähneln selbst in Einzelheiten den Keulen der nahe verwandten Guayanastämme. Das Material dieser flachen, verhältnismäßig kurzen (85 bis 90 cm) Keulen ist wiederum ein schweres, rotes Holz. Der Handgriff läuft in eine Spitze aus, die bei den Guayanakeulen angeblich dazu dient, dem niedergeworfenen Feind in die Schläfe oder in das Ohr den Gnadenstoß

zu versetzen. Eine aus Palmfaserschnur geflochtene Schlinge, die gewöhnlich zum Aufhängen der Waffe dient, wird beim Kampf zur größeren Sicherheit um das Handgelenk geschlungen. Die Keule ist die ständige Begleiterin des Umauakriegers. Er nimmt sie sogar zu freundschaftlichen Besuchen und Tanzfesten mit und benutzt sie gelegentlich als Ruderbank in seinem Kanu.

Meine Umaua genießen in Namocoliba eine unbeschränkte Gastfreundschaft. Jeden Morgen geht die Tsahatsaha abwechselnd mit einer anderen Kobeuafrau auf die Pflanzung und bringt einen Korb voll Maniokwurzeln heim, die sie sofort verarbeitet. Alle dazu nötigen Geräte werden ihr zur Verfügung gestellt. Auch zu allen Mahlzeiten werden die Umaua eingeladen.

Am 19. November fahren sie in schwerbeladenem Kanu in ihre ferne Heimat, zunächst zum Puranga-Parana, wo Kauanamu und Kauilimu ihre Frauen holen wollen. Von den Kobeua erhalten sie eine Menge Maniokfladen als Gastgeschenke. Beim Abschied bitten sie mich, bald zum Macaya zu kommen und lange bei den Hianakoto zu bleiben. Sie hätten viele schöne Sachen, besonders schöngemusterte, nach der Beschreibung zylindrische Körbe.

In Surubiroca ist ein älterer Mann gestorben. Öla, der dort bei einem kleinen Kaschirifest war, bringt die Nachricht nach Namocoliba. Sofort hockt die Frau des Häuptlings nieder und stimmt schreiend die Totenklage an. Die übrigen bleiben gleichgültig und fahren fort zu erzählen, zu lachen und zu scherzen. Auch „Mama", wie wir sie nennen, ist nach ihrer Klage fröhlich wie zuvor. Der Häuptling überließ diese lästige Pflicht seiner Frau, obwohl sie gar nicht einmal mit dem Verstorbenen blutsverwandt war.

Am 23. November kommen in einigen Booten die Ihoädouö vom Puranga-Parana. Der Empfang jedes einzelnen ist endlos, ein monotones, mit jämmerlicher Stimme vorgetragenes Geplapper. Wieder hält „Mama" mit einer älteren Frau die Totenklage für den jüngst Verstorbenen ab, der ein naher Verwandter der Ankömmlinge gewesen ist. Es ist in allen Einzelheiten dieselbe Zeremonie wie am Aiary. Beide Frauen hocken nebeneinander am Boden und halten sich mit dem einen Arm umschlungen, während sie mit der anderen Hand das Gesicht bedecken. Zuerst klagen sie abwechselnd; dann vereinigen sie ihre Stimmen, die immer lauter, zu einem wütenden Gekreisch werden und schließlich in einen melodischen Trauergesang übergehen:

„Mein Sohn — mein Sohn — mein Sohn — warum bist du gestorben — mein Sohn — mein Sohn!"

Die anderen kümmern sich nicht darum, schwatzen laut durcheinander, blasen auf kleinen Flöten und Mundharmonikas, die sie von mir bekommen haben; ja, die jungen Leute, die bei uns in einer Ecke sitzen, spotten den beiden alten Klageweibern leise nach.

Die Beziehungen zu den Gebräuchen der Aruakstämme des Issana-Gebietes werden am nächsten Tage noch deutlicher. Die an einen Hölöua vom oberen Cuduiary verheiratete, älteste Tochter des Häuptlings, die mit ihrem Mann und drei kleinen Kindern schon seit einigen Wochen bei ihren Eltern zu Besuch weilt, nimmt Abschied, um in die Heimat zurückzukehren. Frühmorgens vor Sonnenaufgang findet ein langes, eintöniges Gespräch zwischen dem Häuptling und seinem Schwiegersohne statt, wobei sich beide, wie immer bei solchen Gelegenheiten, nicht anschauen. Darauf wiederholt sich dieselbe Szene zwischen Vater und Tochter, endet aber damit, daß beide niederhocken, den einen Arm um den Hals des anderen schlingen und einen von Schluchzen und Tränenströmen unterbrochenen Trauergesang, die Abschiedsklage, anstimmen, in derselben Melodie und demselben Rhythmus wie bei der Totenklage. Dann führt Mama mit Schwiegersohn und Tochter dieselben Szenen auf, und damit ist die Hauptzeremonie — denn eine Zeremonie war es trotz der Tränen — beendet. Ein längeres, jämmerliches Geplapper zwischen allen Teilen nacheinander, wie am Anfang, bildet den Schluß. Die Abziehenden beladen sich mit ihren Habseligkeiten, nehmen von jedem der Reihe nach mit wenigen gleichgültigen Worten Abschied und gehen, begleitet von allen Anwesenden, zum Hafen. Die Angehörigen geben ihnen kleine Geschenke mit auf den Weg, Maniokfladen, Kleidungsstücke u. a.; ich schenke einen Kamm. Bei der Abfahrt herrscht allgemein, auch bei den Eltern, die größte Fröhlichkeit.

Die Kobeua haben mir viel erzählt von großen Grasflächen, die sich am oberen Cuduiary erstrecken sollen, und von riesigen „Steinhäusern", die sich auf diesen Savannen befänden. Trotz der phantastischen Beschreibung der Indianer glaube ich, daß es sich um großartige Naturgebilde handelt, aber ich will der Sache auf den Grund gehen und bei dieser Gelegenheit möglichst viel vom Cuduiary kennenlernen.

Am 25. November fahre ich im leichten Kanu mit wenig Gepäck ab. Öla, der die „Steinhäuser" aus eigener Anschauung kennt, nehme ich als Steuermann und Führer mit, drei junge Männer und einen Knaben als Ruderer und einen Hund. Schmidt bleibt in Namocoliba zurück.

Unterwegs treffen wir meinen früheren Piloten zum oberen Caiary und kaufen ihm von einem Tapir, den er gerade geschossen hat, ein gutes Stück ab. In Surubiroca hat ein Knabe Dysenterie. Der Häuptling verspricht sich viel von den Wirkungen einer wollenen Bauchbinde, mit der ich seinerzeit auf der Reise einen kranken Bahuna „kuriert" habe. Ich schicke deshalb einen Boten mit einem Schreiben an Schmidt und bitte ihn, die Wunderbinde und etwas Tee zu schicken, was dem Patienten, wenn auch nichts nützen, so doch jedenfalls nichts schaden kann.

Kurz vor Tuibö begegnen uns zwei Fischer, Bahuna, darunter einer meiner Ausreißer. Der Bursche wird ganz fahl, als er mich erblickt, liefert aber ohne Weigerung einen Teil seines vorausbezahlten Lohnes aus. Unser Tapirfleisch ist schon am zweiten Tage schlecht geworden. Öla bindet den Rest mit einer Liane an einen über den Fluß hängenden Ast als „Lebensmittel für die Bahuna, diese Maku", wie er verächtlich sagt.

Der Fluß ist sehr gefallen. Überall treten kleine Sandbänke zutage. Trotz der starken Sommerhitze, die jetzt herrscht, ist es eine gemütliche Fahrt, zumal uns seit Surubiroca keine Stechmücken mehr das Leben verbittern. Wir beeilen uns auch nicht sehr, plaudern, baden mehrmals am Tage und schießen von Zeit zu Zeit Fische, von denen der Fluß oberhalb Namocoliba zu dieser Jahreszeit voll ist. An seichten Stellen stoßen die Leute das Kanu mit Stangen weiter.

Der Cuduiary hat vier größere Stromschnellen, die in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgen. Sie sind reich an Steinaxtschliffen und wohlausgeführten Felszeichnungen, unter denen große, menschenähnliche Figuren bemerkenswert erscheinen.

Als ich Öla frage, wer alle diese Zeichen und Zeichnungen gemacht habe, gibt er mir die vernünftige Antwort: „Vor alter Zeit haben es Leute mit Stein getan."

Die kleinen Zuflüsse auf beiden Seiten führen zum Teil milchigweißes Wasser, das sich von dem dunkelgrünen Wasser des Cuduiary scharf unterscheidet. Die Mündung eines ansehnlichen Nebenbaches ist mit Schilf und Gebüsch verwachsen; ein Zeichen, daß er nicht befahren wird. Er sei ein „Schlangenhaus", sagen die Indianer. Viele riesige Wasserschlangen hätten in ihm ihre Schlupfwinkel. Nahe der Mündung herrscht ein durchdringender Moschusgeruch. Meine Leute zeigen sich frische, breite Fährten in dem regennassen Uferschilf, das die Ungeheuer beim Durchkriechen niedergedrückt haben. Wir beeilen uns, von dem unheimlichen Ort wegzukommen.

Die verhältnismäßig starke Bevölkerung des Cuduiary ist sehr verschiedenen Ursprungs, spricht aber heutzutage nur eine Sprache, das Kobeua. Im Gebiet der Malapöoua, einer Unterabteilung der Bahuna, liegt noch eine Maloka der Koroa. Dann folgen in einigen kleinen Häusern Hähänaua (Kobeua), die früher Pädikuö (Reibebrett-Leute) hießen, und Piätokauö. In alter Zeit seien die letzteren Feinde der Kobeua gewesen, und noch heute sind sie berüchtigt als „Herren des Krankheitsgiftes“. Viele scheinen noch nie Weiße gesehen zu haben. Kleine Fischerkanus bergen sich bei unserer Annäherung scheu unter dem Ufergebüsch. Ich besuche ein Haus. Die Bewohner, denen das dichte Haupthaar bis auf die Schultern fällt, halten sich ängstlich im Hintergrund. Als ich ein Bündel Giftpfeile zur Ansicht verlange, reicht es mir ein Alter, indem er es an der äußersten Spitze hält, drei Schritte vom Leibe. In einer verlassenen Maloka dieses Stammes wird mein jüngster Begleiter während des Schlafes von einer großen Fledermaus in die Zehe gebissen, so daß er viel Blut verliert und mehrere Stunden ganz schwach ist.

Am Oberlauf des Flusses wohnt in zwei Malokas und mehreren Hütten der kleine „Baniwa“-Stamm der Hölöua. Früher Aruak, wie die meisten Anwohner des Querary, sprechen sie heute nur Kobeua.

Der obere Cuduiary ist reich an Wild, besonders an Tapiren, die zu verschiedenen Trinkplätzen im Walde kommen und dort mit ihren Jungen in possierlich-plumpen Sprüngen ihr Spiel treiben, was wir mehrmals in guter Deckung beobachten können. Lebensmittel bringen uns die Indianer mehr, als wir verzehren können. Wir haben bisweilen das halbe Boot voll Bananen und prächtiger Ananas und müssen manches zurückweisen oder an Vorüberfahrende verschenken.

Am 28. November erreichen wir die letzte Maloka der Hölöua, nachdem wir uns den ganzen Tag mühsam durch den von Baumstämmen verfallenen, nur noch wenige Meter breiten Fluß gearbeitet haben. Zugleich mit uns kommt die Hölöua-Familie an, die einen Tag vor uns in Namocoliba abgefahren ist, wegen der kleinen Kinder aber nur kurze Tagereisen machen konnte. Ein Kaschirifest ist im Gange. Viel Volk ist erschienen, unter den Bahuna-Gästen auch mein anderer Ausreißer, der mir verlegen aus dem Wege geht, das verkörperte schlechte Gewissen. Ein schlanker, junger Mann, nackt wie alle anderen, redet mich in gutem Portugiesisch an. Er ist im Hause eines Brasilianers am Rio Negro erzogen worden. Jetzt will er nichts mehr mit den Weißen zu tun haben. Offenbar hat er schlimme Erfahrungen gemacht. Der Flötenlärm und das Durch-

einanderschwatzen so vieler Menschen lassen mich die ganze Nacht kaum zur Ruhe kommen.

Am nächsten Morgen herrscht allgemeine Katerstimmung. Auch meine Leute liegen halb bewußtlos in den Hängematten, als wenn die ganze Reise nur ein eitler Traum sei, bis ich sie mit einigen kräftigen Worten aufmuntere. Zwei Stunden Fahrt bringen uns zu einem Flußpfad auf dem rechten Ufer, der zu den Savannen führt. Zunächst geht es steil bergan durch Hochwald; dann folgt ein schmaler Streifen lichten Waldes, und vor uns liegt die weite Savanne im Sonnenbrande.

Ein merkwürdiger Anblick, ungewohnt für einen, der so lange Monate nur dichten Urwald gesehen hat! Die ganze Fläche ist mit Felsplatten übersät. Eine spärliche, von mir noch nie gesehene Vegetation fristet in den Felsritzen ein elendes Dasein. Niedrige, krankhaft verwachsene Bäume, verkümmerte Sträucher, Baumlilien, kandelaberartig verästelt, mit Büscheln harter Blätter an den Spitzen, hier und da ein einsames buntes Blümchen. Fern im Süden begrenzen den Blick die Gebirge des oberen Caiary, von denen sich die sagenumwobene Taku, der Wohnsitz der Dämonen, mit ihren schroffen Felshängen scharf abhebt. Es ist keine eigentliche Savanne, sondern eine sehr lichte Buschsteppe mit Krüppelvegetation. Wir schreiten weiter auf dem sonnendurchglühten Hochplateau, über dem die Luft vor Hitze zittert. Die Naturgewalt hat auf den Felsplatten zahlreiche Gruben und Grübchen ausgehöhlt, deren Ränder scharf emporstehen, wie wenn sie beständig niederfallende Regentropfen hergestellt hätten. Der Marsch mit nackten Füßen über diese heißen Zacken ist recht mühevoll. Schon wandern wir eine halbe Stunde; endlich sagt Öla: „Da ist das eine große Steinhaus!“ Zunächst sehe ich gar nichts; der Boden ist so flach wie überall, bedeckt mit zahlreichen Steinplatten, die nur wenig hoch übereinander liegen. Wir kriechen durch dichtes Gestrüpp bis zu einem niedrigen Spalt, der sich in schwarzer Finsternis nahe am Boden zwischen einigen Felsplatten zeigt. Gleich hinter dem schmalen Eingang öffnet sich ein riesiges Labyrinth von hohen Sälen und geraden, breiten Gängen, die zu beiden Seiten regelmäßige Kammern abzweigen. Die hohe Decke, die von dem matten Schein unserer Laterne nicht erreicht werden kann und in tiefem Dunkel liegt, ist gestützt von mächtigen, runden, nach der Mitte zu sich verjüngenden Pfeilern; der Boden platt wie gestampft, mit feinem, weißem Sand bedeckt; das Gestein, ein weißlicher Sandstein, aus dem das ganze Plateau zu bestehen scheint, ist mit einer gelblichen Schicht, ähnlich Tropfstein, überzogen, teils spiegelglatt,

teils von zahlreichen Grübchen und Höhlungen zerrissen. Wir besuchen einige Gänge und Säle, dringen aber bei weitem nicht bis an das Ende vor. Bei unserem spärlichen Licht wäre es auch zu gefährlich, da wir, abgesehen von Raubzeug und kriechendem Gewürm, nicht wissen können, ob sich nicht plötzlich ein heimtückischer Abgrund vor unseren Füßen öffnet. Überall ertönt in der Finsternis ein unheimliches Sausen: es sind Tausende von großen Fledermäusen, die wohl als einzige Bewohner diese unterirdischen Paläste bevölkern. Auch Jaguare und Riesenschlangen sollen sie bisweilen zum Schlupfwinkel wählen. Diese Höhle, die vom Cuduiary weiter entfernt ist, nennen die Indianer „Haus des Felsenhahns“. In der Nähe ruht eine Steinplatte in einer Höhe von etwa zwei Metern auf einigen Felsen und bildet eine Art Tor. Ein vielbetretener, schmaler Pfad, der den Cubiu-Parana mit dem Cuduiary verbindet, führt an diesen gewaltigen Höhlungen vorbei, von denen wir eine zweite, anscheinend nicht minder große, auf dem Rückmarsch flüchtig besuchen. In ihr, nahe dem einzigen niedrigen Eingang, entspringt ein unterirdisch fließender Quell mit klarem, braunem, sehr kaltem Wasser. Wahrscheinlich stehen beide Höhlungen miteinander in Verbindung. Diese zweite Höhle heißt bei den Indianern „Haus des Affen“. In sehr alter Zeit hätten „andere Leute“, die sagenhaften Kuaiua, die „Steinhäuser“ erbaut.

In der Tat — die Indianer haben recht! Es sind „Steinhäuser“, aber nicht von schwacher Menschenhand errichtet, — die allgewaltige Natur ist der Baumeister gewesen. Wie viele Jahrtausende mögen darüber hinausgegangen sein, bis das Wasser diese Höhlungen aus dem Sandstein ausspülte und dieses riesige Labyrinth schuf, das sich mit mehreren Eingängen offenbar unter dem ganzen Hochplateau hinzieht!

Fünf Tagereisen oberhalb der Höhlen erhebt sich, nach der Aussage der Indianer, inmitten großer Grasflächen ein steiles Gebirge, von dem der Cuduiary als kleiner Bach in Kaskaden abstürzt. Auf diesen Savannen, die sich weit nach Norden erstrecken, streifen Maku, die von den Kobeua Yapooa genannt werden.

Gegen Abend sind wir wieder in der Hölöua-Maloka und treten am anderen Morgen die Rückreise an.

Die Hölöua- und Kobeua-Häuser flußabwärts finden wir verlassen. Die Bewohner sind in den Wald geflohen. Wie mir Öla erzählt, sind die Kuati (Nasenbär-Indianer) der Issana-Quellflüsse auf dem Kriegspfad. Ein Hölöua, der bei Verwandten am oberen Querary gewesen ist, hat die Nachricht mitgebracht, daß eine Bande Kuati auf weiten

Landwegen im Anzug sei, um die Hölöua totzuschlagen. Wahrscheinlich handelt es sich um Blutrache, Zauberei oder ähnliches. Vor einiger Zeit hätten die Kuati bei einem Nachbarstamme die Bewohner von drei Häusern erschlagen. Bei diesen „Kriegen“ überfallen die Feinde die Maloka gewöhnlich frühmorgens einige Stunden vor Sonnenaufgang und töten die schlafenden Bewohner mit den fürchterlichen breiten Eisenlanzen. Alle diese Aruakstämme des Issana-Quellgebietes und die „Baniwa“-Stämme des Querary seien alte Feinde der Kobeua.

Es gibt noch manchen Aufenthalt. In jedem Haus, das wir besuchen, mit jedem Vorüberfahrenden hält Öla ein längeres Gespräch über Woher und Wohin und schildert unsere Reise mit allen Einzelheiten. Die Indianer sind schrecklich neugierig und gewissenhaft — wenigstens in ihren Erzählungen. Eine stehende Redensart, mit der jede Unterhaltung eingeleitet wird, ist: „Kopai däuö kali!“ — „Heim fahre ich jetzt!“

In Surubiroca treffen wir nur eine alte Frau und einige Kinder. Die Männer sind in einer nahen Maloka beim Kaschiri. In der Nacht hören wir von dort her lange Zeit wüstes Geschrei. „Die Männer streiten“, sagt Öla. Deutlich schallt vor allen heraus die Stimme meines ehemaligen Piloten, der im Rausch gefährlich sei. Am Morgen kommen sie an, alle, leider auch eine Frau, betrunken und zudringlich. Wir machen, daß wir weiterkommen, und landen am 2. Dezember gegen Mittag im Hafen unseres idyllischen Namocoliba.

Bei diesem langen und friedvollen Zusammensein mit den Kobeua habe ich den besten Einblick in ihr harmonisches Familienleben gewonnen und manches über ihre Sitten, Gebräuche und Anschauungen durch eigene Beobachtung und die Erzählungen meiner Freunde erfahren. Vieles haben sie mit den Stämmen des Aiary gemeinsam, wie überhaupt ihre ganze Kultur von den Aruak stark beeinflußt erscheint.

Will bei den Kobeua ein junger Mann heiraten, so fragt er bei dem Vater seiner Auserwählten an. Gibt dieser seine Einwilligung, so bleibt der Bräutigam fünf Tage lang im Hause seiner zukünftigen Schwiegereltern. Während dieser Zeit findet ein großes Tanzfest mit Gelage statt, zu dem viele Gäste eingeladen werden. Am Schluß des Festes übergibt der Vater dem Schwiegersohne die Tochter mit empfehlenden und ermahnenden Worten und erklärt damit die Ehe als gültig. Darauf nimmt der junge Ehemann die Gattin bei der Hand und eilt mit ihr zum Hafen. Der Schwiegervater folgt dem

Paar, indem er laut klagt und die Tochter, die ebenfalls weint und klagt, beständig mit der Hand leicht auf den Rücken schlägt. Hinter ihm kommt die weinende Mutter, die die Aussteuer der Tochter, Hängematte, Körbe, Töpfe usw., trägt und in das Kanu der Brautleute legt, die darauf mit größter Geschwindigkeit heimwärts fahren. Als Geschenke oder, besser gesagt, Bezahlung erhalten die Eltern der Frau von dem Schwiegersohne: Hängematte, Körbe, Siebe und wertvolle Tanzgeräte.

Bei manchen Horden soll noch heute der zeremonielle Frauenraub Sitte sein. Die Braut wird von dem Bräutigam und seiner Sippe mit Gewalt und unter großem Lärm aus der Maloka geraubt, wobei es bisweilen auf beiden Seiten tüchtige Prügel absetzt. Am anderen Tag kommen die Parteien zur eigentlichen Hochzeit zusammen und tanzen bei einem Trinkgelage friedlich miteinander. Bei der Hochzeitsfeierlichkeit werden von Braut und Bräutigam die Kaschiri-Kalabassen ausgetauscht.

Über einen „Raub der Sabinerinnen“ am oberen Caiary berichtet eine Sage der Kobeua, die unzweifelhaft einen historischen Hintergrund hat: Vor vielen, vielen Jahren raubten die Uanana, die damals am oberen Querary wohnten, die beiden Töchter des Hömänihikö, des Stammvaters der Kobeua, und machten sie zu ihren Frauen. Darob erzürnte Hömänihikö, zog mit seinem Bruder Mianikötöibö gegen die Uanana zu Feld und verbrannte eine große Anzahl von ihnen in einem Hause. Die Überlebenden flohen nach der Stromschnelle von Caruru, wo noch heute der Hauptsitz des ganzen Stammes ist.

Auch die bis auf den heutigen Tag von den freien Stämmen des oberen Rio Negro und seiner Nebenflüsse streng beobachtete Gewohnheit, die Frauen stets aus anderem Stamme zu nehmen, scheint auf den alten Frauenraub hinzuweisen.

Während das junge Mädchen die größte Freiheit genießt und ihre Unschuld nicht über alle Zweifel erhaben zu sein braucht, steht die Ehe durchschnittlich auf einer sittlich hohen Stufe, und die Treue wird selten von einem der beiden Ehegatten verletzt.

Nie habe ich auch nur den Schatten eines undezenten Benehmens im Verkehr von Eheleuten bemerkt, nie unter normalen Verhältnissen ernstere Streitigkeiten, häßliche Szenen, die in unserem „zivilisierten“ Europa in manchen Kreisen leider vielfach an der Tagesordnung sind.

Ein junges Pärchen in Namocoliba war unzertrennlich. Fuhr der Mann zum Fischfang, so saß die Frau am Steuer; ging die Frau zur Arbeit in die Pflanzung, so begleitete sie der Mann mit Bogen

und Pfeilen, um in ihrer Nähe zu jagen. Nach des Tages Last und Hitze saßen die beiden gewöhnlich auf dem Dorfplatz, kämmten sich gegenseitig die Haare und lasen sich die Läuschen aus dem dichten Haupthaar oder die Stechmücken vom Rücken ab.

Spielt die Frau schon als Gattin und Beraterin des Mannes eine große Rolle, so ist dies naturgemäß noch mehr der Fall, sobald sie Mutter geworden ist. Damit übernimmt sie ihre eigentliche Lebensaufgabe, denn die Pflege und die Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren ist allein ihrer Pflichttreue überlassen.

Schon vor seinem Eintritt in die Welt genießt das Kind die Fürsorge der Mutter. Einen Monat vor der Geburt darf die Kobeuafrau alle Vögel und Fische essen, außer dem Pirarara-Fisch, dessen Genuß überhaupt mancherlei üble Folgen haben soll. Alle Vierfüßler aber, besonders Tapir, Wasserschwein und Hirsch, sind ihr verboten. Diese Vorschrift gipfelt also in einer geregelten Diät, wie sie der Indianer bei allen Krankheitsfällen anwendet. Der Mann darf alles essen.

Mit irgendwelchen geschlechtlichen Speisevorschriften hing es wahrscheinlich zusammen, daß zwei meiner Umaua, die in kinderloser Ehe lebten, keinen Hirschbraten essen wollten, sondern heftigen Abscheu davor ausdrückten, während der dritte, der ein Söhnchen sein eigen nannte, mit gutem Appetit davon aß.

Die Geburt findet entweder in der Maloka selbst oder in einer abseits gelegenen Hütte oder auch nur im Walde statt, im Beisein und unter dem Beistand aller verheirateten Weiber, die im Gesicht festlich rot bemalt sind. Die Nabelschnur wird von der Mutter des Mannes mit Schneidegras abgeschnitten und sofort mit der Nachgeburt vergraben. Bei Zwillingen wird das Zweitgeborene unmittelbar nach der Geburt getötet und an Ort und Stelle begraben; wenn die Kinder verschiedenen Geschlechts sind, das weibliche.

Wenige Stunden nach einer Geburt in Namocoliba begab sich der Zauberarzt mit seinem ganzen Zauberapparat, Rassel, Bergkristallen u. a., den er in einem flachen Korb trug, in die „Wochenstube", die mit Palmlatten und Bananenblättern dicht abgeschlossen wurde. Dort nahm er eine lange Beschwörung in eintönigem Gemurmel vor, wobei außer der Wöchnerin und ihrem Manne nur seine Eltern anwesend waren. Der Abschluß der fünftägigen Wochenzeit, die stets in der Wohnungsabteilung des jungen Paares abgehalten wird, war von denselben Gebräuchen begleitet wie am Tiquié. Bevor man das Neugeborene zum ersten Bad trug, wurde das ganze Haus ausgeräumt. Auch wir mußten unser Gepäck ins Freie bringen. Erst

am folgenden Tage brachte ein naher Anverwandter — in der Regel ist es der Bruder des Mannes — gekochte Fischchen zur Speise, womit die Fastenzeit vorüber war.

Acht Tage nach der Geburt veranstalten die Eltern zu Ehren ihres Sprößlings ein Trinkfest, zu dem die ganze Verwandtschaft zusammenkommt. Bei dieser Gelegenheit gibt der Großvater (Vater des Vaters) dem Kinde den Namen. Die Knaben erhalten fast immer zwei, die Mädchen stets nur einen Namen. Gewöhnlich werden die Kinder nach Tieren benannt, die Mädchen auch nach Pflanzen. Da gibt es einen „Tapir“, ein „Wasserschwein“, eine „Fledermaus“, einen „Geier“, eine „Eule“, eine „Kröte“, eine „Krabbe“, verschiedene Arten Fische, aber auch einen „Hirschhaar“, einen „Hirschbart“. Eine Frau heißt „Specht“, eine andere „Bastmutter“.

Zusammengesetzte Namen werden fast stets abgekürzt. Statt „Ölahindo“ sagt man „Öla“, statt „Yamapola“ (Hirschhaar) oder „Yamahäuö (Hirschbart) „Yama“ usw. Auch meine Umaua „Kauilimu“ und „Kauanamu“ nannten die Kobeua gewöhnlich „Kaui“ und „Kaua“. Ebenso werden die christlichen Namen häufig abgekürzt. Statt „Domingo“ sagen sie „Domi“, statt „Marcellino“ „Massa“.

Ein kleines Kind, Knabe oder Mädchen, reden die Kobeua mit dem Liebkosungswort „Tchumi“ an, was ungefähr unserem „Kleines, Kleinchen“ entspricht.

Auch hier begegnet man der Scheu, den indianischen Namen zu nennen. Dieselbe Furcht vor Zauberei, die aus diesem Bedenken spricht, zeigte sich, als ich von den Indianern Haarproben nehmen wollte.

Vom Augenblick der Geburt bis zu dem Zeitpunkt, wo das Kind sich seinen eigenen Füßen anvertrauen kann, sieht man die Mutter selten ohne dieses. Es ist bis dahin sozusagen ein untrennbarer Teil ihres Ichs.

Ist das Kind noch sehr klein, so trägt es die Mutter in einer breiten Bastbinde, die sie über die rechte Schulter hängt. Später, wenn es schon allein sitzen kann, läßt sie es auf ihrer Hüfte reiten und umschlingt es nur lose mit der einen Hand. In dieser Weise kann man häufig Mutter und Kind am Tanze der Männer teilnehmen sehen. Schon die kleinen Mädchen schleppen so ihre jüngeren Geschwister umher, deren Pflege ihnen zeitweise anvertraut ist. Possierlich ist der gravitätische Ernst, mit dem diese kleinen Mütter, das ältere Vorbild nachahmend, ihr Amt versehen. Wird das Kind der Mutter bei ihren häuslichen Arbeiten lästig, so bringt sie es im Hänge-

stühlchen unter. Es sind äußerst zweckentsprechende, aus biegsamen Stäbchen und Baststreifen verfertigte Apparate, in denen das Kind aufrecht sitzen oder auch stehen kann. Damit ist beiden Teilen geholfen. Die Mutter ist der Wartung des Kleinen für einige Zeit enthoben, das Kind ist in Sicherheit; es kann nicht fallen und nicht auf dem Boden umherkriechen, Erde essen und sonstigen Unfug anrichten. Ja, wenn man das Stühlchen so tief hängt, daß das Kind mit den Füßen auf dem Boden steht, kann es darin sogar laufen lernen (Taf. X).

Ihre Mutterliebe übertragen die Indianerinnen auch auf ihre zahlreichen Haustiere, in deren Zucht und Zähmung sie ihren ganzen Stolz setzen. Was sie daher von jungen Säugetieren fangen können, ziehen sie an ihrer eigenen Brust auf, wodurch diesen Tieren, namentlich den Affen, eine solche Anhänglichkeit eingepflanzt wird, daß sie der Pflegemutter auf Schritt und Tritt folgen.

Unter den Lieblingstieren, die die Kobeuafrauen bei allen möglichen Gelegenheiten mit sich schleppen, sind junge Faultiere, die stumpfsinnigsten Bewohner des brasilianischen Urwaldes. Wie kleine Kinder klammern sich diese Tiere um den Hals ihrer Pflegemütter, in deren Fürsorge sie sich mit ihren zweibeinigen Milchgeschwistern redlich teilen.

Eines Tages hatte ein Jäger eine Äffin geschossen und das Junge lebend mitgebracht. Seine Frau suchte es an ihre Brust zu gewöhnen, indem sie das sich heftig sträubende kleine Scheusal, das wütend kratzte und um sich biß, kräftig am Halse packte und ihm aus ihren vollen Brüsten Milch in das Maul spritzte. Auch einen kleinen Vogel fütterte sie auf diese Weise, aber der war schon verständiger und sperrte den Schnabel verlangend auf nach dem süßen Trank.

Die Kinder genießen von den Eltern eine liebevolle Behandlung, wenn der Indianer auch gewöhnlich seine Gefühle vor Fremden verbirgt. In allen Niederlassungen, wo ich mich längere Zeit aufhielt, und wo die Indianer mich gewissermaßen zur Familie rechneten und deshalb keine Scheu mehr zeigten, bemerkte ich, daß die Eltern besonders die kleinen Kinder mit denselben Zärtlichkeiten überschütten wie bei uns. Stundenlang sah ich Frauen mit ihren Kindern spielen und sie unterhalten. Ist noch ein Säugling da, der die ausschließliche Pflege der Mutter beansprucht, oder muß diese ihrer Hausarbeit nachgehen, so überläßt sie das etwas ältere Kind gern der Großmutter, die bisweilen auch das Säugen übernimmt. Die Indianer sagen, die Frauen wendeten ein Mittel an, das ihnen die Milch bis in ein hohes

Alter erhalte. Freilich gibt es unter den Indianerinnen noch recht jugendliche Großmütter. Da viele bei ihrer frühen Entwicklung schon mit zwölf bis vierzehn Jahren heiraten, so können sie Großmütter werden in einem Alter, in dem die moderne Europäerin noch lange nicht an diese Würde denkt. Die allzufrühe Mannbarkeit und Heirat der indianischen Mädchen mag eine der Hauptursachen ihres raschen Verblühens sein. Das weibliche Geschlecht ist zwar in der Regel von gesundem und kräftigem Körperbau, zeichnet sich aber gerade nicht durch Schönheit aus. Nach dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre ist bei der Indianerin die Blüte gewöhnlich vorüber. Die ebenmäßige Gestalt wird häufig durch ekelhafte Fettanhäufung verdeckt, und die Elastizität der Bewegungen macht einer gewissen Trägheit Platz. Andere Frauen magern nach mehrmaliger Mutterschaft stark ab; die Züge werden scharf und knochig, und unter den älteren Weibern trifft man bisweilen wahre Hexenmodelle mit halberblindeten, triefenden Augen.

Trotz der geringen Bekleidung der Frauen habe ich bei ihnen nie die geringste Unanständigkeit gesehen. Selbst gänzlich unbekleidete Frauen benehmen sich so dezent, daß man ihre Nacktheit völlig vergißt.

Die zärtliche Liebe der Mutter zum Kinde zeigt sich schon darin, daß sie es mit allem möglichen Schmuck behängt. Die schönsten Halsketten aus aufgereihten Tierzähnen, Pflanzensamen und mühsam durchbohrten Steinperlen findet man bei den kleinen Kindern. Durch nichts kann man sich die Eltern und besonders die Mutter rascher zu Freunden machen, als wenn man ihr Kind mit Perlen beschenkt, die sofort auf einen Faden gereiht und dem Kleinen um den Hals gehängt werden, was stets die ganze Familie zu lauten Ausrufen der Bewunderung hinreißt.

Bei jeder Gelegenheit wird das Kind von der Mutter bemalt, teils zum Schmuck mit Urucurot, teils als prophylaktisches Mittel gegen den bösen Katarrh und andere Krankheiten mit der heilkräftigen, dunkelroten Farbe der Bignonia Chica. Oft brachten mir die Frauen ihre kranken Kinder und baten mich flehentlich, sie zu heilen. Rührend ist ihre Sorge, erschütternd ihre Trauer bei dem Verlust ihrer Lieblinge. Gleich im Anfang meiner Bekanntschaft zählten mir die Frauen gewöhnlich mit jämmerlicher Stimme die Kinder auf, die ihnen der unerbittliche Tod entrissen hatte, indem sie mit traurigen Mienen nach der Erde zeigten. Die Kindersterblichkeit ist groß. Daher kommt es wohl auch, daß in diesem Gebiet trotz der verhältnismäßig großen Fruchtbarkeit der Frauen die Bewohnerzahl nicht zunimmt, bei einigen Stämmen sogar ständig zurückgeht.

Die Kinder zeigen frühzeitig große Intelligenz und natürlichen Anstand. Zwar gibt es auch bei den Indianern, wie in der ganzen Welt, ungezogene Kinder, besonders unter den kleineren, die noch nicht die Ruhe und Selbstbeherrschung der Eltern angenommen haben. Wohl weisen die Eltern sie dann mit ermahnenden Worten zurecht, wohl sagt der Vater einmal zum schreienden Kind, das ihm und anderen die Nachtruhe stört: „Obähakö, abochökö daibi!" — „Sei still, der böse Geist kommt!", aber nie sah ich, daß sie sich in jähem Zorn zu Ungerechtigkeiten oder gar Mißhandlungen hinreißen ließen.

Sobald sie laufen können, ahmen die Kinder die Tätigkeit der Erwachsenen nach. Während das kleine Kind sich mit einem Bambusstäbchen als Spielzeug begnügt, übt sich der heranwachsende Knabe mit kleinen Bogen und Pfeilen, die ihm der Vater verfertigt. Das Mädchen fängt frühzeitig an, der Mutter zur Hand zu gehen. Es beaufsichtigt die jüngeren Geschwister und lernt spielend die verschiedenen Geschäfte der Hausfrau.

Stirbt ein Kobeua, so hocken während der folgenden Nacht die Männer auf der einen, die Weiber auf der anderen Seite der Hängematte, in welcher der Leichnam liegt, und halten die Totenklage ab. Am anderen Morgen wird der Verstorbene in seinem Kanu, in derselben Weise wie am Aiary, inmitten der Maloka begraben. Sein Federschmuck wird ihm auf die Brust gelegt und mit in das Grab gegeben. Auf dem geschlossenen Grabe werden sein Bogen und seine Pfeile, seine Fischreusen und andere Gerätschaften, auf dem Grabe der Frau ihre Körbe und Siebe verbrannt, ihre Töpfe zerschlagen und die Scherben in den Wald geworfen, damit nichts von der Habe des Toten zurückbleibt, und der Totengeist nicht gezwungen ist zurückzukehren, sein Eigentum zu beanspruchen und die Hinterbliebenen für ihre Nachlässigkeit oder Habgier zu bestrafen. Solange der Leichnam noch nicht in der Erde ruht, dürfen die Anverwandten nichts essen. Ein Bad beendigt das Fasten. Die laute, zeremonielle Totenklage wird fünf Tage lang, morgens, mittags und abends, von den Hinterbliebenen am Grabe ausgeübt, auch später noch gelegentlich wiederholt.

Sofort nach dem Begräbnis werden Masken verfertigt und ein großes Kaschiri bereitet. Am neunten Tage findet das Totenfest zu Ehren des Verstorbenen statt. Die Maloka wird durch Zäune aus Palmlatten geteilt. In der hinteren Hälfte bleiben die Weiber und Kinder. In der vorderen Hälfte veranstalten die Männer zunächst

einen Yuruparytanz, wobei sie auf zwei riesigen Trompeten blasen. Gepeitscht wird nicht. Danach wird der Zaun weggenommen, und im Beisein der Weiber und Kinder beginnen unter erneuter Totenklage Maskentänze, die bis zum nächsten Tage dauern.

Stirbt ein Häuptling, so folgen ihm in der Würde zunächst seine Brüder und erst nach diesen sein ältester Sohn. Letzterer wird Häuptling, „wenn er eben Mann geworden ist"; doch kommt Minderjährigkeit kaum vor, da stets genug Oheime vorhanden sind, die nach dem Alter einander folgen, so daß der Sohn des ersten Häuptlings häufig schon ein ansehnliches Alter erreicht hat, ehe er die Geschäfte des Ältesten übernimmt.

Erst nach Ablauf eines Jahres dürfen Witwer oder Witwe wieder heiraten.

Der Totengeist bleibt einen Tag beim Leichnam und geht dann nach Makölami (Ararahaus), einer schönen, geräumigen, für die Menschen unsichtbaren Maloka auf dem gleichnamigen Gebirge oberhalb der Mündung des Cuduiary, wo er von den Geistern der Vorfahren festlich empfangen wird. Ein anderer Höhenzug, nicht weit von Makölami, trägt ebenfalls auf seinem Gipfel ein großes „Steinhaus". Beide Gebirge gelten als das Jenseits der Kobeuaseelen.

Beim Schlaf und Traum verläßt die Seele den Körper und „geht spazieren". Sie steht eine Zeitlang beim Kopfe des Schlafenden, geht dann langsam zu seinen Füßen, steht auch dort eine Zeitlang still, kehrt langsam zum Kopfe zurück und so fort, immer hin und her. Schließlich schlüpft sie wieder durch den Mund in den Körper, und der Mensch erwacht. Bisweilen macht die Seele auch weitere Ausflüge. Träume ich von den Umaua, so war meine Seele bei ihnen.

Im Dunkel der Nacht traf ich einmal den Umaua Kauanamu vor dem Haus neben dem Eingang stehend. Mit der Hand strich er sich über das Gesicht und blies dann die „Materie" in die Luft, ähnlich wie es die Zauberärzte bei der Krankenkur machen. Ob er einen bösen Traum gehabt hatte und ihn auf diese Weise verscheuchen wollte?

Beim Niesen und Gähnen verläßt die Seele einen Augenblick den Körper durch Mund und Nase. Während der Reise zum oberen Cuduiary nieste Öla eines Tages heftig und sagte dann zu mir: „Jetzt denke ich an eine Frau." „An deine Frau?" fragte ich ihn. „Nein, an eine andere!" antwortete der Spitzbube.

Bei einem starken Donnerschlag trennt sich nach dem Glauben der Kobeua eine Seele vom Körper; ein Mensch stirbt.

Eine Art von Endokannibalismus schilderte mir der Häuptling von Namocoliba nach eigener Anschauung: Fünfzehn Jahre nach dem Begräbnis werden die Gebeine des verstorbenen Vorfahren außer dem Schädel ausgegraben und in einem großen Feuer vor der Maloka verbrannt. Die verkohlten Knochen werden säuberlich gesammelt und in einem Topf auf ein Feuer gesetzt, das einen ganzen Monat, Tag und Nacht, unterhalten wird, bis die Knochen in Asche zerfallen. Das Knochenmehl wird nochmals im Mörser fein gestoßen. Bei dem Totenfest, zu dem viele Leute zusammenkommen, wird ein großer Topf mit Kaschiri, das nur aus Mais gebraut und sehr dickflüssig und stark ist, in die Mitte der Maloka gestellt und das Knochenmehl durch ein dichtes Sieb in den Festtrank geseiht. Der Häuptling rührt das Gebräu mit einem Stab um und gibt zuerst jedem der umsitzenden Männer eine große Kalabasse davon zu trinken, aber nur den Alten und den Familienvätern, die schon drei Kinder haben, darauf ebenso den Weibern, aber wiederum nur den Alten und den Müttern von drei Kindern.

Bei diesem Fest wird, außer den gewöhnlichen Maskentänzen, ein besonderer Tanz aufgeführt. Die Teilnehmer tragen lang herabwallende Streifen aus gelbem Bast wie eine Stola um den Hals und mit Bastfahnen verzierte Keulen unter dem linken Arm (vgl. S. 301). In der rechten Hand halten sie einfache Röhren aus leichtem Cecropiaholz, auf die hölzerne Fischfiguren gebunden sind. Sie schreiten vor- und rückwärts, indem sie jedesmal mit dem rechten Fuß aufstampfen, entlocken ihren primitiven Instrumenten dumpfe Töne und singen dazu einen eintönigen Gesang mit unzähligen Wiederholungen.

Den Ursprung dieser merkwürdigen Sitte, die sich auch bei anderen Stämmen des tropischen Südamerika findet, können wir in dem Glauben suchen, daß die Knochen, die nach der Zersetzung des Leibes allein übrigbleiben, der eigentliche und letzte Sitz der Seele sind. Unfähig, das Körperliche vom Geistigen zu trennen, macht sich der primitive Mensch des Geistes und Wesens seiner Vorfahren, die ihm als die verkörperten trefflichen Eigenschaften gelten, auf diese handgreifliche Weise teilhaftig.

Dem Glauben an die unmittelbare Übertragung gewisser Eigenschaften und Fähigkeiten vom Tier auf den Menschen, der auch in den Speisevorschriften vor und nach der Geburt seinen Ausdruck findet, begegnen wir in folgendem Brauch der Kobeua: Es gibt einen kleinen Falken mit rotem Schnabel, der sich besonders in den Pflanzungen aufhält und ein so scharfes Gesicht haben soll, daß er

aus bedeutender Höhe sogar einen Wurm auf der Erde sehen könne. Wenn ein Kobeua einen solchen Vogel erlegt, sticht er ihm in die Augen und träufelt die darin enthaltene Flüssigkeit in seine eigenen Augen, um auf der Jagd schärfer sehen zu können.

Wie überall, so nimmt auch bei den Kobeua der Zauberarzt eine hervorragende und in mancher Beziehung gefürchtete Stellung ein. Nur mit Hilfe eines älteren Zauberarztes kann man diese Würde erlangen. Dieser holt von einem hohen Gebirge weiße Zaubersteinchen, die ein großer mythischer Geier auf natürlichem Wege von sich gegeben hat. Er zaubert sie dem Kandidaten durch die Nase in den Kopf, wo sie „das ganze Gehirn und die Augen fressen" und deren Stelle einnehmen. Der übrige Körper bleibt unberührt davon. In diesen weißen Steinchen, vielleicht Bergkristallen, steckt offenbar die ganze Kraft des Zauberarztes. Der Kandidat darf nun einen Monat lang nur Maniokspeisen zu sich nehmen und seine ehelichen Pflichten nicht ausüben. Dann darf er zunächst wieder gewisse kleine Fische essen, weiterhin größere Fische und endlich Fleisch von warmblütigen Tieren. Nach dem Fasten ist er Zauberarzt und kann als solcher Krankheiten heilen. Bei den Kobeua gebe es nur gute Zauberärzte! Viele böse Zauberer aber seien bei den Möläua (Moskito-Indianern) im Quellgebiet des Ti-Igarapé und am oberen Papury.

Wird ein Zauberarzt sehr alt, so daß er nur noch mühsam gehen kann, dann wird er ein Jaguar, d. h. er geht von Zeit zu Zeit in den Wald, verwandelt sich dort in einen Jaguar und tötet und frißt Hirsche und andere Tiere, aber auch Menschen. Er kehrt aus dem Walde zurück und wird wieder Mensch. „Die Jaguarhaut birgt er in seinem Schlafwinkel über seiner Hängematte unter den Dachsparren." Stirbt ein Zauberarzt, „so wird seine Jaguarhaut mit ihm begraben". Seine Seele aber geht nicht in das Jenseits über, sondern streift für immer im Walde umher als „sehr böser Jaguar".

Wir haben es hier mit einem ausgesprochenen Werwolfglauben zu tun, der uns zugleich den Schlüssel dazu gibt, warum im Kobeua und in den meisten anderen Sprachen der Tukanogruppe die Bezeichnungen für Jaguar und Zauberarzt identisch sind.

Böse Menschen bringen den Leuten Gift bei und machen sie dadurch krank. Der Feind geht auf ein Gebirge und holt dort Zaubergift, das in Gestalt und Farbe Stärkemehl ähnelt. Er faßt es nicht mit den Händen an, sondern schiebt es mit einem Stäbchen auf ein Blatt und schüttet es von diesem auf ein anderes Blatt, das er vorsichtig zusammenfaltet und verschnürt. Bei einem Tanzfest sticht er

heimlich mit einem Stäbchen ein Loch in das Bündel und läßt den Inhalt in die Kalabasse des Gegners laufen. Dieser trinkt davon und wird krank. Stirbt er, so spricht der Zauberarzt mit dem Totengeiste, der ihm den Schuldigen nennt. Dann überfallen die Verwandten die Maloka des „Mörders“, töten alle Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, soweit sie nicht entfliehen, und verbrennen das Haus.

Die Krankenkur ist dieselbe wie am Aiary.

Als in Namocoliba eine junge Frau am Fieber erkrankte, entzauberte der Zauberarzt auch ihren ganzen Kleinkram, den er in einen flachen Korb gelegt hatte, indem er eifrig Tabakrauch darüber hin blies und mit der rechten Hand die Krankheitsmaterie wegstrich und in die Luft wehte. Er nahm seine Pflicht sehr genau und zog sich nach einer heftigen Kur an der Frau, die über eine halbe Stunde gedauert hatte, ganz matt in seine Hängematte zurück, wo er noch eine Zeitlang weiterstöhnte, rülpste und spuckte.

Beim Krankenzauber spielt die Zauberrassel eine Hauptrolle. Der Zauberarzt trennt sich unter keinen Umständen von diesem Wertobjekt, dem er eine geheimnisvolle Kraft zuschreibt. Nach langem, vergeblichem Bemühen glückte es mir, von einem uralten Zauberarzte der Kobeua am Caiary, der es nicht mehr weit bis zum Jaguar hatte, eine Zauberrassel zu erwerben. So oft ich sie später einem Zauberarzt am Cuduiary zeigte, brach er in mißfälliges Erstaunen über den in seinen Augen gewissenlosen Handel aus.

Die Zauberrassel hat im wesentlichen die Form der gewöhnlichen Tanzrassel, doch ist das obere Ende des Holzstabes, der durch den Rasselkürbis gesteckt ist, mit einem Büschel Papageifedern geschmückt. Die mit heilkräftiger, dunkelroter Farbe eingeriebene Oberfläche des Kürbisses ist mit Ritzungen versehen, die aber von den typischen Ritzmustern der Tanzrasseln sehr abweichen und in einfachen Parallelstrichen, Bogenlinien, Winkeln und menschlichen Figuren bestehen, deren Bedeutung ich trotz vielfachen Nachfragens nicht in Erfahrung bringen konnte (Abb. S. 97). An mehreren Stellen ist der Kürbis durchlöchert. Bei der Beschwörung bläst der Zauberarzt durch diese Löcher den narkotisierenden Tabakrauch in das Innere des Kürbisses. Durch das Hin- und Herschwingen der Rassel entweicht der Rauch wieder durch die Löcher und verbreitet sich über dem Kranken oder den Gegenständen, die entzaubert werden sollen.

Als ärztliches Honorar gelten rote Farbe, spanischer Pfeffer, Töpfe, Hängematten, Bogen, aber niemals Pfeile.

Außer den bösen Dämonen der Maskentänze, Makukö, Kohäkö,

Hailäkö u. a., von denen weiter unten die Rede sein wird, fürchten die Kobeua besonders drei Waldgeister: Kuinaopäko sieht aus wie ein Tapir, ist aber viel größer. Er frißt Menschen. Makatchikö ist nur halbmannshoch. Er hat eine schöngeschnitzte Keule in der Hand, mit der er zuerst auf seinen langen Phallus stößt und dann wider die hohen Bäume schlägt, daß es schallt wie ein Flintenschuß. Mit der Keule tötet er Menschen. Popäli ist etwas größer als Makatchikö, „so groß wie ein kleiner Mann", und zeichnet sich durch einen ungeheueren Phallus aus. Auch er tötet Leute.

Der Zauberarzt von Namocoliba erzählte mir manches von den Überlieferungen der Kobeua. Außergewöhnlich, wie bei vielen Völkern der Erde, ist die Geburt des Ahnherrn. Ich gebe hier die Mythe von Hömänihikö, dem Ahnherrn der Kobeua, in der ganzen umständlichen Redeweise des Erzählers wieder:

Hömänihikös Mutter ging mit Hömänihikö schwanger. Sie hatte eine Fischreuse aus Lianen verfertigt. Als sie sie in den Fluß legen wollte, stürzte sie damit vom hohen Ufer herab in das Wasser, geriet in die Reuse und ertrank. Von dem Geruch des faulenden Leichnams angelockt, kam der weiße Aasgeier und zerhackte den Bauch der Toten. Da kroch Hömänihikö lebend hervor. Er setzte sich, schon vollständig zum Tanz geschmückt, auf den Hals des Aasgeiers und flog mit ihm durch den Wald bis zur Wüstung des Hauses seines Vaters, wo sie gegen Abend ankamen. Dort ließ er sich in Gestalt einer Eule auf einem stehengebliebenen Hauspfosten nieder. Der Aasgeier aber flog weiter in seine Wohnung. Hömänihikös Großmutter lag in der Gestalt einer großen Jararaça-Schlange in der Wüstung zusammengerollt unter dürren Cecropiablättern. Hömänihikö blies sie durch ein Blasrohr mit Tabakrauch an, bis sie einschlief und früh am anderen Morgen als Mensch erwachte. Darauf ging die Großmutter mit Hömänihikö weg, um an einem anderen Platz ein neues, großes Haus zu bauen. Als sie dort angekommen waren, sagte die Alte zu Hömänihikö: „Geh in den Wald und fang den Jaguar, der deinen Vater gefressen hat!" Hömänihikö ging in den Wald und fällte einen Baum mit der Axt. Da kam ein Jaguar. Hömänihikö schoß den Jaguar mit Blasrohr und Giftpfeilchen, zog ihm die Zähne aus und machte sich daraus einen Halsschmuck. Dann ging er nach Hause. Am folgenden Tag ging Hömänihikö wieder in den Wald und fällte eine Palme mit dem Waldmesser. Da kam ein anderer Jaguar. Hömänihikö schoß ihn mit Blasrohr und Giftpfeilchen, zog ihm die Zähne aus und machte sich einen Halsschmuck daraus. Dann ging er heim. Am anderen

Tag ging Hömänihikö zur Pflanzung der Geier, die in alter Zeit Menschen waren. Er zog nur eine riesig große Maniokwurzel aus und brachte sie heim. Die Großmutter rieb die Wurzel auf dem Reibebrett, einen großen Topf voll Masse, preßte diese durch ein Sieb und buk tags darauf einen Maniokfladen. Am folgenden Tage ging die Großmutter mit Hömänihikö zur Pflanzung der Geier. Die Sonne brannte sehr heiß herab, und Hömänihikö, der vorher groß und „alt“ war, wurde davon zu einem kleinen Knaben. Um Mittag kam ein Geiermädchen zur Pflanzung und ging baden im nahen Fluß. Hömänihikö begehrte sie zum Weibe. Er verwandelte sich in einen kleinen Vogel und umflatterte das Mädchen. Dieses fing den kleinen Vogel. Hömänihikö aber faßte sie und tat ihr Gewalt an. Dann setzte er sich dem Mädchen auf den Rücken und kam so mit ihr zur Maloka der Geier. Dort trank er Maniokbrühe, wurde aber nicht satt (wörtlich: sein Bauch war nicht voll). Er kehrte dann nach Hause zurück. Dort angekommen, wurde er wieder „groß und alt“. — Seine Großmutter hatte inzwischen kleine Fische gefangen, mit Blättern umwickelt und gebraten. Sie gab sie dem Geier, der sie in sein Haus trug, dort in einen Korb legte und verzehrte. — Dann zog die Großmutter drei Maniokwurzeln aus, kehrte heim, verarbeitete sie und machte ein großes Kaschiri. Die Geier kamen zum Kaschiri. Hömänihikö tanzte. Er wollte aber die Geier töten. Sie tanzten bis zum frühen Morgen. Hömänihikö sprach zu den Geiern: „Ich will euch töten!“ Hömänihikö tötete alle Geier mit dem Waldmesser. Seine Großmutter aber schalt ihn und sprach: „Warum hast du die Geier getötet?“ Da tötete Hömänihikö auch seine Großmutter. Er schlug sie mit dem Waldmesser um den Leib in zwei Stücke. Darauf ging Hömänihikö weg and kam zum Hause der Heuschrecken, die in alter Zeit Menschen waren. Er tötete sie alle und zog dann weiter und kam zum Hause der Yurupary-Affen, die in alter Zeit Menschen waren. Er tötete alle Yurupary-Affen und blieb in ihrem Hause wohnen.

Soweit der Zauberarzt. Öla erzählte mir später noch von weiteren Taten des Stammesheros. Außer den Jaguaren, Geiern, Heuschrecken und Yurupary-Affen tötete Hömänihikö die Blattschneide-Ameisen, Wespen, Taracua-Ameisen und Hirsche. Bei der Erzählung geht der Begriff von Mensch und Tier bunt durcheinander. Der Erzähler fällt gewissermaßen aus der Rolle. Obwohl er ausdrücklich betont, daß die Blattschneide-Ameisen, Wespen, Taracua-Ameisen und Hirsche damals, in alter Zeit, Menschen waren, werden sie im Mythus doch wie Tiere behandelt: das Haus der Wespen zerklatschte der Stammes-



1

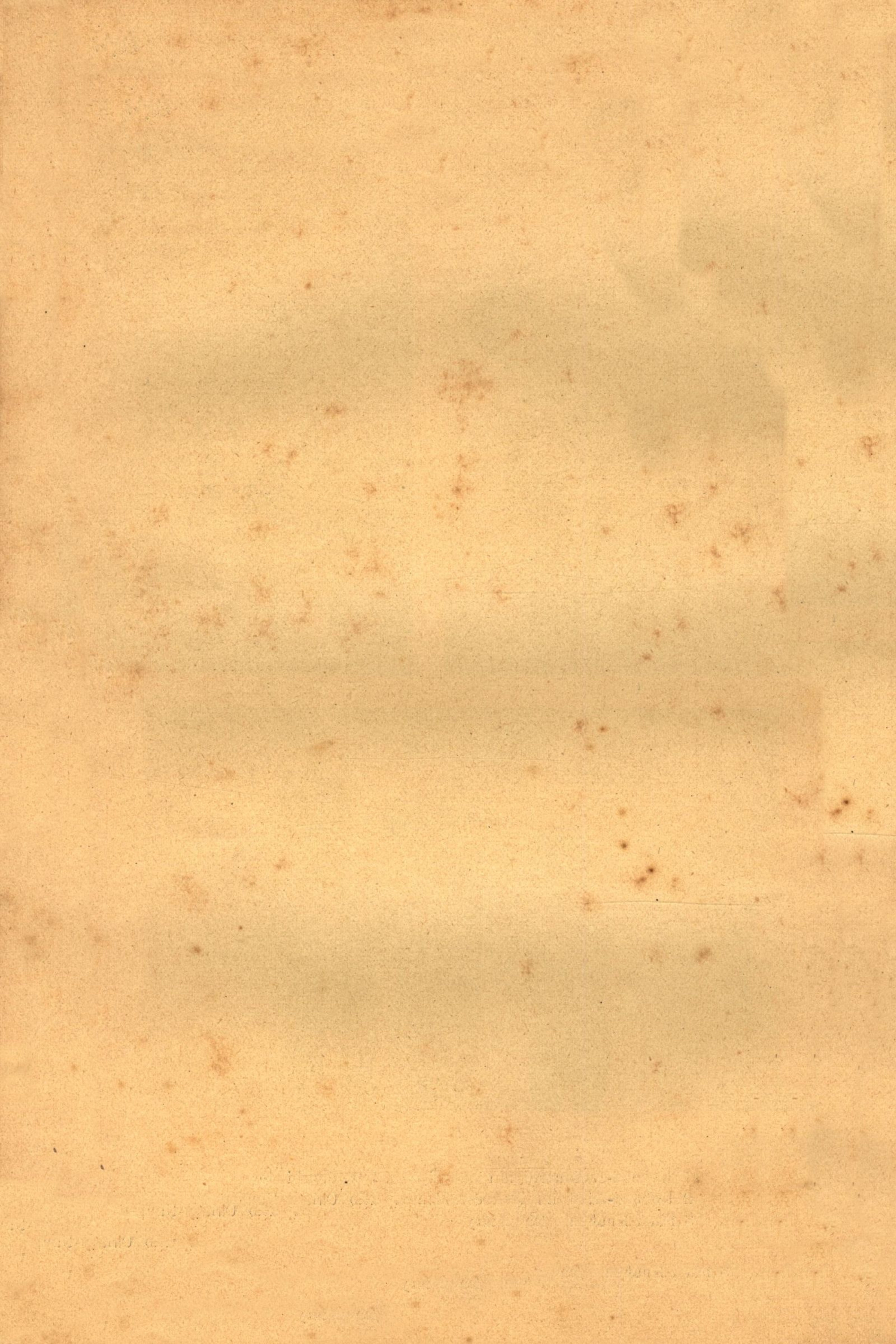


2



3

1 Kobeua-Indianerin mit Säugling in der Tragbinde
2 Kobeua-Kind im Hängestühlchen. Rio Caiary-Uaupes
3 Siusi-Knaben. Rio Aiary



heros zwischen seinen Händen und tötete so alle Bewohner. Die Blattschneide-Ameisen zerrieb er zwischen den Händen und warf sie dann weg. In das Haus der Taracua-Ameisen blies er Feuer mit dem Blasrohr, so daß alle Bewohner tot niederfielen. Die Hirsche tötete er mit Blasrohr und Giftpfeilchen. — Auch die Todesart der Großmutter weist auf ihre frühere Schlangengestalt hin. Hömänihikö schlug sie mit dem Waldmesser in zwei Stücke.

Den Kern dieser Mythen bilden unzweifelhaft historische Vorgänge, die einer nicht allzufernen Vergangenheit angehören, erbitterte Kämpfe, welche die von Westen her einfallenden Kobeua mit den eingesessenen Stämmen zu bestehen hatten, und in denen sie Sieger blieben. Der Stammvater Hömänihikö repräsentiert in diesen Erzählungen den ganzen Kobeuastamm. Er tritt als der große Zauberer auf. Er verwandelt sich mühelos bald in ein Tier, bald wieder in einen Menschen; er gibt seiner Großmutter in der Tabaknarkose die menschliche Gestalt; er ist mit übernatürlichen Kräften begabt, die ihn über alle seine Feinde triumphieren lassen.

Hömänihikö hat nach der Tradition zwei Brüder, Mianikö töibö und Kuai. Alle drei gelten als die Vorfahren der Kobeua, wenn auch Hömänihikö der vornehmste unter ihnen zu sein scheint, denn auf die Frage nach dem Stammvater der Kobeua wurde stets nur Hömänihikö genannt, den wir somit als den eigentlichen und ursprünglichen Ahnherrn des ganzen Stammes ansehen müssen.

Auch Mianikö töibö ist wie seine Brüder „Mensch", trotz seiner scheußlichen Gestalt. Er hat keinen Kopf und die beiden Augen auf der Brust an Stelle der Brustwarzen.

Kuai ist sicher erst viel später in den Sagenkreis der Kobeua aufgenommen worden, denn er ist einer der Ahnherren der Aruakstämme dieser Gegenden, der Sohn des Yaperikuli, des „ersten Baniwa". Wie die Kobeua von den unterworfenen Aruak zugleich mit den Weibern viele Sitten und einen großen Teil der eigenartigen Kultur übernahmen, so adoptierten sie auch den Ahnherrn.

Kuai, der den Hauptkulturheros, den obersten Fruchtbarkeitsdämon der Aruakstämme darstellt, gilt den Kobeua als der Erfinder und Lehrmeister von Geräten und Gebräuchen, die mit dem Feldkult, wie überhaupt mit dem Wachstum und der Fruchtbarkeit in der ganzen Natur eng zusammenhängen, der Masken und Maskentänzer; ein deutlicher Beweis, daß die Maskentänze den Kobeua nicht ursprünglich eigentümlich sind, sondern daß auch in diesem Falle die Aruak ihre Lehrmeister gewesen sind.

In ganz alter Zeit, so berichtet die Überlieferung, tanzten die Kobeua, ebenso wie die anderen Stämme des Caiary-Uaupes, nur mit dem gewöhnlichen Federschmuck, und zwar an der Taiasu-Cachoeira, der alten Heimat des Kobeuastammes. Sie wußten damals noch nichts von Masken. Kuai verfertigte die erste Maske und tanzte zuerst mit seinen Brüdern in Masken. Er lehrte diese Kunst dann seinen Kindern, den Kobeua. Das erste Maskentanzfest fand in Uaracapury statt, das zweite in Murucututu, einer flachen Schnelle nur wenig flußaufwärts davon. Darauf zogen sie weiter zur Taku, dem Jenseits der Maskenseelen, an der Mündung des Ti-Igarapé, und veranstalteten dort das dritte Maskenfest. Nach Beendigung dieses Festes ging ein jeder in sein Haus: Kuai in sein großes Steinhaus Kuaikölami auf einem hohen und langen Gebirge in den Savannen des oberen Caruru-Igarapé; Hömänihikö in sein großes Steinhaus Hömänihikölami auf einem hohen Gebirge am Querary „nicht weit von Namocoliba"; Mianikö töibö in sein großes Steinhaus Makölami auf dem gleichnamigen Gebirge oberhalb der Mündung des Cuduiary. In alter Zeit weilten Kuai und Hömänihikö in ihren Steinhäusern auf Erden und tanzten auch dort mit Masken. Später gingen beide zum Himmel, wo sie noch heute sind und mit Masken tanzen. Mianikö töibö aber weilt bis auf den heutigen Tag mit seiner Frau Wänio in seinem geräumigen und schönen Steinhaus Makölami (Arara-Haus) als Herr aller Kobeua-Seelen, die nach dem Tode zu ihm gehen, und als Herr aller Arara! Er hat dort viele, viele Arara und ist „Arara-Herr, Arara-Vater".

Meine Frage, ob die Seelen der verstorbenen Kobeua Arara würden, wurde ausdrücklich verneint, und doch liegt wohl diesem seltsamen Zusammengehen ursprünglich der Gedanke zugrunde, der jetzt vielleicht vergessen ist, daß die Kobeua nach ihrem Tode Arara werden.

In verhältnismäßig neuere Zeit fällt wohl der Kriegszug, den in der Überlieferung Hömänihikö und Mianikö töibö am oberen Querary gegen die Uanana führten.

Die Yurupary-Feste werden bei den Kobeua ebenso gefeiert wie am ganzen Caiary-Uaupes. Die den Teilnehmern auferlegten Fasten, während deren sie nur Maniokspeisen und gewisse kleine Fische, aber keinen spanischen Pfeffer essen dürfen, dauern fünf Tage. Wenn weibliche Personen den Dämon, d. h. die Musikinstrumente, sehen, „sterben sie"; wenn kleine Knaben ihn sehen, werden sie Erdesser.

Die Kobeua haben auch Tiertänze ohne Masken, bei denen Figuren

von Vögeln, Fischen und Eidechsen Verwendung finden. Die Vogelfiguren sind in der Regel aus sehr leichtem Holz geschnitzt, entweder leicht angekohlt oder mit bunten Mustern bemalt, mit weißem Flaum beklebt und mit Federchen besteckt. Sie stellen Kolibri, kleine Schwalben, Geier, Tauben, Aasgeier und andere Vögel dar und hängen an zwei ebenfalls mit Flaum beklebten Schnüren, die an Stäbchen befestigt sind. Zwei Tänzer umschlingen sich mit dem einen Arm und halten in der anderen Hand oder unter den Arm geklemmt einen Stab, so daß die Figur an den Schnüren vor ihnen schwebt. In gleicher Weise wird auch mit hölzernen, bunt bemalten Fischfiguren getanzt. Die Figur des Schwälbchens wird auf einen Stab gebunden. Jeder der beiden Tänzer hält einen solchen Stab in der Hand. Auch die aus Bast verfertigten und mit Flaum beklebten Eidechsenfiguren werden beim Tanz an Schnüren, aber ohne Stäbchen getragen. Die einfach geschmückten Tänzer schreiten unter eintönigem Gesang vor- und rückwärts, indem sie mit dem Oberkörper taktmäßig einknicken und mit dem rechten Fuß aufstampfen.

Bei einem anderen Tanz tragen die Teilnehmer auf dem Kopf einen aus Stäbchen und Lianen verfertigten, bisweilen mit Palmfaserschnüren umflochtenen und mit bunten Federn geschmückten Hut in Sanduhrform, der den größten Teil des Gesichtes verdeckt. In der Hand halten sie die Kürbisrassel, mit der sie den Takt hervorheben. Außer Gebrauch werden diese Hüte zusammengebunden und, ähnlich wie Körbe und Siebe, im Giebel des Hauses aufgehängt.

Die interessanteste Betätigung findet der Dämonenglaube in den Maskentänzen.

Viele Masken und Maskentänze haben die Kobeua mit den Kaua des oberen Aiary gemein, die nach ihrer eigenen Angabe die Maskentänze aus ihrer alten Heimat, vom Querary, mitgebracht haben. „In alter Zeit“, so erzählte mir mein Freund, der Siusi-Häuptling Mandu, „kamen die Leute des Caiary, die schon Masken machten, und lehrten die Aiary-Leute diese Kunst.“

Die Verfertigung der Masken ist dieselbe wie am Aiary. Mitteldicke, astlose Stücke von dem Stamm eines gewissen Laubbaumes werden mit dem Messer der äußeren Rinde entkleidet. Der daruntersitzende weiße Bast wird mit einem gekerbten Holzschlegel so lange geklopft, bis er sich in Form eines Ärmels leicht vom Holz abstreifen läßt, worauf er tüchtig gewaschen und mit aller Vorsicht, damit er nicht reißt, in die Breite gezogen wird. Eine eingesteckte gebogene Gerte, über die der Baststoff mit Affenknochennadel und Faserschnur genäht

wird, gibt ihm die nötige Form und verhindert das Einschnurren, wenn der Maskenkörper nun zum Trocknen aufgehängt wird. Das Bemalen wird mit großer Sorgfalt und peinlicher Sauberkeit ausgeführt. Der Maskenkörper liegt zu diesem Zweck auf einem mit Bananenblättern bedeckten Gitter aus Palmstäben oder auf einer aus Palmblatt geflochtenen Matte. Als Lineale dienen sauber halbierte Palmblattstengel. Die gelben Baststreifen des Behanges, der die Beine des Tänzers zum Teil verhüllen soll, werden um eine Liane geschlungen, die dann mit dem unteren Rande des Maskenkörpers vernäht wird. Dieser gelbe Bast wird von einem anderen Laubbaum genommen und ebenfalls im ganzen Stück durch Stoßen mit einem Holz von dem Stamm, an dem er sehr fest sitzt, losgelöst. Von dem dicken, langfaserigen Bastteppich lassen sich die einzelnen Streifen leicht abziehen. Die Ärmel aus festem, rotem Bast werden durch Seitenlöcher des Maskenkörpers gesteckt und dort durch einen Lianenring, über den der Rand des Ärmels genäht ist, festgehalten. Auch der äußere Rand des Ärmels ist über einen Lianenring genäht und mit gelben Baststreifen behängt. Die fertige Maske heißt bei den Kobeua t a k a h ä. Der Tänzer sieht durch den porösen Baststoff oder reißt Gucklöcher hinein. Zum Tanz werden die Maskenkörper mit weißem Entenflaum beklebt. Die Tanzstäbe, die ebenfalls am oberen Teil zwei Bastbehänge tragen, sind je nach ihrer Bestimmung von verschiedener Länge; die größeren messen bis zu 3 m, die kleineren, aber stärkeren etwa $1^1/_2$ m. Auch die Länge des Behanges am Maskenkörper soll je nach der Bedeutung der Maske verschieden sein. Die Herstellung der Masken dauert mit Herbeischaffen alles Materials zehn bis zwölf Tage.

Als Kinderspielzeug, damit die künftigen Tänzer die Bedeutung der einzelnen Masken und Maskentänze spielend lernen, gibt es reizende Maskenmodelle aus Maiskolben. Sie sind ebenso hergerichtet und bemalt wie ihre großen Vorbilder; selbst der mit Bastbehängen geschmückte Tanzstock fehlt nicht.

Auch bei den Kobeua geben Totenfeste die Veranlassung zu Maskentänzen. Diese beginnen gegen drei Uhr nachmittags mit derselben dramatischen Einführung wie am Aiary. Die Masken kommen aus dem Wald vom Flusse her und stürmen die Maloka, was ihnen von anderen Masken ohne Erfolg gewehrt wird. Die Maskentänze dauern bis zum folgenden Morgen. Dann werden die Masken auf dem Dorfplatz auf Stöcken aufgepflanzt, an den Ärmeln mittels des Bastbehanges eng miteinander verknüpft und angezündet. Unter dem lauten Klagegeschrei der ganzen Trauergesellschaft brennt die lange Reihe ab.

Nur einige wenige Masken werden zurückbehalten und zu Säcken verarbeitet, in denen Kalabassen und andere Gerätschaften aufbewahrt werden. Daher kommt es, daß man in den Malokas der Kobeua selten unversehrte Maskenanzüge trifft, weil diese zu jedem Totenfest neu hergestellt werden müssen. Auch die Kaua des Aiary banden am Schluß des Tanzfestes alle Masken, die vor dem Haus in einer Reihe auf Stöcken aufgepflanzt waren, an den Ärmeln zusammen. Warum sie das taten, konnte ich mir damals nicht erklären. Sie hielten den Brauch genau ein, verbrannten aber die Masken nicht, da diese durch Kauf mein Eigentum geworden waren.

Alle Masken stellen Dämonen dar. Die Phantasie des Indianers bevölkert die ganze Natur mit bösen und guten Geistern, die auf Leben und Sterben einen großen Einfluß ausüben. Keine Krankheit, zumal keine innnere, deren Wesen der Indianer sich nicht erklären kann, führt er auf natürliche Ursachen zurück, vielmehr schreibt er Krankheit und Tod, wie überhaupt alles Unheil und damit auch den Tod des Stammesgenossen, dem die Maskenfeier gilt, der Rache eines bösen Geistes oder eines mit dämonischer Macht ausgestatteten Feindes zu. Dieses Suchen nach der verkörperten Ursache aller Leiden und Freuden spricht sich auch in den Maskentänzen aus. Hier treten redend und handelnd menschliche Geister mit einem großen Gefolge der mannigfachsten Tiere, die aber wiederum Dämonen darstellen und die einzelnen Tierklassen repräsentieren, zum Teil mit vorzüglicher Mimik auf. Der Dämon steckt in der Maske, ist in ihr verkörpert; die Maske ist für den Indianer der Dämon. Wenn ich die Kobeua nach der Bedeutung dieser oder jener Maske fragte, sagten sie stets: „Dies i s t der Schmetterling, der Aracufisch, der Makukö“ usw., und niemals: „Dies ist die M a s k e des Schmetterlings, des Aracufisches, des Makukö.“ Der Dämon der Maske geht auch auf den jeweiligen Tänzer über, der sich mit ihr bekleidet. Am frühen Morgen nach Ausgang des Totenfestes, wenn die Masken in Flammen aufgegangen sind, verlassen die Dämonen ihren vorübergehenden Aufenthaltsort und begeben sich nach T a k u, dem Maskenjenseits, oder in ihre auf einem anderen Gebirge oder in einer Stromschnelle gelegene Wohnung.

Hier gehen die Angaben auseinander. Einige sagten mir: „A l l e Dämonen sind Herren auf Taku. Dort ist ihr großes Steinhaus, T a k ö l a m i (Basthaus) oder A b o c h ö k ö l a m i (Dämonenhaus) genannt, ihre Maloka, die sie gemeinschaftlich bewohnen.“ — Später wurde mir erzählt, auf Taku gäbe es eine Menge Steinhäuser; jeder Dämon habe

dort sein eigenes Haus. Von meinen Ruderern wurden mir seinerzeit beim Anblick dieses Gebirges unter den aus dem Waldesgrün hervorragenden Felsen ein „Popälikölami, Makukölami, Kuinaopäkokölami“ und andere Dämonenhäuser angegeben. — Andere erzählten, nur Makukö bewohne zusammen mit Popäli ein Steinhaus auf Taku.

Die Dämonen sind unsichtbar den gewöhnlichen Sterblichen; nur der Zauberarzt kann sie vermöge seiner übernatürlichen Kraft sehen und mit ihnen sprechen. Diesen unsichtbaren Teil der Maske nannten mir die Kobeua, um mir sein Wesen möglichst deutlich zu machen, mit dem Lingoa geral-Wort Maskara-anga (Maskenseele). Wie die menschliche Seele unsichtbar im Körper steckt, ihn belebt und nach dem Tode nach Makölami, dem Jenseits aller Kobeuaseelen, geht, so verläßt auch mit dem „Tode“, d. h. dem Verbrennen der Maske, die unsichtbare Kraft, die ihr während des Festes innewohnte, die sichtbare Hülle und kehrt in ihre eigentliche Wohnung zurück. Diese unsichtbare Kraft ist der Dämon. „Alle Masken sind Abochökö (Dämonen); alle Abochökö sind Herren der Masken“, sagten die Kobeua.

Die Vorstellung von Taku als dem Maskenjenseits mag nach Analogie des menschlichen Jenseits entstanden sein.

Das Verbrennen der Maske ist wohl in demselben Glauben begründet wie das Verbrennen der Hinterlassenschaft des Toten, in der Furcht vor der unerwünschten Rückkehr des Dämons, mit dem man nach dem Totenfest nichts mehr zu tun haben will. Wenn einzelne Masken aufbewahrt oder zu Säcken verarbeitet werden, so müssen wir dies bereits als ein Zeichen des Verfalls ansehen.

Von den Kobeua erwarb ich über fünfzig verschiedene Masken; ein Beweis, wie stark bevölkert der Indianer sich seine Dämonenwelt vorstellt. Außer menschlich gestalteten Dämonen, Riesen und Zwergen, tritt eine Menge Tiere auf, der Jaguar, der Hirsch und das Faultier, verschiedene Arten Vögel und Fische, die Giftschlange Jararaca, Frösche und Kröten, die Wasserjungfer, Schmetterlinge, Käfer und andere Insekten, Spinnen, Raupen und Käferlarven.

Der dämonische Charakter der Maske drückt sich schon darin aus, daß selbst viele Tiermasken ein menschliches Gesicht und einen aus gelbem Bast gedrehten Zopf haben, der an die frühere Haartracht der Kobeuamänner erinnert. Auch die „Wohnung“ vieler dieser Tiere steht im schärfsten Widerspruch zu ihrer natürlichen Lebensweise.

Die feierlich getragenen, trotz ihrer Eintönigkeit nicht unmelodischen Weisen, die die Maskentänze begleiten, zeichnen sich durch strengen

Rhythmus aus, der durch den Tanzschritt und durch Aufstampfen der Tanzstöcke scharf hervorgehoben wird. Fast allen Gesängen gemeinsam ist der dumpfausklingende Refrain „oho—ho“ oder „ho-ho“. Die Bewegungen oder Gewohnheiten der Tiere werden mimisch nachgeahmt. Die Texte können die Indianer selbst nicht mehr deuten. In einigen Tanzliedern scheinen Kobeuaworte und unverstandene oder im Laufe der Zeit verderbte Aruakworte nebeneinander vorzukommen. Bisweilen bestehen die Lieder nur aus den Naturlauten des betreffenden Tieres oder dem Namen des Dämons, mit wenigen lakonischen Worten verflochten, in endloser Wiederholung.

Nur die Männer tanzen mit Masken; die Weiber und Kinder bilden die Zuschauer.

Einzelnen Dämonen sind wir schon bei den Maskentänzen der Kaua begegnet, so dem schwarzen Aasgeier, dem Jaguar, dem Mistkäfer, der Eule und dem Waldgeist und Jagdkobold Makukö, deren Masken und Tänze in beiden Gebieten mehr oder weniger übereinstimmen.

„Alle Herren der Masken sind Dämonen“, sagten die Kobeua, bezeichneten aber einige besonders böse als „wirkliche Dämonen“. Zu diesen gehört in erster Linie Makukö, der die Leute mit Blasrohr und Giftpfeilchen totschießt. Er ist ein kleiner Mann mit Vollbart. Sein Maskenanzug wird daher stets kleiner verfertigt als die übrigen und ist für den kleinsten Tänzer bestimmt. Makukö hat eine Frau, Makuko, deren Maske sich durch Einzelheiten in der Bemalung von der ihres Mannes unterscheidet.

Auch andere Dämonen sind beweibt. Gefürchtete Gesellen sind das Riesenpaar Kohäkö und Kohäko, die sich ohne bestimmte Wohnung im Walde herumtreiben und die Menschen mit der Keule totschlagen. Beim Tanz tragen sie beide in der rechten Hand als charakteristisches Attribut einen dicken Stock, mit dem sie taktmäßig aufstampfen.

An Wildheit und Mordlust gibt ihnen der Riese Hailäkö nichts nach. Er tötet Leute im Wald, indem er mit einer Hand einen Baumstamm faßt und auf sie wirft. Beim Tanz trägt er in jeder Hand einen Knüttel.

Es gibt noch eine Reihe anderer nicht minder gefürchteter Riesen, die sämtlich im Walde den Leuten mit Knütteln zu Leibe gehen, unter ihnen Hauhabo und Palutchikö. Der erstere hält sich in der Nähe von Flüssen auf und ruft frühmorgens „Gu-gu-gu“. Bei Namocoliba soll ein solcher Dämon wohnen, was nicht unmöglich ist, denn Hauhabo bezeichnet im Kobeua die „große Eule“, eine Art Uhu.

Die Maske des Palutchikö zeichnet sich durch das unförmige Gesicht aus, das aus einer riesigen Kalabasse hergestellt ist. Ein langer Bastzopf fällt bis auf die Erde herab.

Iyäimi, der schlimmste Dämon der Kaua, wird von diesen durch eine eigenartige Maske dargestellt: Ein ganzes Stück Bast ist am unteren Teil so auseinandergeschnitten und wieder zusammengenäht, daß Hosenbeine entstanden sind. Der obere Teil der Basthülle hat zu beiden Seiten Löcher für die Arme des Tänzers und wird am Hals zugebunden. Eine andere Basthülle, die mit einem menschlichen Gesicht bemalt und mit runden, schwarzumrandeten Augenlöchern versehen ist, stülpt der Tänzer über Kopf und Hals. Auf dem Scheitel ist eine Kalabassenscherbe festgenäht. Diese Maske, die, mit bunten Horizontalstreifen bemalt, einem Badeanzug ähnelt, braucht ihre Entstehung nicht europäischem Einfluß zu verdanken, da Hosenmasken auch bei gänzlich unberührten Stämmen Südamerikas gefunden worden sind.

So harmlos manche der in den Masken dargestellten Tiere im gewöhnlichen Leben sind, so unheilbringend ist der Dämon, der sich in ihnen verkörpert. Der große, azurblaue Morpho-Schmetterling, der mit seiner leuchtenden Farbenpracht das Auge entzückt und wie ein herabgekommenes Stückchen Himmel anmutet, ist einer der gefährlichsten Dämonen. Wir sind ihm schon bei den Kaua begegnet. Dort gilt er als der „Herr aller Maskentänze". Nach dem Glauben der Kobeua hat er seinen Sitz in der Yurupary-Cachoeira, wo er in einem großen Topf, wie ihn die Weiber zum Kaschiribereiten gebrauchen, die Malaria braut, so daß alle, die von dem Wasser trinken, krank werden. In der Tat tritt an dem sonst so gesunden Fluß oberhalb dieses Kataraktes, wohl infolge des dort ganz anderen, weißen, fast stagnierenden Wassers, Malaria auf, was wohl die Veranlassung zu diesem Glauben gegeben hat. Die Maske des Schmetterlings ist durch die aus Flechtwerk hergestellten, mit bunten Mustern bemalten Flügel, die zu beiden Seiten des Kopfes augenäht sind, und dem aus Liane gebogenen Rüssel wohl charakterisiert. Als Grundform des auf dem Kopf des Tänzers sitzenden Schmetterlingskopfes dient ein Korbgeflecht. Die Zackenzeichnung auf der Brust des Maskenkörpers soll das Flattern des Schmetterlings andeuten. Der Tänzer hält in der einen Hand das Attribut der unheilvollen Tätigkeit seines Dämons, die Trinkkalabasse, wider die er im Takt mit einem Stäbchen schlägt (Tafel IV und Abb. S. 332). In der Regel treten zwei Schmetterlinge zusammen auf, die in dieser Weise unter Gesang bald in weitausgreifendem Geschwindschritt, bald langsamer hintereinander her tanzen und endlich dicht zusammen,

einander zugewendet, am Boden niederhocken und vor- und rückwärts kriechen. Es soll das gaukelnde Spiel der Schmetterlinge in der Luft dargestellt und veranschaulicht werden, wie sie in dichten Haufen im Sonnenschein auf den Sandbänken oder den Felsen der Stromschnellen sitzen. Tanz und Gesang schließen unter raschem Klappern wider die Kalabassen und mit ausklingendem „e — — he — — —“ der Tänzer.

Ein anderer gefürchteter Dämon ist eine kleine Blattwanze, die in den Pflanzungen der Indianer wohnt. Sie stößt gerösteten Pfeffer in einem kleinen Holzmörser und streut den feinen Staub in die Luft, so daß er den Leuten, die in der Pflanzung arbeiten, in die Augen fliegt und sie triefäugig macht. Am Aiary bin ich diesem Dämon, der eine ganz menschliche Maske hat, nicht begegnet.

Die auch in Wirklichkeit mit Recht gefürchtete, sehr giftige Vogelspinne gehört zu den schlimmsten Vertretern der Dämonenwelt. Sie sammelt „Krankheitsgift“, das „im Eingang des Hauses am Boden liegt“, in fünf Blattütchen, die sie nebeneinander an einen Faden bindet und dann im Wald über den Köpfen der Leute ausschüttelt, so daß das Gift auf sie fällt und sie krank macht. Beim Tanz hält sie die Schnur mit den verhängnisvollen Bündelchen mit beiden Händen vor sich und drückt sie jedesmal nach einigen Schritten im Takt wider den Leib, wobei sie den Oberkörper rasch vorwärts beugt und mit dem rechten Fuß aufstampft.

Ualali tötet zwar keine Menschen, aber alle Fische. Er hat sein Steinhaus in einem Katarakt des oberen Caruru-Igarapé. Sein Name bezeichnet im Kobeua den Carara, einen Tauchervogel, der nur von Fischen lebt und sich durch große Gefräßigkeit auszeichnet.

Pupuli, die Eule, lebt ohne bestimmte Wohnung auf Bergen und fraß in alter Zeit Menschen. Sie gilt noch heute als ein böser Dämon. Den Tanz kennen wir vom Aiary.

Der Jaguar ist ebenfalls Gebirgsbewohner und ein sehr böser Dämon. Er fängt Tiere und Menschen mit Krallen und Zähnen und frißt sie. Der Tanz unterscheidet sich bei den Kobeua von dem am Aiary gesehenen nur dadurch, daß der Tänzer auf einem einfachen Bambusrohr bläst, ohne dabei einen Topf als Resonanzboden zu gebrauchen.

Miaui, ein großer Raubvogel, wahrscheinlich die gewaltige Harpyie, ist ein böser Walddämon. Er tötet Tiere und Menschen.

Die Jararacaschlange ist ohne weiteres auch als Dämon sehr gefährlich.

Neben diesen und anderen bösen Dämonen, die auf jede Weise Tieren und Menschen nach dem Leben trachten, gibt es eine große Anzahl Tierdämonen, die gut oder wenigstens harmlos sind, wie der Hirsch, der ein guter Zauberarzt ist, der Papagei, die Hausspinne, der Mistkäfer, das Faultier und unzählige andere Bewohner der Erde, des Wassers und der Luft. Der Tänzer der Hausspinne bindet eine Schnur, an der ein mit einer Feder verzierter Lianenring hängt, mit dem einen Ende an einen Hauspfosten. Das andere Ende hält er in der Hand und schlingt den Faden, immer weiter greifend, allmählich um die Hand, wie eine Spinne den gesponnenen Faden wieder an sich zieht.

Der Tanz der Wasserjungfer wird, wie verschiedene andere Tänze, von zwei Masken ausgeführt. Sie halten, einander zugewendet, mit beiden Händen einen Stock horizontal zwischen sich und schreiten rasch vor- und rückwärts, so daß es aussieht, als wenn sie sich gegenseitig hin und her zögen. Der flotte Rhythmus des Gesanges kennzeichnet trefflich den graziösen Flug des munteren Insekts. Am Aiary wurde mir derselbe Tanz als Tanz des großen Laternenträgers angegeben, eines in Wirklichkeit harmlosen Insekts, das die Indianer für das giftigste aller Wesen halten.

Der Faultiertänzer steht stumpfsinnig inmitten der Maloka und hält mit einer langen Hakenstange einen Querbalken des Hauses fest. Es soll veranschaulicht werden, wie dieses trägste aller Geschöpfe mit seinen gewaltigen Sichelkrallen, ohne seine Stellung zu verändern, an dem Ast eines Baumes hängt. Augen, Ohren und Maul sind bei dem Tier in Wirklichkeit so klein, daß sie an dem runden, aus Flechtwerk verfertigten und mit Baststoff überkleideten Kopf der Maske überhaupt nicht dargestellt sind.

Außer den bisher behandelten Tänzen, die den einzelnen Dämonen eigentümlich sind und in der Regel nur mit der dazu bestimmten Maske getanzt werden, gibt es auch Tänze, an denen sich alle Masken ohne Unterschied beteiligen können. Mehrere dieser Tänze sah ich schon am Aiary. Sehr beliebt ist der Tanz der Sandflöhe, der von möglichst vielen Masken ausgeführt wird. Die linke Hand der Tänzer ruht auf der rechten Schulter des Nebenmannes. In der Rechten hält jeder einen langen Tanzstock vertikal vor sich. So schreiten sie unter Gesang hin und her. Zum Schluß laufen sie mit raschem „Tse-tse-tse“ zum Standort ihrer Masken und demaskieren sich. Auch am Tanz des Aracuan-Vogels (Ortalis sp.) können beliebig viele Masken teilnehmen, die in derselben Haltung wie beim vorigen Tanz bald nebeneinander

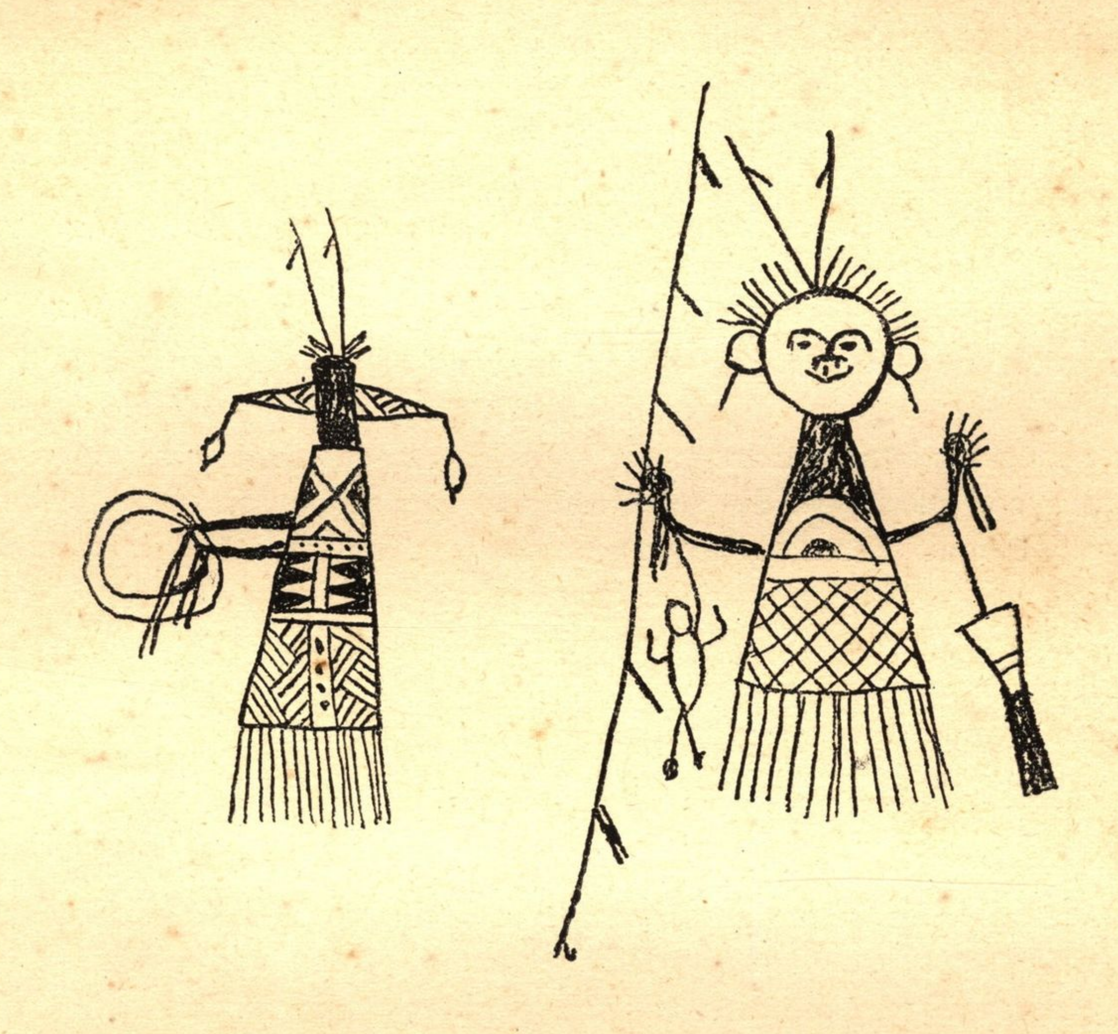
nach rechts und nach links schreiten, bald hintereinander eine flotte Runde tanzen, wobei sie zugleich mit dem rechten Fuß und mit dem Tanzstock aufstampfen und singen.

Zu den Massentänzen gehört auch ein Phallustanz, der in beiden Gebieten in gleicher Weise stattfindet. Die Fruchtbarkeitserzeugung wird durch mimische Darstellung der Begattung und Befruchtung drastisch zum Ausdruck gebracht. Die Tänzer halten große, aus Bast gedrehte Phallen mit Testikeln aus den roten Zapfen eines niedrigen Baumes mit beiden Händen an den Leib und tanzen zunächst im Geschwindschritt unter Gesang mit vorgebeugtem Oberkörper hintereinander her, wobei sie mit dem rechten Fuß aufstampfen. Plötzlich springen sie mit heftigen Koïtusbewegungen und lautem Stöhnen „ai (ye) — ai (ye) — ai (ye)“ wild dahin und stellen sich endlich in einer unregelmäßigen Gruppe auf. Sie streichen mit der rechten Hand leicht über die Phallen, klopfen unter schnalzenden Lauten mit den Fingern darauf und machen unter Blasen mit der ausgestreckten Hand wehende Bewegungen, wie wenn sie etwas in die Lüfte zerstreuten. Der ruckweise ausströmende Samen wird überallhin verbreitet. So treiben sie es in jedem Winkel des Hauses, am Rande des Waldes und der nahegelegenen Pflanzung; sie springen zwischen die zuschauenden Frauen und Mädchen, die schreiend und lachend auseinanderstieben; sie stoßen mit den Phallen gegeneinander; ja, sie attackieren mich und Schmidt, während wir die Szene photographieren.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Indianer sich diesem Phallustanz mit besonderem Genuß hingeben und dabei zu obszönen Späßen neigen, die eigentlich nicht dazu gehören. Trotzdem ist es, wie ich schon früher ausführte, ein ernster und, da ein natürlicher Vorgang dargestellt wird, nach der Auffassung des Naturmenschen anständiger Tanz. Die Maskengeister sind als Dämonen der Fruchtbarkeit gedacht, die in der Ausübung des geschlechtlichen Aktes mimisch vorgeführt werden, um dadurch Wachstum, Werden und Gedeihen in der ganzen Natur, die sich in ihnen verkörpert, zu fördern.

Auf die Bedeutung der Maskentänze im allgemeinen habe ich schon früher hingewiesen. Allen diesen mimischen Darstellungen liegt die Idee einer Zauberwirkung zugrunde. Sie sollen dem Dorf und seinen Bewohnern, den Pflanzungen, der ganzen umgebenden Natur Segen und Fruchtbarkeit bringen, gleichsam als Ersatz für den Toten, zu dessen Ehren das Fest stattfindet. Dadurch, daß der Tänzer in Bewegungen und Handlungen das Wesen, das er darzustellen sucht, möglichst getreu nachahmt, identifiziert er sich mit ihm. Die geheimnis-

volle Kraft, die der Maske innewohnt, geht auf den Tänzer über, macht ihn selbst zu einem mächtigen Dämon und befähigt ihn, die Dämonen zu vertreiben oder günstig zu stimmen. Besonders die Dämonen des Wachstums, die Tiergeister, die dabei eine Rolle spielen, und die Tiergeister der Jagd und des Fischfangs sollen durch mimische Handlungen in den Machtbereich des Menschen gebannt werden.





XXI. Kapitel

Feldbau und Industrie

1. Anbau und Verarbeitung der Maniok

Der Feldbau der Indianer Nordwestbrasiliens beschränkt sich im wesentlichen auf den Anbau der Maniok. Die Maiskultur tritt dagegen im ganzen Gebiet sehr zurück. Mais wird wohl hier und da neben der Maniok angebaut, aber immer nur in kleinen Mengen, um zu Kaschiri verarbeitet zu werden oder auch reif geröstet oder unreif gekocht als angenehme Zukost zu Fleischspeisen zu dienen.

Die weite Verbreitung der Maniokkultur im tropischen Südamerika, selbst bei niedrigstehenden Stämmen, setzt eine sehr lange Entwicklung voraus. Staunend sehen wir, wie eine der giftigsten Pflanzen, die, in rohem Zustande genossen, unfehlbar den Tod herbeiführt, dem Menschen nutzbar gemacht wird und im Laufe der Zeit zu einem unentbehrlichen Nahrungsmittel geworden ist.

Die Kultur und Verarbeitung der Maniok liegen ausschließlich in den Händen der Frau und nehmen den größten Teil ihrer Zeit in Anspruch. Bevor der junge Mann die Ehe eingeht, rodet er, gewöhnlich gegen Ende der Regenzeit, auf höherem, nicht der jährlichen Überschwemmung ausgesetztem Land ein größeres Stück Wald aus. Zu diesem Zwecke wird um einen großen Baum herum eine Menge kleinerer Bäume angeschlagen, worauf der Baumriese gefällt wird. Im Fallen reißt er die schwächeren Genossen, mit denen er durch Schlingpflanzen vielfach verbunden ist, mit sich und verursacht dadurch gleichsam einen Waldbruch. Die Bäume bleiben etwa drei Monate in der heißen Sonne liegen, bis sie trocken sind, und werden dann abgebrannt. Asche und Kohle liefern dem an sich schon fruchtbaren Boden einen kräftigen Dung. Künstlicher Dung wird nicht verwendet. Ist der Boden ausgenutzt, so bereitet der Mann eine neue Pflanzung vor. Damit aber ist die Tätigkeit des Mannes bei diesem primitiven Ackerbau erschöpft. Das übrige, das Pflanzen, Einernten und Verarbeiten der Maniok, ist Sache der Frau.

Die Zeit der Pflanzungsarbeiten bestimmen die Indianer nach dem Stand einzelner Sternbilder, besonders der Plejaden. Sind diese unter

dem Horizont verschwunden, so beginnen die regelmäßigen, starken Regenfälle.

Die Maniokreiser, kurze, mit zwei bis drei Knoten versehene Stücke des Pflanzenstengels, werden mit starker Neigung in den Erdboden gesteckt oder auch nur auf den Boden gelegt und mit Erde bedeckt. Die weitere Entwicklung besorgt die gütige Natur, da unter diesen glücklichen Breiten die Jahreszeiten mit großer Gleichmäßigkeit verlaufen und, abgesehen von tierischen Schädlingen, dem Wachstum der Pflanzen keinerlei Gefahr droht. Es dauert in der Regel zwei Jahre, bis die Wurzeln reif sind. Je nach der Reifezeit, dem Geschmack der Maniok und äußeren Merkmalen unterscheidet der Indianer eine Reihe von Abarten, die er mit besonderen Namen belegt.

Das Einernten und Verarbeiten der Maniokwurzeln stellen an die Kräfte und die Ausdauer der Frau gewaltige Anforderungen. Jeden Morgen mit Tagesanbruch, nachdem sie das gewohnte Bad genommen und sich an dem einfachen Mahle gestärkt hat, geht die Frau auf das Feld, wo ihrer verschiedenartige Pflichten harren. Neue Schößlinge müssen gesteckt, eine junge Anpflanzung von überwucherndem Unkraut gereinigt und reife Wurzeln für den Bedarf des Tages ausgezogen werden. Die einheimischen primitiven Holzgeräte, die zum Jäten und Auflockern des Bodens dienten, einfache Holzhacken oder zugespitzte Stöcke, sind fast im ganzen Gebiet europäischen Werkzeugen gewichen. Die ursprüngliche Form der beim Feldbau verwendeten Hacke hat sich vielleicht in einem Tanzgerät erhalten, das die Vortänzer bei Yurupary-Festen am Tiquié über der Schulter tragen (vgl. S. 221—222).

Mit schwer gepacktem Tragkorb kehrt die Frau gegen Mittag nach Hause zurück. Die halbwüchsigen Mädchen helfen schon tüchtig der Mutter und schleppen ihre kleinen Tragkörbe mit ernsthafter Miene. Die Maniokwurzeln, die in der Form einer großen Rübe ähneln, werden meistens sofort verarbeitet, da sie sonst leicht verderben und unbrauchbar werden. Sie werden mit dem Messer geschält und auf rechteckigen Brettern, in deren konkaver Oberfläche spitze Steinsplitter in geschmackvollen Mustern als Zähnchen eingelassen sind, fein zerrieben. Die weißliche Masse, die wie geriebene Kartoffel aussieht, wird vermittels eines zylindrischen Schlauches aus Flechtwerk oder durch längeres Kneten auf einem feinen Sieb, das auf einem dreieckigen, zusammenklappbaren Holzgestell ruht, von dem giftigen Saft, der Blausäure enthält, befreit. Der mit der Masse gefüllte, aus zähen, aber sehr elastischen Rohrstreifen geflochtene Schlauch hängt an einem

vorstehenden Querbalken des Hauses und wird durch ein in den unteren Ring gehängtes Gewicht oder durch eine Preßstange, auf die sich bisweilen die halbe Familie setzt, beschwert. Dadurch wird er in die Länge gezogen und preßt den giftigen Saft aus, der in eine untergestellte Tonschale fließt. Ist aller Saft ausgelaufen, so drückt die Frau den Schlauch wieder zusammen, verkürzt und erweitert ihn dadurch und schüttet die trockene Masse in den bereitstehenden flachen Korb.

Das Mehl wird nun, indem man die Masse auf einem gröberen Sieb hin und her reibt, von holzigen Bestandteilen und dickeren Brocken geschieden und darauf wohlverteilt auf der stark erhitzten Ofenplatte ausgebreitet. Sie besteht aus einer kreisrunden Tonplatte von 1 bis 2 m Durchmesser mit leicht erhöhtem Rande und ruht horizontal auf einem mit zwei Schürlöchern versehenen, durch eingebackene Steine gefestigten Lehmwall oder auf drei tönernen Füßen oder umgestülpten, niedrigen Tontöpfen, die unter sich durch einen Lehmwall verbunden sind. Bei den kunstfertigen Aruakstämmen des Issana findet man bisweilen auf der Oberfläche des Lehmwalles Mäandermuster eingeritzt (Abb. S. 29). Ebensolche Tonfüße, die mehr oder weniger die Form eines Hohlzylinders haben, werden auch als Untersätze für gewöhnliche Kochtöpfe benutzt. Im Notfall dienen dazu einfache Steine. Der für die ganze Maloka gemeinsame Herd befindet sich entweder im Hause selbst oder in einem offenen Schuppen nahe dabei, in dem die Frauen den größten Teil des Tages zubringen. Das Mehl wird durch häufiges Umrühren mit einem hölzernen Spatel vollends getrocknet und leicht geröstet oder auch zu dünnen, runden Fladen, der beliebtesten Zukost der Indianer, gebacken. Um das Anbrennen zu verhindern, rückt die Frau den Kuchen auf der Herdplatte eifrig hin und her, bis die untere Seite gelbbraun ist, worauf sie die linke Hand flach auf den Kuchen legt, mit der anderen Hand den zierlich geflochtenen Feuerfächer darunterschiebt und das fertige Gebäck abhebt. Bisweilen wendet die Frau auf diese Weise den Kuchen um, damit auch die obere Seite für kurze Zeit der Hitze ausgesetzt wird. Je nach der Beschaffenheit des Mehls und der Zubereitung unterscheidet man verschiedene Sorten Maniokfladen.

Um das Mehl dauerhafter zu machen, wird die Maniokwurzel mehrere Tage lang im Wasser einer leichten Gärung überlassen, so daß sich die äußere rauhe Haut ohne Mühe mit den Fingern abschälen läßt. Darauf wird das Mehl in der oben beschriebenen Weise hergestellt, aber viel schärfer geröstet. Es hält sich monatelang und wird

von den Indianern in tiefen, mit frischen Blättern ausgelegten Körben zu ca. 50 Pfund in den Handel gebracht. Die weißen Händler und Kautschuksammler bestellen häufig bei den Indianern große Mengen dieses notwendigsten Lebensmittels. Da es im allgemeinen sehr grobkörnig ist und auch noch holzige Bestandteile enthält, habe ich es hier gewöhnlich mit „Maniokgrütze“ bezeichnet.

Läßt man den aus der Maniokmasse ausgepreßten Saft eine Zeitlang stehen, so setzt er eine weiße Masse ab, die mit frischem Wasser durchgespült wird, um den letzten Rest des Giftstoffes zu entfernen. Leicht geröstet, findet dieses feine Stärkemehl bei vielen Gerichten Verwendung. Die daraus hergestellten, sehr dünnen, knusperigen Fladen sind selbst für europäische Gaumen ein Leckerbissen.

Mannigfach sind die Getränke, welche die Frauen aus dem gerösteten Maniokmehl zu bereiten wissen. Es wird entweder mit kühlem Wasser angerührt und liefert besonders auf der Reise in den heißen Mittagsstunden einen erfrischenden Trunk, oder es wird zum ersten Frühstück zu einer warmen Suppe gekocht, oder Maniokfladen werden warm, wie sie vom Ofen kommen, mit der Hand zerdrückt und in Wasser fein aufgelöst. Am besten mundet der Trank, wenn dazu feines Stärkemehl verwendet wird. Dieses wird auch mit kleinen Fischen und viel spanischem Pfeffer zu einer gallertartigen Masse verkocht, in die Maniokfladen getunkt werden, oder es wird mit Ananassaft zu einem wohlschmeckenden Trank gekocht, der auch einem verwöhnten Geschmack genügen würde. Zum Umrühren dient häufig ein hübsch geschnitzter Holzspatel.

Selbst der giftige Manioksaft findet seine nützliche Verwendung. Er wird durch längeres starkes Kochen und Abschäumen vom Giftstoff befreit und liefert ein süßliches, erfrischendes und nahrhaftes Getränk. Kocht man den Manioksaft mit spanischem Pfeffer, Salz und anderen scharfen Zutaten zu einer dickflüssigen, schwarzbraunen Sauce ein, so erhält man ein vorzügliches Gewürz, das den Speisen zugesetzt wird oder als Tunke für Maniokfladen dient.

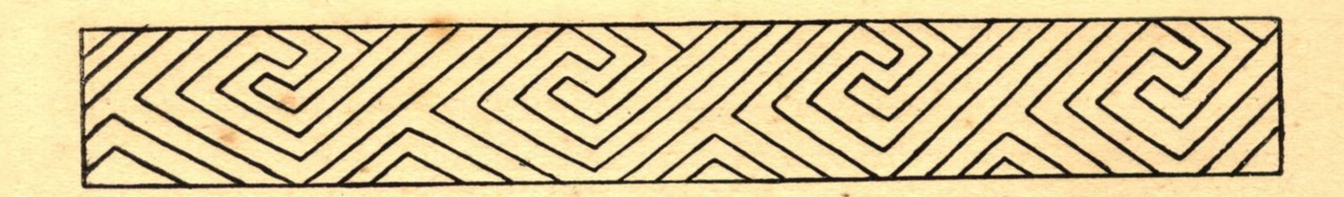
Das beliebteste Getränk aber, das bei keinem auch noch so kleinen Feste oder auch nur bei einem freundnachbarlichen Besuche fehlen darf und von den Teilnehmern in ungeheuren Mengen genossen wird, ist das Kaschiri, eine Art leicht alkoholischen Bieres, von dessen wenig appetitlicher Zubereitung und Verwendung ich bereits früher erzählt habe. Es wird gewöhnlich aus Maniokfladen, aber auch aus Mais, Palmfrüchten und verschiedenartigen Knollen hergestellt.

Außer der giftigen Maniok wird auch die sogenannte süße Maniok,

aber in weit geringerem Maße angebaut und liefert, in Wasser gekocht oder in der Asche gebraten, eine schmackhafte Zukost.

Mit der Verarbeitung der Maniok ist die Tätigkeit der Frau bei der Beschaffung und Zubereitung des Lebensunterhaltes nicht erschöpft, denn es gibt noch mancherlei Speisen, von Bananen, Knollenfrüchten, süßen Bataten und verschiedenen Früchten des Waldes, welche die Frau schmackhaft herzurichten weiß, und die indianische Tafel ist durchaus nicht so einförmig, wie man sich gewöhnlich vorstellt; aber die Maniok bleibt der wichtigste Faktor im Haushalte des Indianers Nordwestbrasiliens und verleiht seinem ganzen Leben ein charakteristisches Gepräge.





2. Flechten und Weben

Ein Hauptzweig der Industrie, in dem es besonders die Stämme des oberen Tiquié, Tuyuka und Bara, zu großer Fertigkeit gebracht haben, ist das Herstellen von Schnüren und Stricken aus den Blattfasern verschiedener Palmen, Mauritia flexuosa, Astrocaryum-Arten und anderer.

Die innersten, noch weichen Blättchen der Palmkrone läßt man einige Tage welken und zieht dann leicht die Oberhaut mit den Fingern ab. Diese Fasern werden zunächst einzeln mit dem Ballen der flachen rechten Hand auf dem nackten Oberschenkel gedrillt und dann durch mehrfaches Hin- und Herstreichen zusammengedreht, wobei das eine Ende mit den Zehen festgehalten wird, um ein Zusammenschnurren der Fasern zu verhindern. Auf diese Weise wissen die Männer sehr feste Stricke in großer Länge zu drehen, die sie in kunstvollen Knäueln aufwickeln und an andere Stämme, z. B. die Buhagana der benachbarten Yapurazuflüsse gegen Curare, verhandeln. Gewöhnlich benutzen die Männer die abendlichen Erholungsstunden zu dieser Beschäftigung. Mitten in der Maloka sind Stäbe in den Boden gesteckt, an denen dicke Bündel Palmfasern, mit Baumbast umwickelt oder zopfartig geflochten, fertige Schnüre und ganze Knäuel hängen. Die Männer hocken auf Schemeln davor und lassen sich auch durch die lebhafte Unterhaltung der übrigen, an der sie von Zeit zu Zeit teilnehmen, nicht in ihrer Arbeit stören.

Aus diesen Palmfaserschnüren werden Hängematten auf folgende einfache Weise hergestellt: An zwei Stützpfosten des Hauses oder in den Erdboden gerammten Stöcken ist eine Horizontalstange befestigt, auf deren beide Enden zwei Holzhaken gebunden sind. Die Entfernung dieser Haken voneinander bestimmt die Länge der Hängematte. Von einem dicken Knäuel, das gewöhnlich in einem Tragkorb verwahrt ist, wird der Faden abgezogen, über die Haken gehängt und zusammengebunden. Er bildet den Anfang der zusammenhängenden Kette. In bestimmter Entfernung voneinander werden die Doppelfäden des Einschlages daran befestigt. Darauf wird aufs neue Kettenfaden von dem Knäuel abgezogen, über die Haken gehängt und mit dem Doppelfaden kreuzweise umflochten und so fort, bis die Hängematte, die bei der Arbeit auf der Querstange ruht, die nötige Breite erreicht hat und

die Einschlagfäden über dem letzten Kettenfaden verknüpft werden. So kann eine Hängematte in einem Tag fertig werden, aber die Herstellung der Fasern und Schnüre erfordert viel Zeit und Arbeit. Je geringer die Entfernung der Einschlagfäden voneinander ist, desto dichter wird das Netz der Hängematte, desto länger ist naturgemäß die Arbeitsdauer.

Die Einschlagfäden sind meistens aus demselben Material wie die Kettenfäden, bisweilen aber auch, um die Haltbarkeit der Hängematte zu vergrößern, aus den feinen, sehr festen Fasern einer Bromeliacee.

Zum Herstellen von dichten, zeugartigen Hängematten benutzt man in Nordwestbrasilien einen primitiven Webstuhl (Abb. S. 343). Dieser besteht aus zwei vierkantigen Pfeilern, a, die in die Erde gerammt oder einfach an eine Wand oder einen Querbalken des Hauses gelehnt werden. Jeder Pfeiler hat zwei Löcher zur Aufnahme von zwei runden Horizontalbalken, b, über welche die parallelen Fäden der Kette laufen. Die Löcher in den Pfeilern sind länglich, damit man den Abstand der beiden Querbalken voneinander durch Einsetzen von Holzkeilen beliebig verändern kann, je nachdem man die Hängematte länger oder kürzer machen will. Der vordere und hintere Teil der Kette sind durch einen verschiebbaren Stab, d, getrennt, damit sich beide Teile beim Arbeiten nicht verwirren. Ein anderer weit dünnerer Stab, c, ist zwischen die geraden und ungeraden Fäden des vorderen Teiles der Kette geschoben, um diese während des Webens auseinanderzuhalten. Dadurch entstehen wiederum vordere und hintere Kettenfäden. An jedem hinteren Kettenfaden ist eine verschiebbare Schlinge befestigt, die zwischen den vorderen Fäden hervorragt. Durch diese Schlingen wird beim Weben eine Gerte gesteckt, e, damit die Frau die hinteren Kettenfäden bequem und mit einem Male vor die vorderen ziehen und das flache, schwertförmige Webemesser, g, aus wohlgeglättetem, schwerem, dunkelrotem Bogenholz zwischen die vorderen und hinteren Kettenfäden stecken kann. Dadurch, daß sie das Webemesser quer stellt, schafft sie einen genügenden Zwischenraum zum Durchziehen des Einschlages, der mittels des Webemessers angedrückt wird. Glatte Stäbchen, welche die Einschlagfäden tragen, f, dienen als Schiffchen. Die Einschlagfäden werden bisweilen verschieden gefärbt, schwarz mit Genipaposaft, gelb mit dem Absud gewisser Hölzer, selten rot mit der Pflanzenfarbe Carayuru. Hat das Gewebe die nötige Länge erreicht, so wird der Rest der Kette durch einen Querschnitt in der Mitte geteilt. Die stehengebliebenen Kettenfäden werden untereinander zopfartig verflochten und mit etwas stärkeren Palmfaserschnüren verknüpft.

Diese bilden eine mit Schnur verfestigte Schlinge, die zur Aufnahme der dicken Hängemattenstricke bestimmt ist.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Webeapparat, der sich in gleicher Weise auch im benachbarten Venezuela und Colombia findet, ursprünglich nicht indianisch ist, sondern erst durch die Europäer, freilich schon vor Jahrhunderten, eingeführt wurde und sich im Laufe der Zeit unter der eingeborenen Bevölkerung selbständig ausgebreitet hat. Je tiefer man ins Innere vordringt, je weiter man sich von den Grenzen europäischer Kultur und europäischen Einflusses entfernt, desto seltener begegnet man diesem primitiven Webstuhl. Die Stämme des oberen Tiquié, Tuyuka und Bara, kennen ihn nicht, ebensowenig die Kobeua und andere Stämme des oberen Caiary, während ich ihn bei den Tukano, Desana und Tariana und den Aruakstämmen des Issana-Aiary, die mit den Weißen in gewissem Zusammenhange stehen und längere Zeit hindurch Missionseinflüssen ausgesetzt waren, mehrfach im Gebrauch gefunden habe.

Die Hängematten aus Mauritiafasern zerreißen verhältnismäßig leicht und stehen deshalb nicht sehr hoch im Werte, während die Hängematten aus den Fasern der Tucumpalme (Astrocaryum sp.) mehrere Generationen überdauern sollen und demgemäß geschätzt werden.

Die gewöhnlichen Palmfaserhängematten sind sehr praktisch für die Flußreise, da sie rasch trocknen, nicht leicht stockig werden und zusammengedreht einen geringen Raum einnehmen. Freilich gewähren sie wenig Schutz gegen die nächtliche Kühle, und man tut gut daran, sich in diesen Schlafnetzen, wie man in Brasilien sagt, „mit dem Feuer von unten her zuzudecken“, das auch in der Maloka neben der Hängematte während der ganzen Nacht unterhalten wird.

Hängematten aus Baumwolle kommen in den Gebieten des Issana und Caiary-Uaupes nicht vor, da dieser Strauch dort wenig angebaut wird.

Das Strickedrehen ist in ganz Nordwestbrasilien eine ausschließliche Arbeit des Mannes. Bei den Siusi sah ich ausnahmsweise auch ein Mädchen eine einfache Palmfaserhängematte verfertigen. Bei den Kobeua dagegen übten nur Männer diese Industrie aus. Am Webstuhl arbeiten nur Frauen.

Von großer Mannigfaltigkeit sind die Korbflechtarbeiten. Man unterscheidet drei Hauptarten von Geflechten. Bei der ersten Art, die am meisten verbreitet ist, werden zwei senkrecht zueinander stehende Gruppen von Geflechtsstreifen derartig miteinander verflochten, daß die Streifen der einen Gruppe jedesmal eine gewisse An-

zahl von Streifen der anderen Gruppe überspringen, bzw. von ihnen übersprungen werden, und zwar so, daß immer die in gleicher Richtung verlaufenden Geflechtsmaschen stufenförmig nebeneinander, bzw. übereinander liegen. — Die zweite Art zeichnet sich dadurch aus, daß eine Anzahl Rohrstreifen, Palmblattrippen, Holzstäbchen, Lianenstücke oder Palmfaserschnüre parallel nebeneinander gelegt und mit Querstreifen ähnlichen Materials umflochten wird. Diese Flechtart ist bei den einfachen Hängematten angewendet. — Bei der dritten Hauptart werden zwei Gruppen von Geflechtsstreifen, die in verschiedener Richtung übereinandergelegt sind, von einer dritten, wieder in anderer Richtung verlaufenden Streifengruppe durchflochten.

In keinem Indianerhaushalte Nordwestbrasiliens fehlen die flachrunden Korbwannen von verschiedener Größe, die zur Aufnahme von Maniokfladen, Mehl und Früchten bestimmt sind. Sie gehören der ersten Hauptart der Geflechte an und sind besonders am Issana-Aiary in geschmackvollen schwarzen, seltener roten Mustern geflochten, die sich teils in einem breiten Streifen über die Innenfläche des Korbes ziehen, teils diese ganz einnehmen. Wir finden in diesem Gebiet eine größere Anzahl Geflechtsmuster vertreten, die über Südamerika weit verbreitet sind. Am häufigsten kommen Mäander in mehreren Variationen vor, außerdem Zickzackmuster, abwechselnde Streifung in horizontaler und vertikaler Richtung, Gruppen konzentrischer Quadrate mit einem Punkt, einem Kreuz oder einem ausgefüllten Viereck in der Mitte, Gruppen ineinanderliegender rechter Winkel, die mit den Spitzen einander zugekehrt sind. Alle diese Muster, selbst die verwickelte Hakenfigur des Mäanders, sind unzweifelhaft durch die Technik des Flechtens bedingt.

Die Flechtstreifen bestehen bei diesen Korbwannen aus der Schale von Blattstielen der Mauritia und anderer Palmen und werden mit Genipapo und Carayuru schwarz und rot gefärbt. Die Wanne wird zunächst in Form einer viereckigen Matte geflochten, die dann, mehr oder weniger gewölbt, mit gepichter Faserschnur über einem starken Rand aus mehrfach spiralig zusammengebogener Liane befestigt wird. Das überstehende Geflecht wird abgeschnitten. Den äußeren Abschluß des Randes bildet ein stärkerer Lianenring, der in seiner ganzen Ausdehnung mit schmalen Rohrstreifen unwickelt ist. Eine Faserschlinge dient zum Aufhängen des Korbes.

Große, sehr feine, leicht gewölbte Siebe von derselben Geflechtsart und demselben Material, die zum Auspressen der Maniokmasse auf ein dreiseitiges Holzgestell gelegt werden, sind häufig eben-

falls mit Musterstreifen verziert oder auf der ganzen Innenfläche, bisweilen auch auf der Außenfläche, gemustert. Der Rand wird mit einer dicken Liane verstärkt. Die überstehenden Enden der Flechtstreifen werden gleichmäßig verschnitten und sauber verflochten. Bisweilen wird noch ein kleiner, mit Rohr umflochtener Henkel angefügt. Besonders schöne Siebe dieser Art fand ich bei den Uanana.

Nicht minder groß sind runde, flache, gewöhnlich in schwarzroten Mustern geflochtene Siebe, die dieselbe Geflechtsart und dieselbe Arbeit am Rande zeigen. Sie sind gröber als die vorigen und dienen dazu, die im Preßschlauch ausgepreßte Maniokmasse von dickeren Brocken und holzigen Bestandteilen zu reinigen. Bei den Siusi fand ich einige dieser Siebe auf der Rückseite mit Figuren von Menschen und Tieren und mit Mäandern in Carayurufarbe bemalt.

Noch gröber sind kleine, viereckige Siebe, bei denen das Geflecht, nachdem die Enden der Rohrstreifen miteinander verflochten sind, an allen vier Seiten zwischen je zwei Stäbe geklemmt und mit Rohrstreifen daran befestigt ist. Sie zeigen verschiedene Geflechtsarten. Bei den einen sind einfach zwei Gruppen von Rohrstreifen rechtwinklig miteinander verflochten; die anderen zählen zur dritten Hauptart der Geflechte.

Selten finden sich zylindrische Körbe von verschiedener Größe mit viereckigem Boden. Die Geflechtsart ist dieselbe wie bei den Korbwannen, mit denen sie auch in der Arbeit am Rande übereinstimmen. Sie tragen stets dieselben Muster, konzentrische Quadrate in Schwarz und Rot, und werden zum Aufbewahren von Kleinkram, Perlen, gerösteten Pfefferfrüchten und dergleichen, benutzt.

Hängekörbchen von kugeliger oder karaffenähnlicher Form, die ich besonders am Aiary im Gebrauch fand, dienen dem gleichen Zweck. Sie sind aus dünnen, halbierten Lianen auf drei Arten hergestellt. Bei einigen sind die Streifen auf die einfachste Weise rechtwinklig miteinander verflochten. Andere gehören zur ersten und weiten Hauptart der Geflechte.

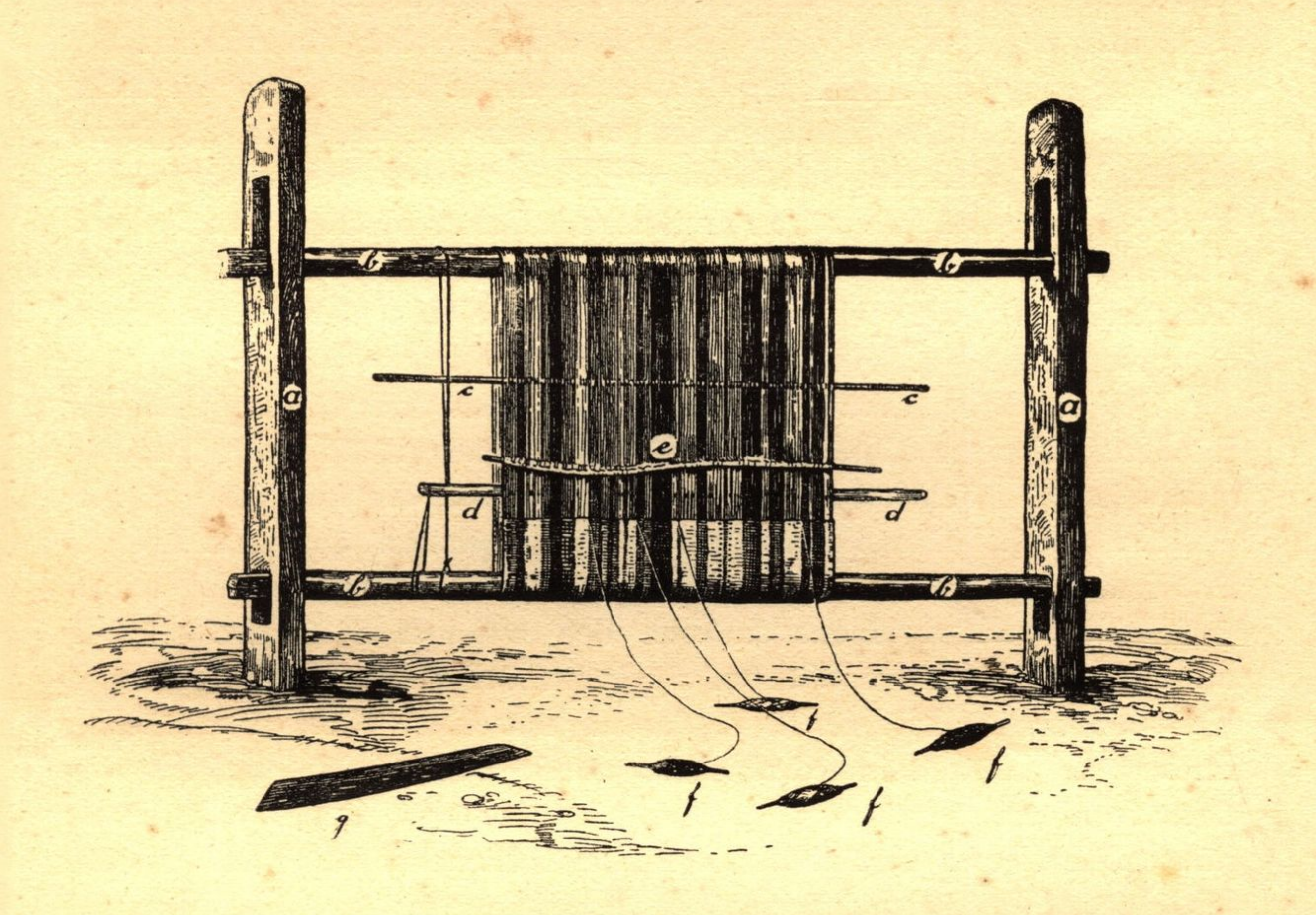
In derselben Weise und aus demselben Material sind tiefere Korbwannen geflochten, die zum Verwahren von Knollen, Bataten, Bananen und anderen Früchten dienen.

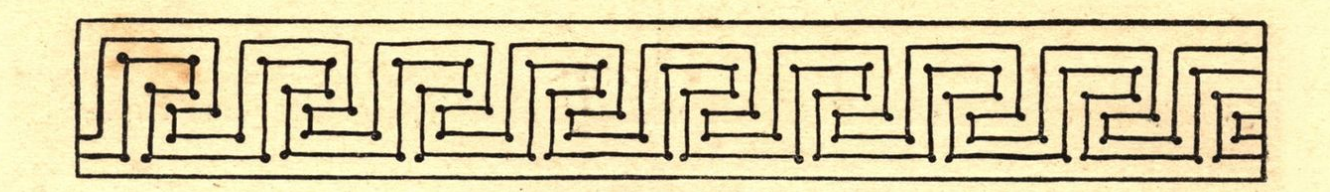
Von verschiedener Form sind die Behälter, in denen Pfefferfrüchte über dem Herdfeuer geröstet werden. Einige bestehen aus langen Rohrstreifen, die in der Form eines Beutels zusammengebogen und in gewissen Zwischenräumen mit feinen Lianen umflochten sind, die das Ganze zusammenhalten. Zum Pfefferrösten benutzt man auch

Körbchen verschiedener Flechtart und zylindrische Behälter aus Holzstäbchen, die von Lianenringen umflochten sind.

Zum Zudecken der Kochtöpfe und Wassergefäße dienen quadratische Matten aus einfachem Palmblattgefecht. Bisweilen wird der Holztrog, in dem Kaschiri angesetzt wird, mit einer fast 3 m langen Rollmatte zugedeckt. Sie besteht aus nebeneinanderliegenden starken Rohrstreifen, die an den beiden Enden und in der Mitte mit je einer Palmfaserschnur umflochten und dadurch zusammengehalten sind.

Die größeren Flechtarbeiten, Korbwannen, Siebe usw., werden in der Regel von Männern verfertigt, die Hängekörbchen auch von Frauen.





3. Töpferei

Die Töpferei ist in ganz Nordwestbrasilien ein Monopol der Frau und wird ohne Drehscheibe in einer einfachen Weise ausgeübt, die wir auch in anderen Erdteilen finden und an Gefäßen aus dem prähistorischen Europa nachweisen können.

Bei allen Stämmen des Issana und Caiary-Uaupes begegnen wir einer Keramik von reicher Vollkommenheit, außer bei den rohen Maku, die nur sehr primitive Tongeräte zustande bringen.

Das Material, das am oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen verwendet wird, ist ein feiner, sehr fetter, bläulicher Ton, der sich in kleineren Lagern in dem Lehm und Letten der Flußufer findet, und zwar nicht allzu häufig, so daß Stämme, in deren Gebiet er nicht vorkommt, oft weite Handelsreisen unternehmen, um sich damit zu versehen. Er wird ungeschlämmt verarbeitet, aber vorher sorgfältig durchgeknetet und von härteren Bestandteilen und Steinchen befreit. Um dem Ton einen festeren Zusammenhalt zu geben, mischt ihn die Künstlerin mit der fein zerstoßenen Asche aus der Rinde einer Bignoniacee.

Bei der Arbeit kauert die Frau am Boden und wälzt mit beiden Händen auf einer Matte oder auf dem breiten Blatt eines Paddelruders lange, möglichst gleichmäßige Tonwülste, die sie dann in der Gestalt, die das Gefäß bekommen soll, in Spiralen übereinanderlegt. Dabei drückt sie die Wülste gleichzeitig mit der linken Hand leicht aneinander und verbindet dadurch den weichen Stoff. Die Rillen zwischen den einzelnen Wülsten werden zunächst mit dem Fingernagel oder mit einem Holzbrettchen, danach mit einer Kalabassenscherbe innen und außen fein verstrichen, womit dem Gefäß zugleich die elegante Form gegeben wird. Endlich wird das Gefäß mit einem glänzenden Kiesel geglättet. Diese Kiesel stammen aus dem Gebiete des oberen Yapura und finden bei den Stämmen des Caiary-Uaupes und Issana eine weite Verbreitung. Die Kobeua erhalten sie von den befreundeten Umaua. Bisweilen werden zwei Henkel zu beiden Seiten an den oberen Rand des Topfes gesetzt, wobei die Frau die Tonbrocken vorher mit Speichel anfeuchtet, damit sie besser haften bleiben und sich mit dem noch frischen Ton des Topfes verbinden.

Das im Rohbau fertige Gefäß wird drei bis vier Tage lang in

einem sicheren Winkel des warmen Hauses, meistens auf einem etwa mannshohen Gerüst in der Nähe des Herdfeuers, und dann drei Tage lang in der Sonne, manchmal noch mehrere Stunden über einem schwachen Feuer getrocknet. Damit es nicht zusammenfällt oder schief wird, wird die Öffnung mittels eingeklemmter Stäbchen auseinandergehalten.

Beim Brennen wird das Gefäß in einer flachen Grube mit der Offnung nach unten auf drei tönerne Herdfüße oder einige Steine gesetzt und mit leichten Holzscheiten kegelförmig umstellt, so daß oben ein schmaler Rauchausgang bleibt. Über die Holzscheite wird eine dicke Schicht trockener Rindenstücke gelegt. Das Feuer, das von innen entzündet wird, bleibt dadurch nach innen konzentriert und entwickelt eine starke Hitze. Während des Brennens wirft die Frau mehrere Hände voll Asche über die Flammen. Ist alles, Holz und Rinde abgebrannt, so ist das Gefäß fertig. Zunächst rotglühend, kühlt es sich in der Luft allmählich ab, wenn nicht zuweilen ein plötzlicher Regenguß das mühevolle Werk der fleißigen Frau vernichtet.

Eine besonders hoch entwickelte Keramik, deren Erzeugnisse mit hübschen roten Mustern, Mäandern und anderen Geflechtsmustern, Schneckenlinien, aber auch Figuren von Menschen und Tieren bemalt sind, haben die Aruakstämme des Issana und seiner Nebenflüsse. Diese Muster werden auf das an der Sonne getrocknete Gefäß aufgetragen, das dann mit pulverisiertem Harz überstreut oder mit der Milch eines gewissen Baumes überschüttet wird. Dadurch entsteht beim Brennen ein glänzender Firnis, der die Malerei prächtig durchscheinen läßt. Bei den Töpfen ist stets die Außenseite mit Mustern bemalt, die Innenseite schwarz überstrichen; bei den Schalen trägt umgekehrt die Innenseite die Muster, während die Außenseite entweder in der natürlichen gelblich-grauen Tonfarbe geblieben oder mit Carayururot überstrichen ist. Die schwarze Farbe ist Topfruß oder Ruß aus verbrannten Palmfrüchten, mit klebrigem Pflanzensaft angerührt (Abb. S. 12, 18, 19, 37, 122, 333, 338, 344, 348).

Alle bemalten Gefäße, Töpfe und Schalen, werden, um ihre Schönheit zu schonen, gewöhnlich nur zum Herbeiholen und Aufbewahren von Wasser gebraucht. Nur bei feierlichen Empfängen und bei Tanzfesten werden die Schalen bisweilen auch zum Kredenzen von Maniokgetränken und selbst von Kaschiri verwendet, obwohl diese alkoholhaltige Flüssigkeit auf den Firnis und die Malerei mit der Zeit zerstörend wirkt.

Auf einem Ständer aus Palmstäbchen, die mittels Lianen in Form

einer Sanduhr zusammengeflochten sind, werden die Wassertöpfe und Schalen aufgestellt (Abb. S. 348).

Die Keramik der Uaupesstämme steht zwar an Güte des Materials und Eleganz der Formen der des Issanagebietes nicht nach, aber die Gefäße sind meistens nur glänzend schwarz überstrichen, selten mit gelben Mustern auf schwarzem Grunde bemalt. Die gelbe Farbe ist eine Tonart. Diese ornamentierten Gefäße rühren wohl stets von Tarianaweibern her. Auch schwarze Schalen, die eingeritzte Mäander und andere Muster am Rande tragen, finden sich bei diesem Aruakstamm.

Die Formen und die Größe der Gefäße sind außerordentlich mannigfaltig und je nach dem Kulturgrade des Stammes von der primitivsten Art bis zu hoher Vollendung. Da gibt es vor allem die verschiedenartigsten Töpfe und Schalen zur Verarbeitung der Maniok, winzige Eßnäpfchen für kleine Kinder bis zu Schalen von fast $^3/_4$ m Durchmesser zur Aufnahme der Maniokmasse, zierliche, wenige Zentimeter hohe Töpfchen für das Pfeilgift Curare bis zu riesigen, bauchigen Kaschiritöpfen von fast 1 m Höhe und 2—3 m Umfang, Töpfe und Schalen von wahrhaft klassischen Formen, mit reizenden Mustern bemalt, und schmucklose Kochtöpfe. Überall ist die Frau die Künstlerin, ja manche Stämme haben die Kunst der Töpferei erst von ihren Frauen, die sie aus anderem Stamme nahmen, gelernt.

Im Gebiete des Caiary-Uaupes hat eine Akkulturation stattgefunden zwischen den Stämmen der Tukanogruppe, die als Eroberer auftraten, und den eingesessenen, höher kultivierten Aruakstämmen, die sie unterjochten, verdrängten oder aufsogen. Noch jetzt ist die kunstvolle Flechterei und Töpferei im Issanagebiete, dem eigentlichen Aruaklande, in höchster Blüte, und die Tariana und die ehemaligen Aruakstämme des Querary und oberen Cuduiary besitzen in diesen Künsten eine besondere Fertigkeit, ebenso die Kobeua, die manche Güter ihres Kulturbesitzes ihren Aruaknachbarn verdanken. Wie in alten kriegerischen Zeiten der Frauenraub diesen Prozeß der Akkulturation förderte, so tut dies heute noch in hohem Maße die allgemein verbreitete Sitte, die Frau stets aus fremdem Stamme zu nehmen, und nicht in letzter Linie der rege freundschaftliche Verkehr und die lebhaften Handelsbeziehungen zwischen Stämmen verschiedenen Ursprungs. Dazu kommt, daß das Rohmaterial zu einzelnen Produkten nur in bestimmten Gegenden vorkommt, was die dort wohnenden Stämme zu Spezialindustrien geführt hat. Der nahe Zusammenhang der weitverästelten Stromsysteme Nordwestbrasiliens durch natürliche Bifur-

kation, wenigstens in der Regenzeit, oder durch kurze Fußpfade erleichtert diesen Verkehr ungemein.

Als Trink- und Schöpfgefäß dient im gewöhnlichen Leben die Kalabasse aus der halbierten Fruchtschale des Cuyete-Baumes. Sie ist außen braun poliert, innen schwarz lackiert, bisweilen am Rande oder auf der ganzen Außenfläche mit Ritzmustern verziert. Der schwarze Lack wird auf sonderbare Weise hervorgerufen: Die Schale wird auf der Innenseite wohl geglättet, mit Absud aus Carayurublättern überstrichen und dann über Maniokblätter gestülpt, die mit menschlichem Urin übergossen sind. Sie bleibt so lange liegen, bis die Innenfläche tiefschwarz und glänzend ist.

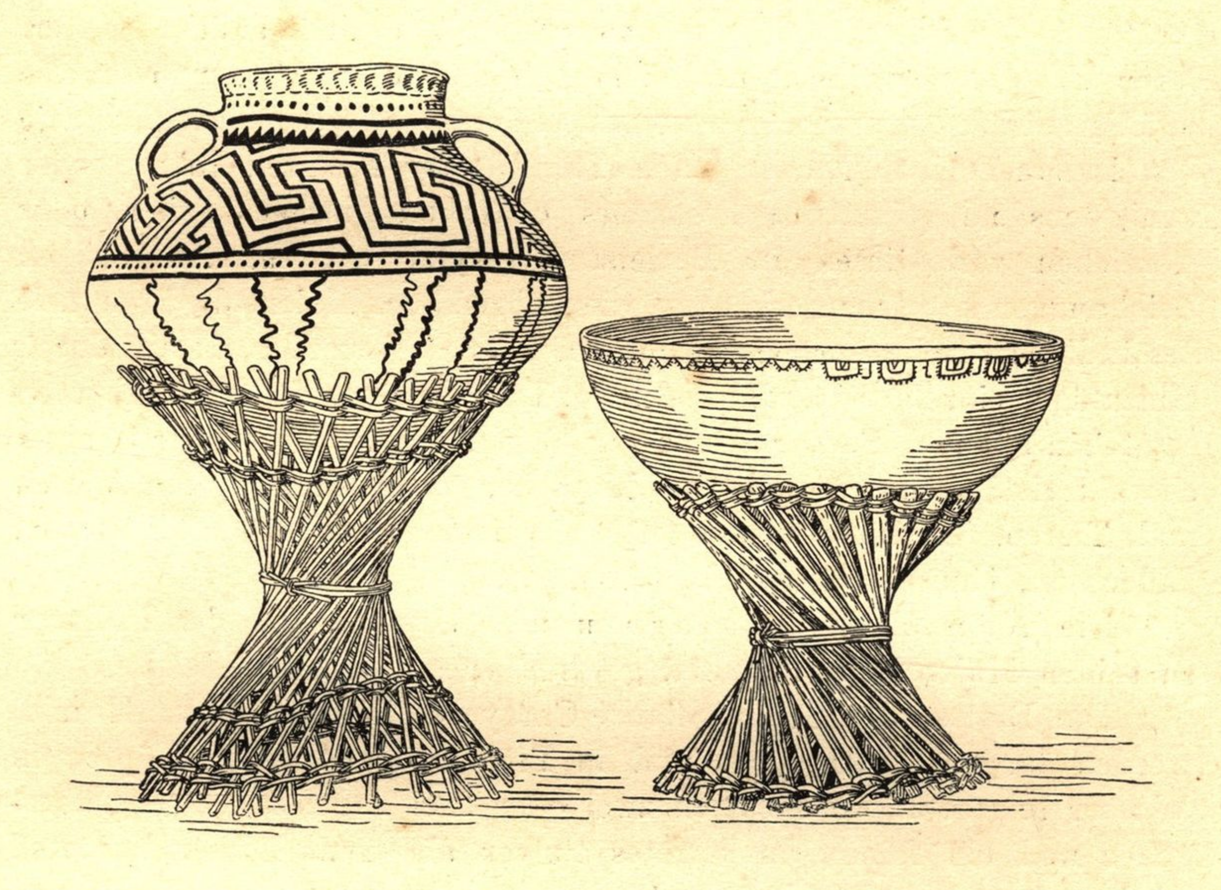
Die Ornamente, die dem Indianer die Flechttechnik liefert, bringt er, wie wir gesehen haben, auf seinen Gefäßen an; er bemalt seinen Körper damit; er malt, schnitzt oder ritzt sie auf die Wände und Pfeiler seines Hauses, auf seine Waffen, seine Haus- und Tanzgeräte. Außer diesen Geflechtsornamenten gibt es auch andere Muster, deren Ursprung wir nicht mit Sicherheit feststellen können, oder die zufällig entstanden sein mögen und dank der ausschweifenden Phantasie des Indianers ihre Namen nach Tieren oder Pflanzen führen oder wenigstens mit einzelnen besonders charakteristischen Teilen oder Abzeichen von diesen in Beziehung gesetzt werden. An einigen Zeichnungen kann man erkennen, wie während des Malens die Phantasie des Indianers Seitensprünge macht, so daß aus demselben Motiv durch Hinzufügen einzelner charakteristischer Teile die verschiedensten Figuren entstehen können. Ferner dienen zur Verzierung die mehr oder weniger charakteristischen Figuren von Menschen oder dämonischen Wesen und Tieren, Vierfüßlern und Vögeln verschiedener Art, Alligatoren, Eidechsen, Heuschrecken u. a. (Abb. S. 18).

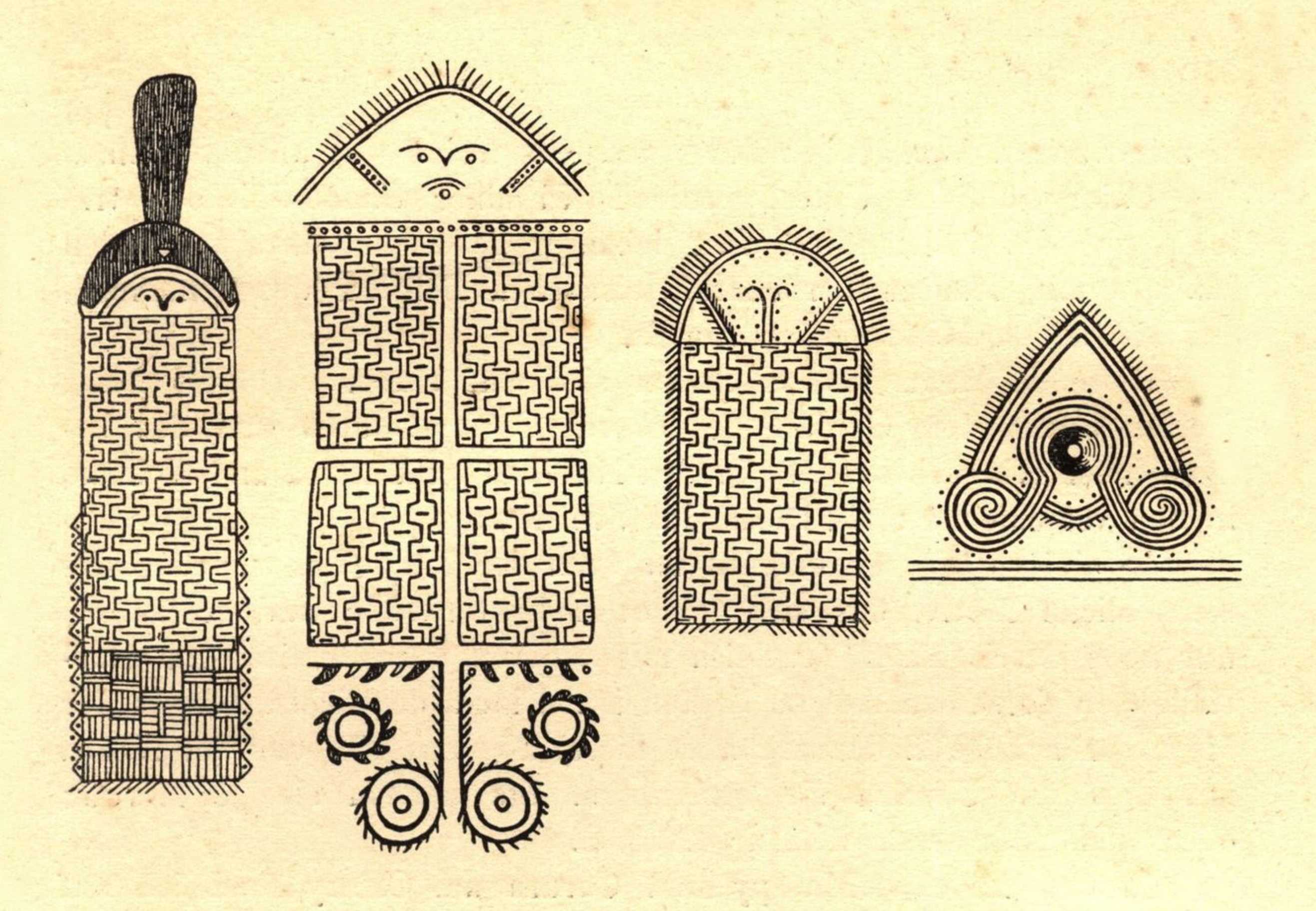
Die roten Farben, Carayuru und Urucu, die der Indianer zu seinen Malereien verwendet, gewinnt er auf folgende Weise.

Die Blätter der Schlingpflanze Carayuru (Bignonia Chica Humb.) werden langsam getrocknet und in Trögen oder großen Töpfen in Wasser angesetzt, wo sie nach zwei oder drei Tagen in Gärung übergehen und ein feines, dunkelrotes Pulver absetzen. Dieser Farbstoff wird mehrmals mit frischem Wasser ausgewaschen, an der Sonne getrocknet und in Tuben aus Palmfruchtschalen, kleinen Kalabassen, Schächtelchen aus Palmblättern und Säckchen aus Baumbast aufbewahrt. Das dunkelrote Carayuru dient auch als heil- und zauberkräftige Farbe bei den verschiedensten Gelegenheiten. Die Zauberärzte bemalen damit ihre Geräte und ihren eigenen Körper. Bei einem Krankheits- oder

Todesfall soll es alle Angehörigen eines Dorfes vor dem Unheil schützen. Der Kranke wird damit bemalt und endlich der Tote, bevor das Grab sich über ihm schließt.

Die Samen der Urucustaude (Bixa Orellana), die eine weichstachelige Kapsel, ähnlich wie bei den Bucheckern, umschließt, sind mit einem gelbroten Farbstoff überzogen, der frisch von der Pflanze weg, mit Speichel, Öl oder klebriger Baummilch angerührt, zum Bemalen gebraucht werden kann. Er wird auch getrocknet in kleinen Mengen aufbewahrt. Man findet rot- oder weißblühende Urucusträucher bei jeder Maloka angepflanzt. Die Urucufarbe ist bei weitem nicht so haltbar wie das Carayuru und verbleicht rasch, wenn sie dem Licht ausgesetzt wird.





4. Hausschmuck

Die Rindenbekleidung der Vorderseite bei vielen Malokas des Caiary-Uaupes und der angrenzenden Gebiete dient, wie wir mehrfach gesehen haben, den Bewohnern zur Ausübung ihrer primitiven Kunst. Häufig sind es nur mit Kohle mehr oder weniger charakteristisch gezeichnete Figuren von Menschen, Tieren und Geräten des täglichen Gebrauchs oder Geflechtsmuster. Bisweilen aber tragen diese Hauswände auch reiche Ornamente in bunten Farben, schwarz, rot, gelb, weiß, regelmäßig angeordnet.

Auch die mittleren Hauptpfosten dieser Malokas sind häufig mit Malereien in Weiß und Gelb auf dunkelrotem Grunde verziert.

Besonders ist es eine Figur, die in den verschiedensten Variationen, 1—1½ m hoch, immer wiederkehrt. Sie stellt in der Hauptsache offenbar den Torso eines Mannes in vollem Tanzschmuck dar. Das Haupt schmückt die breite Binde aus gelben Aracangafederchen, die hinten von dem Aufstecker aus den feinen Federn des weißen Reihers überragt wird. Sogar das kleine Dreieck aus roten Federchen, das aus dem herrlichen Orangegelb der Federbinde hervorleuchtet, findet sich auf diesen Figuren. Die mit Mustern ausgefüllten Rechtecke unter dem Gesicht sollen wahrscheinlich die Brustbemalung des Tänzers andeuten. Dasselbe Muster kehrt in der Körperbemalung der Indianer zur Zeit der Feste, auf ihren Töpfen und Tanzgeräten wieder. Einige

Figuren zeigen Wangenbemalung und das früher bei allen Stämmen des Caiary übliche Unterlippenloch. In einer Uanana-Maloka traf ich sogar die vollständige, fast lebensgroße Figur eines tanzenden Mannes mit dem ganzen charakteristischen Beiwerk des Schmuckes auf die beiden Mittelpfosten gemalt.

Diese Pfostenmalereien finden sich auf einem verhältnismäßig kleinen Raum, dem Gebiete des oberen Caiary-Uaupes und des benachbarten Aiary, besonders in den Malokas der Uanana und Kobeua, in den verschiedensten Phasen der Stilisierung.

In einigen Figuren erkennt man nur mit Mühe das ursprüngliche menschliche Motiv, das sich immer mehr verwischt und schließlich nur noch durch einen Vergleich mit anderen naturalistischeren Darstellungen derselben Art zu deuten ist. Einen deutlichen Beweis für die ursprüngliche Bedeutung aller dieser Figuren gibt uns der Name, mit dem die Uanana sie bezeichnen. Sie nennen sie „Mensch" oder auch „Menschenbild" (Abb. S. 349).

In den Malokas Matapy und Caruru am Caiary fand ich auf der Rückseite der mit solchen Menschenfiguren geschmückten Pfosten bunte Malereien, die Riesenschlangen darstellten. In ihren angenehmen Farben, schwarz, rot, gelb, weiß auf purpurrotem Grunde, machten diese geschmackvoll gemusterten Figuren einen besonders prächtigen Eindruck.

Die an 2 m langen Schlangenfiguren von Matapy waren mehr oder weniger naturalistisch gehalten, so daß sie ohne weiteres zu deuten waren. In eleganten Windungen schienen sie die Pfeiler emporzukriechen. Der untere, auf der Zeichnung punktierte Teil der Figuren war im Original stark verwischt, da die Pfosten bei häuslichen Arbeiten und besonders bei Trinkgelagen zum Abwischen der Hände dienen (Abb. S. 258).

Die Schlangenbilder in Caruru waren stark stilisiert, so daß man kaum die ursprüngliche Bedeutung erkennen konnte. Die Uanana nannten sie „Riesenschlangenbild" und bezeichneten mir die einzelnen Teile des Tieres, seine mächtigen Zahnreihen, seine Augen, umgeben von den Augenbrauenbogen, und seine Kinnbacken (Abb. S. 272).

Ein reizender Hausschmuck endlich sind Figuren, aus Maiskolben und ihren Umhüllungsblättern gearbeitet oder kunstvoll aus Palmblattstreifen geflochten. Sie stellen Menschen und Tiere, Schwalben und andere Vögel und Schlangen dar und hängen gewöhnlich nebeneinander an einer Schnur zwischen den mittleren Hauptstrebepfeilern.

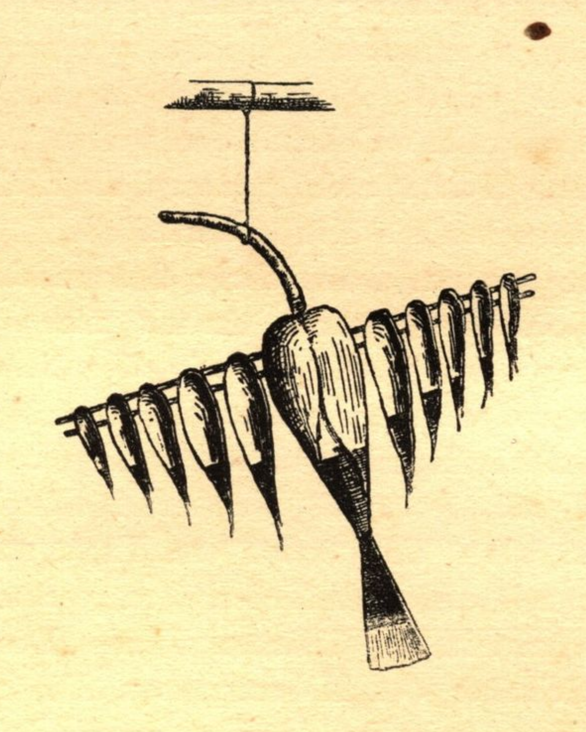
Bisweilen baumeln sie auch von den Querbalken herab und hier und da von den Dachsparren bis in den Giebel des Hauses.

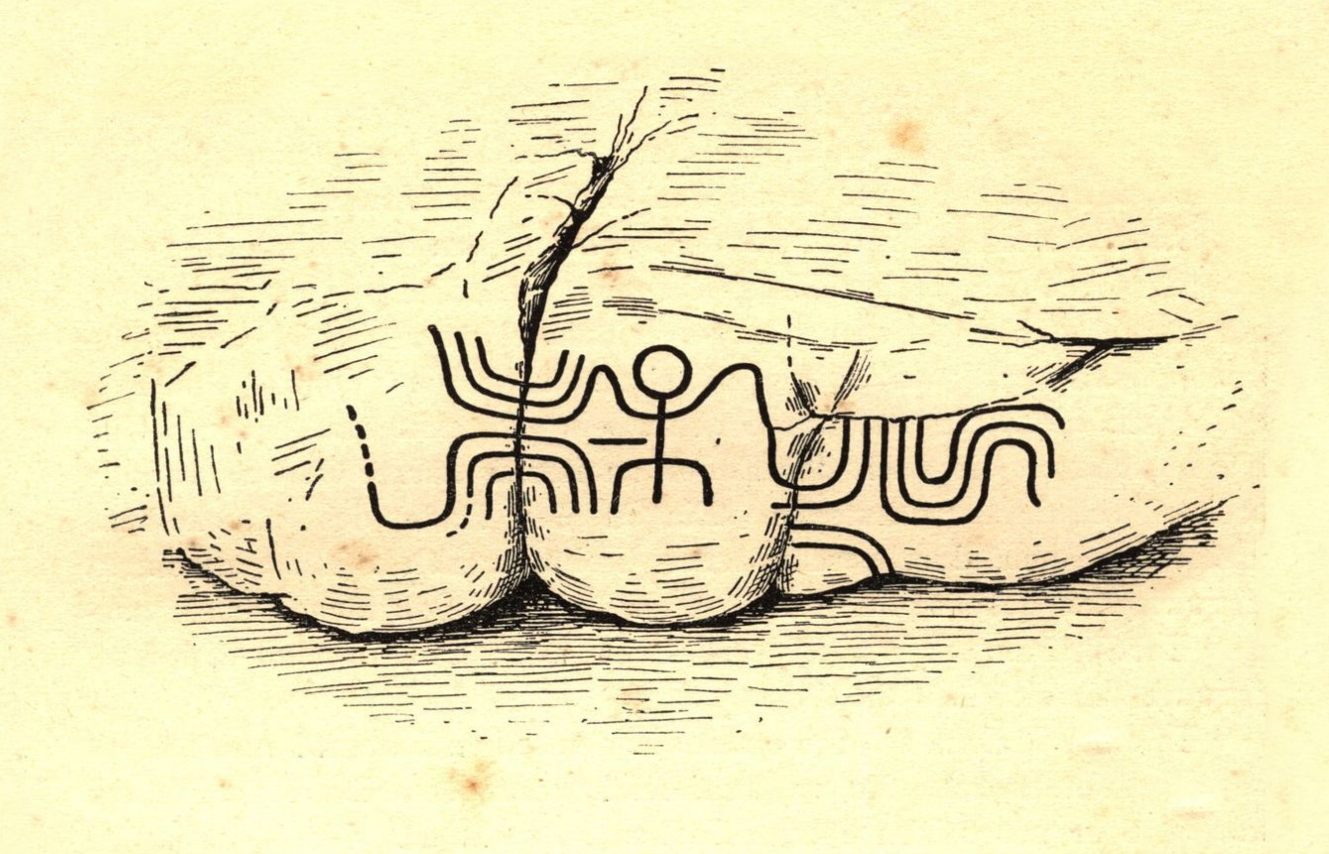
In den meisten dieser Maisvögel erkennt man ohne Mühe fliegende Tauchervögel. Ein dicker Maiskolben mit Umhüllung bildet den Leib, der daran stehengebliebene lange, leicht gekrümmte Stiel den biegsamen Hals und den spitzschnäbeligen Kopf des Vogels. An zwei Stäbchen, die horizontal durch den „Leib" gesteckt sind, hängen Umhüllungsblätter, die nach den Enden zu immer kürzer werden und die breiten Schwingen darstellen. Ein in das Ende des Maiskolbens gestecktes, quer durchgeschnittenes Umhüllungsblatt ahmt geschickt den Schwanz des Vogels nach, den er beim Fliegen fächerförmig auseinander breitet. Schwungfedern, Schwanz und Leib sind zum Teil schwarz bemalt (Abb. S. 351).

In einer Maloka sah ich einen aus demselben Material naturgetreu hergestellten Storch, der so kunstreich unter dem Dach aufgehängt war, daß er mit seinen langen Beinen aufrecht auf dem Querbalken des Hauses stand.

Einige dieser Maisfiguren sind mit unvergifteten Blasrohrpfeilchen gespickt. Die Knaben üben sich an diesen niedlichen Zielscheiben (vgl. S. 63).

Dem häuslichen Leben des Indianers fehlt nicht die Poesie. Sein Haus ist ihm nicht nur ein Unterschlupf, sondern ein Heim, das er nach seinen Kräften erbaut, ausstattet und schmückt.





XXII. Kapitel

Zum Rio Negro und nach São Felippe

Unser Aufenthalt bei dem liebenswürdigen Volke der Kobeua neigt sich seinem Ende zu.

Wenige Tage vor unserer Abreise kommt eine Bande Yulämaua vom Querary, Verwandte einiger in Namocoliba verheirateter Frauen. Es sind sieben Männer und Knaben, durchweg muskulöse Gestalten, auffallend durch die starken Stirnwülste, die den Gesichtern einen etwas finsteren Ausdruck verleihen. Sie wollen Arundinaria-Halme schneiden, die in ihrer Heimat nicht wachsen, als Einlage für Blasrohre. Mit den Kobeua tauschen sie Körbe und Siebe.

Die Frauen geben zu Ehren ihrer Stammesbrüder ein kleines Kaschiri, das jedoch die tägliche Arbeit nicht unterbricht. Der Zauberarzt ist eifrig damit beschäftigt, in der Nähe Wald für eine neue Pflanzung zu roden. Den ganzen Tag erschallt das lange anhaltende, donnerähnliche Krachen und Rauschen der niederstürzenden Bäume. Trinkend und gemütlich plaudernd sitzen wir am Abend beisammen. Gegen neun Uhr findet ein Tanz statt. Ein Dutzend Tänzer, nur wenige mit einfachen Federreifen geschmückt, bewegt sich im raschen Tanzschritt in der üblichen Runde. Die linke Hand ruht auf der rechten Schulter des Nebenmannes. Die rechte Hand hält einen am oberen Ende mit Fußklappern umwundenen, schmucklosen

Holzstab, der bei jedem Schritt rasselnd aufgestoßen wird. Tanz und Gesang beginnen feierlich langsam, werden immer rascher und endigen langsam und feierlich. Zum Schluß stellen sich alle Tänzer in einer Reihe, dem Eingang zugewendet, in der Maloka auf, singen und stampfen noch eine Zeitlang sehr langsam weiter und gehen dann nach drei kurzen, lauten Schreien und schrillen Pfiffen durch die Zähne auseinander. Die Tänze dauern bis zum frühen Morgen. Auch Frauen nehmen daran teil. Es ist ganz so, wie seinerzeit am Aiary; nur die viehische Trunkenheit fehlt.

Schmidt macht mir in diesen Tagen schwere Sorge. Er bekommt jeden Abend zu einer gewissen Stunde heftige Magenkrämpfe und Hustenanfälle, die ihn zum Erbrechen reizen und öfters mit Fieber verbunden sind. Es sei Zaubergift von den Colombianern, meint der Häuptling. Ich halte es für Keuchhusten. Eine Frau leidet unter denselben Anfällen. Auch die Frau des Häuptlings liegt mehrere Tage mit fürchterlichen Schmerzen wimmernd in der Hängematte. Auf dem Weg zur Pflanzung ist sie an zwei Tagen hintereinander von Vogelspinnen an der Hand und am Fuß gebissen worden.

Am 12. Dezember nehmen wir Abschied. Aus allen umliegenden Malokas sind Leute gekommen, um uns Lebewohl zu sagen. Die Bewohner von Surubiroca, die uns nach Matapy bringen wollen, sind vollzählig erschienen. Der Häuptling hält mir mitten auf dem Dorfplatz vor versammeltem Volk eine lange Lobrede in Lingoa gerál, die mit dem alten Missionsgruß „Yasu tupana irumo!“ („Geh mit Gott!“) feierlich ausklingt. Alle geben uns das Geleit zum Hafen. Die Frauen reichen mir noch einmal ihre Kinder. Jeder will mir die Hand drücken. Selten ist mir ein Abschied so schwer geworden. —

Es war eine unvergeßlich schöne Zeit. Man hat uns volles Vertrauen entgegengebracht, und nie ist unser Vertrauen getäuscht worden. Nie wurde unsere Eintracht ernstlich gestört. Niemals wurde uns das geringste entwendet, obwohl wir die Koffer bisweilen offen stehen ließen. Bei unserer Abreise zum oberen Caiary blieb der größte Teil unseres Gepäcks in Namocoliba zurück. Der Häuptling ließ vor unseren Augen in einer Ecke der Maloka ein Gerüst errichten und unsere Kisten und Ballen dort aufstapeln. Als wir nach einem Monat zurückkehrten, lag eine dicke Staubschicht auf den Sachen. Niemand hatte daran gerührt, obwohl alle wußten, daß sie Kostbarkeiten, Perlen, Äxte, Messer, enthielten.

Ich lernte hier so recht das reiche Seelenleben kennen, durch das sich die indianische Frau auszeichnet. Sie ist nichts weniger als

das „stumpfsinnige Lasttier“, wie sie so oft von flüchtigen Beobachtern dargestellt wird. Während der Mann seine Kräfte mehr dem Gemeinwesen widmet, spielt sich das Leben der Frau im engen Kreise der Familie ab. Mit den Hauptpflichten in der Familie übernimmt sie auch die Hauptrechte. Ihr Leben ist wohl reich an Mühe und Arbeit, aber gerade dadurch findet sie Gelegenheit, alle ihre Fähigkeiten zu entfalten und ihre seelischen Eigenschaften zur vollen Entwicklung zu bringen. Ihre große Intelligenz ist angenehm verbunden mit einer reinen Gutmütigkeit, die sie nicht nur gegen Angehörige ihrer Familie und ihres Stammes, sondern auch gegen Fremde betätigt, die ihr Vertrauen gewonnen haben. Wir wurden von den Frauen wie Stammesgenossen behandelt. Sie ließen es nie an Speise und Trank für uns fehlen und waren eifrig für unser Wohlergehen besorgt. Besonders war es die Frau des Häuptlings, die Mutterstelle an uns vertrat, und deren liebevoller Fürsorge ich mich erfreute. Es wurde mir wirklich nicht schwer, die gütige Alte „meine Mutter“ anzureden, zumal wenn ich sah, welche freudige Genugtuung ich damit ihr und ihren Angehörigen bereitete, und ich freute mich ebenso, wenn sie mich „mein Sohn“ nannte. Jeden Morgen, sobald ich erwachte, schickte sie mir ihre kleine Tochter mit einer Kalabasse frischen Wassers zum Mundausspülen und Zähneputzen, und manchen Extrabissen, manchen erfrischenden Trunk danke ich ihr. Beim Abschied fehlten „meine Mutter“ und „meine kleine Schwester“. Sie waren schon vor Tagesanbruch auf die Pflanzung gegangen, um in der Scheidestunde nicht zugegen zu sein. —

Der Caiary hat infolge des sehr niedrigen Wasserstandes ein ganz anderes Aussehen angenommen. Überall ragen riesige Felsen, zwischen denen das Wasser verschwindet; weithin leuchten weiße Sandbänke.

An allen Malokas, besonders bei den Stromschnellen, sieht man jetzt merkwürdige Zäune aus entrindeten Stangen, die an der Spitze bisweilen noch Fiederblätter tragen. Auf den Kreuzungspunkten der Stangen liegen Bündelchen gelber Rinde. Es sind „Badeanstalten“ der Indianer. Mit der Rinde, die, mit Wasser gerieben, einen dicken Schaum wie Seife erzeugt, reinigen sie den Körper und auch Kleider. Jedes Bündelchen Rinde hat seinen bestimmten Besitzer.

Schon am 16. Dezember gelangten wir nach Matapy. Bei der Aufwärtsfahrt haben wir zu derselben Strecke volle vierzehn Tage gebraucht. Wir bleiben hier einen Tag, um die Montaria zu kalfatern, die durch den schwierigen Transport über die unzähligen Felsen wieder ganz leck geworden ist. Der „Herr Professor“ willigt sofort ein,

uns mit einigen Desana und Uanana und drei Maku bis Yauareté zu bringen.

Diese Maku gehören zu einer Bande von einigen zwanzig Männern, Weibern und Kindern, die eines Tages vom Papury her nach Matapy gekommen sind. Fünf Männer mit ihren Familien hat der Häuptling behalten; zwei hat er dem Oberhäuptling in Caruru überlassen; die übrigen sind in der Umgegend verteilt worden. Sie wohnen nicht in der Maloka, sondern halten sich in der Nähe im Walde unter erbärmlichen Hütten auf und werden nur zu besonderen Dienstleistungen herangerufen. Sie helfen auch beim Ausbessern unseres Bootes und werden bezahlt wie die anderen. Der Häuptling fragt sie, was sie haben wollen. Es sind also hier keine Haussklaven, wie z. B. bei den Tukano an der Pary-Cachoeira des Tiquié, sondern eine Art Tagelöhner. Die Weiber, die mir zu Gesicht kommen, sind abschreckend häßlich. Einige hübsche, großäugige, aber unbeschreiblich schmutzige Kinderchen schreien mörderisch, sobald wir Weißen uns ihnen nahen. Die Männer machen im Verkehr keinen unsympathischen Eindruck, zeigen aber in dem wenig proportionierten Körperbau, den breiten Nasenflügeln und dem schnauzenförmigen Mund den häßlichen Makutypus. Mit Hilfe des Desana, das sie beherrschen, nehme ich eine Wörterliste ihrer fürchterlichen Sprache auf, die bisher unbekannt war. Sie scheint mit dem Maku des Querary, von dem ich einige Wörter bei den Kobeua hörte, identisch zu sein, ist aber in den meisten Wörtern gänzlich verschieden von dem Maku des Tiquié und Curicuriary. Nur wenige Ausdrücke zeigen eine entfernte Verwandtschaft, die mit dem Tiquié-Maku größer zu sein scheint als mit dem Maku vom Curicuriary.

Das Uanana mit seinem halblauten, verschwommenen Lispeln und hochgeschraubten, singenden Tonfall mutet uns jetzt, nachdem wir monatelang nur das rauhe, stark gutturale und nasale Kobeua gehört haben, ganz sonderbar an.

Der Typus der Desana ist im ganzen Caiarygebiet sehr einheitlich. Meine Ruderer sind an den langen Köpfen, dem struppigen Haar und den schräggestellten, geschlitzten Augen sofort als Angehörige dieses Stammes zu erkennen.

An der Caruru-Cachoeira haben wir ein Erlebnis, das uns noch tagelang Stoff zur Heiterkeit gibt. Beim Frühstück erscheint plötzlich eine sehr korpulente Indianerin, mit einem langen geblümten Rock nebst eng anschließender Taille bekleidet, ein weißes türkisches Tuch um den vollen Nacken geschlungen, an den nackten Füßen feine Leder-

pantöffelchen. Es ist meine alte Bekannte vom Jahr vorher. Sie redet mich in gewähltem Portugiesisch an, so daß ich ganz verlegen werde, denn ich habe mein bißchen Portugiesisch über der Lingoa geral und dem Kobeua fast vergessen. Sie erkundigt sich eingehend nach „Don Rafaëlo", wo ich ihm begegnet sei, was er mit mir gesprochen habe, wann er wieder flußabwärts käme, ob er nicht ein Boot herunterschicken wolle usw. usw. Nach manchem komischen Hin und Her stellt es sich heraus, daß sie die Uanana ist, die der Colombianerchef Raphael Tobar kürzlich zur Gattin erkoren hat. Zu ihrer Beruhigung können wir ihr mitteilen, daß er uns gesagt habe, er wolle ein Boot schicken, um sie zu sich zu holen. Ihre „zivilisierte" Erscheinung wirkt in der nackten Umgebung ungeheuer komisch, und wir atmen auf, als sie sich endlich verabschiedet; denn es war schwer, die Fassung zu bewahren, besonders als der böse Schmidt sie fragte, wie viele Kinder sie habe, und sie gekränkt antwortete: „Was denken Sie denn, ich bin ja noch Jungfrau!" Wußten wir doch, daß diese „Jungfrau" jahrelang die Geliebte unseres einstigen Kobeuaführers José-Kadyu war. —

Sonst sind die Colombianer weniger begehrt. Überall fragt man ängstlich nach diesen sauberen Herren, die eine Art Popanz für die Uaupes-Indianer zu sein scheinen. In einer Maloka sitzen die jungen Männer am Eingang und verfertigen Pfeile. Sie sehen mich erst, als ich dicht vor ihnen stehe. Mit dem Schreckensruf „Kolombiano!" stieben sie auseinander, kommen aber sofort zurück, als sie ihren Freund „Dotoro" erkennen.

Um ein Haar wäre ich untergegangen. Die Stromschnelle von Uacariaca oberhalb Yauareté ist jetzt sehr reißend und nur durch einen Zickzackkanal zu passieren. Ich fahre mit zwei halbwüchsigen Knaben in einem Einbaum, unserem Jagdboot, während Schmidt die Montaria befehligt. Mein einziger Ruderer bringt das lange und schwere Kanu im entscheidenden Augenblick nicht herum. Es wird wider einen Felsen geschlagen und durch den Andrang der Wogen daran festgehalten. Die Last rutscht; das Boot füllt sich halb mit Wasser, und nur der Gewandtheit und Geistesgegenwart meiner beiden kleinen Genossen ist es zu verdanken, daß wir nicht sinken und in der tosenden Schnelle alles verlieren. Mein Ruderer springt sofort, als er die drohende Gefahr bemerkt, in das Wasser, stemmt sich mit den Füßen gegen den Felsen und hält das Kanu mit den Händen einigermaßen davon ab, während ich mich rasch auf die andere Seite werfe und das Boot, über dem schon die Wogen zusammenschlagen, wieder ins

Gleichgewicht bringe. Der Pilot fischt unterdessen mein Ledertäschchen und einen kleinen Blechkasten, der außer Briefen sämtliche Tagebücher und Vokabularien enthält, aus der Stromschnelle auf. Die halbe Nacht trocknen wir Papiere auf einem großen Bratrost. Zwei Maku, die in einem leeren Kanu uns folgten und als echte Waldläufer gar nichts vom Rudern verstanden, haben sich einfach treiben lassen und kamen ohne Unfall durch. In derselben Schnelle haben schon verschiedene Weiße Boote und Last verloren, auch die Colombianer, diese Pechvögel.

Vom 22. bis 25. Dezember liegen wir in Yauareté fest, da wir keine Ruderer bekommen. Wir lagern anfangs am unteren Hafen unter einigen überhängenden Bäumen (Tafel I), siedeln aber dann, weil das Wetter sehr schlecht wird, in die vernachlässigte Maloka des alten Häuptlings João über, die ein paar hundert Meter landeinwärts an einem Nebenbach liegt. Auch hier ist eine Signaltrommel. Nach längeren Verhandlungen bekomme ich endlich zur Weiterreise bis São Felippe elf Mann mit dem Häuptling. Zum Transport der Signaltrommel, die wir seinerzeit auf einer nahen Insel gekauft haben, und zur Rückfahrt der Mannschaft miete ich noch eine kleinere Montaria.

Außer einem halben Dutzend Yurupary-Instrumente von der gewöhnlichen Form, die wiederum mit aller Vorsicht und der üblichen Geheimniskrämerei im Kielwasser der Montaria versteckt werden, erwerbe ich von João zwei sehr alte Maskenanzüge, wie sie von den Tariana, Uanana und anderen Stämmen des Caiary bei großen Yuruparyfesten getragen und vor den Weibern streng geheimgehalten werden. Solche Maskenanzüge waren seinerzeit die Veranlassung zur Vertreibung der Missionare (vgl. S. 236). Es sind eigentümliche ärmellose Kapuzen, aus braunen Affenhaarstricken zusammengenäht und mit Menschenhaaren durchflochten, Haupthaaren, die den Mädchen bei der ersten Menstruation abgeschnitten werden; ein deutlicher Hinweis auf den Zusammenhang dieser Feste mit der Pubertät. Löcher dienen zum Durchstecken der Arme und für Augen und Mund. Ein langer Behang aus Palmfasern verdeckt die Beine der Tänzer. Die Spitze der Kapuze wird beim Fest mit einer Federkrause und einem Anhänger aus dem Balg eines kleinen Säugetieres geschmückt. Die größere Maske nennt der Häuptling „Mann", die kleinere „Frau". Sie treten stets paarweise auf und stellen den Dämon des Yuruparyfestes und seine Frau dar. In der Regel besitzt jeder Stamm nur ein Paar, das der Oberhäuptling in Verwahrung hat und an andere Malokas für die Dauer des Festes verleiht. Die Feste, bei denen mit diesen

Masken getanzt wird, sind mit schweren Geißelungen der Teilnehmer verbunden.

Am unteren Hafen von Yauareté findet sich eine künstliche Felsritzung, die man mit einiger Phantasie für eine Tapirspur halten könnte. In uralter Zeit, als Yaperikuli noch unter den Menschen weilte, sei ein riesiger Tapir von hier aus in den Fluß gesprungen und habe die Spur hinterlassen.

Auf der Weiterfahrt erzählt man uns, Indianer hätten in der Abwesenheit Abilios sein Haus geplündert. „Das haben die Leute von Ipanoré getan!“ sagt sofort João, aus dem die alte Todfeindschaft zwischen den beiden Abteilungen des Tarianastammes spricht. Am Ort der Tat stellt sich die „große Plünderung“ als ein kleiner Diebstahl heraus. Durchreisende Indianer haben einen Koffer erbrochen und etwas Kattun und Perlen daraus entwendet. Das ist alles! — So wächst eine Nachricht im Munde der Indianer von Ort zu Ort lawinenartig an.

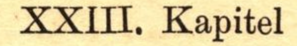
Die Stromschnelle von Ipanoré umgehen wir mit dem Gepäck auf einem Pfad über Land. Die leeren Boote fahren die Leute durch den nördlichen Hauptarm, da der schmale und harmlose Nebenarm, den wir auf der Hinreise benutzten, trocken liegt. Es hätte nicht viel gefehlt, und die Montaria wäre in den großen Strudel gezogen worden. Schmidt, der an der tollen Fahrt teilnahm, stand eine nicht geringe Angst aus. Vor Jahren verlor hier ein Weißer ein großes Boot mit der gesamten Mannschaft; alle Indianer ertranken in den furchtbaren Strudeln.

Über die Entstehung der zahlreichen Stromschnellen des Caiary und seinen vielfach gewundenen Lauf haben die Indianer folgende Sage: Vor vielen, vielen Jahren kam von Westen her eine riesige Schlange. Die anderen Tiere wollten sie töten. Überall, wo heute Stromschnellen sind, stellten sie ihr Hindernisse in den Weg: Bei Taiasu suchte eine Reihe von Wildschweinen sie aufzuhalten, bei Yacaré ein großer Alligator; bei Tapira-girao hatten die Tapire eine große Falle (girao) gebaut, um die Schlange zu fangen; bei Matapy hatten die Tiere eine gewaltige Reuse gelegt; bei Yandu hatte eine große Spinne ihr Netz ausgespannt; bei Arara kamen viele große Araras geflogen und ließen Felsen, die sie im Schnabel trugen, auf sie herabfallen, usw. Doch die Schlange war stärker und überwand alle Hindernisse. Die Bewohner des unteren Caiary hatten schon einen großen Topf verfertigt, um das Ungeheuer darin zuzubereiten. Nun stülpten sie den unnütz gewordenen Topf um, der bis auf den

heutigen Tag in der abgerundeten Kuppe der Panella-uitera zu sehen ist. Bei São Gabriel wurde die Schlange endlich gefangen und getötet. Noch heute sieht man dort die „Kessel“, runde Löcher in den Felsen, in denen sie gekocht wurde.

In Nanarapecuma treffen wir Salvador und Hildebrando, die mit einem kleinen Lastboot auf der Fahrt nach Ipanoré sind. Wir erhalten die traurige Nachricht, daß am 8. November Salvadors Haus mit dem ganzen Inhalt und alle Hütten flußabwärts davon niedergebrannt sind. Es war noch ein Glück, daß gerade ein scharfer Nordwind wehte; sonst wäre von der sauberen Ansiedlung nichts übrig geblieben. Der Brand war durch die Unvorsichtigkeit einer indianischen Dienerin entstanden, die auf offenem Herd mit Petroleum Feuer angezündet hatte. Salvador war während des Unglücks mit seiner Familie auf dem Fischfang an einer nahen Lagune. Sie haben nur gerettet, was sie auf dem Leibe trugen. Auch der Rest meiner Ausrüstung, der in Salvadors Haus lagerte, Flinten, Munition, Tauschwaren u. a., ist verbrannt. Ich bange um meine Tagebücher und Wörterlisten, Früchte meiner Reisen zum Issana und Tiquié, und verbringe einige schlaflose Nächte, bis ich in São Felippe, wo wir am 1. Januar 1905 ankommen, erfahre, daß ich am Tage unserer Abreise diese Schätze Don Germano anvertraut hatte, dessen Haus vom Feuer verschont geblieben ist. Ich wäre sonst noch einmal zum Issana gefahren.





XXIII. Kapitel

Nochmals ins Quellgebiet des Tiquié

In der Ruhe von São Felippe erholen wir uns rasch von den großen Anstrengungen der Caiary-Reise. Auch eine schwere Erkältung, die ich der zugigen Hütte des alten João in Yauareté verdanke, und die sich durch die Fahrt im offenen Kanu bei dem regnerischen Wetter noch verschlimmert hat, verliert sich bald bei der ausgezeichneten Pflege.

Die Sammlungen werden verpackt und Antonio Garrido mitgegeben, der mit einem Lastboot nach Tapurucuara fährt; die Montaria wird gründlich ausgebessert, und am 6. Februar nehmen wir endgültig Abschied von São Felippe und von Don Germano, der mir von Anfang bis zu Ende ein wahrer Freund und Vater war. —

Die Heimreise beginnt! Über Tiquié und Yapura wollen wir den Amazonenstrom erreichen.

Unter unserer Mannschaft befinden sich wieder wie im vorigen Jahr die beiden alten Schnapsbrüder, der Maku Ignacio und der Tukano João Grande. Mein Arara Bolaka ist in der „Pension“ etwas verwildert und hat infolge falscher Ernährung mit Fleisch den Glanz seines Gefieders erheblich eingebüßt.

Der untere Caiary ist noch mehr gesunken. Beständig müssen wir wegen der vorgelagerten, stundenlangen Sandbänke kreuzen und kommen daher nur sehr langsam vorwärts. An den Sandbänken, die gegen die scharfe Strömung schroff abfallen, ziehen die Indianer das Boot vom Strand aus am Tau rasch flußaufwärts. Vom Lappenbaum steht nur noch ein kurzer Stumpf; das übrige ist ver-

fault und vom Wasser entführt. Wir geben dem Geist wieder unseren Tribut, ich ein Stück geräucherten Fisches, Schmidt eine Scheibe Kürbis, die Indianer Fischgräten und andere unbrauchbare Sachen. Bei der Niederlassung Abilios treffen wir Salvador mit seinem kleinen Lastboot, der nach uns von São Felippe abgefahren ist, uns aber bei Nacht überholt hat. Er übergibt mir ein herzliches Abschiedsschreiben seines Vaters. Vier Tukano vom oberen Tiquié haben am vorhergehenden Tage Salvador Maniokgrütze gebracht, darunter Paschiko, der Sohn des Inspektors Antonio, der mich seinerzeit in das Quellgebiet des Tiquié begleitet hat. Das kommt mir sehr gelegen. Ich entlasse meine alten, durch den Alkohol entnervten Kerle und nehme diese jungen, kräftigen Burschen als Ruderer.

Auch der Tiquié, den wir nun aufwärts fahren, hat sehr niedrigen Wasserstand, so daß meine Leute das Boot mit Stangen weiterstoßen können. Kleine Lager aus primitiven Hütten halten die Sandbänke besetzt. Von weither, sogar vom Papury, sind Indianer gekommen, um in den Seen des unteren Tiquié zu fischen.

Am 25. Februar kommen wir an der Mündung des Castanya Parana vorüber, der acht Tagereisen aufwärts durch einen kurzen Fußpfad auch mit dem Dyi-Igarapé, einem linken Zufluß des Pira-Parana, in Verbindung steht. Wir begegnen hier dem Tukanohäuptling Maximiano und ziehen bei ihm nochmals nähere Erkundigungen über den Weg zum Yapura ein. Von meinen Ruderern erfahre ich jetzt, woher der Alte diese Kenntnisse hat. Als Jüngling hat er im Bunde mit den Buhagana einen Kriegszug gegen die Yahuna unternommen. Er brauchte über einen Monat, um zu ihren Wohnsitzen am Apaporis zu gelangen. Dieser berühmte Zug, von dem man sich noch heute, nach etwa vierzig Jahren, am ganzen Tiquié erzählt, war, wie die meisten Indianerfehden, nichts anderes als ein nächtlicher Überfall auf eine friedliche Maloka, deren nichtsahnende, von einem großen Tanzfest ermattete Bewohner im Schlafe niedergemacht wurden. Von den verbündeten Buhagana seien drei gefallen, zwei durch Flintenschüsse, einer durch Axthiebe; die Tukano seien alle unversehrt zurückgekehrt. Wenige Weiber und Kinder schleppte man als Gefangene mit und verkaufte sie später an die Weißen. Jetzt kämen solche Kriege nicht mehr vor, nur ab und zu ein Totschlag wegen Zauberei. Man schildert mir diesen Kriegszug mit allen Einzelheiten und lebhaften Pantomimen: So hätten die Weiber und Kinder geschrien; bis zu den Knöcheln hätten die Helden im Blute gewatet! — Der streitbare Alte verdient nach seinem Tod als Heros in den Sagenkreis der Tukano aufgenommen zu werden! —

Bei ihren Kämpfen sollen sich die Yahuna, wie ich am Caiary mehrfach gehört habe, einer heimtückischen Waffe bedienen. Sie bänden sich lange, mit Curare vergiftete Palmstacheln an die Ellbogen und Handgelenke und verwundeten die Feinde im Handgemenge zu Tode. Besonders die Weiber verteidigten sich damit gegen fremde Angriffe.

Nach langem Suchen finden wir einen Baum, der uns eine Menge roten Bastes liefert. Auch wir Europäer ziehen diesen wegen seines aromatischen Geruchs dem Zigarettenpapier vor. Die Indianer erklettern den Baum mit Hilfe eines aus Liane geflochtenen Ringes, in den sie die Füße setzen, um auf diese Weise am Stamm immer höher zu rutschen. Mit dem Waldmesser lösen sie die Rinde in langen Streifen vom Stamm, schneiden sie parallel zurecht, ziehen die äußere rauhe Schicht vorsichtig ab und klopfen mit einem platten Holz oder der flachen Klinge des Waldmessers so lange wider das eine Ende des jetzt noch steifen Bastteils, bis die vielen Lagen des Bastes sich gelöst haben. Dann waschen sie den Bast sorgfältig, um den klebrigen Saft zu entfernen, lösen die feinen Häute vorsichtig voneinander und trocknen sie.

An der Pary-Cachoeira werden wir am 26. Februar als alte Freunde empfangen. Häuptling José ist mit den meisten Männern flußaufwärts zu den Tuyuka gefahren, um Palmblätter für das Dach der neuen Maloka zu holen. Das im Rohbau fertige, riesige Haus erhebt sich auf dem großen, freien Platz etwas vor der alten Maloka, die dem Einsturz droht. Luiz, des Häuptlings jüngerer Bruder, der uns vor einem Jahr nach São Felippe brachte, erbietet sich, uns bis zum Yauacaca-Igarapé zu begleiten. Er nimmt seine ganze Familie mit, da seine Frau, eine Bara, die Gelegenheit benutzen will, ihre Verwandten zu besuchen.

Unser alter Freund Inspektor Antonio, so erzählt man uns hier, liege im Sterben. Der Beschreibung nach hat er einen Schlaganfall gehabt. Natürlich ist er „vergiftet“ worden; Zaubergift vom oberen Fluß.

Am nächsten Tage kommen wir zu ihm. Er kann nicht mehr gehen und hört fast nichts mehr. Seit drei Monaten hat er die Hängematte nicht verlassen. Trotzdem ist er noch ebenso lebhaft wie früher und nimmt an allem Anteil. Freilich ist er sehr abgemagert, da er nach der bekannten Indianermethode, alle Krankheiten mit übertriebener Diät zu kurieren, während seiner ganzen Leidenszeit nichts gegessen hat außer warmer Mehlsuppe. Seine Angehörigen sagen einfach zu mir: „Inspektor manu putari!“ („Der Inspektor will sterben!“) Damit ist aber auch ihre Teilnahme erschöpft. Er bleibt in seinem

finsteren, rauchigen und staubigen Wohnraum; man bringt ihm von Zeit zu Zeit seine Mehlsuppe; eine alte Frau hockt sich bisweilen zur Unterhaltung zu ihm; im übrigen — „manu putari!“ Er ist aufgegeben. — Unsere Bauern machen es vielfach nicht besser. — Und der gute Alte will noch gar nicht diese schöne Welt verlassen. Er kommandiert von seinem Sterbelager aus die Weiber zum Photographieren. Er schwatzt mit uns ein langes und breites über unsere Reise und bedauert sehr, daß er krank sei, sonst würde er uns bis zu den Buhagana am Dyi-Igarapé begleiten. Seine erste Frage an Paschiko ist, wer uns jetzt dorthin bringe, da er selbst doch nicht helfen könne! —

Gegen Abend kommt Häuptling José mit seinen Mannen und einer Anzahl Makusklaven in einem halben Dutzend größerer Boote. Meine schwere Montaria, die mir im Gebiet der Fälle und in den schmalen Quellarmen doch nur hinderlich wäre, tauscht er ein gegen ein langes Kanu, das den größten Teil unseres Gepäcks faßt. Den Rest nimmt Luiz in sein Familienboot. Der Häuptling schickt seine Mannschaft nach der Pary-Cachoeira voraus und bleibt mit einigen älteren Tukano bis zum nächsten Morgen zu einem kleinen Kaschiri aus den schönen rotgelben Früchten der Pupunya-Palme, an dem die Weiber den ganzen Tag tüchtig gearbeitet haben. Es ist aus altem Stoff angesetzt und sehr sauer. Auch Schnaps wird in einem feinen Henkelglas gereicht, ein bitterlich-süßlich schmeckendes, wasserklares Giftzeug, das mit Rum nicht die entfernteste Ähnlichkeit hat. Sie stellen es unter einem Schuppen hinter dem Haus mittels eines sehr primitiven Destillierapparates her, dessen einen Teil — horribile dictu! — ein schweres, ehernes Taufbecken der guten Padres bildet. Eine gewaltige Ironie des Schicksals! —

Ich suche hier möglichst viel Maniokgrütze zu kaufen, da am Pira-Parana, wie man mir sagt, keine Leute wohnen, sondern nur an seinen Zuflüssen, zum Teil weit einwärts.

Mittags sind wir gerade damit beschäftigt, durch Geschenke an die Bewohner unser Gepäck auf das Notwendigste zu beschränken, als drei Indianer, das Ruder in der Hand, ins Haus springen. Es ist Antonio, der älteste Sohn des Tukano-Häuptlings vom nahen Cabary-Igarapé, mit zwei jungen Burschen. Er fängt sofort an laut zu schreien und zu gestikulieren. Paschiko schreit dagegen, zieht sich aber dann grollend in eine Ecke des Hauses zurück; der andere schimpft weiter. Plötzlich bricht ein fürchterlicher Lärm los. Beide Helden rennen im Mittelgang der Maloka gegeneinander und fuchteln unter wütendem

Geschrei mit Armen und Beinen in der Luft herum, so daß einer, der die Indianer nicht kennt, das Schlimmste befürchten müßte. Aber sie bleiben sich immer hübsch drei Schritte vom Leib. Schmidts Hängematte, die zwischen den beiden Mittelpfeilern des Hauses ausgespannt ist, trennt die streitenden Parteien. So geht es eine ganze Weile fort. Durch Fragen bekomme ich endlich folgendes heraus: Die Cabary-Leute sind böse, weil wir dort keinen Besuch gemacht haben, und beschuldigen Paschiko, er habe uns ihnen vorenthalten. Deshalb ist Antonio mit seinen Getreuen gekommen; er will uns freiwillig zu den Tuyuka bringen. Schließlich mache ich dem Streit ein Ende und sage den Eindringlingen, sie sollten heimgehen, ich wolle mit ihnen nichts zu tun haben, ich dulde keinen solchen Lärm in der Maloka meines Freundes, des kranken Inspektors, worauf sie verschwinden. Die Hiesigen triumphieren. Jeder Frau, die von der Pflanzung zurückkehrt, wird der Vorfall mit großer Schadenfreude erzählt.

Ein Gewittersturm mit heftigem Regen verzögert unsere Abfahrt bis zum anderen Morgen. Abends bereiten mir die Frauen eine kleine Abschiedsfeier. Sie haben sich mir zu Ehren rote Muster in das Gesicht gemalt und hocken im Halbkreis um meine Hängematte. Sie wollen die Namen aller meiner Angehörigen wissen und tragen an alle nach der Reihe Grüße auf. Von meiner Braut oder, wie sie sagen, „Frau“ sprechen sie mit dem ehrenden Ausdruck „yeömamio elsa“ („meine ältere Schwester Elsa“) und nennen mich „yeömamio ponakö“ („meiner älteren Schwester Mann“). Wie gewöhnlich muß ich singen. Ich singe alles, was mir in den Sinn kommt, lustige und traurige Lieder, Soldatenlieder und sentimentale Abschiedslieder. Immer wieder bitten sie mich: „Dotoro achpäna bachsa!“ (Doktor, sing noch ein Lied!“) Wer kann da widerstehen? Ich singe, bis ich heiser werde. Zum Dank geben mir die Frauen nun auch ihre Gesänge zum besten, die trotz der verhältnismäßig wenigen Töne, in denen sie sich bewegen, nicht unmelodisch sind und halblaut in raschem Takt vorgetragen werden. Es sind Lieder der Tukano, Palänoa, Erulia und anderer Stämme. Zuletzt improvisieren sie. Sie besingen mich und meine Angehörigen; sie besingen die ganze Reise, meine Heimkehr und das Wiedersehen mit meiner Frau und meinen Kindern. Am anderen Morgen stehen sie alle auf dem hohen Ufer, und so lange sie mein Boot mit den Blicken verfolgen können, rufen sie mir nach: „Ayuato mönömo elsa!“ (Grüße deine Frau Elsa!“)

In dem letzten Tukanohaus treffen wir einen Indianer, den eine Jararaca-Schlange drei Jahre vorher in das Bein unterhalb des Knies

gebissen hat. Das Bein ist, wie er mir erzählt, nach einiger Zeit unter der Bißstelle abgefault. Der Mann bewegt sich jetzt an einer einfachen Krücke und einem Stock rasch vorwärts und befindet sich körperlich und geistig wohl und munter.

An der Caruru-Cachoeira rupfen meine Indianer Bolaka die schlechten gelben Federn aus, damit sie wieder in neuem Glanz erstehen können. So oft auf der Weiterfahrt das Brausen eines Kataraktes ertönt, fängt Bolaka an zu schreien. Offenbar fürchtet er wieder gerupft zu werden. In seiner alten Heimat, der ersten kleinen Tuyuka-Maloka auf dem rechten Ufer, scheint er noch Witterung von seinen Stammesgenossen zu haben, die inzwischen flußabwärts verkauft worden sind. Er fliegt suchend hin und her und schreit gegen seine Gewohnheit unaufhörlich. Die Araras sind sehr gesellig. Auf der Reise wird jedes vorüberfliegende Arara-Paar von Bolaka, der auf dem Schutzdach des Bootes sitzt, laut beschrien, so daß die Angerufenen häufig wieder kehrtmachen, um zu sehen, wer sie da begrüßt. In der Maloka des Inspektors hatte Bolaka sofort mit einem wunderschönen, jungen Arara — oder war es eine Arara-Jungfrau? — innige Freundschaft geschlossen. Sie waren unzertrennlich und hätten beim Abschied sicher geweint, wenn ihnen erleichternde Tränen beschieden gewesen wären. —

Merkwürdigerweise werden wir in dieser Tuyuka-Maloka nicht bewirtet. Den Grund erfahre ich später: Das Haus hat vor kurzem neue Bewohner bekommen; die Pflanzung ist noch jung und gibt keinen Ertrag, da die Maniok nach dem Pflanzen zwei Jahre zum Reifen braucht. Deshalb nähren sich die Leute jetzt nur von Umari-Früchten (Geoffroya spinosa *L.*), deren Reifezeit gerade ist, und haben aus der Masse der Umari-Kerne sogar eine Art Fladen bereitet, die rötlich aussehen und einen wenig angenehmen, bitteren Geschmack haben.

Mehrmals fangen meine Indianer junge Tiere, um sie zu zähmen. Luiz nimmt aus einem Taubennest zwei Junge heraus. Seine Frau füttert die noch ganz nackten Tierchen. Sie kaut Nüsse der Pataua-Palme zu feinem Brei und steckt dann die Schnäbelchen in ihren Mund, und die kleinen, häßlichen Geschöpfe schlingen und schlucken gierig. Ein anderer Ruderer holt aus einem Nest einen jungen, fast ausgewachsenen Beutelstar. Auf derartige Menagerien sind die Indianer erpicht.

In Pinokoaliro bekommeu wir neue Mannschaft und setzen am 6. März in vier Kanus unsere Reise fort. Die Tuyuka wollen uns bis zum Dyi-Igarapé bringen. Ich sende zwei Leute auf dem Landweg dorthin und lasse den Buhagana sagen, sie möchten uns an der Mündung des Dyi-Igarapé erwarten.

Nun beginnt wieder die beschwerliche Fahrt in dem engen Quellflüßchen. Unzählige Spinnen und Ameisen der verschiedensten Arten streifen wir von den Ästen ins Boot. Zu den schlimmsten Plagegeistern des Urwaldes gehören die winzigen Feuerameisen. Wo sie über die Haut laufen, brennt es längere Zeit wie Feuer.

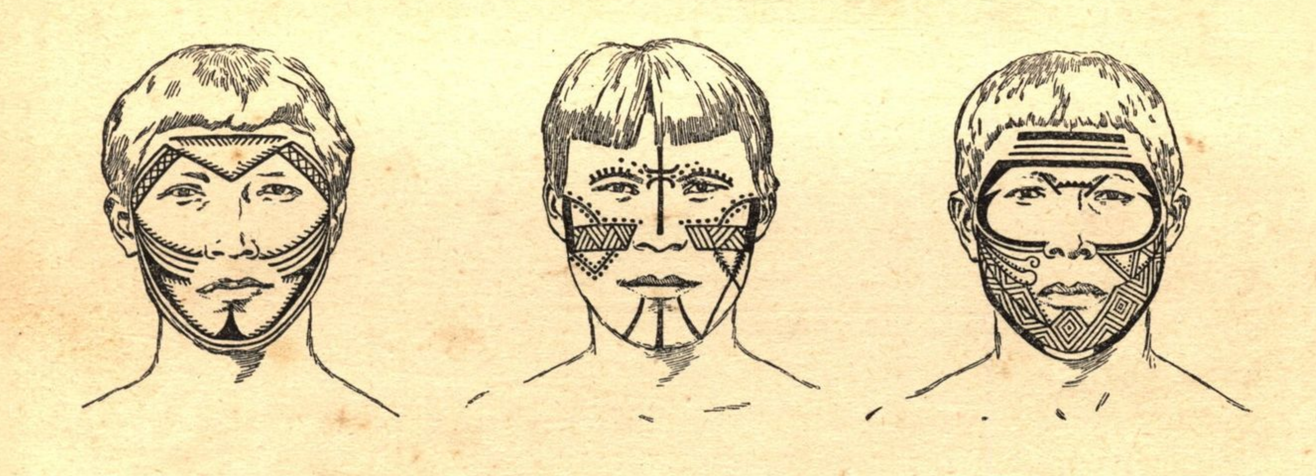
In einem sehr schmalen, verwachsenen Kanal bleiben wir mehrmals stecken. Ich greife ins Ufergebüsch, um das Boot weiterzuziehen. Da reißt der vor mir rudernde Tuyuka meine Hand rasch zurück und schreit, ganz fahl vor Entsetzen: „Anya! Anya!"(„Jararaca! Jararaca!") Am Fuße des Strauches, einen knappen Meter von mir entfernt, liegt aufgerollt und nach mir züngelnd eine schwarze Jararaca, eine der schlimmsten Giftschlangen. Um ein Haar wäre ich gebissen worden. Aufgeregtes Geschrei bei meiner Mannschaft, während ich mich kaum zu rühren wage. Ein Tuyuka will sie mit dem Ruder erschlagen. Schmidt zerschmettert ihr aus nächster Nähe mit einem Schuß den Kopf. Der Zwischenfall wird lebhaft besprochen. Die Indianer, die, meinem Beispiel folgend, ein besonderes Interesse daran haben, die Namen aller Gegenstände und Tiere in unserer Sprache zu hören, fragen Schmidt und mich nach dem Wort für d i a n y a, wie sie diese Giftschlange nennen. Schmidt gibt ihnen das Lingoa geral-Wort y a r a r a k a an, das auch in den brasilianischen Sprachgebrauch übergegangen ist. Mir bleibt daher nichts anderes übrig, als ihnen den lateinischen Namen „Bothrops atrox" zu sagen, den sie sich sofort als „botrokes atrokes" mundgerecht machen und wiederholt vor sich hin sprechen, wie Kinder, die sich eine Aufgabe einprägen. Sooft wir nun an einer verwachsenen Uferstelle vorüberkommen, wo ein solches Scheusal verborgen sein kann, rufen sie mir laut und warnend zu: „Botrokes atrokes uii!" („Bothrops-atrox-Haus!") — Vier Tage nachher, als wir die Wasserscheide zum Yapura längst überschritten, und viele neue Eindrücke die Gedanken an dieses Schlangenabenteuer verdrängt hatten, gelangten wir an einen kleinen See. Auf meine Frage nach dem Namen des Sees antwortete mir ein Tuyuka mit schelmischem Stolz: „Botrokes atrokes dichtara!" Es war der „Jararaca-Lago"! —

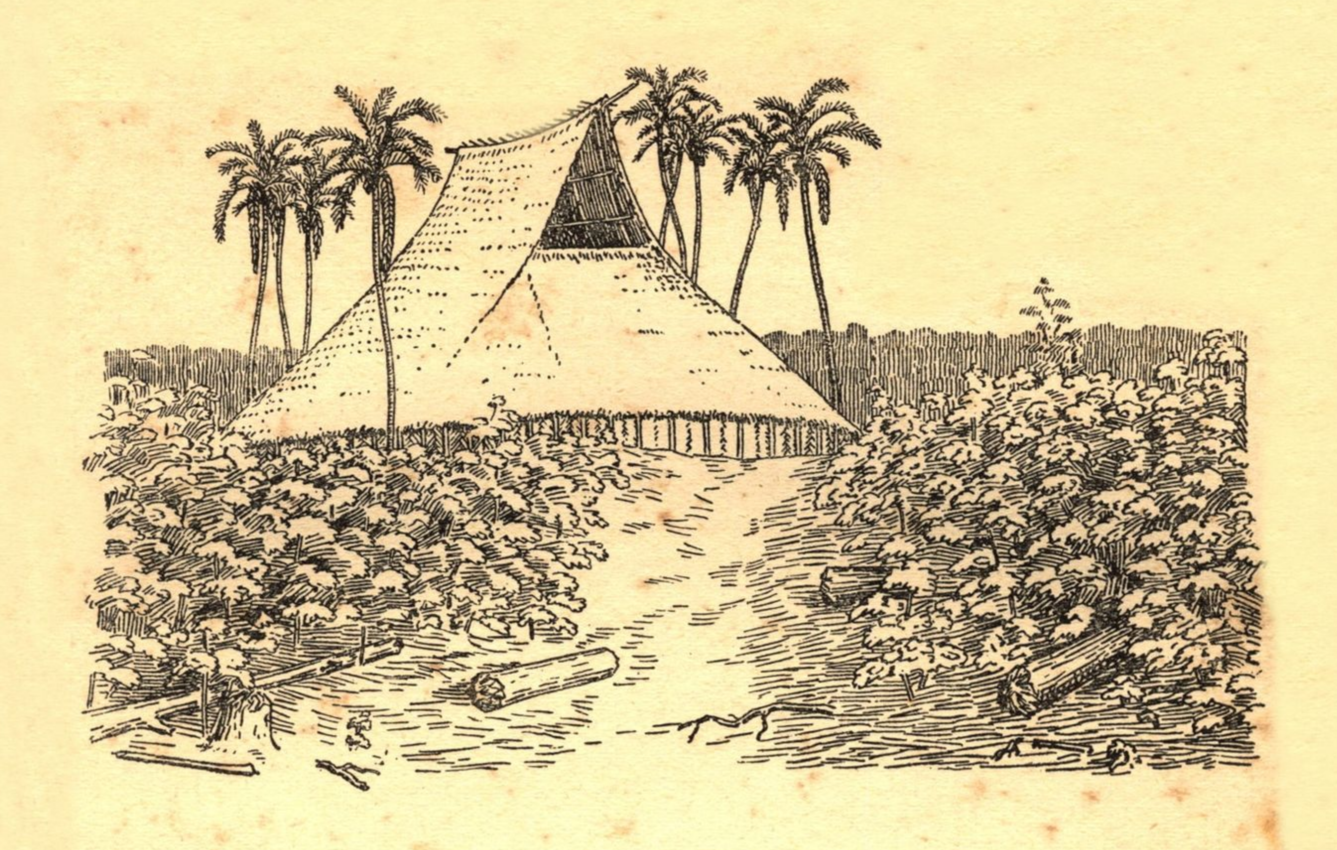
Von den Bara kaufen wir zwei neue Kanus. Das größte davon, über sieben Meter lang, tief und aus bestem Bootsholz elegant gearbeitet, liegt im Hafen des Yauacaca-Igarapé, so daß wir nur das kleinere Kanu über die schmale Wasserscheide schaffen müssen, was mit Hilfe der zahlreichen Indianer rasch vonstatten geht.

Die Bara erzählen mir, ein Weißer namens „P a r a t a" baue jetzt

am unteren Pira-Parana ein Haus. Sie meinen den Colombianer Cecilio Plata, an den ich einen Empfehlungsbrief von Raphael Tobar habe. In früherer Zeit hätten ihn die verhaßten Yahuna durch einen Pfeilschuß in die Seite ermorden wollen; dann habe er Krieg mit ihnen geführt und viele getötet. Jetzt fürchteten ihn die Yahuna.

Die Nacht vom 8. auf den 9. März verbringen wir in der jetzt verlassenen Bara-Maloka am Hafen des Yauacaca-Igarapé. Spät abends kommen zwei meiner Tuyuka von der Jagd zurück, der eine mit blutender Wunde an der Schläfe. Sie sind vor einem Gespenst ausgerissen, das im dunklen Wald auf sie zukam. Dabei ist der eine gestürzt und hat sich am Flintenlauf verletzt.





XXIV. Kapitel

Bei den Indianern am Rio Apaporis

Am 9. März treten wir die Talfahrt an. Der Yauacaca-Igarapé strömt in zahllosen Windungen zwischen hohen Ufern rasch dahin und behält die südöstliche Richtung bis zu seiner Mündung bei. An unserem Einschiffungsplatz hat er eine Breite von etwa 12 m und ist an beiden Ufern seicht, in der Mitte 1—$1^1/_2$ m tief. Freilich ist jetzt der Wasserstand sehr niedrig, wie man an den Ufermarken deutlich erkennen kann. Er nimmt viele kleine Wasseradern auf, die meistens klares, seltener weißes Wasser, wie der Bach selbst, führen. Mit dem Dyi-Igarapé, der ihm mehr oder weniger parallel fließt, verbindet ihn eine Bifurkation. Er empfängt von ihm einen schmalen Arm mit klarem Wasser. Auf beiden Ufern und an einem Nebenbach finden sich mehrere Wüstungen. Vier rühren von den Palänoa her, eine von den Bara und eine aus sehr alter Zeit von den Tuyuka.

Während der ersten drei Tage ist die Fahrt äußerst beschwerlich. Keine 50 m weit ist der Bach frei. Jeden Augenblick müssen wir auf einen übergestürzten mächtigen Baumstamm steigen, während die Indianer die schwerbeladenen Kanus mit aller Wucht über das Hindernis schleifen. Bald müssen wir uns flach in die Boote legen, wenn es in sausender Fahrt verhängnisvoll nahe unter einem dicken Baumstamm durchgeht.

Bolaka, der bequeme Herr, der vor Feistheit die Flügel nicht mehr anlegen kann, und dem die dumme Fahrerei überhaupt ein Greuel ist, keucht wie ein Jagdhund in den Stoppelfeldern und quittiert jeden Zweig, der ihn streift, durch lautes Geschrei. Einmal nimmt er meine Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß ich zwischen einen Baumstamm und einen Koffer geklemmt werde und beinahe das Genick breche. Bisweilen scheint der Bach zu Ende zu sein, und ein hoher Berg von Bäumen und Ästegewirr muß in stundenlanger, schwerer Arbeit durchhauen werden, um einen Durchschlupf zu finden.

Meine treuen Tuyuka sind trotz aller Anstrengungen lustig und guter Dinge, wozu das herrliche Wetter nicht wenig beiträgt, und auch wir haben keine Veranlassung, trüben Gedanken nachzuhängen. Sie lieben ihren „Diikana-kapitama" („Tuyuka-Häuptling"), wie sie mich nennen, zärtlich und lesen mir jeden Wunsch von den Augen ab. Auf jeden Ast machen sie mich aufmerksam und knicken jedes Zweiglein, damit ich keinen Schaden leide. Während der unfreiwilligen Pausen treiben wir mancherlei kindliche Kurzweil. Eins meiner Kunststücke verfehlt nie seine Wirkung, wenn ich meine Augen im Kreise rollen lasse; denn das können sie nicht. Habe ich aber lange genug rechtsum gerollt, so verlangen sie, daß ich auch linksum rolle, und das kann ich zum Glück auch. — Auf die Bara sind sie wegen einiger Diebereien sehr schlecht zu sprechen. Diese haben bei der Auszahlung ein Päckchen Tabak und, was in meinen Augen viel schlimmer ist, einem meiner Tuyuka seinen selbstverfertigten Strohhut gestohlen. Wir haben uns deshalb auch kein Gewissen daraus gemacht, ihrer Pflanzung eine Last Zuckerrohr, Zitronen, Pfeffer und Coca für die Reise zu entnehmen. Öfters führen die Tuyuka pantomimisch und mit einem gewissen Genuß vor wie ein Bara, als ich gerade nicht hinsah, ein Päckchen Tabak aus dem offenen Koffer entwendet und in der Achselhöhle verborgen hätte; wie er dann weggelaufen wäre. „Bara-machsa yaani!" („Die Bara-Leute sind schlecht!"), „Bara pochsa!" („Die Bara sind Maku!"), so lautet stets der Refrain. Und in der Tat, beide Stämme sind nicht miteinander zu vergleichen.

Am dritten Tage der Fahrt kommen wir an eine Wüstung der Palänoa auf dem linken Ufer und übernachten dort unter einem Schuppen. Von hier aus führt ein Fußpfad in östlicher Richtung in einem halben Tag zu der großen Maloka der Bara am Tiquié. Die Bara und die Stämme des oberen Pira-Parana, besonders die Palänoa, benutzen ihn zu gegenseitigen Besuchen. Im Hafen liegen zwei größere, elegante

Kanus, auf das Land gezogen. Das eine gehört den Bara, das andere einigen Palänoa, die vor kurzem hier angekommen und über Land zur Bara-Maloka weitergegangen sind, um dort an einem Tanzfest teilzunehmen. Daher ist auch der obere Yauacaca-Igarapé so unwegsam, weil er den Indianern selten als Verkehrsweg dient.

Im Dach des Schuppens stecken ein paar Paddelruder der Palänoa. Sie sind länger als die am Caiary und Rio Negro gebräuchlichen Ruder und haben nicht wie diese ein breites, rundes, sondern ein langes, schmales, spitz zulaufendes Blatt. Der angeschnitzte Handgriff ist gerade, während er bei den Rio Negro-Rudern geschweift ist und sich dadurch der Hand besser anpaßt. Solche Ruder hätten alle Stämme der Yapuraseite, sagen die Tuyuka, die sich über die ungewohnten Dinger lustig machen. Sie nehmen das Kanu der Bara mit, um es zur Rückfahrt zu benutzen.

Am Nachmittag des 12. März — wir verzweifeln schon daran, heute noch Anwohner zu treffen — halten meine Leute plötzlich die Boote an, schnuppern in die Luft und sagen: „Pächkamä! Pächkamä!" („Feuer! Feuer!") Lautlos werden die Ruder eingetaucht; wie die Diebe schleichen wir weiter. Da — um die Ecke dichter Rauch, zwei Kanus am Ufer; ein Hund bellt uns wütend an; im Waldeshintergrunde einige braune Hängematten über kleinen Feuern. Auf den Anruf meiner Leute kommt eine vollständig nackte ältere Frau mit einem kleinen Knaben hervor, der sich ängstlich an sie schmiegt. Die gelockten Haupthaare der Frau sind kurz geschnitten. Eine lebhafte Unterhaltung entspinnt sich. Die Tuyuka stellen uns vor und beschreiben kurz unsere Reise. Sofort wird die Alte zutraulicher; denn sie kennt den „Dotoro" und seinen weißen Begleiter „Kariuatinga" schon vom Hörensagen und weiß, daß wir Freunde der Indianer sind. Das Lager gehört Palänoa vom oberen Pira-Parana, die im Walde Castanya- und Yapurafrüchte suchen. Die Frau ist vom Stamme der Tsöloa. Ich schenke ihr eine Schachtel Streichhölzer, dem Kleinen ein paar Perlen, und dann fahren wir rasch weiter, um noch heute zu einer Maloka der Tsöloa zu kommen. Mit voller Kraft geht es über die schlimmsten Baumstämme weg. Weniger gute Boote würden es gar nicht aushalten. Bald begegnen wir einem Kanu mit zwei alten Männern, die uns Yapuranüsse und gekochtes Hokkohuhn für kleine Angelhaken geben. Beide sind gerade keine Schönheiten ihres Geschlechts. Sie haben ein kleines Loch in der Unterlippe, ein größeres in den Ohrläppchen mit Rohrpflöckchen darin und tragen das Haar halblang bis zur Schulter. Der eine hat es mit einem Streifen roten

Baststoffes zu einer Art Zopf umwickelt. Sie fahren in ihrem leichten Kanu voraus, um uns anzumelden. Mit Einbruch der Dunkelheit gelangen wir zum Hafen an einem kleinen Bach zur Rechten.

Die Maloka, die ziemlich weit landeinwärts liegt, erreichen wir nach einem üblen Marsch durch den finsteren Wald auf schmalem, wurzeligem Indianerpfad, wobei noch ein tiefer Bach auf schwankem Baumstamm überschritten werden muß. Die Bewohner empfangen uns freundlich, obwohl wir die ersten Weißen sind, die sie zu Gesicht bekommen. Die Weiber gehen, wie bei den Bara, ohne alle Bekleidung. Die jungen Männer sind im Gesicht rot bemalt. Man steht im Zeichen eines Yuruparyfestes, das am nächsten Tage stattfindet. Das Haus gleicht in allem den Malokas der Tuyuka und Bara und hat wie diese einen runden Hinterbau. Auch der Hausrat ist derselbe wie dort. Auffallend ist der Mangel an Keramik. Es gibt nur wenige und schlechte Töpfe, so daß wir nicht einmal einen Wassertopf für unseren Gebrauch bekommen können. Welch ein Unterschied gegen die schönen Töpferwaren am Caiary und Issana! — Sonst sind die Handelsbeziehungen zu den Stämmen des Tiquié anscheinend sehr rege. Man zeigt mir ein großes, neues Waldmesser, das ich im vergangenen Jahr in Pinokoaliro als Bezahlung gegeben habe, und das durch den Zwischenhandel bis hierher gelangt ist.

Außer den Tsöloa wohnen hier zwei Dachsäana, Vater und Sohn, mit ihren Familien, die einzigen ihres Stammes, und zwei alte Yahuna, Brüder, die aber ihre Sprache vergessen haben, da sie schon als Kinder, wohl als Gefangene, hierher gekommen sind. Die letzteren sind ausgesprochen häßliche Typen mit kleinen, verkniffenen Augen, krummen Näschen und halblangem, wirrgelocktem Haupthaar.

Die Sprache der Tsöloa ist mit dem Erulia fast identisch. Dialektische Unterschiede sind gering. Wenige Tiernamen sind verschieden. Es erregt allgemeines Erstaunen, als ich meinem Gewährsmann „seine Sprache“ aus meiner vorjährigen Erulia-Aufnahme vom Papier ablese.

Vom Dyi-Igarapé, der verhältnismäßig stark bevölkert zu sein scheint, sind einige Festgäste gekommen, Yäba, scheu wie Wildkatzen. Ein langer, hagerer Alter mit nordamerikanischem Indianergesicht hat eine ansehnliche Glatze, eine große Seltenheit bei den Indianern. Die Sprache ist identisch mit dem Buhagana.

Einem dieser Leute kaufe ich ein Bündel Giftlanzen ab, die am Caiary nicht im Gebrauch sind, im Yapuragebiet aber allgemein Verwendung finden. Es sind Wurflanzen, die zur Jagd auf große

Vierfüßler und als Angriffswaffen im Kampfe dienen. Sie haben eine Gesamtlänge von etwa 175 cm und sind aus rotem Holz gearbeitet, wohlgeglättet und von rundem Querschnitt. Nach unten verjüngen sie sich, so daß der Schwerpunkt der Waffe im oberen Ende liegt. Der obere, dickere Teil ist in einer Länge von 5 cm etwas abgesetzt und mit einem tiefen Einschnitt versehen, in den die im Querschnitt viereckige Spitze eingefügt und durch eine Umwickelung mit feinem Bast lose befestigt ist. Das hervorragende Ende der Spitze ist in seiner ganzen Ausdehnung mit Gift bestrichen, zeigt aber keine Einschnitte.

Nach Art der Giftpfeile werden stets sieben Lanzen zu einem Bündel vereinigt. Auch das dazu gehörige Futteral gleicht in seiner Anlage dem Futteral der Giftpfeile. Die vergifteten Spitzen stecken in Rohrhülsen, die mit Baststreifen zusammengebunden, und deren Zwischenräume mit Pech ausgefüllt sind. Diese Hülle wird gewöhnlich auf der ganzen Außenfläche mit einer dicken Pechschicht überzogen (Abb. S. 396).

Das Yuruparyfest verläuft in derselben Weise wie seinerzeit am Tiquié. Die Veranlassung dazu gibt, wie dort, die Ernte der Mauritia- und Yapurafrüchte, die in Palmblattkiepen unter der Musik von zwei Flöten und zwei Trompeten ins Haus getragen werden. Profane Tänze von prächtiger Wildheit folgen. Jeder Tanz hat seinen Namen; so heißt einer „Fischtanz“. Auch Weiber nehmen zeitweise daran teil. Bei einem Tanz tragen die herrlich geschmückten Männer in der rechten Hand dicke Bambusstäbe, mit denen sie im Takte aufstampfen. Diesen Bambus findet man an einer Stromschnelle des Pira-Parana; am Caiary und Issana kommt er nicht vor. Das Zeremoniell wird streng gewahrt: rechts vom Eingang sitzen die Gäste vom Dyi-Igarapé, links wir und die Tuyuka als Zuschauer. Vor jedem Tanz treten die einzelnen Tänzer zu den Gruppen und rufen mit lauter Stimme aus, was getanzt werden soll, worauf die Zuschauer mit ermunternden Zurufen antworten. Am Schluß des Tanzes stoßen die Zuschauer ein lautes Beifallsgeschrei aus. Auch ich spende nach einem besonders wilden, im raschesten Tempo exakt ausgeführten Tanz durch Klatschen und Bravorufen meinen Beifall, was ihnen offenbar sehr gefällt; denn sie kommen nachher zu mir und fragen mich, ob es wirklich schön gewesen sei.

Die Panpfeifentänze zu zweien, bei denen die Jünglinge mit ihren Mädchen eine Zeitlang rasch in der Maloka hin und her tanzen und allmählich im nächtlichen Dunkel verschwinden, haben ihren besonderen Zweck. Sie werden, wie mir meine Tuyuka erklären, nur von Liebesleuten ausgeführt, und die Nacht deckt alles Naschen mit einem gnädigen Mantel.

Vor Beginn des Festes hockte sich ein gemütlicher, dicker Alter, der Zauberarzt der Maloka, hinter einen Lattenverschlag neben den Eingang, so daß ihn keines der Weiber sehen konnte, und blies unter beschwörenden Worten über eine große Kalabasse voll Coca. Danach wurden Kaapi-Wurzeln zu ihm gebracht, mit denen er es ebenso machte. Es war eine Art Segen. Ähnliches haben wir in Pinokoaliro und an der Pary-Cachoeira beobachtet.

Der Kaapi-Topf ist ein uraltes Ding mit abgebrochenen Ohren und furchtbar schmutzig, da er ja nie nach dem Gebrauch gewaschen wird.

Coca wird in unglaublichen Massen vertilgt. Den ganzen Tag geht die Kalabasse um. Besonders ein Yäba leistet darin Außerordentliches. Beständig hat er einen dicken Knoten in der linken Backe, als wenn diese von Zahnschmerzen geschwollen sei. Ich muß etwa eine halbe Stunde warten und ihn scharf beobachten, daß er seine Vorratskammer nicht von neuem füllt, um eine einigermaßen anständige Photographie von ihm zu bekommen. Schließlich aber ist er auf dem Bilde doch einseitig geschwollen.

Bei den Kaschirifesten scheint es bisweilen nicht ganz friedlich herzugehen. Ein Tuyuka zeigt mir fürchterliche Narben am linken Oberarm und Schulterblatt von Hieben mit dem Waldmesser, die er beim Streit im Kaschirirausch empfangen habe.

Am nächsten Mittag gelangen wir zu einem Hafen am rechten Ufer. Ein längerer Pfad führt uns zu einer Maloka der Palänoa oder vielmehr einer provisorischen Hütte; die riesige Maloka mit rundem Hinterbau, 32 m lang und 24 m breit, ist vor kurzem bis auf die verkohlten Pfosten niedergebrannt. Die Männer sind zu dem Tanzfest der Bara gefahren; nur Weiber und Kinder sind anwesend. Zuerst sehr scheu, da sie noch nie Weiße gesehen haben, werden sie allmählich zutraulicher. Abends kommen noch drei Männer mit Fischen, Gäste vom Dyi-Igarapé, zwei D o ä und ein T s a i n a, ein bildschöner Jüngling. Beide Sprachen stimmen wiederum mit dem Buhagana überein.

Wir bemerken hier einige europäische Erzeugnisse, einen Holzkoffer, Kattunröcke usw., Import von den Bara, wie wir auf unsere Fragen erfahren. Die Stämme des oberen Pira-Parana haben keine Beziehungen zu den Weißen am Yapura. Auch mehrere bemalte Schemel stammen vom Tiquié. Hier wie bei den Tsöloa erhalte ich Angaben über „Parata", die aber nur auf Hörensagen beruhen. Sein Haus soll vier Tagereisen von hier an der Mündung des Pira-Parana liegen.

Eine knappe Stunde Fahrt bringt uns am anderen Tage (14. März)

zum Pira-Parana, der an dieser Stelle 50—60 m breit ist und tiefschwarzes Wasser führt. Er ist sehr trocken. Eine größere Sandbank an der Mündung des Yauacaca-Igarapé besteht aus weißem Kieselgeröll, teilweise leichteren, porösen Steinen, wie Kreide, welche die Tuyuka „Schlangensteine“ nennen. Sie schaben feinen Staub davon ab und putzen damit ihren Silberschmuck.

Bis zu seiner Mündung fließt der Pira-Parana in südsüdöstlicher bis südlicher Richtung, teils zwischen schroff abfallenden Felswänden, teils an niedrigen, bewaldeten Höhenzügen vorüber, die längs der Ufer verlaufen und durch Täler mit kleinen, klaren Wasseradern in einzelne Kuppen geteilt sind. Gegen die Mündung hin finden sich auf beiden Seiten einige Seen, die mit dem Fluß in Verbindung stehen.

Erst fünf Tagereisen oberhalb der Mündung des Yauacaca-Igarapé trifft man wieder Indianer, Palänoa; über ihnen wohnen Erulia und weiter aufwärts Tsöla oder, wie die Tuyuka sagen, Tsöna, eine andere Horde als die Tsöloa, wenn auch beide zu derselben Sprachgruppe gehören.

Diese Stämme hätten bis vor wenigen Jahren noch Steinbeile im Gebrauch gehabt, und die Bewohner des Quellgebietes verwendeten sie noch heute, ganz große, halbarmlange bis zu ganz kleinen. Ein alter Tsöloa zeigte mir die Befestigung der Klinge. Der etwa 45 bis 50 cm lange, ein wenig gebogene und an beiden Seiten abgeflachte Stiel wird nahe dem einen Ende mit zwei gegenüberliegenden breiten, viereckigen Kerben versehen. Die Klinge wird mit dem Bahnende flach in die eine Kerbe gelegt und mit Palmfaserschnur vielfach umwickelt, die an den Schäftungseinschnitten der Klinge und an der anderen Kerbe einen Halt findet. Die Umschnürung wird dick mit Pech überstrichen. Der Dyi-Igarapé, bei den Tuyuka Kumeya (Axtbach), habe seinen Namen daher, daß in früheren Zeiten die Leute dort ihre Steinbeile geholt hätten. An einer Stromschnelle im unteren Pira-Parana lägen viele Steinbeile umher. Diese merkwürdige Angabe klärt sich später dahin auf, daß in der Tat dort Hunderte von Steinbeilklingen „umherliegen“, aber nicht von Menschenhand, sondern von der Natur, dem Wasser, fast schon in der richtigen Form zugeschliffen. Es ist ein dichter, schwarzer Diabas, aus dem viele Steinbeilklingen bestehen, und der den grobkörnigen Granit der Felsen gangförmig durchsetzt. Auch hier holten die Indianer früher ihre Steinbeile. Sie brauchten nur den am besten passenden Stein aus der Menge herauszusuchen, etwas zuzuschleifen, und die Axt war bis auf den Stiel fertig.

Der zweite Tag der Fahrt auf dem Pira-Parana bringt uns schwere

Arbeit und schwere Verluste. Der Fluß ist von Felsen und Felsinselchen stark eingeengt und tost in zahlreichen Abstürzen und heftigen Schnellen dahin.

In einer langen und sehr schlimmen Schnelle wird einem Tuyuka beim Transport der Kanus über die zackigen Felsen eine große Zehe zerquetscht.

In einer anderen Stromschnelle geht ein Kanu unter. Wir verlieren außer einigen ethnographischen Gegenständen, Kochgeschirr und anderen Geräten, einen Vorderlader und mein Waldmesser, das ich schon vor sechs Jahren in Zentralbrasilien getragen habe, was aber weit schlimmer ist, alles Mehl und Salz! Einen Eisenkoffer mit sämtlichen Tauschwaren rettet ein Tuyuka aus den schäumenden Wogen. Fälle und rauschende Schnellen begleiten uns bis zur Mündung des Dyi-Igarapé, die wir am späten Nachmittag erreichen.

Diese ganze lange Strecke, die wir am 16. März durchfahren haben, bildet eigentlich eine fortgesetzte Stromschnelle und muß bei hohem Wasserstande infolge der starken Einengungen, der hohen Ufer und der zahlreichen im Flußbett zerstreuten Felsen fürchterlich sein. Kein Wunder, daß die kleinen Stämme des oberen Pira-Parana gar keine Berührung mit den Weißen am Yapura haben; denn mit einem größeren Boot bei vollem Fluß hier aufwärts zu fahren, lohnt, wenn es überhaupt möglich ist, nicht Zeit und Mühe und die sicheren Verluste.

Der ansehnliche Dyi-Igarapé bildet kurz oberhalb seiner Mündung einen Fall. Er soll voll Stromschnellen sein. Wir lagern auf der „Mondinsel", die vor seiner Mündung liegt. Hier tritt eine schwere Entscheidung an mich heran. Die Buhagana sind nicht erschienen. Die Tuyuka, die sich nur bis hierher verpflichtet haben, wollen mich nicht weiter begleiten aus Furcht vor den Huaiana an der Mündung des Pira-Parana, die seit alters ihre Feinde wären und ihre Väter getötet hätten. Sie suchen mich zu überreden, mit ihnen über den Dyi-Igarapé zum Tiquié zurückzukehren, aber das will ich nicht. Bis zur ersten Maloka der Tsöloa am Dyi-Igarapé zu fahren, die zwei Tagereisen in leichtem Kanu entfernt ist, würde uns zuviel Zeitverlust verursachen, und damit kann ich nicht rechnen, wenn ich nicht die ganze Reise aufs Spiel setzen will. Wahrscheinlich würden diese Indianer ebensowenig mit uns gehen wie die Tuyuka. Deshalb wollen wir in unserem größten Kanu allein weiterfahren, etwas ins Blaue hinein; denn über die weiteren Entfernungen bis zum Yapura habe ich nur ganz unbestimmte Angaben erhalten können, die zwischen vier und vierzehn Tagen schwanken.

Am anderen Morgen nehmen die Tuyuka Abschied. Sie sind um uns besorgt und suchen mir noch einmal alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Zum Schluß fragen sie mich, wann ich wieder zum Tiquié käme, und ob ich dann meine Frau mitbrächte. Sie erhalten reichen Lohn. Ich schenke ihnen auch unser zweites Kanu, das jetzt überflüssig geworden ist. Das große Kanu beladen wir mit dem Rest des Gepäcks und fahren gegen Mittag ab, einem ungewissen Schicksal entgegen.

Ich rudere im Bug; Schmidt steuert; vor mir auf der äußersten Spitze des Bootes sitzt Bolaka, dem ich von Zeit zu Zeit von meinem Ruder Wasser in den durstigen Schnabel träufele. Die mittleren Ruderbänke haben wir herausgenommen, um die Last unterbringen zu können.

Der „Fischfluß" macht seinem Namen alle Ehre; es wimmelt von Fischen jeder Art und Größe. Fahren wir über eine Bank aus weißem Sand, die vom Fluß bedeckt ist, so sehen wir in dem klaren, braunen, sonnendurchleuchteten Wasser ganze Schwärme großer und kleiner Fische. Aber wir können mit Angeln keine Zeit verlieren. Ich sorge durch Jagd für unseren Unterhalt und schieße manchen Hokko, der im Uferwalde brummt. Auf den Sandbänken finden wir öfters frische Spuren von Jaguaren, die in den lichten Wäldern häufig vorkommen. Einen großen, schwarzen Klumpen auf einer Sandbank halten wir aus der Ferne für einen Tapir. Es ist ein Klotz Braunkohle, der vom Hochwasser dort angeschwemmt ist. Wir überwinden mehrere Stromschnellen, wobei wir das schwere Gepäck über Land tragen müssen.

In solchen unbewachten Augenblicken reißt Bolaka mehrmals in den Wald aus und gibt aus Trotz keinen Laut von sich, wenn wir ihn auch noch so zärtlich rufen, bis wir ihn zufällig im dichten Geäst erblicken und herabschütteln. Wir haben uns zwar die letzten Bananen für ihn vom Munde abgespart, aber er merkt doch, daß er auf schmale Kost gesetzt ist, und ahnt vielleicht, daß er wirklichen Hungertagen entgegengeht.

Am 19. März kommen wir an einem ansehnlichen rechten Zuflüßchen mit klarem Wasser vorüber. Es muß der Tariira-Igarapé sein, den uns die Indianer verheißen haben. An ihm, aber weit einwärts, sollen auch Buhagana wohnen. Sie scheinen mit den Indianern des Apaporis Beziehungen zu unterhalten; denn von jetzt an begegnen wir mehrmals älteren Lagerstätten, kleinen Schlafhütten mit und ohne Bratrost. Wieder ein Zufluß, diesmal von links, mit weißem Wasser. Wir fahren eine Zeitlang zwischen schroffen Sandsteinwänden dahin und lenken am Morgen des 20. März in den Rio Apaporis ein.

Er ist hier etwa 250 m breit und hat eine kaum bemerkbare Strömung. Sein grünlich-weißes Wasser ist mehrere Grad wärmer als das klarbraune, graue Wasser des Pira-Parana und hat einen wenig angenehmen Geschmack. Wir hüten uns möglichst, davon zu trinken, aus Furcht vor Dysenterie, und benutzen es nicht einmal zum Mundspülen, sondern füllen von Zeit zu Zeit unseren Kochkessel in den klaren Bächen, die zahlreich von den hohen Ufern herabrinnen, um auf der Fahrt stets frisches Trinkwasser zur Hand zu haben.

Gleich unterhalb der Mündung des Pira-Parana finden wir einen wenige Tage alten Lagerplatz, offenbar von einer Person benutzt, und bald darauf einen Bach, der durch einen primitiven kleinen Fischzaun aus Palmblättern abgesperrt ist, alles noch frisch, anscheinend vom vorhergehenden Tag. Wir warten hier eine ganze Weile, dringen eine Strecke in den Wald ein, rufen in allen Indianersprachen, die uns einfallen — niemand antwortet uns. Von „Parata-uii" (Platas Haus) ist weit und breit nichts zu sehen. An der Mündung eines größeren rechten Nebenbaches mit weißem Wasser finden wir ein gutes Nachtlager. Der Platz ist vor kurzem einige Zeit von Fischern benutzt worden. Eine Stelle des Uferwaldes ist frisch ausgehauen. Darauf steht ein guter Schuppen mit Bratrost und weggeworfenen Fischereigerätschaften.

Am nächsten Tag sehen wir auf einer Sandbank die frischen Spuren eines größeren Lagers, zahlreiche menschliche Fußtapfen im Sande, mehrere Feuerstellen, daneben die noch blutige Rückenschale einer großen Schildkröte, deren Anblick uns mit Neid erfüllt. Wir passieren drei Stromschnellen und zwischen den beiden letzten einen ansehnlichen linken Zufluß. Wo aber bleiben die Indianer?

Wir haben zwar das schönste Reisewetter, das man sich nur denken kann, aber die Mühen und Entbehrungen werden von Tag zu Tag größer. Bei jeder dieser endlosen, geraden Strecken, die meist nach Süden und Südosten verlaufen und sehr ermüden, hoffen wir auf eine gute Neuigkeit — immer vergebens! — Maggis Suppentafeln, die uns noch in den ersten Tagen neben Wildbret eine kräftigende Kost gewährten und uns das Fehlen des Salzes und Mehls nicht so sehr empfinden ließen, sind längst zu Ende. Die Jagd, die seit dem Eintritt in den Apaporis sehr spärlich geworden ist, haben wir ganz eingestellt, um nicht anwohnende Indianer durch Schüsse zu verscheuchen. Einige Ölsardinen ohne alle Zukost bilden schließlich unsere kärgliche Nahrung. Die kleinen Zuflüsse mit frischem, strömendem Wasser sind äußerst selten geworden. Um uns aufrechtzuerhalten, trinken wir während der Fahrt große Mengen starken Tees, von dem wir ein

Paket durch alle Fährnisse gerettet haben. Da wir nachts nicht wachen können — sind wir doch von den Anstrengungen des Tages zu sehr ermüdet —, so binden wir das Tau, an dem das Boot, unsere letzte Rettung, befestigt ist, an unsere Hängematten, um bei der geringsten Erschütterung wach zu werden. Die geladene Flinte liegt stets handgerecht neben uns. Auch eine Axt nehmen wir mit ans Land, um im Notfall ein Floß bauen zu können. Der Mangel an Salz und Zerealien wird immer empfindlicher, und die ungewohnte schwere Arbeit in den fortgesetzten Stromschnellen, verbunden mit der unzureichenden Ernährung, läßt unsere Kräfte rasch schwinden. Endlich, am 23. März, als unsere Lage anfängt recht kritisch zu werden, treffen wir wieder die ersten Menschen.

Wir haben gerade in einer kleineu Bucht gefrühstückt und schicken uns mit trüben Gedanken an weiterzufahren, da bemerke ich weit flußaufwärts ein Kanu, das in voller Fahrt auf uns zu kommt. Ich winke und schreie: „Amigo! Amigo!“ („Freund! Freund!“), um die Insassen von unseren friedlichen Absichten zu überzeugen, worauf sie sofort das Rudern einstellen. Wir fürchten schon, sie würden kehrtmachen und das Weite suchen. Aber da setzen sie mit erneuter Kraft die Ruder ein, und bald liegen wir Bord an Bord.

Es ist ein Colombianer namens Tomas Prata mit vier Indianern und einer Indianerin. Sie kommen von Corinto, der Hauptniederlassung der Kautschuksammler am oberen Apaporis, um am Unterlauf Waren zu holen, die dort lagern. Dreißig Tage sind sie schon bei strammer Fahrt unterwegs. Acht Tage vorher haben sie in einem schlimmen Schnellengebiet einen hohen Wasserfall passiert. Als Anwohner trafen sie dort in einigen Malokas die Kauyari und wohnten Tänzen mit Masken bei, die nach ihrer Beschreibung den Masken der Indianer des Dyi-Igarapé ähneln (vgl. S. 205). Bis zur Niederlassung der Colombianer am unteren Apaporis fahre man vier Tage; vier Stromschnellen seien noch zu überwinden. Dort befinde sich ein Landsmann von mir, Don Ernesto, ein Vertreter des colombianischen Hauses Calderon.

Ich setze mich zu dem Colombianer ins Boot, während zwei Indianer in unser Kanu steigen. Rasch fahren wir weiter. Prata hat von uns schon am oberen Caiary gehört. Seit seiner frühesten Jugend führt er in den entlegenen Gegenden des oberen Caqueta, Putumayo[1] und Magdalena ein unstetes Abenteurerleben. Als ich Crevaux

[1] So nennen die Colombianer und Peruaner den Yapura und Issa, die beiden großen linken Nebenflüsse des Amazonenstroms.

erwähne, stellt es sich heraus, daß er den französischen Reisenden im Jahre 1880 vom Rio Magdalena über die Cordillere zum oberen Guaviare begleitet hat. Er kennt sein trauriges Ende und erkundigt sich nach Apatu, Crevaux' schwarzem Diener[1].

Die indianische Mannschaft des Kautschuksammlers gehört verschiedenen Stämmen an, Uitoto, Hianakoto, Tsahatsaha und Yahuna. Die junge Indianerin, die Genossin Pratas, ist eine Hianakoto. Der Tsahatsaha-Jüngling trägt einen sehr hohen und engen Bastgürtel, den er während der ganzen Reise nicht abgelegt hat.

Nach kurzer Fahrt werden wir aus einer Maniokpflanzung auf dem rechten Ufer angerufen und kommen bald darauf zu einer Maloka der Makuna, die auf dem steilen linken Lehmufer unter hohen Pupunyapalmen liegt. Prata fährt am nächsten Morgen weiter; wir bleiben hier bis zum 28. März und lernen viel Neues kennen. Alles ist etwas anders als am Caiary und an dem von ihm beeinflußten Yauacaca-Igarapé: die Menschen, ihre Waffen, ihre Geräte.

Die Makuna, die einen dem Buhagana nahe verwandten Dialekt sprechen, bewohnen, nur noch fünf Familien stark, zwei Malokas. Das eine Haus, das unmittelbar unterhalb der Mündung des Pira-Parana auf dem linken Ufer des Apaporis liegt, haben wir nicht gefunden. Der kleine Lagerplatz und das Fischzäunchen, die wir dort antrafen, rührten offenbar von seinen Bewohnern her. Die Makuna-Männer sind prachtvolle, ebenmäßige Gestalten mit angenehmen Gesichtszügen. An Schönheit des Körperbaus geben ihnen die Yabahana nichts nach, von denen einige Individuen, angeblich die einzigen ihres Stammes, mit den Makuna zusammenleben. Sie sprechen nur Yahuna. Die Yahuna, deren Sprache zur Tukano-Gruppe gehört, sich aber von den Uaupes-Sprachen sehr unterscheidet, zerfallen in eine Anzahl kleiner Horden mit verschiedenen Namen. Von diesen wohnen die Opaina und Dätuana, wie mir angegeben wurde, in acht Malokas am Apaporis, zwei Tagereisen oberhalb der Mündung des Pira-Parana, und an einem rechten Nebenfluß. Die Opaina sind die Huaiana der Tuyuka. Unterhalb der Makuna sitzen am Apaporis in drei Malokas die eigentlichen Yahuna und die Kuschiita.

Tracht und Schmuck sind bei allen diesen Stämmen ziemlich gleichartig. Ohrläppchen, Nasenscheidewand und Unterlippe sind gewöhnlich durchbohrt und zur Aufnahme von Rohrpflöckchen und leichten Holz-

[1] Der ausgezeichnete und unermüdliche Südamerikaforscher Dr. Jules Crevaux wurde im Jahre 1882 mit allen seinen Begleitern am Rio Pilcomayo in Bolivia von den Toba-Indianern ermordet.

stäbchen bestimmt. Die Yabahana- und Makuna-Männer tragen in der Scheidewand der Nase dünne, wohlgeglättete Stäbe aus schwarzem Palmholz von viereckigem Querschnitt, die dreißig und mehr Zentimeter in der Länge messen. Die charakteristische Tracht des Mannes ist bei den Stämmen des unteren Apaporis ein langer und breiter Gurt aus weißem Baumbast, der eng um den Bauch gewickelt und mit einem schwarzgefärbten Baststreifen festgebunden wird. Von der Hüftschnur hängt ein langer Schamschurz aus schmalen Baststreifen bis auf die Füße herab. Gewöhnlich wird ein kleinerer Teil der Baststreifen, bisweilen auch, wenn der Mann sich frei bewegen will, das ganze Bündel zwischen den Beinen durchgezogen und hinten unter der Hüftschnur wieder festgeklemmt. Manche tragen das am Caiary gebräuchliche Suspensorium aus rotem Baststoff unter diesem Schamschurz, der dann frei herabhängt. Die Oberarme umschnüren Bastbinden, die möglichst straff angezogen und nie abgelegt werden. An den Druckstellen entstehen mit der Zeit tiefe Male; die Haut ist viel zarter und heller als am übrigen Körper, wird an der Luft runzelig und springt ab. — Eine lustige Geschichte erzählten mir später die Colombianer: Ein Kautschuksammler war eines Tages mit einem Yahuna-Ruderer, der die Armbinden abgelegt hatte, zum Amazonenstrom gekommen und wurde dort von der brasilianischen Behörde, die diese Narben der Eitelkeit für Male von Armschellen hielt, wegen Mißhandlung seiner Leute verhaftet. — Neben diesen einfachen Bastbinden werden häufig Armbänder aus schwarzen, glänzenden Palmnüssen und anderen Früchten getragen. Hals und Brust schmücken dicke Ketten aus Tierzähnen, schwarzen, roten und weißen Samen, Cocons oder auch europäischen Glasperlen. Lange Perlenschnüre werden in breiten Binden um beide Handgelenke gewunden. Das lange, weiche, wohlgepflegte Haupthaar wird in der Mitte gescheitelt und mit einem Streifen gelben Baumbastes zopfartig umwickelt; doch scheint diese Tracht, die ich nur bei jüngeren Leuten beobachtete, am unteren Apaporis allmählich zu verschwinden.

Auf die Haarpflege wird in der Makuna-Maloka von den drei prächtigen Söhnen des Häuptlings die größte Sorgfalt verwendet. Nachts schlafen sie mit offenem Haar. Morgens früh nach dem Bade treiben sie sich so lange im Hause umher, bis das Haar trocken ist, worauf es sorgfältig gekämmt und mit der Bastbinde umwickelt wird. Nachmittags gegen zwei Uhr wiederholt sich die Szene. Nach dem Abendbad wird das Haar nochmals gekämmt und auf Einwohnerschaft untersucht, was meistens die sehr resolute und reinliche Mutter besorgt.

Sie kämmt das Haar über einem Schemel, tippt die darauffallenden Läuschen mit angefeuchtetem Zeigefinger auf und verzehrt sie mit großem Genuß.

Die Weiber gehen gewöhnlich ganz nackt. In der Makuna-Maloka gibt es nur einen Rock, der der Frau des Häuptlings gehört. Als ich die schlanke, wohlgebaute Tochter in ganzer Figur photographieren will, zieht Mama ihr erst den Rock an, so daß ich lieber auf das Bild verzichte.

Die Maloka des unteren Apaporis ist von den Malokas des Caiary und Yauacaca-Igarapé vollständig verschieden. Über kreisrundem Grundriß erhebt sich auf niedriger Wand das allmählich ansteigende Dach, das von einem merkwürdigen giebelförmigen, nach vorn und hinten weit offenen Rauchausgang gekrönt wird, der zugleich als Lichtspender dient und das Innere des Hauses wohl erhellt. Inmitten des Hauses stehen vier Hauptpfosten, im Quadrat angeordnet. Sie tragen die Balken, die das viereckige Licht- und Rauchloch begrenzen. Sechzehn kleinere Seitenpfosten laufen ringsum und stützen das Dach, mit dessen Sparren sie durch Horizontalbalken verbunden sind. An der Seite befinden sich die einzelnen Familienabteilungen, die selten durch niedrige Mattenwände voneinander getrennt sind. Auch hier bleibt der Mittelraum als Verkehrsraum frei. Die Seitenwand besteht aus Palmlatten, die dicht nebeneinander auf Querleisten mit Lianen festgebunden sind. Bisweilen ist diese Lattenwand außen mit Schichten von Palmblättern oder mit Matten aus Palmwedeln bekleidet. Das Dach ist mit mehreren Schichten von Palmblättern schindelartig gedeckt und gewährt einen sicheren Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Der Ausgang wird nie unmittelbar gegenüber dem Eingang, sondern stets schräg links davon angelegt, so daß gewöhnlich auf der längeren Seite zehn, auf der kürzeren Seite sechs kleine Strebepfosten sich befinden. Dies geschieht wohl, um den scharfen Durchzug der Luft zu verhindern. Die Eingangstüren in den von mir besuchten Häusern des unteren Apaporis sind offenbar nicht mehr ursprünglich indianisch. Sie bestehen aus einem oder zwei Flügeln aus dickem, schwerem Holz, die in der hohen Schwelle und dem dicken oberen Querbalken in Zapfen laufen. Zum Zuziehen der Tür dient ein Strick, der durch ein Loch der Türe geht, und an dessen beiden Enden ein Stück Holz quer angebunden ist, damit er nicht durchschlüpfen kann. Wider den Ausgang wird gewöhnlich von innen eine Palmstrohmatte gelehnt.

Das Dach hat vier flache Seiten, deren Längssparren, je fünf, parallel zueinander laufen, wie die Dachseiten eines gewöhnlichen

Giebelhauses; nur die Verbindungssparren, je drei bis vier, die die Zwischenräume zwischen diesen einzelnen flachen Dachseiten ausfüllen, laufen naturgemäß oben zusammen und geben so dem Dache die etwas eckige Rundung. Die beiden flachen Dachseiten rechts und links vom Eingang überragen die beiden anderen Seiten beträchtlich und bilden dadurch, daß sie oben zusammenstoßen, den giebelförmigen Rauchfang. Die beiden anderen kürzeren Dachseiten gehen über einen Teil des Rauchloches hinaus, um bei den weiten Giebelöffnungen Schutz gegen eindringenden Regen zu gewähren.

Im Innern dieser Malokas herrscht die peinlichste Sauberkeit, aber es fehlt der große, freie Dorfplatz, und der Urwald tritt von allen Seiten fast unmittelbar an das Haus heran. Bisweilen liegt die Maloka inmitten einer Maniokpflanzung (Abb. S. 368).

Ähnliche Häuser scheinen die Buhagana und andere Stämme des Pira-Parana zu haben.

Man gebraucht am unteren Apaporis zwei Arten von Einbäumen. Die eine Art, die von den Yahuna mit dem Lingoa geral-Namen uba bezeichnet wird und nicht einheimisch zu sein braucht, gleicht den Kanus des Rio Negro-Gebietes. Sie ist schmal und tief mit abgerundetem Kiel und spitz zulaufenden Enden. Die andere Art, die den Yahuna-Namen kumoa führt, ist breit und flach, mit scharfem Kiel und abgestumpften Enden. Es gehört ziemliche Geschicklichkeit dazu, in diesen Kanus zu fahren.

Die Jagd scheint eine größere Bedeutung zu haben als der Fischfang. Dies bezeugen schon das Fehlen der Netze und großen Fischfallen und der Überfluß an sorgfältig gearbeiteten Jagdwaffen, nicht zuletzt auch die auffallend großen, schönen und wohlgepflegten Jagdhunde, die man in allen Malokas trifft. Die Blasrohre und Köcher gleichen vollkommen denen der Buhagana. Sie sind fremder Import und werden von den Yukuna eingehandelt, einem Aruakstamme des benachbarten Miriti-Parana, der oberhalb des Apaporis auf derselben Seite in den Yapura mündet. Die großen Giftpfeile mit Schutzfutteral unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der Umaua und Kobeua.

Das Pfeilgift, das besonders stark sein soll, ist auch hier ein teurer und begehrter Artikel. Es wird in kleinen, halbkugeligen Töntöpfchen aufbewahrt, die mit Blättern bedeckt und bisweilen ganz mit Palmfaserstricken umschnürt sind. Zum Auftragen des Giftes auf die Pfeilspitze dient ein kleiner hölzerner Spatel. Nur mit Mühe gelingt es mir, ein solches indianisches Wertstück für die Sammlung

zu erwerben. Als ich mit einem Yahuna um drei Töpfchen mit Pfeilgift handele, läßt er zwei davon hinter meinem Rücken durch seinen kleinen Sohn in Sicherheit bringen.

Von der Schlagfertigkeit der Apaporisindianer zeugen die zahlreichen Kriegswaffen, Giftlanzen und Keulen, die ihre ursprüngliche ernste Bedeutung noch nicht verloren haben. In allen Malokas finden sich merkwürdige primitive Keulen in ziemlicher Anzahl. Sie dienen dazu, „Leute totzuschlagen". Es sind schwere, knorrige Naturknüppel von etwa 1 m Länge, aus einem hellen Holz, ähnlich unserer Akazie, die in der Mitte eine Schlinge aus Palmfaserschnüren oder einfachen Baststreifen tragen. Der Kämpfer schlingt diesen Strick fest um das rechte Handgelenk, faßt den Knüppel mit beiden Händen in der Mitte und führt in stark vorgebeugter Haltung heftige Hiebe nach vorn, die sich, wie man mir erklärt, auf die Schienbeine und Oberschenkel des Gegners richten, um ihn zu Fall zu bringen und ihm dann vollends den Garaus zu machen.

Die oberen Yahuna und die benachbarten Aruakstämme benutzen zur Verteidigung große, runde Schilde aus mehreren Lagen Tapirhaut, die in der Mitte eine buckelartige Erhöhung haben und mittels eines Strickes oder Bandes am linken Unterarm getragen werden. Ein Indianer zeigt mir mit vorzüglicher Mimik, wie sie mit diesen Schilden den Körper gegen die Giftlanzen der Feinde decken und selbst hinter dem Schild hervor ihre Wurfgeschosse schleudern. Sie nennen die Schilde a h ä a und bezeichnen mit demselben Namen auch einen größeren Mondhof (Mondring); ein treffender Vergleich, wenn man den Mondring als den Rand des Schildes und den leuchtenden Mond als den vorstehenden runden Schildnabel ansieht. Die unteren Yahuna gebrauchen diese Schilde heute nicht mehr.

Der ganze Hausrat dieser Indianer ist sehr einfach, und die mit schönen Mustern verzierten Ton- und Flechtwaren ihrer nördlichen Nachbarn würde man bei ihnen vergeblich suchen; immerhin sind die glänzend schwarzen Tongefäße von eleganter Form und gut gebrannt. Die Tragkörbe der Weiber sind nicht kugelig wie am Caiary und Issana, sondern haben bei weiter Öffnung mehr längliche Gestalt und verjüngen sich nach unten stark. Die Korbwannen zum Aufbewahren der Maniokfladen sind tiefer und haben einen höheren Rand, der mehr vertikal zum Boden steht. Die Flechtart ist dieselbe. Tragkörbe und andere Gegenstände, die mit einer Schlinge versehen sind, werden außer Gebrauch über ein Querholz gehängt, das an einem vom Dach herabhängenden Strick befestigt ist. Reibebretter finden sich in keiner

Maloka. Die Maniokwurzeln werden auf einfachen Steinplatten mit körniger Oberfläche gerieben, die zu diesem Zweck auf drei niedrige, in die Erde gerammte Stöcke gelegt werden. Die Frau sitzt davor und reibt nur mit einer Hand. Die kleinen Steinplatten sind im Verhältnis zu den großen, kunstvollen Reibebrettern der nördlichen Gebiete ein sehr primitiver Behelf, und die Arbeit geht nur sehr langsam vonstatten. Zum Auspressen der Maniokmasse dienen Preßschläuche und Siebe auf dreieckigem Gestell wie im Norden.

Die Weiber stricken mit drei Nadeln über einem Bogen aus elastischem Holz viereckige Taschen aus festen Palmfaserschnüren für die Männer, die darin Perlenketten, Spiegel, Feuerzeug und andere kleine Sachen verwahren. Als ich den Inhalt einer solchen Tasche untersuche, kommt unter anderem Kram ein ärztliches Instrument zum Vorschein, ein Wundkratzer, der sich in gleicher Form auch in Zentralbrasilien findet. In eine dreieckige Kalabassenscherbe sind auf einem vorgeritzten Strich feine, spitze Zähnchen des Trahira-Fisches in einer Reihe eingelassen und zur größeren Haltbarkeit auf der Rückseite mit Pech dick überstrichen. Mit diesem Skarifikationsapparat wird bei allen möglichen Krankheiten und auch zur Stärkung der Muskeln die Haut geritzt, bis das Blut in Strömen fließt.

Die Kämme sind bei weitem nicht so kunstreich gearbeitet und verziert wie am Caiary. Die Zinken, harte, an beiden Enden zugespitzte Palmholzsplitter, sind in der Mitte zwischen zwei einfache Rohrhälften geklemmt, die an den Enden zusammengebunden sind.

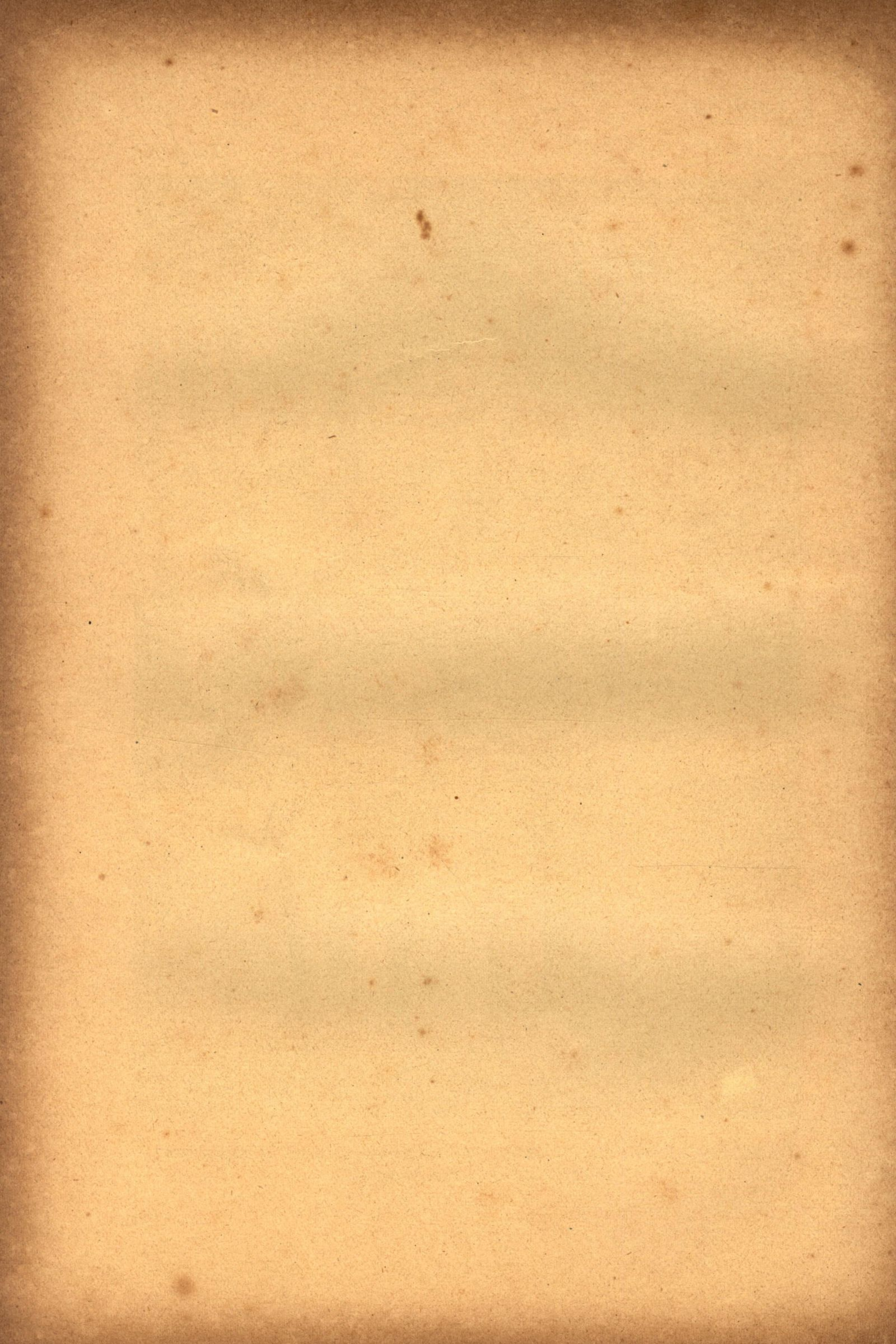
Die Leute geben gern alle ihre Sachen gegen unsere Tauschwaren her. Sie sind offenbar noch nicht so verwöhnt und wählerisch wie viele Stämme am Caiary.

Das Tabakrauchen tritt am unteren Apaporis fast ganz gegen das Parica-Schnupfen und Coca-Kauen zurück. Die Schnupfgeräte sind dieselben wie am oberen Tiquié. Die Coca spielt auch hier eine Hauptrolle. In einer Yahuna-Maloka fand ich allein vier große Zylinder zum Klopfen des Cocapulvers. Die Zubereitung bleibt den Männern überlassen. Sie holen in einem kleinen zylindrischen Korb, der an einem Bastband über der linken Schulter getragen wird, die Cocablätter aus der Pflanzung, rösten, stampfen und klopfen sie und nehmen auch den größten Teil davon für sich in Anspruch. Als Zusatz zur Coca dient die Asche von Cecropia- und anderen Blättern. Die Geräte zum Aufbewahren und Nehmen der Coca ähneln denen vom Caiary.

Berauschende Getränke, wie das Gift Kaapi und das im Norden



Makuna-Indianer mit Giftlanzen, Yabahana-Indianer mit Blasrohr und Giftpfeilköcher. Rio Apaporis



so beliebte Kaschiri, scheint man am unteren Apaporis gar nicht zu kennen. In keiner Maloka sieht man ein großes Kaschirigefäß oder einen der riesigen Holztröge zum Ansetzen des Kaschiri, die am Caiary bisweilen eine Länge von 4 m und eine Tiefe von $^1/_2$ m haben. Der Makuna-Häuptling wundert sich sehr, als ich ihm die Größe der dortigen Kaschiritöpfe beschreibe. Man kaut hier Coca in großen Mengen, schnupft Paricapulver und unterhält sich dabei in langweiligen, eintönigen Lauten bis spät in die Nacht hinein. Auch die Weiber beteiligen sich von Zeit zu Zeit an der Unterhaltung und genießen von dem grünen Staub. Das ist aber auch alles; eine harmlose und, was ein großer Vorzug ist, sehr nüchterne Sache. — Wie es bei Tanzfesten ist, weiß ich nicht.

Als Erfrischungsgetränk dient zur Zeit säuerliche Pupunyabrühe. Jeden Morgen wird von einer der Frauen eine große Topfschale voll des goldgelben, appetitlich aussehenden Trankes mit Schöpfkalabasse inmitten der Maloka aufgestellt, damit jeder nach Belieben davon nehmen kann. Die Pupunyafrüchte werden zu diesem Zweck, in Körbe verpackt, eine Zeitlang unter Wasser aufbewahrt und dann gerieben. Die Masse preßt man durch ein feines Sieb. Auch auf der Reise wird Pupunyamasse in einem Topf mitgenommen und zu jedesmaligem Gebrauch die nötige Menge in einer Kalabasse in Wasser aufgelöst.

Ein anderes Erfrischungsgetränk bereiten sie aus den „schwarzen Früchten“ I u a p i s c h u n a, die wir schon am Tiquié kennengelernt haben (vgl. S. 216). Die braune Brühe, die wie Schokolade aussieht und etwas nach Pfeffer schmeckt, ist sehr fett und nahrhaft. Auch davon wird ein großer Topf voll zum allgemeinen Besten in die Mitte des Hauses gesetzt.

Als Tunke für Maniokfladen dient eine braune, stark gepfefferte Brühe, die aus eingekochtem Manioksaft hergestellt ist und einen pikanten Geschmack hat (vgl. S. 336).

Ein weißer, fettiger Ton, offenbar organischen Ursprungs, der aus dem Quellgebiet des Yapura stammen soll, gilt als beliebtes Genußmittel. Von den harten Tonklumpen, die zuvor längere Zeit ans Feuer gelegt werden, schabt man mit dem Messer feinen Staub ab.

Maniokgrütze wird nur wenig bereitet, meistens zum Verkauf an die Kautschuksammler, die gelegentlich die Malokas besuchen.

Seltene „Haustiere“ finden wir in der Makuna-Maloka. An einem Hauspfosten ist in einer Höhe von etwa zwei Metern ein Stück eines hohlen Baumstammes mit Stricken festgebunden, ein Bienenstock, an dem die fleißigen Bewohner munter aus und ein fliegen.

Leider haben diese Indianer keine Tanzmasken mehr, die sie aber wohl kennen und wie die Masken der Bewohner des Dyi-Igarapé beschreiben. Bei den oberen Yahuna seien sie noch im Gebrauch. Diese hätten auch Signaltrommeln von derselben Art wie am Caiary. In einer Maloka der Opaina seien vier Stück.

Tänze habe ich nicht beobachtet. Die Makuna haben köcherähnliche Behälter aus leichten Stäbchen, die mit weißen und schwarzen Baststreifen dicht umwickelt sind. Sie stellen Fischreusen dar und werden bei einem Tanz, der sich auf die Fischerei bezieht, mit einer Araraschwanzfeder geschmückt, am Zopf getragen. Die Tänzer schreiten nebeneinander, die linke Hand auf der rechten Schulter des Nebenmannes, und halten in der Rechten Stäbe, mit denen sie im Takt auf den Boden stoßen. Diese Tanzstäbe, hohle Zylinder aus Cecropiaholz, gleichen in der äußeren Form denen vom Caiary und Issana, sind aber auf der Oberfläche mit bunten Mustern bedeckt, die einen ganz anderen Stil zeigen. An einer Bastschlinge wird der Stab beim Gebrauch über das Handgelenk gehängt.

Die Yuruparyfeste werden in derselben Weise wie in ganz Nordwestbrasilien gefeiert. Über ihre Entstehung berichtet folgende Sage der Yahuna: Vor vielen, vielen Jahren kam aus dem großen Wasserhause, der Heimat der Sonne, ein kleiner Knabe, der so wunderschön singen konnte, daß viele Leute von nah und fern herbeieilten, ihn zu sehen und zu hören. Er hieß Milomaki. Als aber die Leute, die ihn gehört hatten, heimkehrten und Fische aßen, fielen sie alle tot nieder. Da ergriffen ihre Angehörigen Milomaki, der inzwischen zum Jüngling herangewachsen war, und verbrannten ihn auf einem großen Scheiterhaufen, weil er schlecht wäre und ihre Brüder getötet hätte. Der Jüngling aber fuhr bis zu seinem Ende fort, wunderschön zu singen, und als schon die Flammen an seinem Leib emporleckten, sang er: Jetzt sterbe ich, mein Sohn, jetzt verlasse ich diese Welt!" — Als sein Leib von der Hitze anschwoll, sang er noch immer in herrlichen Tönen: „Jetzt zerbricht mein Leib, jetzt bin ich tot!" — Und sein Leib zerplatzte. Er starb und ward von den Flammen verzehrt; seine Seele aber stieg auf zum Himmel. Aus seiner Asche erwuchs noch an demselben Tag ein langes, grünes Blatt. Es wurde zusehends größer und größer, breitete sich aus und war am anderen Tag schon ein hoher Baum, die erste Paschiubapalme; denn vorher gab es diese Palmen nicht. Die Leute aber machten aus ihrem Holz große Flöten, und diese gaben die wunderschönen Weisen wieder, die einst Milomaki gesungen hatte. Die Männer blasen sie bis auf den heutigen Tag,

jedesmal wenn die Waldfrüchte reif sind, und tanzen dabei zu Ehren von Milomaki, der alle Früchte geschaffen hat. Die Weiber aber und kleinen Knaben dürfen die Flöten nicht sehen. Erstere würden sonst sterben, letztere würden Erde essen, krank werden und auch sterben. Die Männer dürfen nach dem Tanz erst wieder etwas genießen, nachdem ihnen der Zauberarzt eine geröstete Pfefferfrucht gegeben hat, und auch dann dürfen sie nur Maniokfladen, spanischen Pfeffer, eingedickten Manioksaft und geröstete Blattschneide-Ameisen zu sich nehmen $2^1/_2$ Tage lang; danach sind ihnen wieder alle Speisen gestattet. Einmal im Jahr aber, bei dem „großen Yurupary-Fest", zu dem viele Leute zusammenkommen, geißeln sich die Teilnehmer bis aufs Blut. Die Wunden werden mit Pfeffer eingerieben und „schmerzen drei Tage lang fürchterlich".

Der Stammheros tritt in dieser Mythe zugleich als der Kulturheros auf, der Erzeuger des Wachstums, und trägt einen ausgeprägten solaren Charakter. Er ist die Sonne selbst. Er kommt von Osten aus dem großen „Wasserhaus", dem Meere, wandert über die Erde und geht im Feuer gen Himmel. Die Verbrennung des Heros durch die Menschen wegen seiner magischen Eigenschaften ist ein vielen Mythen gemeinsamer Zug, der sich auch sonst in Südamerika findet.

Der Makuna-Häuptling José ist für seine Verhältnisse ein gebildeter und weitgereister Mann. Er trägt Hemd und Hose und spricht außer Makuna und Yahuna geläufig Lingoa geral und etwas portugiesisch. Er ist schon mehrmals bis zum Amazonenstrom hinabgefahren und zählt mir mit indianischer Umständlichkeit die Stationen auf, die auf dieser Reise zu passieren seien. Vor mehreren Jahren ist er mit einem schwerbeladenen Boot und fünf Kanus, die er am Amazonenstrom verkauft hat, bis zum Städtchen Teffé gekommen. Nach seiner Aussage hat er zu dieser Reise hin und zurück bei strammer Fahrt fünf Monate gebraucht. Von einer dieser Reisen hat er seinen Angehörigen als Merkwürdigkeit einige Stücke Bimsstein mitgebracht, der aus den peruanischen Kordilleren kommt und häufig in großen Brocken auf dem Amazonenstrom treibt. Jetzt baut er ein wenig flußabwärts eine größere Maloka, da sein Haus, besonders für Tanzfeste, wenn viele Leute kämen, zu klein sei. Er arbeitet auch für Cecilio Plata, der vor kurzem flußaufwärts gefahren ist, um mit den dortigen Indianern Handel zu treiben. Die Spuren des großen Lagers, die wir auf einer Sandbank gefunden haben, stammen von ihm.

Eines Mittags erscheinen sechs Kautschuksammler, Weiße und Mischlinge und ein Tsahatsaha-Indianer. Sie kommen ebenfalls von

Corinto und gehören zur Mannschaft Thomas Pratas. Sie sind erstaunt, zwei Weiße hier zu treffen, und anscheinend nicht sehr erbaut davon. José macht, gestützt auf unsere Gegenwart, wenig Umstände mit ihnen, so daß sie abziehen müssen, ohne Ruderer bekommen zu haben. Ekelhaft war es anzusehen, wie sie sich um die nackte Tochter des Häuptlings drängten, die gerade am Siebgestell Maniokmasse auspreßte. Nur unsere Anwesenheit hielt sie wohl zurück, sich so zu benehmen, wie sie es gewohnt waren. „Die Colombianer taugen nichts!“ sagt der Häuptling, und er hat leider nur zu sehr recht. —

Am 28. März fahren wir weiter. Erst nach wiederholten Beteuerungen, daß ich die Leute nur bis zur nächsten Maloka und nicht bis zu den bösen Colombianern mitnehmen würde, habe ich zwei Yabahana als Ruderer bekommen können. Zwei ältere Yahuna mit ihren Familien, die als Gäste bei den Makuna weilten, schließen sich uns an und nehmen einen Teil der Last in ihre Boote. Der eine hat einen auffallend mongoloiden Typus mit verhältnismäßig starkem Bartwuchs, so daß man ihn in anderer Umgebung nicht für einen Indianer halten würde.

Wir kommen bald an einer Stelle vorbei, wo ein kurzer Fußpfad zum Miriti-Parana führt, und verbringen die Nacht in einer neuen Pflanzung auf dem linken Ufer unter einigen Hütten, die zur Zeit von drei Yahunafamilien bewohnt werden. Es sind wiederum schöne Leute, besonders eine junge Frau mit seelenvollen, dunklen Augen. Am nächsten Mittag erreichen wir eine große Maloka der Yahuna auf dem rechten Ufer, die Heimat des Mongolen, der uns aber noch bis zu den Colombianern begleiten will. Man scheint ein Fest vorzubereiten. Auf einem riesigen, viereckigen Bratrost schmort eine Unmenge Fische. Unter den etwa zwanzig Bewohnern befinden sich einige Gäste. Auffallend ist die geringe Anzahl der Kinder; ich bemerke nur zwei kleine Knaben. — Es ist immer schwer, die wirkliche Bevölkerung einer Maloka zu bestimmen, da meistens Bewohner abwesend sind, oder umgekehrt Besuch da ist, der nicht dazu gehört. —

Ein junger Mann, dem das Haupthaar bis auf die Hüften herabhängt, hat eine Muskulatur und Körpergröße, wie ich sie noch nie bei Indianern gesehen habe. Er ist ein Buhagana vom Tariira-Igarapé des Pira-Parana. Ich miete ihn für die Weiterfahrt. Bitsuka, so heißt er, wird von den Indianern nur „Bitsu“ gerufen; Schmidt nennt ihn kurzweg „Bicho“[1], und er hört auch auf diesen wenig schmeichelhaften Namen.

[1] Sprich „bischu“; wörtlich „Wurm“, ein beliebtes brasilianisches Schimpfwort.

Der untere Apaporis empfängt alle seine größeren Zuflüsse von links, da auf der rechten Seite der Miriti-Parana sehr nahe herantritt. Zu den bedeutendsten gehört der Ooca, an dessen Mündung wir am 1. April vorüberfahren. An seinen Ufern haben die Yupua, deren Sprache dem Desana am nächsten kommt, ihre Wohnsitze. Fährt man ihn zwanzig Tage aufwärts, so gelangt man zu einem Fußpfad, der zum Ira-Parana, dem rechten Nebenfluß des unteren Tiquié, führt. Dort wohnen Maku (vgl. S. 155—156).

In der großen, ganz neuen Maloka der Kuschiita-Yahuna auf dem rechten Ufer, wo wir am folgenden Mittag ankommen, finden wir nur wenige Bewohner, aber um so mehr europäischen Einfluß. Die Männer sind mit Hemd und Hose, die meisten Weiber mit Röcken und Leibchen aus Kattun bekleidet. Unser Aufenthalt bei den freien Indianern erreicht hier sein Ende.

Nahe dem Hafen der Maloka habe ich des Fells wegen, da das Fleisch ungenießbar ist, einen großen Ameisenbär erlegt, der, die lange, spitze Schnauze senkrecht aus dem Wasser streckend, den Fluß durchschwamm. Das Tier hatte ein außerordentlich zähes Leben. Vier Schrotschüsse bekam er in den kleinen Kopf. Trotzdem wäre er beinahe in den Wald entkommen. Er brüllte fürchterlich, als er nach einem Kugelschuß aufs Blatt am Land zusammenbrach, und Bolaka flüchtete sich vor dem Ungeheuer entsetzt bis an das äußerste Ende des Bootes[1]. Die mit riesigen Krallen bewehrten Vorderbeine des harmlosen Zahnlückers haben fingerdicke Sehnen und bilden seine einzige, aber gefährliche Waffe. Wird das Tier angegriffen, so setzt es sich auf die Hinterschenkel und sucht den Gegner zu umfassen. In seiner Umarmung ist jeder — nach den Erzählungen der Indianer selbst der Jaguar — unrettbar verloren.

Am 4. und 5. April passieren wir drei Stromschnellen, von denen die beiden ersten dicht aufeinander folgen. Die eine, ein mehrere Meter hoher Fall, ist sogar bei dem jetzigen niederen Wasserstande infolge der außerordentlichen Einengung des Flusses von reißender Wildheit und muß mit Booten und Gepäck über Land umgangen werden.

Dichter Regen strömt den ganzen Tag herab, der Vorbote der Regenzeit. Ich habe mir Bitsuka als Vorruderer ins Boot genommen.

[1] Bolaka habe ich glücklich mit nach Europa gebracht. Er führt noch heute im Zoologischen Garten zu Frankfurt a. M. ein beschauliches Dasein. Seinen Herrn kannte er noch nach zwei Jahren. Sein Indianisch aber hat er längst vergessen.

Mit jedem Schlag seines breiten Ruders, das zu seiner riesenhaften Gestalt im richtigen Verhältnis steht, bringt er das Kanu einige Meter weiter. Schmidt steuert. Ein Gewittersturm nötigt uns, unter strömendem Regen auf einer Sandbank, die kaum 1 m hoch aus dem Wasser ragt, ein notdürftiges Lager aufzuschlagen. Die beiden anderen Boote haben wir weit hinter uns gelassen. Ich gebe ein paar Schüsse ab, aber der Schall geht im Heulen des Sturmes und Prasseln des Regens verloren. Niemand kommt, und Bitsukas Hängematte ist in einem anderen Boot zurückgeblieben. Wir rammen Pfähle ein und binden unsere Hängematten daran. Mit meinem Kleidersack und einer Decke richten wir Bitsuka unter meiner Hängematte ein hartes Bett her. Der Fluß steigt rasch. Ein großer Teil der Sandbank ist schon bei Sonnenuntergang vom Wasser bedeckt. So machen wir uns auf alles gefaßt. Eine unruhige Nacht! Strömender Regen bis gegen neun Uhr. „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll." — Ich erwache gegen elf Uhr und betaste unter mir den Sand. Der Fluß hat uns erreicht. Mein Riese schläft, vom Wasser umspült. Ein Rippenstoß scheucht ihn aus seiner Ruhe auf. Schleunigst rafft er sein nasses Lager zusammen und entflieht ins Kanu. Ich binde meine Hängematte einen halben Meter höher. Umsonst! — „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll!" — Schon platschen Pirahibas und andere große Fische dicht neben mir, und um drei Uhr erwache ich abermals — nur noch zwei Finger breit über den Wellen! — Wir brechen das Lager ab, wobei Bitsuka mit dem Kanu unter die Hängematten fährt, und lassen uns von der starken Strömung treiben. Das Brausen eines Falles in unheimlicher Nähe weckt uns gegen Morgen aus unruhigem Schlummer. Wir erreichen noch gerade das Land. Ein einsames Licht schimmert vom rechten Ufer durch die Finsternis, und als es Tag wird, sehen wir die Colombianer-Ansiedlung vor uns liegen.

Wir fahren hinüber und klettern über die niedergeschlagenen Bäume einer frischen Pflanzung. Alles schläft noch. Ich mache darüber zu Schmidt eine Bemerkung auf deutsch. Da ertönt aus dem Innern des Hauses in unverkennbar schwäbischem Dialekt: „Ei, guten Morgen, Herr Doktor! Wir haben Sie schon längst erwartet!" Es ist Ernst Berner aus Aalen in Württemberg, der uns herzlich aufnimmt. Seit fünfzehn Jahren weilt er in Südamerika. Ursprünglich Kaufmann in Lima, ist er nach langen, abenteuerlichen Irrfahrten in dieser Wildnis gelandet und fühlt sich in seiner rohen Umgebung sehr unglücklich. Er hat seinerzeit Waren und Lebensmittel (Konserven) von Manaos geholt und mit einigen anderen Angestellten des Hauses Calderon die Nieder-

lassung angelegt. Ein Teil der Waren ist für die verschiedenen Plätze der Kautschuksammler am oberen Apaporis bestimmt, ein Teil geht über den Apaporis und Macaya zum oberen Caiary. Tomas Prata hat hier am meisten zu sagen. Er ist eine Art „stiller Teilhaber" des ganzen Unternehmens, obgleich er weder lesen noch schreiben kann.

Die Ansiedlung, die den stolzen Namen „La Libertad" führt, liegt reizend auf dem hohen Ufer an einer tiefen Bucht, die der Fluß am Fuß des Falles bildet. Das Hauptgebäude ist ein Pfahlbau mit hoher und breiter Veranda, auf die die Kammern, Wohnräume der „Herren", münden. Darunter zu ebener Erde befinden sich die Lagerräume, hinter dem Haus ein kleiner Pfahlbau, die Küche, und ein paar niedrige Hütten für die indianischen Bediensteten. Einige zwanzig Kautschuksammler wohnen zur Zeit in der Niederlassung, Weiße, Mischlinge und reinblütige Indianer, zum Teil mit Uitotoweibern. Die Bediensteten, um nicht zu sagen Sklaven, gehören den Uitoto, Miranya, Hianakoto, Tsahatsaha und anderen Stämmen an. Mehrere leiden schwer an Malaria. Als ich die Genossin Pratas, die kaum dem Kindesalter entwachsen ist, frage, ob sie meinen einstigen Ruderer, den Hianakoto Kauilimu, kenne, ist sie zuerst ganz still, dann ruft sie aus: „Das ist ja mein Vater!" und läuft weg. Prata hat sie von einem anderen für eine Hose gekauft. — — —

Auch hier gibt es für mich genug Arbeit: Sprachaufnahmen, Photographieren und anderes. Ich habe den ganzen Tag zu tun, oft bis spät in die Nacht hinein. Die bisher ganz unklare sprachliche Stellung der Uitoto wird in einer ausführlichen Wörterliste festgelegt.

Man begreift unter dem Namen Uitoto eine Anzahl sprachverwandter Horden, die in den noch wenig bekannten Gebieten zwischen Caqueta (oberem Yapura) und Putumayo (oberem Issa), besonders am Cara-Parana und Igara-Parana, linken Nebenflüssen des letzteren, wohnen, wo schon viele als Kautschuksammler im Dienste der Peruaner und Colombianer stehen und von diesen zum Teil mit unmenschlicher Grausamkeit behandelt werden. Einige Horden sind noch Menschenfresser. Ihre Gesamtzahl wird auf 20000 und mehr Seelen geschätzt.

Den Namen „Uitoto" (Feind), den ihnen ihre nördlichen Nachbarn und Todfeinde, die karaibischen Umaua, und nach diesen die Weißen beilegen, hören sie aus leicht begreiflichen Gründen nicht gern. Überhaupt führen sie keinen Gesamtnamen, sondern unterscheiden sich mit einer Unzahl verschiedener Hordennamen. Die Dialekte weichen teilweise erheblich voneinander ab. Hier in „La Libertad" sind zwei

Männer und drei Weiber, die verschiedenen Horden angehören, sich aber mit Hilfe ihrer eigenen Idiome untereinander verständigen können. Der Uitoto „Benjamin“, der gut spanisch spricht, ist trotz der roten Gesichtsbemalung schon so „zivilisiert“, daß er beim Photographieren nicht zu bewegen ist, das Hemd auszuziehen. Viele Kautschuksammler beherrschen die Uitotosprache, die sich, mit spanischen Ausdrücken vermengt, in diesen Gegenden zu einer Verkehrssprache ausgebildet hat.

Mit der Karaibengruppe, der man das Uitoto bisher infolge gänzlichen Mangels an Sprachproben zurechnete, hat es nicht das geringste zu tun, ebensowenig mit einer anderen der bisher bekannten Sprachgruppen Südamerikas. Vielmehr bilden alle diese Dialekte, deren zahlreiche Vertreter ein weites Gebiet besetzt halten, eine neue sprachliche Einheit, der ich den Namen Uitoto-Gruppe gegeben habe.

In ihrem Äußern unterscheiden sich die Uitoto wesentlich von ihren Nachbarn. Es sind durchschnittlich kleine, wenn auch wohlproportionierte Leute mit rohen Gesichtszügen und dunkler Hautfarbe. Hervorragend ist ihre Intelligenz und Schlauheit. Manche tragen, ebenso wie die Kauyari am mittleren Apaporis, breite Ohrpflöcke, so daß die Ohrläppchen bei einigen bis auf die Schultern herabhängen; doch verschwindet diese Sitte allmählich. Bisweilen nehmen sie den Pflock heraus und hängen den Zügel über die Ohrmuschel.

Sie bewohnen runde Malokas von ähnlicher Bauart wie am Apaporis. Kulturell stehen sie weit hinter den anderen Stämmen dieser Gegenden zurück, die auf sie mit Haß und Verachtung herabsehen. Die Hianakoto bezeichneten mir die Uitoto geradezu als „Maku“. Vielleicht haben wir auch sie als Reste einer ursprünglicheren Bevölkerung anzusehen.

Ein eigenartiger Brauch der Uitoto ist das Tabakschlecken. Sie kochen Tabakblätter mit Wasser zu einer sirupdicken Masse, die, in Blätter gewickelt, aufbewahrt und in dieser Verpackung auch anderen Horden übersandt wird. Abends sitzen die Männer in der Maloka zusammen, kauen Coca und besprechen die Geschäfte des folgenden Tages. Wird über irgend etwas Wichtiges, einen Kriegs- oder Jagdzug und dergleichen, beraten, so hocken sie um einen Topf mit Tabaksirup und genießen von Zeit zu Zeit davon, indem sie Zeige- und Mittelfinger in die Masse tauchen und abschlecken. Hat jemand von dem Tabak genossen, so gilt dies gleich einem Schwur; er ist verpflichtet, alles mitzumachen, was beraten und beschlossen wird. Auch die Miranya haben diesen Brauch.

Die Trommelsprache scheint bei den Uitoto sehr ausgebildet

zu sein und wird von den Kautschuksammlern zu ihren Zwecken benutzt. Die Trommeln sind ebenso gearbeitet wie am Caiary, finden sich aber stets paarweise nebeneinander, eine große und eine kleinere mit verschiedenen Tonlagen, „Männchen“ und „Weibchen“, wie die Indianer sagen. Sie werden mit zwei Kautschukschlegeln bearbeitet und dienen, außer als Tanzinstrumente, hauptsächlich zum Signalisieren in weitere Entfernung. Je nachdem die Indianer die Schläge rasch oder langsam aufeinander folgen lassen, je nachdem sie bald hellere, bald dumpfere Töne anschlagen, können sie über alles mögliche Nachricht geben, ja ganze Gespräche halten. Wenn z. B. ein Dampfboot ankommt, „telephonieren“ sie dies sofort mit allen Einzelheiten in die nächsten Malokas, die die Meldung weitertrommeln, so daß in kurzer Zeit das ganze Gebiet davon unterrichtet ist. Sie beschreiben damit einen neuangekommenen Weißen; sie benachrichtigen die Stammesgenossen, an einem bestimmten Tag Kautschuk zu bringen; sie laden mittels der Trommeln zu ihren Festen ein.

Fehlen den Uitoto diese großen Signaltrommeln, z. B. auf der Reise, so verfertigen sie rasch, um etwa zwei Stunden weit signalisieren zu können, folgenden kleinen Apparat: Sie graben ein sauberes, viereckiges Loch, nur wenig länger als breit (ca. 80 cm) und 40 bis 50 cm tief, in den Erdboden. Dann schneiden sie zwei Hölzer, gleich dick, so daß man sie mit beiden Händen umspannen kann, und gleich lang (ca. 90 cm), und flachen sie an einer Seite etwas ab. An dieser flachen Stelle höhlen sie je eine glatte, gleich lange, aber verschieden breite und tiefe Rille aus, die nicht bis zu den Enden der Stöcke reicht. Auf die kürzeren Ränder des Erdloches werden nun leicht zusammengebundene Strohbüschel gelegt und auf diese die beiden Hölzer mit der Rille nach unten, so daß sie beinahe das ganze Loch bedecken. Sie werden mit zwei einfachen Stöcken aus hartem, schwerem Holz in derselben Weise geschlagen wie die großen Signaltrommeln.

Auch Miranya ist ein Sammelname, mit dem eine Anzahl unter sich oft feindlicher Stämme mit sehr verschiedenen Sprachen zwischen Caqueta und Putumayo bezeichnet wird. Als ihr Zentrum gilt der Rio Cauinary, ein rechter Nebenfluß des mittleren Yapura-Caqueta. Dort hausen sie in größerer Anzahl und in zahlreiche kleinere Horden zersplittert, gehaßt und gefürchtet von den Nachbarstämmen und den Kautschuksammlern.

Die hiesigen Miranya gehören einer Horde an, die sich selbst Imihitä nennt. Eine Wörterliste ihrer rauhen, gutturalen und häßlich breiten Sprache kommt nur unter den größten Schwierigkeiten

zustande, zumal die Leute erst vor kurzem aus ihren Wäldern geholt worden sind und nur ihr eigenes Idiom kennen. Es sind kräftige, wohlgebaute Leute von durchschnittlich dunkler Hautfarbe mit breiten, rohen Gesichtern, die bisweilen noch durch Pflöcke oder runde Muschelschälchen in den durchbohrten Nasenflügeln entstellt werden. Dieser merkwürdige Schmuck, der auch bei einigen Uitoto-Horden im Gebrauch ist, scheint bei den Miranya, die schon mit Europäern in Berührung stehen, im Schwinden zu sein. Hier sieht man ihn nur noch bei wenigen Individuen in kleinem Maßstab, während zur Zeit des deutschen Reisenden Martius vor fünfundachtzig Jahren besonders die Weiber es in dieser Eitelkeit so weit trieben, „daß manche die Ringe der Nasenflügel über die Ohren stülpen mußten, damit sie nicht schlaff herabhingen". Auch die Nasenscheidewand ist durchbohrt. Das Haupthaar wird von Männern und Weibern lang getragen. Einige Männer haben auf den Armen dieselben runden Ziernarben eingebrannt, wie ich sie bei den Tuyuka und anderen Stämmen des Caiary gesehen habe (vgl. S. 203)[1].

Eines Tages kommt der am ganzen mittleren Yapura berüchtigte Opaina-Häuptling Manduca oder Matiri zu Besuch, der bei den Colombianern in großem Respekt steht, und dem sie verschiedene Mordtaten zuschreiben. In seiner Begleitung befindet sich der Kueretu Tomas. Beide haben lange Zeit in brasilianischen Ansiedlungen gelebt und haben ein stolzes Auftreten. Sie wohnen, von ihren Stämmen getrennt, an einem kleinen rechten Nebenfluß des Yapura, kurz oberhalb der Mündung des Apaporis, wo sie mit Indianern aus verschiedenen Stämmen auf eigene Rechnung Kautschuk ausbeuten. Der Kueretu, ein sehr intelligenter Mensch, der außer seiner Sprache mehrere andere Idiome (Yahuna, Yukuna, Miranya usw.), Lingoa geral und Portugiesisch beherrscht, ist mir bei den Sprachaufnahmen eine ausgezeichnete Hilfe.

Die Kueretu, die unter dem Namen Coretus im achtzehnten Jahrhundert neben anderen Stämmen des Yapura vielfach in die Ortschaften am unteren Rio Negro verpflanzt wurden, leben nur noch in geringer Anzahl am Rio Caritaya, einem rechten Zufluß des Miriti-Parana. Ihre Sprache gehört der Tukanogruppe an. Die Weiber der Kueretu und ihrer Nachbarn, der Aruakstämme Yukuna und Matapy, verfertigen feine, polierte Tonwaren in schwarzer und roter Farbe, besonders prächtige Schalen von verschiedener Größe.

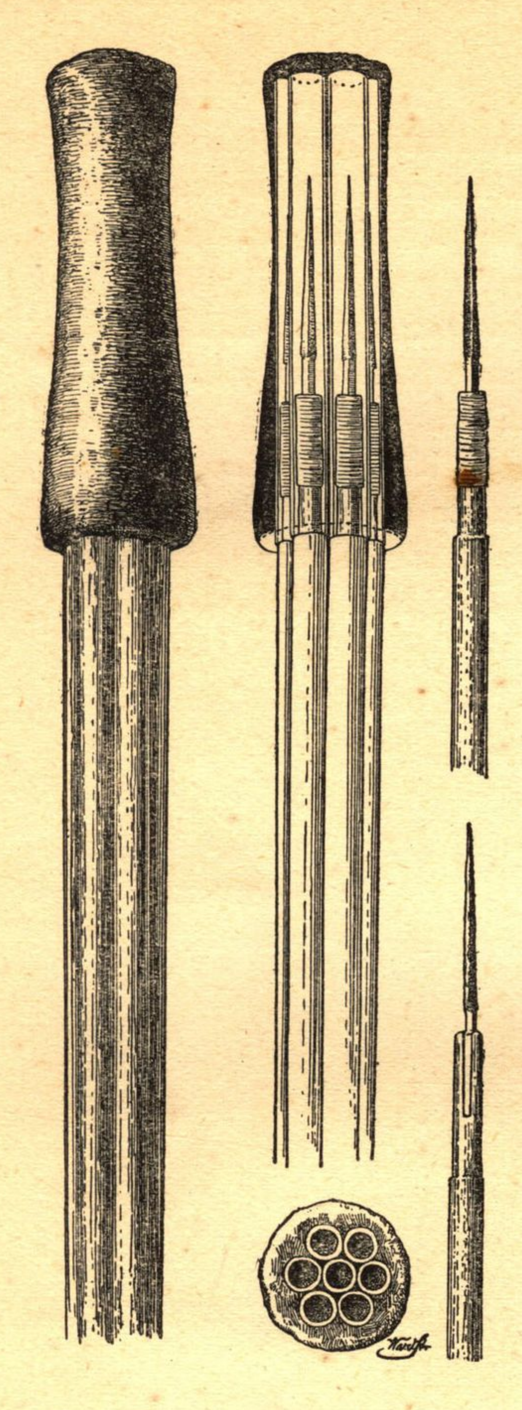
---

[1] Über die Uitoto, Miranya und andere Stämme zwischen Caqueta und Putumayo hat der englische Reisende Thomas Whiffen inzwischen ein inhaltsreiches Buch veröffentlicht: The North-West Amazons. Notes of some months spent among cannibal tribes. London 1915.

Für einen einläufigen Vorderlader, Pulver und Schrot als Vorausbezahlung verspricht mir Matiri, vier vollständige Tanzmaskenanzüge der Opaina durch einen Mann, der mich auch weiter begleiten soll, in das Haus Cecilio Platas zu schicken.

Am 14. April fährt Tomas Prata mit seiner ganzen Mannschaft in mehreren großen, schwerbeladenen Booten apaporisaufwärts. Vom oberen Hafen knattern zum Abschied ihre Schüsse. Berner bleibt mit einem fieberkranken Colombianer und einigen Miranya allein zurück. Die Yahuna und Buhagana, die mich hierher gebracht haben, und die Prata gern als Ruderer mitgenommen hätte, haben sich eines Nachts heimlich davongemacht. Ich kann es ihnen nicht verdenken.





XXV. Kapitel

Zum Amazonenstrom und heimwärts

Am 16. April knattern abermals friedliche Schüsse. Es ist unser letzter Abschiedsgruß an Ernst Berner[1]. „La Libertad" ist hinter einer Flußbiegung unseren Blicken entschwunden.

Wir haben nur einen Yahuna bekommen können, der mein Boot steuert; Schmidt fährt allein mit dem größten Teil des Gepäcks in unserem langen Kanu. Nicht weit unterhalb der Ansiedlung kommt der Apaporis dem Hauptstrome sehr nahe. Ein kurzer Pfad führt hinüber. Wir frühstücken an der Mündung des Tariira-Parana, eines breiten linken Zuflusses mit schwarzem Wasser, der nach den Angaben der Indianer in seinem Oberlauf durch einen Fußpfad von drei Tagen mit dem Ira-Parana in Verbindung steht. Man treffe dort viele Maku, die von den Yahuna Usi genannt werden und bei den anderen Stämmen sehr gefürchtet sind. Wir haben von ihnen schon am Tiquié gehört (vgl. S. 155). Sämtliche linken Zuflüsse des unteren Apaporis und die Seen, die mit dem Fluß in Verbindung stehen, haben schwarzes Wasser. Daher kommt es, daß der Apaporis nahe seiner Mündung, wo er eine Breite von 350—400 m hat, eine dunkle Färbung annimmt und auf manchen Karten als Schwarzwasserfluß verzeichnet ist.

Es herrscht schon völlige Dunkelheit, als wir bei leichtem Regen in den Yapura einfahren und bald darauf die Ansiedlung Nariño, das Besitztum des Colombianers Cecilio Plata, erreichen[2]. Schmidt kommt erst spät in der Nacht an. Wegen des heftigen Windes hat er mehrmals unter das Ufergebüsch flüchten müssen und ist nur mit knapper Not vor dem Kentern bewahrt geblieben.

Nariño, eine Pfahlbaubaracke wie „La Libertad", liegt auf dem

[1] Er ist bald nach unserem Besuch gestorben.

[2] Er wurde 1907 von den Yupua-Indianern aus Rache erschlagen.

hohen und steilen linken Ufer mit freiem Ausblick über den gewaltigen Strom. Fern im Westen erblickt man eine blaue Kuppe, die Serra de Yupaty, die den ersten großen Katarakt des Yapura bildet und ihm den Namen gibt. In Abwesenheit des Herrn empfängt uns der Hausverwalter, ein Kueretu namens Faustino. Er hat sich feingemacht und trägt eine neue schwarze Hose, ein weißes Leinenhemd, eine schwarzseidene Mütze und — Zugstiefel. Schon vor sieben Monaten, so erzählt er mir, wußte man hier durch das natürliche Telephon von Mund zu Mund, daß ein „Dotoro“ mit großem Gepäck am Caiary reise, Tanzschmuck und andere Sachen für schöne, große Waldmesser, Äxte usw. kaufe und später über Land zum Yapura kommen würde. Lebensmittel können wir nicht erhalten. Die Pflanzung ist noch jung und liefert keine Früchte. Die Leute leiden selbst Hunger. Über Nacht verschwindet eine Büchse Konserven aus unserem geringen Vorrat. Soweit hat man es schon in der europäischen Kultur gebracht! — Als Leckerbissen verzehrt man hier dicke, weiße Käferlarven bei lebendigem Leib, die man aus einem Palmstamm bohrt. Regenwürmer esse man nicht am Yapura, sagt Faustino. Am Caiary werden auch diese gegessen.

Mein Opaina ist schon seit drei Tagen hier und hat sechs Masken, buntes Tongeschirr, einen prachtvollen Tanzstab und zwei Signaltuten mitgebracht. Vier von den Masken ähneln denen vom Dyi-Igarapé, sind aber viel feiner gearbeitet. Die zylindrischen Kopfaufsätze nebst den „Ohren“ sind aus sehr leichtem Holz verfertigt und bunt bemalt. Der Kopfüberzug und die Ärmeljacke bestehen aus rotem Baststoff, der lange Behang aus gelben Baststreifen. An das Ende des Kopfüberzuges, das durch ein viereckiges Loch des Zylinders gesteckt wird, bindet man einen langen, mit weißen Baststreifen umwundenen Stab aus Palmmark, den „Zopf“, der unten am Ring des Behanges befestigt wird. Schwarzgefärbte Baststreifen, die am Ende dieses Zopfes eingebunden sind, sollen das Haar vorstellen. Der Tänzer faßt mit beiden Händen einen Teil des Behanges, hebt ihn ein wenig hoch und springt hin und her, indem er den Oberkörper vor und zurück wirft und sich rasch dreht, so daß der übrige Behang fast wagerecht steht. Er begleitet den Tanz mit einem wilden Gesang. Je nachdem die Ohren eine runde oder viereckige Form haben, gehören die Masken paarweise zusammen. Sie stellen böse Waldgeister dar, Mann und Frau (Taf. XII).

Die beiden anderen Masken sind von diesen sehr verschieden. Nur Jacke und Behang sind die gleichen. Den Kopf bedeckt eine

Kappe aus rotem Baststoff, auf die bei der einen Maske ein buntbemaltes menschliches Fratzengesicht aus Pech geklebt ist. Das obere Ende der Kappe ist mit einem Band aus gelbem Bast zu einem Zopf umwickelt, der in schwarz gefärbte Baststreifen, die „Haare“, ausgeht. Auch diese Maske stellt einen männlichen Dämon dar (Abb. S. 395). Die andere Maske derselben Art stellt die Wasserjungfer dar. Die dicken, runden Augen des Insektes, bunt bemalte Pechklumpen, treten stark hervor. Darüber erhebt sich der schlanke Leib, die ebenfalls mit buntbemaltem Pech überzogene, lange Spitze der Bastkappe. Bei der Vorführung eines Tanzes geht der Dämon, eine Stange schulternd, mit langen Schritten unter Gesang hin und her. Die Wasserjungfer tanzt in derselben Weise wie die Masken mit den Holzaufsätzen oder hockt stumpfsinnig auf einem Schemel. Außer bei den oberen Yahunastämmen finden sich alle diese Masken auch bei den Yukuna, Matapy und Kueretu.

Die Masken und Maskentänze scheinen sehr mannigfaltig zu sein. So gibt es einen Tanz der großen Fledermaus, einen Schmetterlingstanz, einen Kolibritanz mit sehr kleiner Maske und noch viele andere. Die Melodien erinnern, auch im Rhythmus und Refrain, an die Maskengesänge der Kobeua; aber die Maskentänze finden hier nicht aus Anlaß eines Totenfestes statt, wie am Caiary und Aiary.

Von den beiden Signaltuten ist die eine in der Form eines sich nach oben verjüngenden Hohlzylinders aus sehr leichtem Holz verfertigt und mit bunten Mustern bemalt. Die andere, aus Ton gebrannt, wird durch ein seitliches Loch geblasen und trägt rote Bemalung auf dem natürlichen grauen Grunde (Abb. S. 405).

Wir treffen in der Ansiedlung außer Yahuna und Yupua einige Miranya, drei Männer und eine Frau, von einer Horde, die am Abiu-Parana, einem Zufluß des Cauinary, wohnt. Ihre Sprache stimmt bis auf geringe dialektische Unterschiede mit dem Imihitä überein. Erst nach längerem, komischem Bemühen verstehen sie, was ich will. Als ich nach dem Wort für „Zunge“ frage und dabei auf meine Zunge zeige, halten sie dies anfangs für einen gelungenen Scherz und strecken ebenfalls ihre Zungen weit heraus.

Der Yapura, auf dem wir am 18. April weiterfahren, ist infolge des fortgesetzten Regens in den letzten Tagen sehr gestiegen und strömt stark. Er hat schon hier eine mächtige Breite und macht auf uns, die zwei Monate lang nur schmale Flüsse und Waldbäche gesehen haben, einen überwältigenden Eindruck. Seine unendlich langen, geraden Strecken nach Osten, bei denen man den freien Horizont

sieht, erwecken die Sehnsucht nach dem Meer und der fernen Heimat, die dahinter liegt, wirken aber auch außerordentlich ermüdend, wenn man sie in glühender Mittagshitze durchrudern muß. Eine Überfahrt über den breiten Fluß, der von zahlreichen großen Inseln durchsetzt ist, so daß man selten beide Ufer zugleich sieht, ist wegen der plötzlichen Stürme, die sich häufig vorher kaum anzeigen, für kleine Fahrzeuge äußerst gefährlich. Wie der untere Apaporis, so empfängt auch der Yapura auf der linken Seite nur Zuflüsse mit schwarzem Wasser. Daher rührt die merkwürdige Erscheinung, daß der Fluß auf längeren Strecken links dunkles, rechts weißes Wasser führt. Die Ufer sind meistens einförmig flach. Selten sehen wir während der ersten Tage landeinwärts niedrige Kuppen und Höhenzüge, die am Unterlauf gänzlich fehlen. An einigen Stellen steigt das rechte Ufer in hohen Lehmwänden empor. Auf beiden Seiten erstrecken sich zahlreiche große Seen. Weit und breit kein menschliches Wesen. Nur das ununterbrochene Heulen der Brüllaffen, die in starken Banden alle Inseln bevölkern, begleitet uns auf der einsamen Fahrt. Wahrscheinlich sind sie während des Hochwassers auf Treibholz dorthin geführt oder auch durch neue Arme, die der heftige Strom beständig bildet, vom Festland abgeschnitten worden. Zahlreich sind die wilden Kakaobäume. Die gelben Früchte von der Größe eines kleinen Kürbisses treten unmittelbar aus dem Holz hervor und enthalten bohnenähnliche, rotbraune Samen in einer weißen, schleimigen, süß-sauren Masse, die, in Wasser aufgelöst, einen erfrischenden Trank liefert.

Mehrmals kommen wir an früheren indianischen Wohnstätten vorüber. Eine Maloka im Apaporis-Stil auf dem rechten Ufer ist verlassen aus Furcht vor den Colombianern, die am Cauinary viele Miranya erschossen hätten. Auch auf dem linken Ufer haben Miranya gewohnt. Sie sind gestorben oder verzogen. An einer anderen Stelle auf dem rechten Ufer hat ein Miranya-Häuptling eine große Maloka mit vielen Leuten gehabt. Alle sind gestorben. Gegenüber liegt die Wüstung eines Brasilianers. Die Miranya haben ihn mit der Axt erschlagen, weil er sie hat auspeitschen lassen.

Eine Tagereise von der Mündung des Apaporis flußabwärts findet sich auf dem linken Ufer ein Urnenfeld aus uralter Zeit. Leider ist der Platz jetzt vom Wasser bedeckt. Als der Fluß seinen niedrigsten Stand hatte, sei das Ufer durch die Strahlen der Sonne abgebröckelt und habe viele Töpfe und übereinandergetürmte Schalen aufgedeckt. Dann sei die Uferwand nachgestürzt und habe alles in kleine Scherben zerschlagen. Der Opaina-Häuptling Matiri besitzt, wie ich jetzt zu

spät erfahre, vier wohlerhaltene Urnen. Zwei andere habe sein kleiner Sohn zerbrochen. Am oberen Yapura gäbe es einen zweiten Fundort solcher alten Gefäße. Nach der Beschreibung meiner Ruderer sind die meisten davon tiefe, reich mit Mustern verzierte Schalen. Viele tragen anscheinend am Rande die hockende Figur eines Affen oder Menschen, die den Kopf gebeugt hält und die Hände auf die Knie stützt.

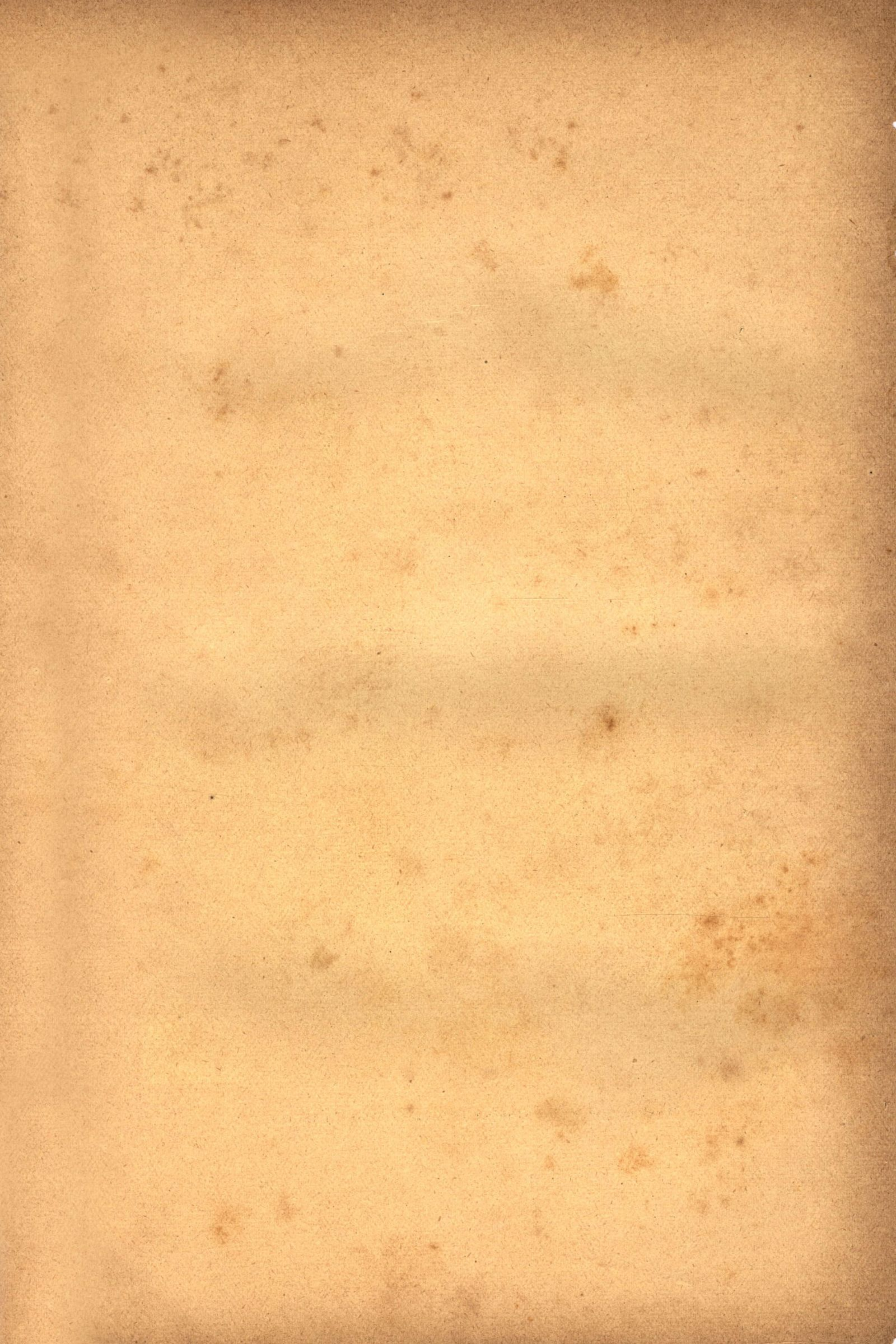
Am 20. April kommen wir zu der ersten brasilianischen Ansiedlung Gurupa auf dem rechten Ufer. Von dem Besitzer Manuel Francisco de Macedo werden wir trotz unseres schmutzigen und zerlumpten Zustandes freundlich aufgenommen. In seiner Frau, einer Peruanerin, lernen wir eine gebildete Dame kennen, die ihrem Gatten die Bücher und Korrespondenzen führt, was in diesem Hinterlande eine große Seltenheit ist. Wir werden glänzend bewirtet. Es ist der erste Lichtblick wirklicher Kultur. Der sympathische Mann, der so unterhaltend plaudern kann, das junge, hübsche Frauchen, drei nette, sauber gekleidete Kinder, auf einem Nebentisch ein Buch mit rotem, goldgepreßtem Einband, in dem die Dame des Hauses gerade gelesen hatte, bei Tisch feine Bestecke, ein blendend weißes Tischtuch, ebensolche kleine Servietten, die, geschmackvoll zusammengefaltet, neben jedem Gedeck liegen — — alles im Festgewand, in Sonntagsstimmung! Wir erfahren erst jetzt, daß man Gründonnerstag feiert. Die christliche Zeitrechnung ist uns ganz abhanden gekommen.

Beim Bau des Wohnhauses hat Macedo mehrere Urnen und Steinbeilklingen gefunden, wie auch in Taboca am unteren Yapura, wo er früher wohnte. Leider besitzt er nichts mehr davon. — Er beklagt sich bitter über die Regierung, die den Yapura ganz vergessen habe. Seit Monaten warte er vergeblich auf ein Dampfboot, um seinen Kautschuk loszuwerden.

Der Yapura ist ein reicher Fluß. Die Ufer sind voll Wild, die Gewässer voll Fische und Tartaruga-Schildkröten, die Wälder voll von Kautschukbäumen, Amazoniens Reichtum. An Lebensmitteln fehlt es nicht, und das Geld liegt, wie man sagt, auf der Straße, aber — es fehlen menschliche Hände, die Schätze zu heben. Es macht einen traurigen Eindruck, wenn man an manchen Strecken von zwölf Fahrstunden, besonders in den langen Flußarmen unterhalb Gurupa, zwanzig bis dreißig verlassene Wohnstätten passiert, wenn man hört, welcher rege Verkehr noch vor wenigen Jahren hier herrschte, und wenn man jetzt tagelang fahren muß, um von einer der spärlichen Ansiedlungen zur anderen zu gelangen. Mögen auch manche dieser



Maskentänzer der Opaina-Indianer. Rio Apaporis



Wohnplätze wegen der furchtbaren Sumpffieber aufgegeben sein, die im Übergang der Jahreszeiten den Tod bringen, so liegt doch hauptsächlich der Grund zu dieser Verödung in dem Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln, um die in saurer Arbeit erworbenen Schätze auf den Markt zu bringen. Die Schiffahrt ist gleich Null. Die früher hier so zahlreichen Kautschuksammler haben sich zurückgezogen, um an besser bedachten Flüssen, wie Purus, Jurua, Javary u. a., ihr Heil zu versuchen, und der Urwald tritt wieder in sein altes Recht.

Wir machen jetzt starke Tagereisen und benutzen die klaren und ruhigen Mondnächte zur Fahrt. Am 21. April kommen wir bei Morgengrauen an der Mündung des Rio Puré vorüber, eines breiten, rechten Nebenflusses mit schwarzem Wasser. Er ergießt sich in einen Arm des Yapura. Der Puré habe erst in seinem Quellgebiet, das man in einem Monat Kanufahrt erreichen könne, Stromschnellen. Dort wohnten Yuri und Passé. Der Fluß teile sich in zwei Quellarme, von denen der eine von Westen, der andere von Norden komme. An dem ersteren, der durch einen kurzen Pfad mit einem Zufluß des Issa in Verbindung stehe, hausten die Yuru-pischuna (Schwarzmäuler), wie sie wegen ihrer schwarzen, den Mund einschließenden Stammestatauierung genannt werden, eine Unterabteilung der Yuri. Der andere Quellfluß sei das Gebiet der Uainuma, die sehr wild seien und mit den Passé in beständiger Fehde lägen, wobei sie sich vergifteter Lanzen bedienten. Alle diese Stämme seien zahlreich. Sie hätten große Signaltrommeln und, ebenso wie die Tukuna, die südlich von ihnen wohnten, verschiedenartige Masken und Maskentänze. An der Mündung des Puré liegt eine Hütte der Yuri und nicht weit davon entfernt eine Hütte der Passé, beide leider verlassen.

Wir schlafen nie auf dem linken Flußufer, da meine Indianer große Angst haben vor den wilden Guariua (Brüllaffen-Indianern), die anscheinend in beträchtlicher Anzahl die Nebenflüsse zur Linken bewohnen und in friedlicher Absicht nie von einem Weißen besucht worden sind. Bisweilen kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um die Ansiedlungen auf dem rechten Ufer zu überfallen. Mehrmals am Tage macht mich mein Yahuna während der Fahrt auf solche unheimlichen Plätze aufmerksam, wo sie Häuser ausgeraubt und verbrannt, die Bewohner getötet oder Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt hätten. Natürlich spielt auch hier die Gegenseitigkeit eine große Rolle. Im Jahre 1904 plünderten sie eine Hütte, die Macedo auf dem linken Flußufer besaß, und verbargen das Boot, das dabei lag. Als Warnungszeichen ließen sie einen Pfeil im Boden

steckend zurück, eine Art Kriegserklärung. Macedo machte damals mit Cecilio Plata und dem Häuptling Matiri einen Streifzug gegen sie. Er brauchte fünf bis sechs Tage durch den Wald, um zu ihren Wohnsitzen zu gelangen. Zuerst gingen die Spuren nach Nordosten, dann weit nach Norden. Bei dieser Gelegenheit sollen acht Guariua gefallen sein; Matiri habe einen getötet.

Die Guariua beschrieb man mir als große und kräftige Leute von sehr lichter Hautfarbe. Sie hätten große, sorgfältig bebaute Pflanzungen und bewohnten geräumige Giebelhäuser, deren Dächer bis auf die Erde reichten. Ihre Kanus seien aus Baumrinde gearbeitet. Als Waffen gebrauchten sie riesige Bogen und Pfeile mit vergifteten Palmholzspitzen. Ein Ansiedler, dessen Haus sie vor Jahresfrist angegriffen haben, schenkt mir drei eigenartige Giftpfeile, die ersten Belegstücke für die Existenz dieses interessanten Stammes, dessen ethnographische Stellung noch völlig im Dunkel liegt.

Man spricht hier viel von einem kecken Überfall, den die Guariua im Februar am hellen Mittag auf die Ansiedlung Altamira am rechten Ufer gemacht haben. Die Bewohner waren gerade beim Essen, da erschienen plötzlich die gefürchteten Wilden, ein halbes Dutzend Männer, an der Türe des einen Hauses und schossen sofort einige Pfeile hinein. Ein Pfeil durchbohrte eine Hängematte, und ein kleines Kind, das darin schlief, entging wie durch ein Wunder dem Tod. Die langen Spitzen der Pfeile waren frisch mit Gift bestrichen, das schwarz an den Schnüren der Hängematte haften blieb. Ein Ansiedler schoß seine Büchse auf die Indianer ab, die schleunigst in den Wald entflohen und in der Eile zwei kleine Mädchen zurückließen. Ich sah die Gefangenen später, leider nur vorübergehend. Sie wurden von den Ansiedlern gut behandelt, waren aber sehr scheu und sprachen kein Wort. Ihre auffallend helle Hautfarbe ähnelte der eines Südeuropäers. — Die Angreifer waren ganz nackt und hatten das Glied an der Hüftschnur hochgebunden. Eins ihrer Ruder war aus einem gespaltenen Paschiubastamm mit dem Messer für den einmaligen Gebrauch roh zurechtgehauen. Das Blatt war kaum sichtbar. Zur Überfahrt über den breiten Fluß hatten diese Indianer einfach ein Stück Rinde benutzt, auf dem eine ganze Anzahl von ihnen Platz fand. Für ihre Überfälle wählen sie gewöhnlich den Beginn der Regenzeit.

Ich möchte bezweifeln, daß sich der Überfall auf Altamira so abgespielt hat, wie es die Brasilianer erzählten. Wahrscheinlich sind die Indianer in friedlicher Absicht gekommen; sonst hätten sie keine kleinen Kinder mitgenommen. In diesen Gegenden, wo zwischen Weißen

und Indianern gewissermaßen ein fortgesetzter Kriegszustand herrscht, ist der Weiße nur zu leicht geneigt, auf jeden fremden Indianer, der plötzlich aus dem Walde hervortritt, Feuer zu geben, was dieser dann mit seinen Giftpfeilen vergilt.

Ich glaube auch, daß die Guariua bisweilen den anderen unterworfenen Stämmen als eine Art Sündenböcke dienen müssen, auf die sie alle schlechten Streiche abladen. Vor einigen Jahren wurde das Haus eines Brasilianers in seiner Abwesenheit angeblich von Guariua niedergebrannt. Der Eigentümer sei ein grausamer Mann gewesen und habe seine Miranyasklaven häufig ausgepeitscht!

Die Guariua werden am Yapura, obwohl sie ansässig sind, gewöhnlich Maku genannt. Sie haben jedoch sicherlich nichts zu tun mit den nordöstlich von ihnen streifenden Maku des Rio Negro-Gebietes, mit denen sie in erbitterter Feindschaft leben, vielleicht auch nicht mit den Maku, die bisweilen am linken Ufer des unteren Yapura erscheinen und einige Zeit im Dienste der Ansiedler arbeiten.

Am 23. April passieren wir die Mündung des Mapary, eines rechten Nebenflusses, der ebenfalls schwarzes Wasser führt. Er bildet wenig landeinwärts einen großen See, an dem fünf Malokas der Kaiueschana oder Kauischana, eines Aruakstammes, liegen. Auch am Yapura haben diese Indianer einen Hafen, von dem ein Pfad in mehreren Stunden zu ihren Niederlassungen führt. Ein paar schlanke Einbäume liegen dort. Die Hauptmasse des Stammes wohnt noch in den alten Sitzen am Rio Tonantins und im Gebiet des Issa.

Die Nacht verbringen wir an der Mündung des Acunauy-Sees, der sich auf der rechten Seite weit ins Land hinein erstreckt. Sein Gestade hat sechsundachtzig Jahre vorher (24. Dezember 1819) auch der Expedition Martius als Lagerplatz gedient. Von Zeit zu Zeit hören wir vom See her einen lauten Schall, ähnlich einem Pistolenschuß oder dem Knall einer großen Peitsche. Die Indianer erzählen, daß dort eine riesige Schlange ihr Wesen treibe, die die Kanus auf den Grund ziehe und die Mannschaft verzehre. — Ich kann mir die seltsame Erscheinung nicht erklären.

Die Ansiedlungen werden nun häufiger, Wohnplätze brasilianischer Kautschuksammler, die aus wenigen Häuschen und Hütten bestehen, aber wohlklingende Namen führen, Santa Fé, São Sebastião, Floresta, Bom futuro usw. Bei einer Ansiedlung treffen wir ein Dampfboot aus Teffé, dessen Führer, Angestellter eines dortigen Hauses, sich als ein alter Bekannter Schmidts aus Espiritu Santo entpuppt. Es ist ein Händler, der an den Flüssen den Kautschuk aufkauft, um ihn

mit mehr oder weniger Gewinn an die großen Häuser in Manaos loszuschlagen.

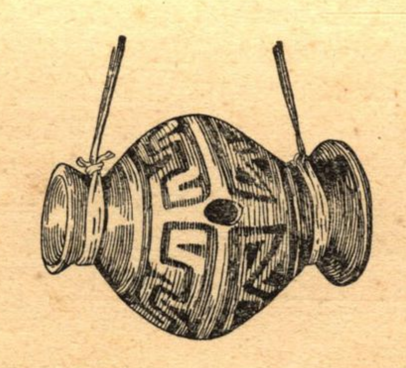
Unsere beiden Indianer kehren von hier aus mit reichem Lohn in die Heimat zurück. Sie erhalten alles, was wir nicht mehr notwendig brauchen, sämtliche Tauschwaren, Töpfe, Kessel, Teller, Löffel, die beiden Zelttücher und noch vieles andere, ein ganzes Boot voll Kostbarkeiten. Sie sind nun nach indianischen Begriffen reiche Leute und stark begehrte Heiratskandidaten; denn der Yahuna, ein junger Witwer, will sich, wie er mir gestanden hat, bei den Kauischana am Mapary ein Weib holen. Der andere ist noch Junggeselle. Er hat mir zwar sein Herz nicht offenbart, scheint aber ähnliche Absichten zu hegen. — Mögen sie ihr Glück finden! — —

Durch das unendliche Gewirr von Inseln und Armen, das gleich einem riesigen Netz das Delta des Yapura bildet, bringt uns das kleine Dampfboot am 28. April zum Amazonenstrom und nach dem Städtchen Teffé, von wo wir mit dem brasilianischen Dampfer „Lauro Sodré“ am 4. Mai 1905 unseren Ausgangspunkt Manaos glücklich erreichen. Nach herzlichem Abschied von Otto Schmidt, der mir in Freud und Leid treu zur Seite gestanden hat, fahre ich mit der „Patagonia“ der Hamburg-Amerika-Linie in die Heimat zurück.

Jahre sind vergangen. Wer heute in diese Gegenden kommt, wird ihre Bewohner nicht mehr so finden, wie ich sie hier geschildert habe. Der Pesthauch einer Pseudozivilisation ist über die rechtlosen braunen Leute hingegangen. Wie alles vernichtende Heuschreckenschwärme sind die entmenschten Scharen der Kautschuksammler immer weiter vorgedrungen. Die harte Arbeit in den fieberschwangeren Kautschukwäldern, rohe Gewalttaten, Mißhandlungen, Totschlag haben Tausende von Indianern dahingerafft. Die Dorfplätze veröden, die Häuser fallen in Asche, und von den Pflanzungen, die der pflegenden Hände entbehren, nimmt der Urwald wieder Besitz. — —

Glücklich der Indianer, der in der Abgeschlossenheit seiner Wälder, im Schutze seiner tosenden Flüsse sein einfaches Leben verbringt, ein Leben reich an Freuden, aber auch reich an ernsten Pflichten, denen er sich gern und gewissenhaft unterzieht. Er wird noch seiner eigenen Hände Arbeit froh, scheut keine Mühe, auch die einfachsten Geräte des täglichen Lebens schön zu gestalten. Er ist glücklich in seiner Bedürfnislosigkeit, glücklich, weil er noch nicht den Fluch des Geldes

kennt. Gerät er aber in die Abhängigkeit des Weißen oder auch nur unter seinen fortgesetzten Einfluß, dann verkommt er meistens an Leib und Seele. Zu seinen angeborenen Fehlern, die neben vielen Vorzügen auch jeder Naturmensch hat, lernt er noch die Laster der europäischen Zivilisation, die gewöhnlich nicht ihre besten Vertreter in die Wildnis sendet, und seine guten Eigenschaften verkümmern. — Was haben ihm die Europäer seit ihrem ersten Auftreten gebracht? Die Herrschaft des Mammons, den Schnaps, die Syphilis, die Blattern und andere verheerende Krankheiten. Blut und Vernichtung begleiten den Weg des weißen Mannes in Amerika. So war es vor Jahrhunderten, so ist es noch heute. Eine kraftvolle Rasse, ein Volk mit prächtigen Anlagen des Geistes und Gemütes siecht dahin. Ein entwicklungsfähiges Menschenmaterial geht an der Minderwertigkeit europäischer Gesittung zugrunde.



Erklärung fremder Ausdrücke, Tier- und Pflanzennamen, die im Text häufiger vorkommen, mit Angabe der Seitenzahl, wo etwas Näheres darüber zu finden ist

Barreira (sprich: bare(i)ra) = steile Uferwand 31

Cachoeira (sprich: kaschue(i)ra) = Stromschnelle, Wasserfall 258 ff.

Campinas = sandiger oder steiniger Boden mit geringer Krüppelvegetation 32 68 306

Carayuru = dunkelrote, aus den Blättern der Schlingpflanze Bignonia Chica Humb. gewonnene Farbe zur Körperbemalung 347 f.

Genipapo = blauschwarzer Saft aus der Frucht von Genipa americana oder G. brasiliensis zur Körperbemalung 110

Hokko = truthahngroßer Hühnervogel, Crax sp., in Brasilien gewöhnlich Mutum genannt 31 141 289

Igarapé = Bach

Kanu = Einbaum 382

Kariua = Fremder, Weißer

Kaschiri = leicht berauschendes Getränk der Indianer 39 f.

Lago = See, Lagune [42 ff. 381 f.

Maloka = Gemeindehaus der Indianer

Maniok = Manihot utilissima, wichtigste einheimische Nutzpflanze 333 ff.

Miriti = Fächerpalme, Mauritia flexuosa, deren Blätter und Blattfasern von den Indianern zu mancherlei Arbeiten verwendet werden

Montaria = Einbaum mit Borderhöhung durch seitliche Plankenaufsätze 67

Mutum vgl. Hokko

Parana = Flüßchen oder Arm eines größeren Flusses

Paschiuba = Palme, Iriartea exorrhiza, deren Holz von den Indianern zu Waffen, Geräten und anderen Zwecken verwendet wird

Piranya = Serrasalmo, gefährlicher Raubfisch mit starkem Gebiß 249 290

Pium, plur. Piuns = Tagesstechmücke, Simulium sp. 86 298

Pupunya = Palme, Guilielma speciosa, aus deren goldgelben Früchten die Indianerfrauen verschiedene Getränke herstellen 40 363 385

Namen- und Sachregister

Die *kursiv* gedruckten Wörter bezeichnen Indianerstämme

Abschiedsfeier 364
Abschiedszeremonie 68 113 f. 123 125 303
Affenhaarmasken 236 241 357 f.
Aiary, Rio 25 32 ff. 96 ff.
— — Unterlauf 32 ff.
— — Gebiet der Stromschnellen 98 ff.
— — Oberlauf 87
Ameisen, geröstete, als Leckerbissen 86 210 214 281
Ameisenbär 389
Ameisenzunder 213
Analogiezauber 316 f.
Andokes 294
Angelfischerei 248 f.
Anstandsbegriffe 81 84 161 192 f.
Anthropophagie 293 299 391
Apaporis, Rio 376 ff.
Arapaso, Korea 238
Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau 257 343
Astronomie, indianische 160 f. 333 f.
Augenentzündung 226
Augenkrankheit, indianisches Mittel gegen 71 76
Ausdauer, indianische, in der Unterhaltung 201
Auspeitschen beim Yurupary-Fest 121 130 219 f. 263
Ausweichende Antworten der Indianer 130

Backherd 335
Badeanstalten, indianische 354
Bahokóoa 278, vgl. *Bahuna*
Bahuna 275 278 304 f.
Ballspiel 300
Baniwa 3 23 27
Baniwa vom Querary 267
Bara 178 207 ff. 366 369
Baré 3 4 228
Barcellos, Stadt 4
Barrigudo-Affe (Lagothrix olivaceus), zahmer 279
Bastgürtel der *Umaua* 71 293 298 f. 379
— der Indianer des unteren Apaporis 380
Begräbniszeremonien 103 ff. 314
Begrüßungszeremonie 77 285
Bemalung, Gesicht 52 107 163 183
— Körper 52 77 110 217
— Hauswand 33 f. 68 70 91 271 276 347 349
— Hauspfosten 85 91 264 347 349 ff.
— Masken 73 324
— Töpfe und Schalen 345
Berner, Ernst 390 395 396
Bialidoa 289
Bienenstock 385
Bifurkation 346 f. 368
Blasrohr, Herstellung 58 f. 207 300
— Handhabung 61 ff.
— und Köcher 59
— — — der *Buhagana* 207 f.
— — — der *Umaua* 300
— — — Monopol und Handel mit, der *Kauyari* 300
— — — Monopol und Handel mit, der *Yukuna* 382
Blattschneide-Ameisen vgl. Ameisen, geröstete
— Fang 281
Böoiboa, Horde der *Kobeua* 289
Bolaka, zahmer Arara 197 214 360 365 369 376 389
Bratrost 243 255 f.

Brüllaffen 147 f. 399
Brutalität der Weißen gegen die Indianer 16 f. 89 93 f. 159 168 f. 170 266 269 280 286 f. 289 294 356
Buhagana 180 203 361 365 375 376 388 ff.

Cabessudo-Schildkröte, Zubereitung 31
Caiary-Uaupes, Rio, Unterlauf 230 f.
— — Gebiet der Stromschnellen 235 ff. 258 ff. 282 ff.
— — Oberlauf 288 ff.
— — Verbindungswege mit Rio Apaporis 288
— — Tierleben am oberen, 289 f.
Camanaos, Stromschnelle und Ortschaft am Rio Negro 12 136
Carara, Tauchervogel 31 144 147 329
Carayuru, Bignonia Chica, rote Farbe für Körperbemalung 163 347 f.
Carijona (Karihona) 235 293
Caruru, *Uanana*dorf, frühere Mission 91 ff. 262 ff. 355
Coca 174 f. 204 242 373 384 385
Crevaux, Dr. Jules 293 378 f.
Cuduiary, Rio 273 ff.
— — Oberlauf 304 ff.
— — Bevölkerung 305
Cuiary, Rio 25 30
Curare, Pfeilgift 60 ff. 208 285
Curicuriary, Gebirge 6 133 ff.
— Fluß 137 ff.
Cururu-cuara, *Siusi*maloka 34 37 ff. 97 ff.

Dachsäana 371
Dämonen, *Siusi* 121 f.
— der Maskentänze 82 ff. 325 ff. 357 397 f.
— der Fruchtbarkeit 85 122 221 331 f.
— Furcht vor 122 148 221
Dätuana, Horde der *Yahuna* 379
Desana 106 157 ff. 166 ff. 264 355
Diebereien 369
Diikana 202, vgl. *Tuyuka*
Doä 373
Dochkafhuara 202, vgl. *Tuyuka*
Durchbohren der Palmnüsse, Tierzähne usw. zu Halsketten 76
— des Quarzzylinders 206 [379 392
Durchbohrung, Ohrläppchen 203 293 370
Durchbohrung, Unterlippe 203 370 379
— Nasenscheidewand 203 293 379 f. 394
— Nasenflügel 394
Dyi-Igarapé, Zufluß des Caiary-Uaupes 282 f.
— Zufluß des Pira-Parana 180 368 371 373 375

Ehegatten, Liebe unter 309 f.
Ehetrennung 212
Ehrende Bezeichnung für ältere Leute 275
Ehrlichkeit der Indianer 162 353
Eigentum, Achtung vor fremdem 36 49 159
— der Gemeinde 257
Einbaum, zwei Arten 382
Eintracht der Indianer 354
— zwischen zwei Frauen desselben Mannes 178
Eitelkeit 162 f.
Elternliebe 311 ff.
Empfangszeremonie 77 285
Endokannibalismus 315 f.
Erbfolge 41 178
Erbschaft 104 106
Erdessen 151 322 387
Erulia 198 203 364 371 374
Exogamie 178 309 346

Fadenspiele 74 165
Farben zum Bemalen der Masken 73
— Carayuru und Urucu 347 f.
Fasten, Abschluß der, bei Todesfall 105 314
— — — bei Geburt 197
— — — beim Yurupary-Fest 222 f. 263
Feindschaften, alte, zwischen Indianerstämmen 172 308 375
Felsritzungen 21 69 f. 92 143 f. 195 239 261 f. 269 304 358.
Feuerameisen 366
Feuerfächer 335
Firnis auf den Tonwaren 345
Fische, Zubereitung 254 f.
Fischfang, Angel 248 f.
— Bogen und Pfeil 244 ff.
— Fallen 252 ff.
— Hamen 250

Fischfang, Käscher 250 f.
— Parizaun 256
— Reusen 251
— Speer 152 247 f. 295
— Vergiften der Gewässer 256 f.
— Sache der Männer 257
— Nomadenleben beim 31 127 f. 243 f. 361
Frau, Begrüßungsrede durch eine 155
— Decenz 313
— Einfluß beim Handel 68 159 166 f.
— frühes Verblühen 313
— Gutmütigkeit 354
— Monopol bei der Kultur und Verarbeitung der Maniok 333 ff.
— — bei der Töpferei 36 154 344 ff.
— Stellung in der Familie 155 354
Frauenraub, zeremonieller 114 f. 309
— in der Sage 309
Frauenschurz aus Bast 271 285
— Perlenschurz beim Tanz 78 186
Freiheit der Mädchen 309 372
Friedhof der *Uanana* 264
Frösche, indianische Leckerbissen 164
Fruchtbarkeitsdämonen 85 122 221 331 f.
Furcht vor Gespenstern 287 367
— vor Zauberei 206 311
Fußklappern 52 f. 188

Gastfreundschaft 302
Gastgeschenke 218 302
Geburt 116 310
— Speisevorschriften vor der 310
— Zeremonie nach der 196 f. 310 f.
Geflechte, verschiedene Arten 340 ff.
Geisterfurcht 172 287 367
Genipaposaft zum Bemalen des Körpers 110 163 217
Germano Garrido y Otero 14 ff. 129 ff. 360
Gesichtsbemalung 52 107 163 183
Giftwaffen, Lanzen 371 f. 383
— Palmstacheln 362
— Pfeile, große für Bogen 9 63 f. 285 300 f. 402
— — kleine für Blasrohr 9 60 208
Grenzen der Jagd- und Fischereigebiete 172
Grenzkommandant, schlechter 17 ff. 25 ff. 128
Großmütter, jugendliche 313
Guariua 401 ff.

Haarpflege 380 f.
Haartracht der Männer (Zopf) 207 326 371 380
— der *Umaua*weiber (kurz geschoren) 293
Hähänaua 276, vgl. *Kobeua*
Hängematten, verschiedene Arten 338 ff.
Häuptlingsstäbe, Würdeabzeichen 189
Häuptlingswürde 41 315
Halsketten 75 f. 380
Handel mit den Indianern 36 167 180 216 276
— der Indianer unter sich 79 124 278 f. 297
Handzeichnungen der Indianer 75 274 299 f.
Harpunenpfeil 246 f.
Haus, Gemeindehaus, Maloka 42 ff. 303 f. 381 f.
— verlassenes, wegen Todesfall 289
Hausschmuck 349 ff.
Haustiere, gezähmte Tiere 158 164 197 264 273 f. 312 365 385
Hautkrankheit 26 49 f. 162 284
Heiligenfeste 9 ff. 14 225 ff.
Heirat 114 f. 308 f.
Heiratsalter, frühes, der Frau 162
Hianakoto, Horde der *Umaua* (Karaiben) 286 292 298 ff. 379 391
— körperliche Beschaffenheit 293
— Tracht 293
Hochzeitsfest 107 ff.
Höhlen 303 306 f.
Hölöua 275 303 305 307 f.
Hömänihikö, Stammesheros der *Kobeua* 309 319 ff.
Hokko, Hühnervogel, Crax sp., verschiedene Arten 141 289, vgl. Mutum
Huaiana 375 379, vgl. *Opaina*
Hüftschnur ohne Schambinde bei kleinen Knaben 264
Hütten, schlechte, der *Maku* 137 f.
Huhuteni 32 ff. 52 ff. 113 ff. 124 f.
Humor der Indianer 183

Ihoädouä 285 f. 302
Imihitä, Horde der *Miranya* 393 398
Indianer-Inspektor Antonio (Rio Issana) 25 28 ff. 127 f.
— Antonio (Rio Tiquié) 182 ff. 362 f.
— Diogo (Rio Issana) 27 f. 30 127
— Raphaëlo (Rio Issana) 23 f.
Indianerfamilie auf Reisen 290 f.
Indianermarsch 76 94 f. 216
Indianernamen 116 f. 311, vgl. Namen
Intelligenz der Indianer 366
Ipanoré, *Tariana*dorf, frühere Mission 234 ff. 358.
Ipeka 29 106
Issana, Rio 13 15 17 ff. 126 ff.
Iua pischuna, schwarze Früchte, Brühe aus, Erfrischungsgetränk 216 218 385
Iyäipana, Stromschnelle und *Kaua*maloka am Rio Aiary 70 ff., vgl. Yurupary-Cachoeira

Jagd 58 ff. 382
Jagdhunde 32 f. 269 382
Jararaca, Giftschlange 126 241 364 f. 366
Jenseits, der *Siusi* 105 f.
— der *Kobeua* 282 315 326
— der Maskenseelen 282 322 325 f.
José, *Tukano*häuptling (Rio Tiquié) 177 ff. 215 ff. 363

Kaapi, Zaubertrank 187 189 ff. 200 f. 217 219 222 373
— Wirkung 189 ff. 201
— Gefäß 190 373
Käfer, als indianische Leckerbissen 210 214 241
— als Fischköder 246
— Flügeldecken als Tanzschmuck 185 191
Kämme 384
— Schmuck- 188
Kaiueschana 403, vgl. *Kauischana*
Kakao, wilder 399
Kalabassen, Verfertigen der 347
Kalender, landwirtschaftlicher 161 333 f.
Kanu, vgl. Einbaum
Karihona 235 293, vgl. *Carijona*
Karutana 23 ff. 131
Kaschiri, berauschendes Getränk, Zubereitung 32 38 ff. 336
— -Fest 107 ff. 165 184 ff. 200 ff. 219 262 280 305 352 363
— — Abschluß eines 281
— Zeremonielles Überreichen des, 112 f. 280
Katapolitani 27 ff. 127 f.
Katarakte des Rio Tiquié 195 f. 214
Kaua 37 70 ff. 108 ff.
Kauischana, vgl. *Kaiueschana*
Kauyari 300 378 392
Keramik der Issanastämme 23 25 f. 28 344 ff.
— der Uaupesstämme 346
— Mangel an 371
— feine, der *Kueretu* und *Yukuna* 394
Kerbhölzer 298
Keulen zum Krieg 286 301 f. 383
— zum Tanz 301 316
Kinder, Abhärtung 264
— Erziehung 192 314
— gute Behandlung 192 314
— große Sterblichkeit 313
— Körperbemalung 313
— Schmuck 75 313
— Tragbinde 311
— Hängestühlchen 311 f.
— Spiele 74 179
— Spielzeug 74 f. 179 314 324 351
Kniebänder 185 271
Koai, Kuai, Stammvater und Dämon der Aruakstämme und der *Kobeua* 69 121 f. 129 321 f.
— Flöten 119 ff. 128 ff. 357
Kobeua 72 270 ff. 299 ff.
— Name 276 f.
— Sprache 72 81 274
— Horden 275 f 283 285 289 306
— Frauen der *Uanana* 267
Köcher für Blasrohrpfeile 59 f. 207 f. 382
— für große Giftpfeile 64 301
— für Giftlanzen 372
Köder beim Fischfang 143 245 f.
Körperbemalung mit Genipaposaft 52 77 110 217
Korbflechtarbeiten 340 ff. 383
Korea, vgl. *Arapaso*

Koroa 275f.
Krabbenfang 251f.
Kraftübertragung vom Tier auf den Menschen 316f.
Kranken, Verlassen eines 212
Krankenkur 97ff. 113 193 211 287f. 318
Krankenzauber mit Rassel 99 318
Krankheitsgift, Marakaïmbara 24 101 106f. 135 165 317f. 353 362
Kriegszüge 307f. 361
— in der Mythe 309 322
Krüppel 85 162
— Zwerg 179
Künstliches Färben der Federn am lebenden Vogel 50 197 365
Kürbisrassel beim Tanz 53 188 200
— bei der Krankenkur 99 318
Kueretu 394 397f.
Kulturheros 121f. 321f. 386f.
Kuraua 157 238, vgl. *Yohoroa*
Kuschiita, Horde der *Yahuna* 379 389

Läuseessen 86 380f.
La Libertad, Colombianer-Ansiedlung 390ff.
Lappenbaum 155 233 360f.
Leckerbissen, indianische, Ameisen 86 210 214 281
— — Käfer 210 214 241
— — Käferlarven 397
— — Regenwürmer 397
Lineale beim Bemalen der Masken und beim Zeichnen 73 274 324
Lingoa geral 4 5
Löhne der Ruderer 177
Lunge, schwache, der Indianer 194

Macedo, Manuel Francisco de 400
Männerbund, geheimer 220f.
Maisbau, geringer 333
Maku 6 8f. 133f. 136ff. 142f. 155 170f. 175ff. 193 206 264f. 268 307 355 357 363 389 392 396 403
— körperliche Beschaffenheit 177 193 355
— Sprache 8f. 176 355
— Sklaven 170f. 175f. 193 206
— Tagelöhner 355
Maku-Mädchen als freie Weiber 176
Makuna 379ff.
Malapöoua 278
Malaria 285 294 328
Malgeräte 73 163
Maloka, Gemeindehaus 33 42ff. 373 381ff.
— Bauart am oberen Tiquié und Yauacaca-Igarapé 203f. 209 371
— — — am Apaporis 381f.
Manaos, Stadt 1f. 404
Mandu, Oberhäuptling der *Siusi* 34 40ff.
Maniok, Anbau 333ff.
— Einernten und Verarbeiten 334ff.
— Mehl 335f.
— Getränke 336
— Tunke 336 385
— süße 336f.
— Ersatz 296 365
Marakaïmbara, vgl. Krankheitsgift
Masken, Verfertigen 73f. 323f.
— der *Kaua* 47 70ff.
— *Kobeua* 263 265 277 323ff.
— *Tariana* (Affenhaarmasken) 236 241 357f.
— *Buhagana* 205
— *Kauyari* 378
— *Opaina* usw. 395 397f.
— *Tukuna* usw. 401
— Verbrennen der 324f.
— zu Säcken verarbeitet 241 277 325f.
— Modelle als Kinderspielzeug 324
— Dämonischer Charakter der 325ff.
— Seelen, Jenseits der 322 325f.
— Tänze 79f. 82ff. 265 322 324ff. 397f.
— Herkunft und Übertragung 321 323
— Tanzfeste in der Sage 322
— Tiefere Bedeutung 84f. 331f.
— Texte 80 327
Matapy 394 398
Matiri, *Opaina*-Häuptling 394ff. 399 402
Matten 343 381
— Wände, niedrige, in der Maloka 43 381
Maximiano, *Tukano*-Häuptling 171 223 361
Menschenfresserei, vgl. Anthropophagie
Menstruation, Gebräuche bei der 115 266 357

Messiasbewegung unter den Indianern 19 ff.
Mialaua 280
Mianikö töibö, Stammesheros der *Kobeua* 309 321 ff.
Milomaki, Stammesheros der *Yahuna* 386 f.
Mimische Darstellungen 83 f. 94 327 330 f.
Miranya 156 393 f. 398 f.
— Sprache 393 f. 398
— *Miriti* 157 169, vgl. *Neenoa*
Mißhandlungen der Indianer durch die Weißen 17 89 159 f. 168 ff. 227 261 269 280 283 286 289 294 399
Missionen, frühere 14 92 154 159 168 170 f. 173 224 229 f. 234 f. 237 f. 240 170 f.
— Geschichte der 229 f.
— Erinnerungen der Indianer an die 117 ff. 168 171
Möläua, Moskitoindianer 317
Montaria, Boot 67
Musikinstrumente 34 52 ff. 109 f. 119 ff. 151 163 165 188 191 f. 198 ff. 217 ff. 276 279 299 372
Mutum, Baumhuhn, vgl. Hokko
Mythe vom Stammesheros *Tariana* 261
— *Tukano* 231
— *Kobeua* 319 ff.
— *Yahuna* 386

Nähnadeln aus Affenknochen 73 323
Namen, indianische 116 f. 120 193 197 311 388
— Scheu, den indianischen Namen zu nennen 117 311
Namengeben der Neugeborenen 116 197 311
Namocoliba, *Kobeua*maloka 273 f. 280 297 f.
Nariño, Colombianeransiedlung 396
Nebelregen Aru 226
Neenoa, vgl. *Miriti*

Oake, Stammesheros der *Tukano*
Oaliperi-dakeni 41, vgl. *Siusi,* Plejadenindianer
Ömöa 203 205
Ohrpflöcke, große 392
Opaina, Horde der *Yahuna* 379 386 394 397 399, vgl. *Huaiana*
Orchideen 209
Ornamentik 347
— menschliche Figuren 298 f. 347 349 ff.
— Tierfiguren 298 347 350

Pädikuö, Horde der *Kobeua* 305
Palänoa 198 203 211 364 369 f. 374
Papury, Rio 240
Pary-Cachoeira, Stromschnelle des Rio Tiquié 173 ff. 214 ff. 362
Paschiubapalme, Mythus vom Entstehen der 386 f.
Passé 401
Pecil, Miguel 132 228 f.
Peitschen beim Yuruparyfest 70 119 121 277
Pfefferrösten 284 342 f.
Pfeilgift, vgl. Curare, Handelsartikel 60 208 267 382 f.
Phallustanz der Masken 84 331
Photographien, Interesse der Indianer für 161 f.
Piätokauö, Horde der *Kobeua* 305
Pialaua, Horde der *Kobeua* 283
Piassabafasern 7 142
Pinokoaliro, *Tuyuka*maloka 182 198 ff. 213 365.
Piranya, Raubfisch 249 290
Pira-Parana, Fischfluß 374 ff., vgl. Uaiya, Beziehungen der Indianer zum Tiquié 203 211 369 371 373
Pira-tapuyo, Fischindianer 238 f., vgl. *Uaikana*
Pium, plur. Piuns, Tagesstechmücke, Simulium sp. 86 298
Polygamie, Vorrecht der Häuptlinge 178
Prophylaktische Bemalung gegen Krankheit 98 347 f.
Prügelei bei Festgelagen 112 373
— eheliche 112
Pubertätsgebräuche beim Jüngling 220
— beim Mädchen 115
Pupunyabrühe, Erfrischungsgetränk 385
— Kaschiri aus Pupunyapalmfrüchten 40 184 363

Puranga-Parana 285 289
Puré, Rio 401

Quarzzylinder, Halsschmuck der Männer 159 178 205 f.
Querary, Rio 87 267 f. 273 276
Querflöte 54
Quirlbohrer 76

Rauchen, frühes, der Kinder 111 155
Regenzauber 126 241
Reibebrett für Maniok 47 334
— Steinplatte als Ersatz für 383 f.
Ruder, verschiedener Form 370
— mit Bemalung 276

Sära 203
Sandflöhe 56 164 f.
Santa Izabel, Ortschaft und Handelshafen am Rio Negro 4, vgl. Tapuru-cuara
São Felippe 14 ff. 129 ff. 153 225 ff. 359 ff.
São Gabriel 12 ff.
São Joaquim 14 224 f. 229
São Marcellino 228 f.
Schamschurz der Männer 34 233 271 380
Schikitaya, gerösteter und gestoßener Pfeffer 284
Schilde, zum Kampf 383
— zum Tanz 168 f. 217 f. 263
Schildkröten, Jagd 247
— Eier 290
Schlange 172 197 f. 403
Schlangenbiß 241 364 f.
Schlangenmythus des Caiary-Uaupes 358 f.
Schlauch, geflochtener, zum Auspressen der Maniokmasse 334 f.
Schmidt, Otto 2 19 27 32 f. 52 71 76 88 97 101 120 153 165 180 189 191 206 210 216 222 225 228 238 260 279 ff. 303 376 404
Schnadahüpfeln, indianische 113
Schnupfpulver und Schnupfgeräte 204 384 f.
Schreikrämpfe im Rausch 55
Schuldsklavenverhältnis der Indianer zu den Weißen 16 f.
Schwangerschaft 115 310
Schwarzes Wasser 4 137 140 155 240 269 288 f. 374 396 399 401
Seele, beim Schlaf und Traum 106 315
— beim Niesen und Gähnen 315
— bei einem Donnerschlag 315
— Jenseits der *Siusi* 105 f.
— — der *Kobeua* 282 315 322
— — der Maskenseelen 322 325 f.
Seengebiet des Rio Issana 31
— des Rio Curicuriary 144
— des Rio Caiary-Uaupes 289
— des Rio Tiquié 156
— des Rio Yapura 403
Seifenrinde 354
Sieb, großes, als Tisch 223
Siebe verschiedener Art für die Verarbeitung der Maniok 334 341 f.
Signaltrommeln 173 180 ff. 260 357 386 393 401
Signaltuten 22 169 397 f.
Silberschmuck 52 166 178
— Putzen des 374
Sinn für bildliche Darstellung 49 93 269
Sittlichkeit, hohe, der Indianer 84 309
Sitzschemel 85 193 f. 373
Siusi, Plejadenindianer 32 38 ff. 97 ff. vgl. *Oaliperi-dakeni*
Soldatengreuel 17 159 168 ff.
Spottlust der Indianer 183
Sprachaufnahmen 8 f. 81 89 161 176 274 355 392
Stachelrochen 145 166 252 f.
Stammesheros, *Tariana* 261
— *Tukano* 231
— *Kobeua* 319 ff.
— *Yahuna* 386
Stechmücken 86 298
Steinaxtschliffe 21 92 304
Steinbeile, Herstellen der 374
Steinbeilklingen 92 277 f. 400
Steinklinge für Hacke 222
Steinhäuser (Höhlen) 303 306 f.
Stillen, langes, der Kinder 116 155 159 312 f.
— der gezähmten Tiere 312
Stoßlanze für Jagd 66
Stotternder Indianer 283 f.
Strafexpedition 170

Streitigkeiten zwischen Indianern 112 308 363 f. 373
Strickedrehen 338 340
Strickrahmen zum Herstellen von Taschen 384
Surubiroca, *Kobeua*maloka 276 f. 279 304 308

Tabak, Anbau 85 269
— Bereitung 85
Tabakschlecken der *Uitoto* 392
Tagewerk, indianisches 45 f.
*Takaliua, Maku*stamm 289
Taktfestes Rudern der Indianer 286
Tanz 52 ff. 165 186 ff. 200 f. 217 ff. 263 299 352 f.
— Tanzschmuck 185 189 f. 299
— Sorgfalt mit dem Tanzschmuck 185 187 189 f. 202
— Verwahren des Tanzschmuckes 189 f.
— Transport des Tanzschmuckes zum Fest 216
— Einhandeln des Tanzschmuckes 159 166 ff. 204 f. 216
— Tanzschild 168 f. 217 f. 263
— Tanzstäbe 54 109 112 213 386 397
— Tanzhut 323
Tapirjagd 295
Tapuru-cuara, Stromschnelle und Handelshafen am Rio Negro 5 133 227, vgl. Santa Izabel
Tariana 78 158 234 ff. 240 ff.
— Sprache 235
— Zeremoniellsprache 260
Tasche aus Palmfaserschnüren 384
Tatauierung der *Desana* 263 f.
Taufe, christliche 117 ff. 150 159
Tauschhandel mit den Indianern 26 167 216
— der Indianer unter sich 79 124 278 f. 297
Tchidua 287
Termitennest als Köder beim Fischen 143 246
Tiere, gezähmte, vgl. Haustiere
Tierfiguren als Hausschmuck, aus Palmblatt 350
— aus Maiskolben und Maisblättern 350 f.
Tierfiguren, hölzerne Fischfiguren als Tanzgerät 316 323
— hölzerne Vogelfiguren als Tanzgerät 323
— Eidechsenfiguren aus Bast als Tanzgerät 323
— Tierfiguren in der Ornamentik 298 347 350
Tierquälerei 31 179
Tiertänze ohne Masken 322 f.
Tiquié, Rio 155 ff. 361 ff.
— Unterlauf 156
— Kataraktengebiet 195 f.
— Quellgebiet 208 f. 213
— nahe Verbindung mit dem Yapuragebiet 156 171 203 f. 212 361
Töpferei 344 ff.
Ton für Töpferei 31 124 344
— eßbarer 385
Tonwaren, feine, der *Kueretu* usw. 394
Topfständer 345 f.
Totenfest 128 131 314 f.
— endokannibalisches, der *Kobeua* 315 f.
Totengeist 103 105 315
Totenklage 78 f. 81 f. 100 ff. 165 242 302 314
Tracht und Schmuck am unteren Apaporis 379 f.
Trauerjahr 106 315
Trennung der Geschlechter beim Essen 48 164
Trindade, Ansiedlung am Rio Negro 6 ff.
Trommelsprache 181 392 f.
Tsahatsaha, Horde der *Umaua* 286 292 296 302 379 387 391
Tsaina 373
Tsöla 203 209 374, vgl. *Tsöna*
Tsöloa 213 370 ff. 375, vgl. *Tsöroa*
Tsöna 103 374, vgl. *Tsöla*
Tsöroa 213, vgl. *Tsöloa*
Tucunaré, schmackhafter Fisch 248 f. 289
— Fang mit Angel und künstlichem Köder 248 f.
Tukano 133 160 ff.
— körperliche Beschaffenheit 162
— Verkehrssprache, am Tiquié 157
— — am Caiary-Uaupes 234 f. 260









ACERVOS DIGITAIS

https://beacons.ai/cdmam_sec

FALE CONOSCO

(92) 3090-6804

cdmam@cultura.am.gov.br

acervodigitalsec@gmail.com

Secretaria de
Cultura e Economia Criativa



